

Orbis Linguarum

Vol. 54

Rada Naukowa
Wissenschaftlicher Beirat
Advisory Board
Conseil Scientifique

Leszek Berezowski
(Uniwersytet Wrocławski)

Edward Białek
(Uniwersytet Wrocławski)

Marcin Cieński
(Uniwersytet Wrocławski)

Rolf Fieguth
(Université de Fribourg)

Klaus Garber
(Universität Osnabrück)

Martin Kagel
(The University of Georgia, Athens)

Andrzej Kątny
(Uniwersytet Gdański)

Maria Kłańska
(Uniwersytet Jagielloński)

Katarzyna Nowakowska
(Uniwersytet Warszawski)

Sławomir Piontek
(Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu)

Jana Raclavská
(Ostravská Univerzita)

Danuta Rytel-Schwarz
(Universität Leipzig)

Georg Schuppener
(Universität Leipzig)

Arvi Sepp
(Universiteit Antwerpen)

Ewa Teodorowicz-Hellman
(Stockholms Universitet)

Carl Vettters
(Université du Littoral)

Mykola Zymomrya
(Дрогобицький державний педагогічний університет імені Івана Франка)

Instytut Filologii Germańskiej
Uniwersytetu Wrocławskiego

Orbis Linguarum

Vol. 54

Redakcja

Edward Białek, Katarzyna Nowakowska, Justyna Radłowska

Neisse
Verlag 

Neisse Verlag & Oficyna Wydawnicza ATUT

Dresden – Wrocław 2020



Uniwersytet
Wrocławski

Orbis Linguarum 54/2020

Redakcja

Edward Białek (Uniwersytet Wrocławski), Katarzyna Nowakowska (Uniwersytet Warszawski),
Justyna Radłowska (Uniwersytet Wrocławski)

Recenzenci

Elżbieta Biardzka (Uniwersytet Wrocławski); Jarosław Drobnik (Uniwersytet Medyczny im. Piastów
Śląskich we Wrocławiu); Rolf Fieguth (Université de Fribourg); Piotr Flatau (University of California,
San Diego); Elin Fredsted (Europa-Universität Flensburg, Dänisches Seminar); Wojciech Góralski
(Uniwersytet Kardynała Stefana Wyszyńskiego w Warszawie); Dorota Heck (Uniwersytet Wrocławski);
Czesław Karolak (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu); Artur Dariusz Kubacki
(Uniwersytet Pedagogiczny im KEN w Krakowie); Monika Kulesza (Uniwersytet Warszawski); Lucjan
Puchalski (Uniwersytet Wrocławski); Brigitte Schultze (Universität Mainz); Arvi Sepp (Universiteit
Antwerpen); Janusz Stopyra (Uniwersytet Wrocławski); Wiesław Wenz (Papieski Wydział Teologiczny
Wrocław); Heiner Willenberg (Universität Hamburg).

Kolegium Redakcyjne

Redaktor naczelny: prof. dr hab. Edward Białek
e-mail: edward.bialek@uwr.edu.pl

Zastępca redaktora naczelnego: dr Justyna Kubocz
e-mail: justyna.kubocz@uwr.edu.pl

Redaktorzy merytoryczni

Dr hab. Grzegorz Kowal (filozofia i literatura)
Dr Krzysztof Huszcza (historia literatury austriackiej)
Dr Jan Pacholski (literatura niemiecka na Śląsku)
Dr Justyna Radłowska (polsko-austriacki transfer kulturowy)
Dr Tomasz Wysłobocki (historia literatury i kultury Francji)

Adres Redakcji

Orbis Linguarum, Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Germańskiej
plac Nankiera 15 b, 50-140 Wrocław, p. 311
<http://www.ifg.uni.wroc.pl/magazine/orbis-linguarum/>

© Orbis Linguarum 2020

ISSN 1426-7241

ISBN 978-3-86276-310-8

ISBN: 978-83-7977-539-2

Neisse Verlag Dresden
Verlag www.neisseverlag.de



Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe
ul. Kościuszki 142, 50-439 Wrocław, tel. 71 342 20 56
e-mail: wydawnictwo@atutoficyna.pl

Marek Zybura (<https://orcid.org/0000-0001-8762-1202>)

Uniwersytet Wrocławski

Bronislaw Huberman: Durch Kunst zu Paneuropa. Auf den Spuren eines vergessenen Vordenkers der europäischen Integration

Bronislaw Huberman (1882–1947), der „König der Geigenvirtuosen“, wie er zu Lebzeiten genannt wurde, ist heute ein Geheimtipp, den nur mehr versierte Musikkenner und -liebhaber untereinander weitergeben. Im breiteren Bewusstsein unserer Zeit darf er als verschollen gelten. Solches Schicksal widerfuhr einem Musiker und internationalen Star der Musikwelt, politischen Schriftsteller und Aktivisten, Medienliebbling und Globetrotter, den sein blendender Tageserfolg um den langwirkenden Nachruhm brachte. Dass er als Musiker in Vergessenheit geraten ist, mag seinem dem ausgehenden 19. Jahrhundert verpflichteten Interpretationsspiel (sowohl im Bereich der Technik als auch der Ästhetik) und neuen, für ihn schon zu spät entwickelten Aufnahmetechniken geschuldet sein. Dass er aber auch als unermüdlicher Vorkämpfer und Befürworter des *Vaterlandes Europa*, eines vereinten und befriedeten Europas, welches in der Gestalt der EU seit Jahrzehnten schon, trotz allem Auf und Ab, den Lebensinhalt und -wert der Europäer ausmacht, das gleiche Schicksal teilt – ist bitter. Der Politologe Hans-Wolfgang Platzer, Autor des ersten Huberman im deutschsprachigen Raum gewidmeten Opusculums, schrieb darin 2019 die bezeichnenden Worte: „Trotz meiner beruflichen Beschäftigung mit Fragen der Europäischen Integration war mir Bronislaw Huberman als Vordenker und Aktivist der europäischen Einigungsbewegung [...] nicht bekannt.“¹

Geboren als *natione Polonus, origine Judaeus* im damaligen „Königreich Polen“², einem Staatengebilde, das *de facto* weder Königreich noch Polen gewesen war,

¹ H.-W. Platzer: Bronislaw Huberman und das Vaterland Europa. Ein Violinvirtuose als Vordenker der europäischen Einigungsbewegung in den 1920er und 1930er Jahren, Stuttgart 2019, S. 11. Nur etwas besser ist es darum in Polen bestellt, seit Piotr Szalsza dort seine voluminöse und fundamentale Monografie Bronislaw Huberman czyli pasje i namiętności zapomnianego geniusza (Częstochowa 2001) vorgelegt hat. Allerdings konnte das bedeutende Buch (worin sich der Verfasser ausführlich auch mit Hubermans politischem Engagement beschäftigt), weil im Nischenverlag des Museums der Stadt Tschenstochau erschienen, keine breitere Wirkung entfalten.

² Der lexikonübliche Hinweis auf Tschenstochau als Hubermans Geburtsort ist ein Notbehelf. Die Tschenstochauer Geburtsregister führen seine Geburt nicht auf. Der Künstler selbst (der in seinen späten Jahren tatsächlich diese Stadt angab) machte hierüber widerstreitende Angaben: 1904 nannte er in einem Interview Warschau und 1911 (bei der Taufe seines Sohnes Johannes)

sondern ein russisch verwaltetes Nebenland des Zarenimperiums, hatte Huberman somit bis zur Wiederentstehung Polens nach dem Ersten Weltkrieg einen russischen Pass und war ein *sujet russe* (wie man damals in seinen Kreisen sagte). Von Kindheit an war er für daraus, seiner persönlichen Herkunft und der Lage seines Vaterlandes, resultierende psychologische und politische Unwägbarkeiten besonders sensibilisiert. Unter anderem darin sind die Quellen seines späteren Engagements für die paneuropäische Idee zu suchen.

Mit fünf Jahren als Naturgenie des Violinspiels entdeckt, verließ das allseits bestaunte Wunderkind Huberman mit zehn Jahren Warschau, um von Berlin aus (wo er bei Joseph Joachim sein Können vervollkommen sollte, was aber fehlschlug) eine internationale *via triumphalis* des Geigenvirtuosen anzutreten, „dessen Kunst von Riga bis Madrid und von New York bis San Francisco hunderttausende Menschen schwärmerisch bewunder[te]n.“³ Aus dem Jahre 1903 ist uns eine folgende, im typischen Sprach- und Wahrnehmungsduktus der Zeit verfasste, Charakteristik des jungen Künstlers überliefert: „Er ist nicht mehr der »kleine Hubermann«, und doch hat sein Gesicht noch immer den kindlichen Zug. Der slavische Typus, wie er Rubinstein's Kopf charakterisierte, kennzeichnet auch den seinigen. Dieser slavische Stempel ist gleichsam dem typischen Musikergesicht aufgeprägt, besser gesagt eingedrückt. Und der typische Musikerkopf bleibt die berühmte Beethovenmaske. Eine ferne, ganz ferne Verwandtschaft mit dieser in unser Aller Geist lebendigen Maske legt sich manchmal wie der Ernst der Kunst über das kindliche Gesicht des Geigers. Die Lippen sind stark, das Haar bäumt sich zu einem mächtigen Schopf, in den Augen lebt Schumann. Die Sprache des jungen Meisters ist etwas hart und schwer, und im Tonfall verräth sich immer noch zuweilen der Pole.“⁴

Die Gastspielreisen erfolgten, besonders am Anfang, unter uns heute seltsam anmutenden Umständen: „Mit vierzehn Jahren ging ich zum erstenmale nach Amerika, und da machte ich merkwürdige Beobachtungen über amerikanische Freiheit. Es gibt in Amerika einen vom Gesetze sancionirten Verein zur Verhütung von Grausamkeiten gegen Kinder. [...] Da der Verein seine Thätigkeit auch gegen das Auftreten der Wunderkinder richtet, so mußte ich mich erst einer ärztlichen Untersuchung unterwerfen, von der es abhängen sollte, ob ich überhaupt concertiren dürfe. Da man mich körperlich genügend entwickelt fand, gab man mir unter gewissen Beschränkungen die Erlaubniß. Auf meiner amerikanischen Tournée sollte ich nun auch in einem der Sonntags-Symphonie-Concerte mitwirken, die in der Metropolitan-Opera in

Zamość, woher die Familie stammte und einer deren Zweige dort auch blieb. Zamość klingt insofern glaubwürdig als es in einem kirchlichen Dokument (Taufschein) auftaucht und, ein weiteres Indiz, früher zum Majoratsgut der gräflichen Familie Zamoyski gehörte. Graf Jan Władysław Zamoyski (1849–1923) aber soll der hartnäckigen Familienüberlieferung nach der natürliche Vater des Virtuosen gewesen sein. Tatsache ist, dass er sein erster Mäzen wurde (1894 schenkte er ihm die Stradivarius-Violine „Gibson“) und ihn in seinen Briefen „mein goldenes, liebstes Söhnlein“ nannte, den er „schleunigst wieder umarmen und küssen möchte“ und der ihm „so viel Ehre verschafft“. Vgl. P. Szalsza: Bronisław Huberman, S. 9 ff, Zitat, S. 17.

³ Bei Bronislaw Huberman. Von Max Frankenstein. In: „Neues Wiener Journal“, 17.06.1926.

⁴ Zit. nach: Th. Thomas, Vom Wunderknaben zum Virtuosen. In: „Neue Freie Presse“, 4.01.1903.

Newyork stattfinden. Aber der Verein depechirte mir nach Boston und untersagte meine Mitwirkung wegen – „Sonntagsruhestörung eines Minderjährigen“. Natürlich klagte mein Manager Conried und nahm sich den besten Anwalt Newyorks. Dieser Anwalt hielt ein sechstündiges Plaidoyer und siegte endlich mit dem Einwand, daß das Spiel für mich immer ein Festtag sei, und daß mir das Verbot die Freude rauben würde. Ich spielte dann an fünfzehn Sonntagen hintereinander.“⁵

Der Erfolgsreigen jener Jahre dauerte bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs an, der ihn kurz nach dem Ausklingen der Konzertsaison 1913/1914 wieder in Berlin überraschte. Als russischer Staatsbürger wurde er sofort interniert, aber auf Betreiben des Chefs des Großen Generalstabes Helmuth von Moltke freigelassen. Er erhielt den Sonderstatus des persönlichen Gastes des begeisterten Fans seiner Kunst, Kronprinz Wilhelm von Preußen, und konnte seine Konzerttätigkeit fortsetzen – kriegsbedingt hauptsächlich in Deutschland und Österreich-Ungarn, aber auch in Polen, d.h. in dem von den Deutschen und Österreichern 1916 eingerichteten sog. Regentschaftskönigreich Polen (das die von den Russen befreiten Gebiete des ehemaligen „Königreich Polen“ umfasste).

Die Jahre des Großen Kriegs (wie er damals genannt wurde) bildeten eine Zäsur auch im Leben Hubermans, trotz all der Begünstigungen und Freiheiten, deren er sich aufgrund seines Künstlerruhms im Unterschied zu den meisten von dieser Katastrophe betroffenen Zeitgenossen erfreute. Das Ausmaß des materiellen und geistigen Elends, in welches Europa durch den Krieg gestoßen worden war, führte ihm 1920 eine Konzertreise in die USA besonders krass vor Augen, auf die noch zwei mehrmonatige Tournées 1922 und 1923 folgten. Die dortigen Erfahrungen ballten sich bei ihm zu einem tiefen Amerika-Erlebnis zusammen, das fortan sein künftiges Leben und Wirken bestimmen sollte. Schon nach der Rückkehr von der ersten Reise hielt er den in Europa eingetretenen Wandel fest: „Es gibt kein Land, keinen Stand, keinen Beruf, der nicht in seinem innersten Kern vom Weltkrieg und dessen Folgeerscheinungen aufgerüttelt worden wäre. Geistig sowohl wie materiell. Auch der Beruf des Virtuosen wurde davon nicht verschont. Damit ich es gleich sage: er ist nicht leichter geworden, im Gegenteil. Die früher schon meist dornenvolle Betätigung eines Künstlers – der Lebenskampf um die Geltendmachung seiner Persönlichkeit – stellt heute geradezu ein Martyrium dar. Es beginnt gleich mit den Reisevorbereitungen. Unendliche Paßschwierigkeiten. Der bedauernswerte Künstler, der nicht über eine besonders einflußreiche Protektion verfügt, ist vor jeder Reise gezwungen, seine Zeit wochenlang in Paßbureaux zu verbringen, statt sie auf Ueben, Komponieren und dergleichen zu verwenden. Aber auch mit Protektion und bei größtem Entgegenkommen der Aemter und Behörden geht es niemals ohne den Verlust mehrerer Tage ab. [...]

Das Verhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben eines Künstlers hat sich infolge der ökonomischen Wirkungen des Krieges ganz allgemein in bedauerlicher Weise verschlechtert. In welchem Grade dies der Fall ist, hängt naturgemäß davon

⁵ Ebd. Huberman erinnert sich hier an seine erste amerikanische Tournée in den Wintermonaten des Jahres 1897.

ab, um wie viel die Valuta des betreffenden Landes gesunken ist. Die Kosten sind mindestens im gleichen Verhältnisse gestiegen (oft aber auch noch mehr), also zum Beispiel in London um das Doppelte, in Paris um das Dreieinhalbfache, in Holland um das Zweieinhalbfache, in Berlin um das Fünffache, während die Eintrittspreise durchschnittlich (nach Abzug der Kriegssteuer) in London nur um zirka ein Fünftel, in Frankreich um die Hälfte, in Holland um ein Viertel, in Deutschland um das Vierfache gestiegen sind. Dieses Mißverhältnis, an sich schon schreiend und den Lebens-Standard der Großen im Reiche der Kunst herunterdrückend, wird zu einem fast unüberwindlichen Hindernis für junge, noch um ihre Anerkennung kämpfenden Talente in den betreffenden Ländern und geradezu zu einer Katastrophe für junge Talente aus den valutageschwächten Ländern, deren künstlerischer Entfaltung das eigene Vaterland nicht genügt, die einen internationalen Wirkungskreis brauchen, und viele haben das Sprichwort „Nemo propheta in patria“ am eigenen Leibe erfahren müssen. Man male sich beispielsweise aus, was aus meinem großen Landsmann Paderewski, der aus dem Warschauer Konservatorium wegen Talentlosigkeit entlassen wurde, geworden wäre, wenn er, unbemittelt wie er damals war, sich jetzt in London als junger unbekannter Künstler einführen müßte. 125 bis 200 Pfund Sterling Kosten für ein Recital in der Queens-Hall, 300.000 bis 600.000 polnische Mark! Und ich kenne auch jetzt so manchen jungen Landsmann, der sich internationale Lorbeeren erringen könnte, wenn er in Polen nicht wie in einer Art Valutagefängnis sitzen würde!

Die finanzielle und politische Umschichtung der europäischen Gesellschaft hat aber noch wichtigere Veränderungen für uns im Gefolge, wichtiger, weil sie direkt auf das Gebiet unserer künstlerischen Betätigung herübergreifen. Zu den beneidenswertesten Freuden unseres Lebens, um derentwillen wir gern all' die Mühsal dieses Berufes auf uns nehmen, gehörte das Bewußtsein, daß wir Tausenden durch Vermittlung der Meisterwerke unserer Kunst Glück und innere Erhebung brachten, daß wir sie für Stunden den Alltäglichkeiten des Lebens entrückten, daß wir in einem Kontakt mit ihnen standen, der sie unsere Emotionen miterleben ließ. [...] Das setzte aber ein musikalisch vorgebildetes Publikum voraus, ausgestattet mit der Kenntnis der Meisterwerke sowie deren Traditionen und maßgebenden Interpreten. Von einigen Mäzenen abgesehen, setzte sich dieser beste Teil des Konzertpublikums hauptsächlich aus den mittleren Bürgerkreisen zusammen. [...] Diese Kreise können jetzt kaum ihren Lebensunterhalt bestreiten, geschweige denn sich den Luxus eines Konzertbesuches leisten. Zwar sind die Konzerte noch immer überfüllt, aber die besten Plätze sind von einer neuen Gesellschaftsschicht besetzt, von Kriegsgewinnern aller Schattierungen, den nouveaux riches, die zu uns kommen ohne Verständnis und ohne Bedürfnis, nur weil es zum guten Ton gehört, gute Töne zu hören, sie machen böse Miene zum guten Spiel...“⁶

Dieser Artikel verdient deshalb so ausführlich zitiert zu werden, weil seine Problematik die künftigen Aktivitäten des Künstlers vorwegnahm. Zum ersten Mal manifestierten sich hier seine, der schon öfters als Autor vor die Öffentlichkeit

⁶ B. Huberman: Der Weltkrieg und die konzertierenden Künstler. In: „Neue Freie Presse“, 8.05.1921.

getreten war, Interessen für Wirtschafts- und sozial-politische Fragen so deutlich. Das Amerika-Erlebnis verlangte schon jetzt nach Umsetzung und zwang Huberman in den öffentlichen Dienst der Idee, die es in ihm entfacht hatte. Als er nach einigen Jahren, dieser Idee schon vollends nach den zwei weiteren Aufenthalten in den USA verfallen, die Bedeutung all dessen, was er in Amerika gesehen, erfahren und erlebt, für seinen neuen Lebensweg rekapitulierte, erklärte er 1926: „Auf meinen Reisen in Amerika fiel mir der außerordentlich große Wohlstand der Arbeiterbevölkerung auf. Ich sah bei meinen Konzerten, die ich für die Arbeiterschaft gab, Frauen, gepflegt, in seidenen Strümpfen und elegantem Pelzwerk. Auf jede wartete ihr Auto. Der amerikanische Arbeiter bezieht im Verhältnis zur Kaufkraft des Geldes das vielfache Einkommen eines europäischen. Ich sah das ganze Volk von dem inneren Gefühl der Zufriedenheit beseelt und in dem stolzen Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu einer großen Gemeinschaft verschmolzen. Und ich begann Vergleiche zu ziehen. Dort ein einziges ungeheures, großartig organisiertes Wirtschaftsgebiet, hier ein durch Vielstaaterei zerklüfteter Kontinent, von den vielfältigsten Eifersüchteleien zerrüttet, mit unerträglichen Kriegssteuern, Reparationen und Grenzzöllen belastet. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen und ich fand die Zauberformel, die des Rätsels Lösung bildet. Sie heißt: Vereinigte Staaten. So kam ich zu Paneuropa.“⁷

Um diese Zeit galt Huberman bereits als ein begeisterter Propagator des paneuropäischen Gedankens, von dem man ihm nachsagte, dass er „von ihm mit geradezu dämonischer Gewalt Besitz ergriffen hat“⁸, und war Verfasser der mit viel Aufmerksamkeit und Zustimmung aufgenommenen Schrift *Mein Weg zu Paneuropa*⁹, die 1932 den ersten Teil seines diesbezüglichen paneuropäischen Manifestes bilden sollte.

Als er nämlich Ende 1923 vom letzten Amerika-Tournee mit seiner „Zauberformel“: Vereinigte Staaten Europas, fest entschlossen zurückkehrte, für diese Idee Anhänger zu gewinnen, musste er zu seiner nicht geringen Verblüffung erfahren, dass seit kurzer Zeit schon jemand für Paneuropa öffentlich die Trommel rührte. Für den Philosophen und Schriftsteller österreichisch-japanischer Herkunft, Graf Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi (1894–1972), war der Erste Weltkrieg genauso wie für Huberman eine erschütternde europäische Katastrophe gewesen, über deren Erfahrung er zu seiner Idee von „Pan-Europa“ fand. Der ungeheure Schock, den der Krieg für die Zeitgenossen darstellte, resultierte aus der damals allgemein verbreiteten Überzeugung von dessen schierer Unmöglichkeit, ein Irrglaube, dem der englische Publizist und Politiker Norman Angell in seinem berühmten, in fünfzehn Sprachen übersetzten Buch *The Great Illusion* (1910, im gleichen Jahr auf Deutsch

⁷ Bei Bronislaw Huberman (wie Anm 3).

⁸ Ebd.

⁹ Sie erschien 1926 als Sondernummer (H. 5) der von R. N. Coudenhove-Kalergi herausgegebenen Zeitschrift „Paneuropa“ im Wiener Paneuropa-Verlag. Das polnische Original (Maschienschrift, aufbewahrt in Felicia Blumental Music Center and Library in Tel Aviv) trägt den Titel *Jak zostałem zwolennikiem Paneuropy* (Wie ich Anhänger von Paneuropa wurde). Die deutsche Fassung – ob sie vom Autor stammt oder jemand anderem, ist nicht klar – unterscheidet sich in manchen Formulierungen vom Original.

erschienen u.d.T. *Die falsche Rechnung. Was bringt der Krieg ein?*) den beredten Ausdruck gab. Man baute auf die schon damals vorhandene globale Vernetzung von Wirtschaft und Finanzen, die einen Krieg unrealistisch erscheinen ließ. „Alles Gewaltsame schien bereits unmöglich in einem Zeitalter der Vernunft“¹⁰, schrieb rückblickend Stefan Zweig: Man glaubte ja unter dem Eindruck der Entwicklung der Wissenschaften und des unaufhaltsamen technischen Fortschritts vor der Erfüllung der aufklärerischen Utopia zu stehen. Die unerhörte Tatsache, dass das Unmögliche doch möglich geworden war, sicherte in den ersten Nachkriegsjahren der politischen Vision Coudenhove-Kalergis internationales Interesse. Sein programmatisches Buch *Pan-Europa* gab den Auftakt zur Gründung der Paneuropäischen Union, der ältesten Einigungsbewegung auf dem Kontinent. Jedes Exemplar des pünktlich zum 1. Oktober 1923 ausgelieferten Buches enthielt eine auszufüllende Beitrittskarte mit der kurzen Erklärung: „Ich trete der Paneuropäischen Union bei“, worauf noch im gleichen Monat die ersten Tausend Mitglieder registriert wurden. Einige Streiflichter auf das Projekt Coudenhove-Kalergis im Folgenden zu werfen erscheint deshalb vonnöten, weil der Virtuose sogleich nicht nur zum engagierten Mitstreiter, sondern auch zum Freund des Wiener Vordenkers des heutigen Europagedankens wurde, an dem sie fortan beide, sich einander ergänzend, mitarbeiteten.

Zum Motto der neuen Bewegung wählte deren Gründer die Worte des Polyhistor und Bischofs, Markantun de Dominis: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas“ (Im Notwendigen herrsche Einmütigkeit, im Zweifelhafte Freiheit, in allem aber Nächstenliebe), die er freilich selber samt Zeitgenossen für ein Augustinus-Zitat hielt.¹¹ Die Verwendung der christlichen Symbolik auch im Emblem der Paneuropäischen Union: rotes Kreuz vor dem gelben Hintergrund der kreisrunden Sonnenscheibe, war mitnichten ein Bekenntnis zum ideologisch-christlichen Charakter der Bewegung, sondern vielmehr ein Rückgriff auf die Internationalität dieser Symbolik.¹² Der dem Wiener Wohnsitz ihres Gründers geschuldete Zufall, dass die Union ebendort aus der Taufe gehoben wurde, erwies sich als eine durchaus glückliche Fügung des Schicksals. In der Hauptstadt der durch den Ausgang des Krieges und den Versailler Vertrag gedemütigten Monarchie hatte sie am Start den größten Zulauf. Der Wunsch nach Änderung der geopolitischen Nachkriegsordnung war allgemein, wobei man freilich nicht mehr auf den Krieg als Instrument der internationalen Politik setzte. Die paneuropäische Idee schien da einen interessanten Ansatz zu bieten. Der österreichische Staat – dessen zwei oberste Vertreter: Präsident Karl Renner und Kanzler Ignaz Seipel, ihre Anhänger waren – stellte der Union repräsentative Büroräume in der Wiener Hofburg zur Verfügung und die Wiener Presse, der neuen Bewegung sehr zugeneigt, sorgte für die wirksame Resonanz in der Öffentlichkeit. Wien wurde zur zentralen Schaltstelle der Paneuropäischen Union:

¹⁰ S. Zweig: *Die Welt der Sicherheit* (1944), zit. nach: E. Philippoff (Hrsg.): *Die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn: politisches Lesebuch 1867–1918*, Villeneuve-d’Ascq 2002, S. 191.

¹¹ Die irrtümliche Annahme hat 1999 Henk J. M. Nellen richtiggestellt.

¹² Nichtsdestotrotz fiel der von Coudenhove-Kalergi 1950 dem Europarat unterbreitete Entwurf für eine Europaflagge durch, weil er eben ein Kreuz enthielt.

hier liefen alle Fäden zusammen, von hier aus wurden ihre internationalen Aktivitäten (wie z.B. die Tätigkeit ihrer nationalen Landesbüros, von Bulgarien über baltische Länder bis hin nach Spanien und den USA¹³) koordiniert.

Nach seiner Rückkehr aus den USA fasste Huberman den schwerwiegenden Entschluss, sein Leben jetzt auf einen neuen Rhythmus und teilweise neue Inhalte hin umzustellen. Er, der seine „Sendung als Künstler vor allem sozial“ auffasste, wagte nun „den Sprung [...] von dem Bestreben, einigen tausend Menschen das Leben [mit seiner Kunst] vorübergehend erträglicher zu machen [...] zu dem Wunsch, eine Idee verwirklichen zu helfen, die Millionen Menschen dauernd zum Segen gereichen soll.“ Damit meinte er den Dienst an der Idee Paneuropas, um dessentwillen er nun, wie er selber sagte, seine „Konzertreisen möglichst mit Propaganda für Paneuropa“¹⁴ plante und überall bei dieser Gelegenheit Vorträge hielt. Dieses humanitäre, sozial-politische Engagement wurde fortan neben der Kunst zum zweiten Schwerpunkt seines Lebens und Wirkens. Gegenüber der „Prager Presse“ erklärte er 1926 dezidiert: „Ich glaube nicht an *l'art pour l'art*. Alles was ein Mensch, der gut sein will, tut, tut er nicht um der Sache, sondern um der Menschen willen. Christus starb nicht für Gott, sondern für die Menschen. Glauben Sie nicht, daß das Vagabundenleben, das ein Virtuose führt, seinem inneren Hang entspricht. [...] Es handelt sich um nichts Geringeres, als den Menschen das Evangelium der Kunst zu bringen. [...] In diesem Sinne ist also Kunst eine soziale Mission. Und hier setzt Paneuropa ein. Soziale Mission für dreihundert Millionen Menschen. Nicht Kunst um der Kunst willen, sondern Kunst um der Menschen willen.“¹⁵

Coudenhove-Kalergi, 1926 zum Präsidenten der Paneuropäischen Union gewählt, wusste sich das Engagement des Virtuosen zu schätzen: „Ich selbst bin tief gerührt von Ihrer selbstlosen, hingeebenen und unermüdlichen Mitarbeit.“¹⁶ Und in der Tat: „Kaum ein Künstler seiner Zeit [...] hat so oft das Konzertpodium mit dem Rednerpult vertauscht“, betonte der Musikhistoriker Albrecht Roeseler.¹⁷ Auch die zeitgenössische Presse kommentierte diesen aufwendigen Einsatz mit Anerkennung: „Huberman zählt heute nicht nur zu den hervorragendsten Violinkünstlern, sondern ist auch einer der interessantesten und geistreichsten Köpfe unserer Zeit. Namentlich für die Paneuropa-Bewegung hat der Künstler durch die Autorität seiner Persönlichkeit unerhört viel geleistet, ja noch mehr, durch wirklich schöpferische Ideen hat er dieser jungen Bewegung neue Wege gewiesen.“¹⁸

¹³ Das ursprüngliche Konzept Paneuropas sah die Vereinigung von Ländern des europäischen Festlandes vor, mithin ohne Großbritannien, Russland und die Türkei. Das britische Landesbüro der Union wurde erst 1939 eröffnet.

¹⁴ Bei Bronislaw Huberman (wie Anm. 3).

¹⁵ N.N.: Bei Bronislaw Hubermann [!] Dvořáks Cellokonzert als Schreibunterlage. – Der Geiger und Paneuropa. In: „Prager Presse“, 18.11.1926. – Manchmal schrieben Zeitungen den Namen des Künstlers mit zwei „nn“, der deutschen Rechtschreibung gemäß. Dort, wo er selber Einfluss darauf nehmen konnte, setzte er immer die polnische Schreibung seines Namens durch.

¹⁶ Brief vom 9.06.1929; zit. nach Platzer: Bronislaw Huberman, S. 91

¹⁷ A. Roeseler: Große Geiger unseres Jahrhunderts, München 1987, S. 68.

¹⁸ „Wiener Allgemeine Zeitung“, 2.02.1926.

Es waren in der Tat weniger neue Ideen, als vielmehr die Ausstrahlung der Persönlichkeit Hubermans, seine internationale Autorität, durch die er in seinem Einsatz für Paneuropa wirkte, obschon es – beim gleichen Ziel – durchaus taktische Unterschiede in seiner und Coudenhove-Kalergis Herangehensweise gab¹⁹, dem er freilich das Verdienst ließ, die Paneuropa-Idee verbalisiert und ihr den organisatorischen Rahmen verliehen zu haben. In seinen Bemühungen um Paneuropa zog er die wirtschaftlichen und kulturellen Aspekte den politischen Belangen, die der Präsident der Paneuropäischen Union in den Vordergrund stellte, entschieden vor. Er hatte auch kein Vertrauen zu den Berufspolitikern, um deren Gunst sein Mitstreiter im Interesse seiner Organisation warb. Und machte trotz aller Konzilianz öffentlich kein Hehl daraus: „Politik als Beruf? Daran glaube ich nicht. Denn Politik soll Tätigkeit für andere sein. Wenn in der letzten Zeit gerade Stimmen laut wurden, die der Paneuropa-Bewegung die politische Schulung absprechen, so muß man nur die Frage stellen, wo die Professionalpolitiker Politik gelernt hätten und ob nur die Fristung des eigenen Lebens durch die Tätigkeit, die Legitimation zur Ausübung einer Tätigkeit verleihe. Lloyd George war Fabrikant, Painlevé Mathematiker. Es gibt Sphären, wo nicht allein Fachkenntnisse, sondern Erkenntnis, mag es sich nun um wissenschaftliche oder künstlerische handeln, ausschlaggebend ist. Und eine solche Sphäre ist Politik. Denn Politik ist Kunst und Erkenntnis.“²⁰

Ein solches Politikverständnis sprach Huberman den meisten Berufspolitikern seiner Zeit ab. Zwar näherte er sich mit der Zeit den Positionen Coudenhove-Kalergis, aber noch 1932 grollte er: „[...] den Zusammenschluß Europas durchführen zu wollen“ mit den Politikern, „die sich gegen jede Veränderung, auch zum Besseren, aus Selbsterhaltungstrieb stemmen [...], das ist so, als wenn man den Ersatz der Postkutsche durch die Eisenbahn von der Erlaubnis der Postillone abhängig gemacht hätte. Daß der Führer der Paneuropabewegung, Graf Coudenhove, diesen Versuch mit den heutigen Postillonen unternommen hat, erschien mir persönlich von vornherein ziemlich aussichtslos.“²¹

Bei dem Hinweis auf das Zusammenspiel von Kunst und sozialpolitischem Engagement im Leben Hubermans nach dem Ersten Weltkrieg kommt man in diesem Kontext nicht umhin, an den Klaviervirtuosen Ignacy Jan Paderewski (1860–1941) zu denken, dessen Leben durch eine ähnliche Parallele gekennzeichnet war. Auch der zeitgenössischen Presse fiel diese Parallele auf und die den Violinisten interviewenden Journalisten gingen häufig darauf ein. Freilich war sowohl Huberman als auch den Zeitgenossen klar, dass er „in ganz anderem Sinne unter die Politiker gegangen war als sein Kollege von der ‚anderen Fakultät‘ [...]“²² – er war Botschafter und Propagator der Paneuropa-Bewegung, dachte in den Kategorien des ganzen Kontinents, wohingegen Paderewski seine Begabung und internationale Popularität

¹⁹ Vgl. Platzer: Bronislaw Huberman, S. 90 ff. und 128 ff.

²⁰ Bei Bronislaw Huberman (wie Anm. 15).

²¹ B. Huberman: Vaterland Europa. Herausgegeben und kommentiert von M. Zybura, Dresden 2020, S. 47.

²² Bei Bronislaw Huberman (wie Anm. 3).

in den Dienst der nationalpolnischen Idee, der Wiederherstellung und Festigung des polnischen Staates, stellte.

Seine Arbeit am paneuropäischen Projekt entfaltete Huberman ungefähr innerhalb einer Dekade: seit der Rückkehr aus den USA nach dem Ersten Weltkrieg bis zur Machtübernahme durch Hitler, was den Verbot der Paneuropa-Union in Deutschland, dem stärksten Land der Bewegung, zur Folge hatte. Fortan nahm der Kampf gegen das nationalsozialistische Regime („Ich bin Pole, Jude, freier Künstler und Paneuropäer. In jeder dieser Eigenschaften von mir muß ich den Hitlerismus als meinen Todfeind ansehen, den mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln zu bekämpfen mir meine Ehre und mein Gewissen, meine Überlegung ebenso wie mein Impuls gebieten.“²³) und der Einsatz für die verfolgten Künstlerkollegen Hubermans Kräfte und Zeit in Anspruch.²⁴

Stand am Anfang jener Dekade die hier schon zitierte Schrift *Mein Weg zu Paneuropa*, so klang sie mit *Vaterland Europa* (1932) aus. In der ersten Schrift entwickelte er ein Konzept des Einsatzes für das Paneuropa-Projekt, das aus drei Schritten bestand: 1) „Erweckung des paneuropäischen Bewußtseins und Gewissens“, was Aufklärungs- und Propagandaarbeit bedeutete. Diese realisierte er, indem er Vorträge hielt, Interviews gab und Zeitungsartikel schrieb, Verbindungen herstellte; 2) „Organisierung der unseren Gedanken gewonnenen Werber und Streiter“, was sich in Hubermans Arbeit vor allem in seiner anregenden und mitwirkenden/unterstützenden Rolle bei der Bildung von nationalen Landesbüros der Bewegung niederschlug, so des polnischen, tschechoslowakischen, ungarischen und niederländischen, wobei er hier von seinen internationalen, anlässlich der Konzertreisen angeknüpften Kontakten profitierte; mit dem zweiten hing ein letzter Schritt zusammen: 3) „Gründung von paneuropäischen parlamentarischen Parteien in allen Ländern Europas“²⁵, ein Vorhaben, bei dem es dem Autor darum ging, möglichst breite Bevölkerungsschichten für das Paneuropa-Projekt zu gewinnen (bestehende Parteien kamen für ihn hierbei kaum in Frage), und das aus vielen Gründen – am Widerstand Coudenhove-Kalergis in erster Linie – bis zuletzt nicht realisiert werden konnte.

Huberman, der davon träumte, „eines schönen Tages [...] vom Reden und Schreiben zur Tat“²⁶ überzugehen und dieses Betätigungsfeld in der paneuropäischen Parteienformierung erblickte, schmerzte das diesbezügliche Fiasko (die Korrespondenz mit dem Präsidenten der Paneuropa-Union belegt es zur Genüge) sehr. Hierin ist wohl der Grund dafür zu sehen, dass er sich vor dem Hintergrund der über Europa heraufziehenden Gefahr entschloß, zu seiner letzten großen paneuropäischen Veröffentlichung, *Vaterland Europa* (Berlin 1932), auszuholen. Er integrierte in das Buch seine erste Schrift *Mein Weg zu Paneuropa* (jetzt in umgearbeiteter Fassung

²³ Zit. nach: B. von der Lühe: „Ich bin Pole, Jude, freier Künstler und Paneuropäer“: Der Violinist Bronislaw Huberman, in: „Das Orchester. Zeitschrift für Orchesterkultur und Rundfunk-Chorwesen“ 1997, H. 10, S. 10.

²⁴ Vgl. zuletzt P. Aronson: Bronislaw Huberman. From child prodigy to hero, the violinist who saved Jewish musicians from the Holocaust, New York 2018.

²⁵ Alle Zitate: *Mein Weg zu Paneuropa*. In: „Paneuropa“ 1926, H. 5 (Sondernummer), S. 34,

²⁶ Ebd.

als *Europa im Kampf der Zölle, Klassen und Völker* betitelt), dann seine Rede auf dem I. Paneuropäischen Kongress in Wien, 1926, „ein Kondensat seines integrationspolitischen Denkens“²⁷ (jetzt u.d.T. *Der Weg zum europäischen Bundesstaat*), das das Kernstück des Buches bildet, gefolgt vom *Merkwort für das Programm des Europa-Kongresses in Basel 1932*, das das Buch abschließt.

Deutlich ist an diesem leidenschaftlichen Bekenntnis zum vereinigten Europa das Schwanken abzulesen, in dem sich Huberman damals zwischen tiefem Pessimismus und trotzigem Optimismus befand. Entmutigt schreibt er: „Es muß einen tiefste Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit erfassen, wenn man es jetzt erlebt, wie immer wieder versucht wird, die lebensgefährlichen Krankheitserscheinungen Europas mit Palliativmitteln abzuschwächen, nur um einer gesamteuropäischen Radikalkur aus dem Wege zu gehen“. Und dann, als ob er aus einer momentanen Verzweiflung erwacht geworden wäre, besteht er voller Zuversicht auf seinem Ideal: „Und nun soll eine Jahrtausende alte Kultur zugrundegehen, weil man sich eines seit ein paar Jahrzehnten aufgekommenen Wahnsinns nicht erwehren kann?! Nein, da bin ich trotz meiner Verzweiflung über den jetzigen Zustand optimistischer als alle Optimisten. Es müssen nur die Menschen guten Willens und klarer Einsicht sich Rechenschaft darüber ablegen, daß es bei diesem Kampf um Europa um das Schicksal eines jeden Einzelnen geht. Wir müssen zusammenhalten, und jeder muß innerhalb seines geistigen und sonstigen Vermögens dazu beitragen, daß dieser Gedanke in die breitesten Volkskreise eindringt, insbesondere sich der heranwachsenden Jugend bemächtigt. [...] Das Gebot der Stunde ist Propaganda für unser Vaterland Europa!“²⁸ Er wusste ja: ein solches Europa „[ist] notwendig [...] und keine Utopie. Es muß kommen, denn es bedeutet die kulturelle und wirtschaftliche Rettung unseres Erdteils.“²⁹

Es kam erst nach seinem Tod in der Gestalt der gegenwärtigen Europäischen Union und es zeigte sich, dass sein integrationspolitisches Denken dieses Nachkriegsprojekt in vieler Hinsicht realitätsnah vorweg genommen hatte. Hubermans Vaterland Europa bedeutete: „Europäische Zollunion, Währungsunion und Rechtsangleichung, Abrüstung der nationalen Armeen, Aufstellung einer übernationalen Armee, wirklichen Minderheitenschutz, Unsichtbarmachung der Grenzen und als Krönung des Ganzen politische Union.“³⁰ Vergleicht man diese damals von ihm postulierten Ziele mit den Strukturen und der Funktionsweise der heutigen EU, dann sind frappante Überschneidungen nicht zu übersehen: Auf der Haben-Seite sind Zoll- und Währungsunion, Minderheitenrechte und Abschaffung der Grenzen innerhalb der EU, teilweise auch Rechtsangleichung zu verzeichnen. Auf der Soll-Seite bleiben europäische Armee und politische Union (im Sinne einer bundesstaatlich verfassten EU) als Integrationsziele, wenn es auch Ansätze in dieser Richtung durchaus gibt. Integration ist aber Prozess und braucht Zeit. Das war auch dem Visionär Huberman klar, der deshalb zu bedenken gab, „daß dieses gewaltige Gebäude nicht auf einmal

²⁷ Platzer: Bronislaw Huberman, S. 124.

²⁸ B. Huberman: Vaterland Europa, S. 49, 52 f.

²⁹ Bei Bronislaw Huberman (wie Anm. 3).

³⁰ B. Huberman: Vaterland Europa, S. 57.

völlig gerüstet aus dem Fußboden gestampft werden kann, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus entsprang. Man wird also schrittweise vorgehen müssen.³¹ Und in solchen Integrationsschritten ist denn auch die gegenwärtige EU entstanden. Dieser Prozess, begonnen auf dem Haager Europakongress 1948 ein Jahr nach Hubermans Tod, dauert immer noch.

Brandaktuell wird seine, des europäischen Patrioten, Forderung nach einem supranational, demokratisch und sozial verfassten Vaterland Europa gerade jetzt, in der Zeit einer tiefen Krise, in der sich die EU befindet. Wenn die aus dem vollbrachten europäischen Einigungswerk resultierenden friedensstiftenden Errungenschaften negiert werden und rechte Extremisten aller Couleurs, Populisten und Nationalisten, ein geschichtsvergessenes Zurück zu einem „Europa der Vaterländer“ lautstark verlangen – und damit *de facto* zu zwischenstaatlichen Rivalitäten und Konflikten wie sie in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts üblich waren – dann ist die Besinnung auf das paneuropäische Vermächtnis Bronislaw Hubermans dringlicher denn je.

Der Zweite Weltkrieg (1939–1945) machte den europäischen Völkern bewusst, dass die Zukunft ihres „Weiterlebens“ im „europäischen Anschluß“ liegt. Der Züricher Rede Winston Churchills von 1946, in der er zur Schaffung der „Vereinigten Staaten von Europa“ aufrief, lagen eindeutig Coudenhove-Kalergis und Hubermans Visionen zugrunde. Mit der Entstehung der EU, dem fortschreitenden Integrationsprozess (Schengener Abkommen), der schrittweisen Erweiterung der Union in den ersten zwei Dezennien des 21. Jahrhunderts schienen diese Visionen immer festere Gestalt zu gewinnen. Die große Finanzkrise von 2008/09 und danach die europäische Flüchtlingskrise der Jahre 2015/16 erschütterten allerdings die EU in ihren Grundfesten. Insbesondere die Flüchtlingskrise führte in manchen Bereichen zu Rückfällen in die Nationalstaatlichkeit, als deren radikalstes Beispiel der Brexit gelten darf. Das Klima der v.a. durch die Social Media (die sich zu einer Ressource autoritärer Herrscher entwickelten) geschürten Angst vor Flüchtlingen revitalisierte die bis dahin nischenhafte, 2003 durch den österreichischen Neonazi und Vorsitzenden der „Volksbewegung gegen Überfremdung“ Gerd Honsik in seinem Buch *Der Juden III. Reich? Halt dem Kalergi-Plan! 28 Thesen Coudenhove-Kalergis. Eine Bittschrift an die deutschen Parlamente* entwickelte, rechtsextreme und weiß-nationalistische Verschwörungstheorie, in deren Zentrum Coudenhove-Kalergis Lebensarbeit für ein geeintes Europa steht. Dem Philosophen und geistigen Vater der EU wird darin unterstellt, ein Komplott zur Vermischung der weißen Europäer mit (farbigen, also anders“rassigen“) Flüchtlingen durch die Schiene der gemeinsamen europäischen Migrationspolitik geschmiedet zu haben und zwar mit dem Ziel, sie zu einer identitäts/vaterlandslosen Bevölkerung zu degradieren, die dann mühelos von einer jüdischen Elite regiert werden könnte – *Der Juden III. Reich*. Honsiks Verschwörungstheorie fand nach der Flüchtlingskrise ein sehr breites Echo in Ungarn (wo der 2018 gestorbene Autor seinen Lebensabend verbrachte) und Polen (wo sie der xenophoben und nationalistischen PiS-Partei 2015 zur Macht verholfen hatte und wo seitdem die parteinahen rechtsextremen Websites unentwegt vor der

³¹ Ebd.

„1922 entworfenen Ausrottung der Zivilisation des weißen Mannes“ warnen oder das Lamento anstimmen: „Die EU-Behörden realisieren den Coudenhove-Kalergi-Plan“ [„des Genozids an den Völkern Europas“].³² Aber es passiert, dass auch in den Kernländern der EU wie z.B. Deutschland die europäische Integration und Rechtsordnung im Kontext der Migrationspolitik in Frage gestellt wird (Pegida). Die Covid-19-Pandemie hat jetzt die rechtspopulistischen Parteien und Regimes in der EU gestärkt. Die Zukunft des geeinten Europas wird nicht nur von der Lösung der anstehenden wirtschaftlichen Probleme abhängen (und die Weltwirtschaft befindet sich jetzt in der tiefsten Rezession seit den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts), sondern auch davon (und dies vielleicht in erster Linie), ob die Europäer bereit sein werden, die Tragweite der historischen Dimension des europäischen Einigungswerkes vor dem Erfahrungshorizont ihrer Geschichte im 20. Jahrhundert noch einmal wahrzunehmen und als unabkÖmmlichen Wert anzuerkennen.

Bibliografie

- Peter Aronson: *Bronislaw Huberman: From child prodigy to hero, the violinist who saved Jewish musicians from the Holocaust*, New York 2018.
- Richard Coudenhove-Kalergi: *Pan-Europa, der Jugend Europas gewidmet*, Wien 1923.
- Richard Coudenhove-Kalergi: *Kampf um Paneuropa*, 3 Bde., Wien 1925–1928.
- Max Frankenstein: *Bei Bronislaw Huberman*. In: „Neues Wiener Journal“, 17.06.1926.
- Bronislaw Huberman: *Der Weltkrieg und die konzertierenden Künstler*. In: „Neue Freie Presse“, 8.05.1921.
- Bronislaw Huberman: *Mein Weg zu Paneuropa*. In: „Paneuropa“ 1926, H. 5.
- Bronislaw Huberman: *Vaterland Europa*. Herausgegeben und kommentiert von Marek Zybura, Dresden 2020.
- Barbara von der LÜhe: „*Ich bin Pole, Jude, freier Künstler und Paneuropäer*“: *Der Violinist Bronislaw Huberman*. In: „Das Orchester. Zeitschrift für Orchesterkultur und Rundfunk-Chorwesen“ 1997, H. 10.
- Eva Philippoff (Hrsg.): *Die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn: politisches Lesebuch 1867–1918*, Villeneuve-d’Ascq 2002.
- Hans-Wolfgang Platzer: *Bronislaw Huberman und das Vaterland Europa. Ein Violinvirtuose als Vordenker der europäischen Einigungsbewegung in den 1920er und 1930er Jahren*, Stuttgart 2019.
- Albrecht Roeseler: *Große Geiger unseres Jahrhunderts*, München 1987.
- Piotr Szalsza: *Bronislaw Huberman czyli pasje i namiętności zapomnianego geniusza*, Częstochowa 2001.
- Th. Thomas: *Vom Wunderknaben zum Virtuosen*. In: „Neue Freie Presse“, 4.01.1903.

³² Vgl.: https://www.rodaknet.com/tp_art_6784_czytelnia_richard_coudenhovekalerg_stany_zjednoczone_euro.py.htm (Zugang am 21.07.2020) und: <https://www.youtube.com/watch?v=6eQh7s-nr0CY> (Zugang am 21.07.2020).

Słowa kluczowe

**Bronislaw Huberman, Richard Nikolaus Graf Coudenhove-Kalergi,
Paneuropa, integracja europejska**

Abstract

Bronislaw Huberman: Through the Art to Paneuropa

This article discusses Bronisław Huberman (1882–1947), a Polish-Jewish virtuoso of the violin who is nowadays known mainly to aficionados of music history, interested in music of the first half of the 20th century. The article reminds us of the fact – lost completely in the collective memory of today’s European Union – that Huberman was next to Richard N. von Coudenhove-Kalergi a relevant precursor of European integration and author of programme manifestos of this idea. The idea of European Integration was in Huberman’s time known as *Pan-Europe* and Huberman himself was a famous disseminator thereof at the international level.

Keywords

Bronislaw Huberman, Richard Nikolaus Graf Coudenhove-Kalergi, Paneuropa, European Integration

Ewa Matkowska (<https://orcid.org/0000-0002-9323-6949>)
Universität Wrocław

Theologische Essays von Rudolf Krämer-Badoni

„Nichts als genaues Nachdenken“¹ – für das publizistische und essayistische Werk von Rudolf Krämer-Badoni gibt es kein passenderes Motto als den Satz aus seinem vorletzten Buch „Judenmord, Frauenmord, Heilige Kirche“ (1988). Ein klares, unbestechliches, unvoreingenommenes und stets kritisches Denken ist eine Qualität, die Rudolf Krämer-Badoni in seinem ganzen Schaffen auszeichnet. Es war für ihn kein Tabu, seine Meinung und Position zu ändern, wenn das Wissen und Nachdenken ihn dahinführten.

Rudolf Krämer-Badoni (1913–1989) war Schriftsteller, Übersetzer, Publizist, Kritiker, langjähriger Mitarbeiter der *FAZ* und *Welt*, eine medienpräzise und -wirksame Persönlichkeit in der alten BRD. Zu seinen Werken zählen mehrere Romane (u. a. „In der großen Drift“, 1946; „Bewegliche Ziele“, 1966; „Gleichnis mit einer Unbekannten“, 1977), Erzählungen, Essays und Abhandlungen in Buchform zu politischen Themen („Vorsicht, gute Menschen von links“, 1962; „Anarchismus“ 1970; „Die niedliche Revolution“, 1973), Biografien („Ignatius von Loyola oder die größere Ehre Gottes“, 1964; „Galileo Galilei“, 1983), eine literarische Autobiographie („Zwischen allen Stühlen. Erinnerungen eines Literaten“, 1985), Abhandlungen zur Ästhetik (u. a. „Über Grund und Wesen der Kunst“, 1960) sowie theologische und kirchengeschichtliche Essays und Abhandlungen.²

Der folgende Beitrag macht sich zum einen zum Ziel, an den Schriftsteller und konservativen Denker zu erinnern. Zum anderen wird in dem Beitrag ein Teil des Schaffens von Krämer-Badoni besprochen, nämlich die theologischen Essays in Buchform. Zu ihnen zählen in chronologischer Abfolge: „Die Last, katholisch zu sein“, 1967; „Revolution in der Kirche“, 1980; „Judenmord, Frauenmord, Heilige Kirche“ 1988, „Leben, Lieben, Sterben ohne Gott“, 1989. In methodologischer Hinsicht ist der Artikel historisch-hermeneutischen Forschungen zuzurechnen.

Rudolf Krämer-Badoni schrieb einige Essays in Buchform, in denen er fundiertes Wissen auf den Gebieten Theologie, Politik, Kunst und Ästhetik in einem streitbaren Ton und literarisch geschulten Stil präsentierte. Ein großer Vorteil der Texte ist, dass Krämer-Badoni aus mehreren Sprachen übersetzte und in seinen Büchern auf Originalquellen in klassischen Sprachen, Französisch, Italienisch und Englisch zurückgriff. So enthalten seine Bücher auch ins Deutsche übertragene Quellen. Die

¹ Rudolf Krämer-Badoni, *Judenmord, Frauenmord, Heilige Kirche*, München 1988, S. 277.

² Beitrag zu Krämer-Badoni. In: *Deutsches Literatur-Lexikon. Das 20. Jahrhundert*, Bd. XXXII, hrsg. von Lutz Hagedstedt, Berlin, Boston 2019, S. 2–3.

Essayistik von Krämer-Badoni zu lesen ist stets ein Vergnügen. In den Lexika wird er als „katholischer deutscher Schriftsteller und Publizist“³ bezeichnet, der aufgrund seiner Kritik an der Institution der Kirche am Ende seines Lebens zu einer atheistischen Position gefunden habe. Da nach der Meinung Krämer-Badonis, die er vor allem in seinem Ästhetik-Buch „Vom Grund und Wesen der Kunst“ formulierte, die Kunst ausschließlich ästhetischen Prinzipien verpflichtet sei und es somit keine christliche oder katholische Kunst geben könne,⁴ würde der Schriftsteller sich selbst wahrscheinlich nicht als „katholischen Schriftsteller“ bezeichnen. Es stimmt aber, dass er den christlichen Themen viel Platz in seinem Werk einräumte. Krämer-Badoni war ein entschiedener Kritiker des Marxismus in allen seinen Ausprägungen und Varianten und ein scharfer Kritiker der linken Intellektuellen; im Grunde ein Traditionalist und zugleich ein Querdenker. Es ist spannend und lehrreich, seinen kritischen theologisch-ethischen Erwägungen zu folgen. Kritik erfolgt bei ihm nie aus ideologischen Positionen, sondern aufgrund gewonnener Erkenntnis. Um die Dreh- und Angelpunkte seines Werdegangs besser darzustellen, werde ich in dem Artikel nicht chronologisch vorgehen. Ich beginne mit dem bereits erwähnten späten Buch „Judenmord, Frauenmord, Heilige Kirche“. Es ist 1988 erschienen, ein Jahr vor dem Tod des Schriftstellers. Wenden sich viele Menschen im Alter dem Glauben und der Kirche zu, geht Krämer-Badoni genau den umgekehrten Weg. Er wendet sich vielleicht nicht vom Glauben, aber von der Kirche ab.

Der Wendepunkt – späte theologische Buchessays

Mit „Judenmord, Frauenmord, Heilige Kirche“ reagierte Krämer-Badoni auf die Aussage des von ihm in seinem früheren Buch „Revolution in der Kirche. Lefebvre und Rom“ (1980) sehr verteidigten Bischofs Marcel Lefebvre. In einem Brief an den Papst 1985, so der Autor, „[...] verwahrte er [Lefebvre, E.M.] sich gegen das Schöntun gegenüber den Juden, den ‚erklärten Feinden des Christentums‘. Einige Jahre vorher hatte ich ein Buch über die Rebellion Lefebvres gegen das Zweite Vatikanische Konzil geschrieben und seine Haltung für ‚katholischer‘ als die Haltung des Konzils erklärt“⁵, schreibt Krämer-Badoni im Vorwort. Krämer-Badoni befasst sich in dem Buch „Judenmord, Frauenmord, Heilige Kirche“ mit zwei großen Themenkomplexen: der Einstellung der Kirche zu Juden und zu Frauen, und kommt zu der für einen Katholiken erschütternden Erkenntnis, dass der unwandelbare, konstitutive Kern des Christentums: das Fundament an Texten, die Überzeugung von der göttlichen Führung, d.h. der ständigen Erneuerung der Kirche durch den Heiligen Geist, und das eschatologische Ziel das Christentum zu einer „totalitären

³ Beitrag zu Krämer-Badoni, Rudolf. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, http://www.bautz.de/bbkl/k/kraemer_badoni_r.shtml (1.09.2018).

⁴ Dies legt der Autor ausführlich in der Monographie „Über Grund und Wesen der Kunst“ von 1960 auseinander.

⁵ Rudolf Krämer-Badoni, Judenmord, Frauenmord, Heilige Kirche, München 1988, S. 9.

Religion“⁶ machen würde. Die Gräueltaten der Institution Kirche in der Geschichte: die Verfolgung von Juden und der Hexerei bezichtigten Frauen, die sich jahrhundertlang hinzogen, seien eine Konsequenz des theologischen und institutionellen Fundaments der Kirche und sie könnten nicht als Taten von „Sünder(n) im Schoß der Kirche“⁷ abgetan werden. Das geschichtliche Argument, wonach es gute und böse Beispiele in der Geschichte der Kirche gegeben habe, greift nach Krämer-Badoni zu kurz. Das Fundament der Kirche birgt das Problem in sich. Wie argumentiert Krämer-Badoni?

Einen historischen Abriss der Diskriminierung von Juden und Frauen verbindet er im Buch mit dem Nachdenken über theologische Quellen und stellt vor allem fest, dass in den Abhandlungen der großen Kirchenlehrer und Philosophen der frühen Zeit die Grundlagen für die Diskriminierung vorhanden seien. Antisemitische Theologie findet der Autor bei Augustinus (354–430) und Thomas von Aquin (1225–1274), den er andererseits für ästhetische Texte sehr bewundert. „Die Juden leben in Zerstreuung, damit sie für Christus Zeugnis ablegen. Das stammt von Augustinus, und es begründete für die Päpste das erniedrigende Lebenlassen der Juden bis zum 19. Jahrhundert: „Gehört ihr nicht eher zu den Feinden dessen, der im Psalm spricht: >Gott hat mir an meinen Feinden Lust erwiesen; töte sie nicht, damit sie nicht dein Gesetz vergessen, zerstreue sie in deiner Macht.< Deshalb vergeßt ihr nicht das Gesetz Gottes, sondern tragt es überall hin, den Völkern zum Zeugnis, euch zur Schmach.“⁸ In dem Text von Augustinus wurde der Psalmtext (Psalm 59) aus dem Kontext herausgerissen, der Trost Gottes für Israel ausgelassen und somit der Sinn verdreht.⁹ Neben der gottgewollten Zerstreuung der Israeliten sei, nach Krämer-Badoni, auch ihre Unterlegenheit den Christen gegenüber das zweite wichtige Argument gewesen, das zur diskriminierenden Gesetzgebung (auch säkularer Gesetzgebung) und weiterer Verfolgung führte. Die Juden lebten zum Zeichen ihrer Verworfenheit in Knechtschaft: „Augustinus: >Der Ältere muß dem Jüngeren dienen, d. h. das frühere Volk der Juden dem später geborenen Volk der Christen [...] So ist nun der Jude der Sklave des Christen [...]“¹⁰ Bei Thomas von Aquin heißt es: „Da die Juden ewiger Knechtschaft überliefert sind, können die Fürsten über deren irdische Güter wie über ihr Eigentum verfügen“ und in *Summa theologiae*: „Auch darin begeht die Kirche kein Unrecht, daß sie, da die Juden Sklaven der Kirche sind, über deren Güter verfügen kann.“¹¹

Für die Verfolgung der Frauen durch die Inquisition macht Krämer-Badoni nicht nur die kirchlichen Hierarchen, sondern auch große Theologen verantwortlich. Thomas von Aquin nennt er in seinem Essay sarkastisch den „Samenabzapfungstheoretiker“¹², weil sich der scholastische Philosoph ausführlich über den Geschlechtsverkehr der Dämonen ausgelassen habe. In *Summa theologiae* hieß es dazu:

⁶ Ebd., S. 278.

⁷ Ebd., S. 271.

⁸ Ebd., S. 23.

⁹ Vgl. Ebd., S. 23–24.

¹⁰ Ebd., S. 25.

¹¹ Ebd., S. 37.

¹² Ebd., S. 195.

„Wenn aus dem Koitus der Dämonen manchmal Geburten folgen, so stammen sie nicht aus dem von ihnen oder ihren angenommenen Körpern ausgeschiedenen Samen, sondern aus dem Samen, der zu diesem Zweck von irgendeinem Mann empfangen wird, nämlich indem der Dämon, der bei dem Mann [vorher] den Sukkubus [weiblicher Dämon, E.M.] macht, bei der Frau den Inkubus [männlicher Dämon, E.M.] macht, so daß der, der geboren wird, nicht ein Kind des Dämons, sondern jenes Mannes ist, dessen Samen abgezapft wurde.“¹³

Die dämonologischen Schriften der Theologen sind in die praktischen Ratgeber für Hexenverfolger eingegangen, wie etwa den bekannten *Hexenhammer* (1487). Aussagen, wie die oben genannten, wurden von Frauen unter Folter erpresst, was den Tod am Scheiterhaufen zur Folge hatte. Vorstellungen, dass Frauen angeblich „Gefäß der Sünde“ seien und Männer verführen würden, erklärt Krämer-Badoni mit theologischen Bibelauslegungen: Die Schlange wandte sich an Eva und nicht an Adam; der Mann ist von Gott erschaffen, das Weib aber nur aus der Rippe des Mannes; verehrungswürdig ist die Jungfräulichkeit; der Geschlechtsakt ist – z.B. nach dem heiligen Bonaventura – „lasterhaft“ und „ekelhaft“.¹⁴ Verhängnisvolle Folgen schreibt der Autor in Bezug auf den ersten Themenkomplex – die Judenverfolgung – der paulinischen Theologie und dem Evangelium des Hl. Johannes zu.

„Der Verfasser des Johannesevangeliums läßt Jesus in einer Diskussion mit ganz besonderen Juden sagen: „Ihr habt den Teufel zum Vater.“ (Joh 8,44) [...] Generell gegen die Juden geht es in der Apokalypse. Dort ist von Leuten die Rede, die sich Juden nennen und es nicht sind“ – das neue Israel ist eben die Kirche, die Juden sind enterbt; ihre Synagoge wird zur „Synagoge des Satans“. [...] Es ist ausgeschlossen, daß diese Töne von demselben Johannes stammen, der noch nach dem Pfingstereignis zusammen mit Petrus „zum Gebet in den Tempel ging“ [...].“¹⁵

Die paulinische Theologie, wonach der Glaube an Christus Vorrang vor dem Gesetz habe und dieses sogar außer Kraft setzen könne, interpretiert Krämer-Badoni als Beginn einer aggressiven Bekehrung der Juden und der Enterbung ihrer Schriften. Moderne ökumenische Dialoge zwischen den beiden Religionen entlarvt Krämer-Badoni als – theologisch betrachtet – unhaltbar.

„Über die Hauptsache, den strengen Einen und den mystischen Dreifaltigen, der eine seiner drei Gestalten in den Gottmenschen Jesus inkorporierte, kann es natürlich keinen Dialog geben. Das gilt für die Strenggläubigen auf beiden Seiten; die Lauen und Säkularisierten auf beiden Seiten wüßten ohnehin nicht, worüber sie dialogisieren sollten. Aber es ist doch derselbe Gott, meint die Kirche und ist dabei im Irrtum. Für einen streng monotheistischen Juden ist die jungfräuliche Gottesgebärerin und der Dreifaltigkeitsgott ganz einfach eine Lästerung und sonst nichts.“¹⁶

¹³ Vgl. Ebd., S. 145–146.

¹⁴ Vgl. Ebd., S. 190–191.

¹⁵ Ebd., S. 200.

¹⁶ Ebd., S. 100.

Dass Gott einen Neuen Bund mit den Christen geschlossen hat und somit der Alte Bund aufgehoben sei, sei eine Interpretation der Christen. Die Dogmen der Kirche, konstatiert Krämer-Badoni, seien nicht auf die Lehre Jesu zurückzuführen.

Neben den Texten bildet die Erneuerung der Kirche durch den Heiligen Geist und die christliche Eschatologie das Fundament der Kirche. Krämer-Badoni sieht in diesem Fundament die Quelle der Übel und Verbrechen, die er in seinem Buch dokumentiert. Dass die Kirche vom Heiligen Geist erneuert wird und „immerfort den Weg der Buße und Erneuerung“ geht, dem widerspricht Krämer-Badoni aufs schärfste: „Kein Geist hat sie je gelenkt. Sie war von Anfang an ein machthungriger Apparat, der menschenunwürdige Gesetze kanonisierte, die den Rabbi Jesu hätten erlassen machen.“¹⁷ Die „blutigsten Folgen“ hatte nach Krämer-Badoni das dritte Fundament der Kirche: das eschatologische Ziel, das zur Theodizee (Rechtfertigung Gottes für das Leiden in der Welt) „den Satan und die folgenschwere Dämonologie erfordert, den Tod von der dämonischen (Erb-) Sünde herleitet, die Erlösung vom Tod und den Endsieg Gottes über den Satan verheißt“¹⁸. Krämer-Badoni stellt abschließen fest: „Der fundamentale Charakter dieser Religion erfordert ihre Ablehnung“.¹⁹ Die apologetischen Argumente, nämlich die christliche Ethik oder Leistungen auf dem Gebiet der Kunst, lässt er nicht gelten. „Alles Schöne und Hohe und kulturell Förderliche und künstlerisch Hinreißende, das aus dem Christentum geflossen ist, wiegt die vergifteten und vergiftenden Grundlagen des Christentums nicht auf. Kulturelle Leistungen können nicht als Alibi für eine Religion dienen.“²⁰ Die Ethik, argumentiert der Autor, sei längst Bestand des westlichen Rechtssystems geworden. „Also Atheismus?“, fragt er am Ende des Essays. „Kein Gedanke“²¹ – lautet die Antwort.

„Ob es Gott gibt oder nicht, daß muss ich dahingestellt sein lassen. [...] Wenn es einen Gott gibt, so offenbart er sich nicht. Wir kommen aus dem Dunkel und gehen ins Dunkel. So lange wir im Licht leben, sind wir vom Bewußtsein der Sterblichkeit bedingt und müssen sehen, wie wir sowohl einzeln als auch gemeinsam diese Welt lebenswert machen. Ob unseren Geist nach dem Tod eine andere Existenz erwartet, kann uns nicht interessieren.“²²

Der letzte große Essay des Autors endet also nicht mit der Anerkennung der atheistischen, sondern eher mit einer agnostischen Position. Wie auch in anderen Abhandlungen liefert Krämer-Badoni eigene Übersetzungen zahlreicher zitierter Quellen: aus dem Lateinischen, Französischen und Italienischen. Ein Jahr später, im Todesjahr des Schriftstellers, erschien das Buch „Leben, lieben, sterben ohne Gott“ (1989). Krämer-Badoni radikalisierte seine bisherige Position und in zahlreichen Wiederholungen nannte er das Christentum und andere monotheistische Religionen

¹⁷ Ebd., S. 267.

¹⁸ Ebd., S. 271–272.

¹⁹ Ebd., S. 275.

²⁰ Ebd., S. 273.

²¹ Ebd., S. 277.

²² Ebd., S. 277.

totalitär und forderte die Leser auf, den Glauben aufzugeben. Die Argumente kennt man bereits aus dem Buch „Judenmord, Frauenmord, Heilige Kirche“. Sie werden weitgehend wiederholt, aber in einem scharfen, für Christen sogar beleidigenden Ton. Gegen die wiederholten Beteuerungen des Schriftstellers spricht aus diesem letzten Buch eine große Verbitterung. Die letzten theologischen Essays des Autors widersprechen den Positionen, die er in seinem früheren Werk vertreten hat.

Lefebvre und Rom. Die Hintergründe des II. Vatikanischen Konzils

Viel Aufsehen erregte Krämer-Badoni 1980 mit seinem Buch über den Erzbischof Lefebvre und die Hintergründe des II. Vatikanischen Konzils (1962–1965). Nach der Lektüre des Buches wird dem Leser klar, welche gedanklichen Manipulationen sich hinter den positiv klingenden Begriffen wie Ökumene, Demokratisierung der Kirche, Reform der Liturgie, Öffnung der Kirche zur Welt verbergen. „Revolution in der Kirche. Lefebvre und Rom“ ist ein sehr empfehlenswertes Buch, weil es einem nicht theologisch geschulten Leser ermöglicht, die ihn durchaus betreffenden Veränderungen innerhalb der Katholischen Kirche zu verstehen. Krämer-Badoni zeigt, dass die Beschlüsse des II. Vatikanum eine Aushöhlung der Lehre der katholischen Kirche bewirken und letztendlich einer fortschreitenden Laizisierung der Gesellschaft Tür und Tor öffnen. Verantwortlich für diese Entwicklung macht Krämer-Badoni vor allem den Papst Paul VI. und – als Initiatoren der sog. Reformen im Hintergrund – links angehauchte Theologen, vor allem aus Deutschland und Frankreich. Die sog. Reformen und die Öffnung zur Welt würden die Kirche zum Einflussbereich marxistischer Strömungen machen. Allen diesen Tendenzen wider setzte sich entschieden der französische Erzbischof Marcel Lefebvre (1905–1991). Als „Reaktionär“ und „Rechter“ beschimpft, bezweckte er nur, dass die katholische Kirche ihrer Lehre und Tradition treu bleiben solle. Die Lehre dürfe nach Lefebvre nicht „reformiert“ werden, denn dies würde einfach den Abfall vom Glauben und Häresie bedeuten. Lefebvre kämpfte um die Erhaltung der Liturgie nach dem tridentinischen Ritus (benannt nach dem Konzil von Trient im 16. Jh.). Der von dem II. Vatikanischen Konzil beschlossene neue Ordo Missae (die neue Messordnung) mit überarbeitetem Messetext – nach dem II. Vatikanum für jeden Katholiken die bekannte und geläufige Messordnung – greift nach Lefebvre eigentliche Glaubensgrundsätze an. Die Veränderungen seien nach Krämer-Badoni so bedeutend, dass sich die katholische Messe der evangelischen annähern würde, was bei den bestehenden Glaubens- und Traditionsunterschieden zwischen den beiden Konfessionen weder wünschenswert noch sinnvoll sei. Krämer-Badoni schreibt deshalb von den Reformen des II. Vatikanischen Konzils als von der „Zweiten Reformation“²³. Die wichtigsten Veränderungen im Ablauf der Messe sollen an der Stelle sehr kurz skizziert werden. Die Realpräsenz Christi in Brot und Wein als Erneuerung des Opfers weicht einer nur symbolischen Präsenz. „Der Akzent wird hartnäckig auf das Mahl und das

²³ Rudolf Krämer-Badoni, *Revolution in der Kirche. Lefebvre und Rom*, München 1980, S. 12

Gedächtnis gelegt statt auf die unblutige Erneuerung des Opfers von Kalvaria...“²⁴. Geschwächt wird die Rolle des Priesters. Er wird zum Vorsitzenden der Gemeinde. In der neuen Messe „[...] ist weder die wirkliche Gegenwart enthalten noch die Wirklichkeit des Opfers noch die Sakramentalität des konsekrierenden Priesters noch der in ihm selbst liegende Wert des eucharistischen Opfers, unabhängig von der Anwesenheit der Versammlung.“²⁵ Die neue Messe erweckt den Anschein, als ob die Anwesenheit der Gemeinde notwendig wäre für den Vollzug der Eucharistie und nicht allein die vom Priester vollzogene Wandlung von Brot und Wein. Im kritischen Kommentar der Kardinäle Ottaviani und Bacci hieß es dazu:

„Die Messe ist das Sühneopfer. Auch dieser Zweck ist abgebogen, denn statt den Akzent auf den Nachlaß der Sünden der Lebenden und Toten zu legen, legt man ihn auf die Speisung und Heiligung der Anwesenden [...]. Christus hat das Sakrament beim letzten Abendmahl eingesetzt und sich in die Verfassung eines Schlachtopfers begeben, um uns mit seinem Opferzustand zu vereinen; dies geht dem Essen voraus und hat einen vorrangigen und vollen Erlösungswert als Zuwendung der blutigen Opferung. Das der Messe beiwohnende Volk ist ja auch nicht verpflichtet, sakramental zu kommunizieren. [...] Im neuen Ordo wird die Darbringung zu einer Art Geschenk-Austausch zwischen Mensch und Gott denaturiert: der Mensch bringt das Brot, und Gott tauscht es in „Brot des Lebens“ um; der Mensch bringt Wein, und Gott tauscht ihn um in „geistliches Getränk“. [...] Es erübrigt sich, auf die absolute Unbestimmtheit der beiden Formulierungen „Brot des Lebens“ und „Geistliches Getränk“ hinzuweisen, die alles Beliebige bedeuten können. Wir finden hier wieder denselben Hauptirrtum wie bei der Definition der Messe: Dort ist Christus nur geistigerweise unter den Seinen gegenwärtig, hier Brot und Wein „geistig“ und nicht substantiell verändert.“²⁶

Die sakramentale Handlung des Priesters wird abgeschwächt durch die Formel „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ und im weiteren Verlauf der Messe durch die Akklamation „deinen Tod, oh Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst“, die gerade in dem Moment vorgetragen wird, wenn Christus substantiell auf dem Altar gegenwärtig ist. Eine Zweideutigkeit – so die Kommentatoren – die die Realpräsenz abschwächt, denn es wird auf die Ankunft Christi am Ende der Zeiten gerade in dem Augenblick verwiesen, in dem er durch die sakramentale Wandlung anwesend ist. Sowohl Lefebvre als auch andere Traditionalisten und mit ihnen sehr viele Katholiken sahen in den sog. Reformen eine der Lehre und dem Kult widersprechende Tendenz zur Liberalisierung und in deren Folge eine Schwächung der Kirche und des Glaubens.

Krämer-Badoni schildert in dem Buch den Kampf des Erzbischofs Lefebvre um den Erhalt der Messe nach dem tridentinischen Ritus und der traditionellen Lehre der Kirche. In den Text nimmt er beeindruckende Predigten des Erzbischofs auf, die er dem

²⁴ Kritische Untersuchung des neuen Ordo Missae von den Kardinälen Alfredo Ottaviani und Antonio Bacci, Brief an den Papst vom 25. September 1969. In Auszügen wird der Brief von Krämer-Badoni zitiert. Ebd., S. 94–105, hier S. 98.

²⁵ Ebd., S. 97–98.

²⁶ Ebd., S. 99–100.

Leser in eigener Übersetzung aus dem Französischen zugänglich macht. Der Erzbischof Lefebvre wurde vom Papst Paul VI. suspendiert und vom Papst Johannes Paul II. exkommuniziert. Der Grund waren die Priester- und Bischofsweihen, die Lefebvre ohne Erlaubnis der Päpste vollzog. Wie Krämer-Badoni zeigt, sah der Erzbischof Lefebvre keine andere Möglichkeit, die traditionelle Ausbildung der Priester zu bewahren. Er wirkte weiterhin als Ausbilder in dem mit kirchlicher Erlaubnis 1970 gegründeten Priesterseminar in Ecône im Schweizer Kanton Wallis (Sitz der Priesterbruderschaft St. Pius X.) und konnte sich über steigende Zahlen der Seminaristen freuen, während insgesamt nach dem II. Vatikanischen Konzil die Zahl der Zugänge von Seminaristen in der französischen Katholischen Kirche drastisch gesunken sei.²⁷

Die Kritik der Konziltexte ist neben der kritischen Betrachtung der Liturgieveränderungen das zweite große Thema des Buches. Krämer-Badoni führt auf die für seinen Schreibstil typische, sachliche und zugleich ironische Art und Weise einige Konziltexte ad absurdum. Vor allem die Konzilbeschlüsse über die Kirche in der Welt, die Religionsfreiheit und den Ökumenismus beschäftigen ihn.²⁸ So zitiert er aus „Erklärung über die Religionsfreiheit“ (Dignitas Humanae), Artikel 2, und kommentiert die zitierte Passage:

„Das Recht auf religiöse Freiheit ist auf die Würde der menschlichen Person selbst begründet ... Weil die Menschen Personen sind, d.h. mit Vernunft und freiem Willen begabt und damit auch zu persönlicher Verantwortung erhoben, werden alle – ihrer Würde gemäß – von ihrem eigenen Wesen gedrängt und zugleich durch eine moralische Pflicht gehalten, die Wahrheit zu suchen... Der Mensch vermag aber dieser Verpflichtung nicht nachzukommen, wenn er nicht im Genuß der inneren, psychologischen Freiheit und zugleich der Freiheit von äußerem Zwang steht... Das Recht auf religiöse Freiheit bleibt auch denjenigen erhalten, die ihrer Pflicht, die Wahrheit zu suchen und daran festzuhalten, nicht nachkommen, und ihre Ausübung darf nicht gehemmt werden, wenn nur die gerechte öffentliche Ordnung gewahrt bleibt. [...] Das heißt, daß jeder Mensch frei sein muss, seine Art Wahrheit zu suchen. Denn auch der zuletzt erwähnte Atheist ist ja der Meinung, er verweigere sich dem natürlichen Wahrheitsbedürfnis, vielmehr hält er den Atheismus für dem Menschen gemäße Wahrheit. [...] Falls nämlich der Mensch wirklich einen freien Willen hat, kann er denken und tun, was er will. Das ist keine religiöse Erkenntnis, sondern die banalste Selbstverständlichkeit [...] Doch von der Pflicht zur katholisch-apostolischen Wahrheit wollen sie [die Konzilsväter, E.M.] in der Erklärung über die Religionsfreiheit absehen.“²⁹

Und folgend zitiert und kommentiert Krämer-Badoni den Artikel 3 der „Erklärung über die Religionsfreiheit“ (Dignitas Humanae):

„Die Wahrheit muß aber auf eine Weise gesucht werden, die der Würde der menschlichen Person und ihrer Sozialnatur eigen ist, d.h. auf dem Wege der *freien Forschung*, mit Hilfe des Lehramtes oder der Unterweisung, des Gedankenaustauschs und des Dialogs,

²⁷ Vgl. Ebd., S. 129.

²⁸ Vgl. Ebd., S.64–68, S. 83–93.

²⁹ Ebd. 83–84. Der Konziltext in deutscher Übersetzung: <https://www.vaticarsten.de/theologie/vatii/dh.htm> (1.11.2008)

wodurch die Menschen einander die Wahrheit, die sie gefunden haben glauben, mitteilen, damit sie sich *bei der Erforschung der Wahrheit gegenseitig zu Hilfe kommen*; an der einmal erkannten Wahrheit jedoch muß man mit personaler Zustimmung festhalten.' Hier knarrt nun das Getriebe beträchtlich. Wie denn, zur Wahrheit gelangt der Mensch durch „freie Forschung“, aber wenn er etwas erkannt hat, hört die freie Forschung auf und er muß an dem einmal Erkannten festhalten? Das hat mit freier Forschung nichts zu tun. Die freie Forschung ist unbegrenzt, das ist ihre Grunddefinition. Wenn freie Forschung, dann gibt es kein definitives Festhalten an einer einmal erkannten Wahrheit. Wäre dem so, dann wäre die Wissenschaft längst erstarrt. Im Übrigen bedeutet das: Wenn einer auf dem Wege der freien Forschung den Atheismus als Wahrheit erkannt hat, ist er nach der Meinung der Konzilsväter verpflichtet, daran festzuhalten. Und ich, der in freier Forschung ganze Serien von Konzilsweisheiten für kompletten Unsinn erkannt habe, muß auf Anweisung der Konzilsväter leider an dieser einmal erkannten Wahrheit festhalten. Der ganze Unsinn dieser Passage wird aber sofort klar, wenn man fragt, wer denn wohl je durch „Forschung“ zum Glauben an den Fleisch gewordenen Gott gelangt ist.“³⁰

Dass die Kirche den Bedürfnissen des „modernen Menschen“ – seiner Diesseitigewandtheit, Rationalität und Bequemlichkeit bei moralischen Entscheidungen – entgegenkommen möchte, hält Krämer-Badoni für einen kardinalen Fehler. Die Veränderungen des Kultus werden in seiner Sicht zur Schwächung des Lehramts beitragen. An vielen Beispielen zeigt er, welch großes Chaos das Rütteln an den Dogmen der Kirche verursacht hat. Im Rahmen der kreativen Gestaltung des Gottesdienstes gab es in Frankreich Messen, in denen die Internationale intoniert wurde. Die abstrusesten theologischen Theorien wurden von der Kirche nicht verfolgt, Lefebvre aber, weil er die Tradition wahren wollte, wurde diszipliniert. Der Papst Paul VI. erkannte 1968 selbst: „Die Kirche befindet sich in einer Stunde der Unruhe, der Selbstkritik, man möchte sogar sagen der Selbsterstörung, auf den niemand nach dem Konzil gefasst war“³¹, ohne jedoch die eigene Rolle bei dieser „Selbsterstörung“ zu reflektieren. Die politischen Konsequenzen des Konzils sieht Krämer-Badoni in der Öffnung der Kirche für den marxistischen Einfluss. Er übt scharfe Kritik an den Reformtheologen Karl Rahner (1904–1984) und Hans Küng (geb. 1928), die sich für den Dialog mit den Marxisten einsetzten. Den Einfluss der Reformtheologen an den Theologischen Fakultäten der staatlichen Universitäten in Deutschland betrachtet Krämer-Badoni als Gefahr für den katholischen Glauben. Krämer-Badoni zitiert und kommentiert Karl Rahners Vortrag „Marxistische Utopie und christliche Zukunft des Menschen“ von 1965. Darin kann man lesen, zitiert und kommentiert der Autor,

„daß es ein christliches absolut eschatologisches und ein marxistisches absolut innerweltliches Geschichtsverständnis gibt. Wo die marxistische innerweltliche Planung absolut gesetzt wird, über die hinaus nichts zu erwarten ist, da „würde das Christentum eine solche Zukunftserwartung als utopische Ideologie ablehnen. Rahner läßt die Frage offen, ob der Marxismus „bloß eine mögliche, echte innerweltliche, d.h. kategorial

³⁰ Ebd., S. 86.

³¹ Zitat nach Krämer-Badoni, Ebd., S. 110.

bezeichnbare und planbare, vorhersehbare Zukunft des Menschen anzielt, so daß die marxistische Leugnung der christlichen Zukunft, die es natürlich im Diamat gibt, doch nur ein äußerer Zusatz, der trennbar ist, zum Entwurf dieser innerweltlichen Zukunft ist.“ Das heißt, in vernünftiges Deutsch übersetzt: Die Frage bleibt offen, ob der Marxismus vielleicht bloß eine echte Zukunftsplanung ist, von der das atheistische Anhängsel ebenso gut abgetrennt werden könnte. Angenommen aber, heute oder morgen würde es sich herausstellen, daß die Marxisten ihren Atheismus wirklich als einen abtrennbaren Zusatz behandelten? Dann gilt: „Wo aber eine solche utopistisch-ideologische Verabsolutierung einer innerweltlichen Zukunft unterlassen wird, ist das Christentum nicht nur gegenüber jeder sinnvollen innerweltlichen Zukunftsplanung neutral, sondern ihr gegenüber *positiv* eingestellt.“ (Das Wörtchen „positiv“ ist von Rahner unterstrichen.) Das heißt in dürren Worten: Wenn der Marxismus und Kommunismus den Atheismus beiseite tut, sind wir dieser Zukunftsplanung gegenüber „positiv eingestellt“, dann können wir ruhig Kommunisten werden. Abgesehen von der Komik, im tiefsten Ernst von einer „planbaren, vorhersehbaren Zukunft des Menschen“ zu sprechen, wird dieses Geschwätz im Hinblick auf den konkreten Fall geradezu moralisch kriminell. Der Mann nennt das marxistische System positiv, wenn es nicht atheistisch ist, und er verschwendet keinen Gedanken darauf, wie es aussähe, wenn es dem Christentum Platz ließe. Er kann antworten, das gehe ihn als Theologen nichts an, und damit hätte er recht. Nur steht es ihm dann auch nicht zu, „das“ Christentum zur Hochschätzung („nicht neutral“) eines religiös neutralen Marxismus zu veranlassen. Das marxistische System bliebe genauso falsch sogar dann, wenn es sich geradewegs christlich gäbe. [...]“³²

Der Erzbischof Lefebvre vertrat eine klar antikommunistische Position. Krämer-Badoni zitiert aus seiner Predigt in Lille vor 6 Tausend Zuhörern im August 1968: „Man diskutiert nicht mit den Kommunisten (Zwischenruf: Gottseidank sind nicht alle Christen in Nordfrankreich einer Meinung mit Ihnen! ... Tumult) Man diskutiert mit Personen, aber man diskutiert nicht mit dem Irrtum selbst. [...]“³³

Aus der Sicht des Schriftstellers – „Die Last, katholisch zu sein“

Auf den ersten Blick scheint die Wende, die der Autor von „Revolution in der Kirche. Lefebvre und Rom“ (1980) bis „Leben, lieben, sterben ohne Gott“ (1989) vollzogen hat, unverständlich. Bevor man versucht, die Widersprüche zu entwirren – und man kann schon im Voraus sagen, dass sie sich nicht ganz entwirren lassen – sollte man etwas weiter ausholen und eine frühere Sammlung von Aufsätzen „Die Last, katholisch zu sein“ von 1967 kurz besprechen. Mit dem Buch versucht der Autor, seine Position als Künstler und Bürger zu bestimmen. „Katholisch getauft zu sein und sich als Katholik um Glauben an Jesus als den Christus zu bemühen ist für einen Literaten wie mich eine sehr schwere Last.“³⁴ Warum es eine Last ist, dies thematisiert das Buch.

³² Ebd., S. 59–60.

³³ Ebd., S. 223.

³⁴ Rudolf Krämer-Badoni, Die Last, katholisch zu sein, München 1967, S. 16.

Als erstes sind es theologische Fragen, die Krämer-Badoni von Theologen nicht beantwortet oder falsch beantwortet sieht. Als zweites ist es eine „Moralatmosphäre“³⁵, die das Sexuelle tabuisiert und den Künstler automatisch in eine Außenseiterposition zwingt, kann er doch schwerlich diesen Lebensbereich umgehen. Drittens ist es das Zusammenspiel von Kirche und Politik, dem der Autor sehr kritisch gegenübersteht. Und viertens ist es das Paradoxon der Lehre Jesu und der Institution der Kirche. Krämer-Badoni geht in seiner Darstellung der erwähnten Themen ungewohnte Wege und argumentiert anders, als man erwarten würde. In dem Beitrag „Dem Kaiser das Seine“ befasst er sich mit der Stelle im Evangelium, in der die Pharisäer versuchen, Jesu zu hintergehen und ihn entweder vor der Gemeinde oder vor der römischen Macht zu entlarven.

„Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und den Weg Gottes in Wahrheit lehrst und auf niemand Rücksicht nimmst; denn du siehst die Person der Menschen nicht an. Darum sage uns, was dünkt dich: Ist es erlaubt, dem Kaiser die Steuer zu geben, oder nicht? Als aber Jesus ihre Bosheit merkte, sprach er: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Zeiget mir die Steuermünze! Da reichten sie ihm einen Denar. Und er spricht zu ihnen: Wessen ist das Bild und die Aufschrift? Sie sprachen zu ihm: Des Kaisers. Da spricht er zu ihnen: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ (Matthäus 22:21). [...] Der Ausspruch Jesu hat nicht die geringste politische Relevanz, aber von Anfang an wurde er in der Kirche für die Zwei-Reiche-These benutzt“³⁶, - schreibt Krämer-Badoni.

Der Autor argumentiert kulturhistorisch und geht dabei von der jüdischen Tradition aus:

„Seine Antwort hatte für jüdische Ohren den Sinn: Als fromme kommt ihr daher, aber ihr seid nicht fromm, denn ihr wißt genau, daß es uns Juden durch die Thora verboten ist, Menschenbildnisse zu machen, zu besitzen oder anzusehen, und diese Münze müsst euch, wenn ihr fromm wäret, wie Feuer in der Hand brennen, und ihr könnt nichts Besseres tun, als sie auf der Stelle der babylonischen Hure, von der sie kommt, in den Rachen zurückwerfen, ihr frommen Heuchler! [...]“³⁷

Der Ausspruch würde also nicht bedeuten, dass man dem Kaiser Steuern zahlen sollte, seine weltliche Macht anerkennen und gleichzeitig im religiösen Bereich Gott dienen, sondern im Gegenteil: Als Juden dürfen sie diese Macht in keinem Bereich anerkennen. Krämer-Badoni verfolgt in dem kurzen Text weiter, wie diese falsche Interpretation im Zusammenspiel mit der paulinischen Theologie zu dem Spruch „Alle Obrigkeit ist von Gott“ und in der späteren Geschichte zu zweifelhaften Konkordaten mit Staaten führte. In dem Aufsatz „Der Papst und die Politik des Alltags“ verlangt Krämer-Badoni, dass sich die Kirche von politischen Belangen fernhalten solle. Es ist nicht ihre Aufgabe und die christliche Pflicht, an die ständig

³⁵ Ebd., S. 11.

³⁶ Ebd., S. 25.

³⁷ Ebd., S. 30.

appelliert wird, sollte nicht dort bemüht werden, wo bürgerliche Pflichten bestehen. Das große Paradoxon, welches im Wesen der Kirche als Institution liegt, sieht er darin, dass Jesus eigentlich ein Anarchist war. Er predigte die Notwendigkeit der Armut; der Mann sollte alles verlassen, seine Frau, seine Kinder, seinen Besitz und Ihm folgen. „[...] die Gesellschaftsordnung, wie immer sie sei, kann niemals christlich begründet werden. Der Appell zur freiwilligen Armut steht quer zu allen Ordnungen.“³⁸ Eine radikale Forderung, die für die frühe Gemeinde, die mit der baldigen Rückkehr Christi rechnete, vielleicht verwirklichtbar schien. Dies sei jedoch eigentlich zweitrangig, am wichtigsten sei der Glaube an die Auferstehung. Und Krämer-Badoni gesteht:

„Ich aber bin kein Hellene und kein Jude um das Jahr Null. Ich glaube nicht sowieso an inkarnierte Götter, und ich glaube nicht sowieso an Auferstehung. Ich glaube an dieses Unglaubliche nur, wenn ich glauben muss, daß der Rabbi Jesus Gott ist. [...] Der Glaube ist Osterglaube [...] In der Ostererscheinung liegt der Glaube begründet.“³⁹

Die in „Judenmord, Frauenmord, Heilige Kirche“ von 1988 angeführten Argumente sind keine unbekanntes. In einer autobiographischen Passage nimmt Krämer-Badoni die Frage auf, wie seine Werke zusammenhängen. Er erinnert sich an seine Kindheit und Jugend. Er sei „als leidenschaftlich überzeugter Christ aufgewachsen“ und mit neunzehn (1932) in einen Streit mit einem Jesuiten geraten, der den katholischen jugendbewegten Bund in einen nationalistischen umwandeln wollte. Krämer-Badoni widersetzte sich und verließ letztendlich seine Stadt Rüdeshelm Richtung Berlin. Wäre er damals einem anderen Priester begegnet – viele engagierten sich gegen die zunehmende Instrumentalisierung –, wäre seine Einstellung eine andere geworden. Es hätte für den ehrgeizigen jungen Mann letztendlich aber unbequemer werden können, sich klar gegen den Jesuiten zu positionieren und trotzdem weiterhin ein bekennender Christ zu bleiben. Im literarischen Lexikon aus dem Jahr 2019 wird vermerkt, dass Krämer-Badoni 1933 der NSDAP beigetreten ist.⁴⁰ Wie sonst oft religiöse Bekehrungen als eine Art Erleuchtung oder Epiphanie dargestellt werden, schildert er seinen Abfall vom Glauben.

„Ich ging jeden Morgen zur Messe. Am Morgen nach meiner Rückkehr aus Berlin wachte ich auf, eine strahlende Sonne erleuchtete mein Zimmer, ich war frisch und ausgeruht wie schon lange nicht mehr. Als ich mit der Morgentoilette fertig war und aus dem Haus ging, schoß mir plötzlich die Frage durch den Kopf, was ich denn in der Messe zu suchen hätte. Mit einem Schwung war mir klar, daß mein Glaube total verschwunden war. Ich reckte mich, blickte in den strahlenden Tag und – war glücklich. So frei hatte ich mich in meinem ganzen Leben nicht gefühlt.“⁴¹

³⁸ Ebd., S. 108.

³⁹ Ebd., S. 123.

⁴⁰ Beitrag zu Krämer-Badoni. In: Deutsches Literatur-Lexikon. Das 20. Jahrhundert, Bd. XXXII, hrsg. von Lutz Hagestedt, Berlin, Boston 2019, S. 2.

⁴¹ Rudolf Krämer-Badoni, *Leben, lieben, sterben ohne Gott*. München 1989, S. 102.

Das Buch über das II. Vatikanische Konzil „Revolution in der Kirche“ schildert der Autor als Auftragsarbeit aus dem engsten Umkreis des Bischofs Lefebvre:

„Ich war dazu bereit, wenn er (ein Mitarbeiter des Bischofs, E.M.) mir jedwedes erwünschte Material beschaffe, was er zugesicherte, und wenn er nichts dagegen habe, daß ich ungläubig sei, was ihm gleichgültig war. Auf diese Weise entstand „Revolution in der Kirche“, in dem ich kein persönliches Bekenntnis ablegte, sondern mit der Logik des Katholizismus argumentierte.“⁴²

Rekonstruiert man diese Erläuterungen, so erstaunt die Wende in seinem Schaffen immer weniger, weniger haltbar scheint dagegen das in den Lexika stets wiederholte Urteil, Rudolf Krämer-Badoni sei ein katholischer Literat gewesen. Er war vom Katholizismus geprägt, hatte ein großes theologisches Wissen, verstand die katholische Argumentationsweise sehr gut, war jedoch die meiste Zeit seines Lebens kein gläubiger Katholik gewesen. Der Autor ist in die katholische Tradition hineingewachsen und war eher jemand, der „mit Gott hadert“. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass er am Ende seines Lebens mit dem Eifer eines Konvertiten gegen die Kirche und die Christen kämpfte. Am Ende des Lebens vertrat er einen laizistischen, aufgeklärten Standpunkt und war der Meinung, dass die Gemeinschaft ausschließlich ein funktionierendes Rechtssystem brauchen würde, um christliche Werte zu bewahren. Er lehnte jede Religion ab und konnte am Christentum nichts Positives mehr anerkennen. Krämer-Badoni gelangte zu der Überzeugung, dass auch der Leser Mut haben sollte, „die tröstliche religiöse Illusion abzulegen“⁴³. In seinem publizistischen und journalistischen Schaffen neigte er zu kampflustigen Auseinandersetzungen, was man von einem Kritiker auch durchaus erwartet, in seinem letzten Buch wirken die Argumente eher schwach, der Ton wird zunehmend aggressiv, die Formulierungen an manchen Stellen beleidigend. Die Verbitterung des Autors scheint jedoch weniger aus dem weltanschaulichen gespeist zu sein als aus dem Privaten. Der Tod der geliebten Ehefrau, der Italienerin Laura Badoni, der wohl alle Bücher Krämer-Badonis gewidmet sind, ist möglicherweise der wahre Grund. Ein dem Leben sehr zugewandter und fröhlicher Mensch, was „Das kleine Buch vom Wein“ (ein Weinratgeber und zugleich eine kulturhistorische Abhandlung) beweist, litt vermutlich sehr an seinem Alter.

Die kirchenhistorischen Biografien

Zu den theologischen und kirchengeschichtlichen Texten Krämer-Badonis sollte man auch die Biografien zählen: „Ignatius von Loyola oder die größere Ehre Gottes“, 1964; „Galileo Galilei“, 1983. Der erste Text ist eine Lebensbeschreibung des spanischen Adligen und späteren Heiligen Ignatius von Loyola (1491–1556), des Gründers der Gesellschaft Jesu. Beide Biografien stellen eine Persönlichkeit ins Zentrum der Betrachtung, die so stark war, dass sie nicht nur gegen den Zeitgeist aufbegehrt, sondern eine historische Wende einleitete. Krämer-Badoni geht der Frage nach,

⁴² Ebd., S. 103

⁴³ Ebd., S. 31.

welche Eigenschaften hat ein Mensch, der imstande ist, sich gegen die siegreichen Kräfte des Fortschritts (im Falle Loyolas – der Reformation und der Lehre Luthers) aufzulehnen und das Traditionelle geistig zu erneuern. Loyola wird als „Seelenarzt und Seelenkennner“⁴⁴ dargestellt, seine Meditationsschriften „Die Exertitien“ spielen hier eine bedeutende Rolle. Beide Biografien liefern exzellente Übersetzungen der historischen Originalquellen.

Literatur

- Krämer-Badoni, Rudolf (1960): Das kleine Buch vom Wein. Gütersloh.
- Krämer-Badoni, Rudolf (1960): Über Grund und Wesen der Kunst. Frankfurt a. M.
- Krämer-Badoni, Rudolf (1964): Ignatius von Loyola oder die größere Ehre Gottes. Köln.
- Krämer-Badoni, Rudolf (1967): Die Last, katholisch zu sein. München.
- Krämer-Badoni, Rudolf (1980): Revolution in der Kirche. Lefebvre und Rom. München
- Krämer-Badoni, Rudolf (1983): Galileo Galilei. München, Berlin.
- Krämer-Badoni, Rudolf (1988): Judenmord, Frauenmord, Heilige Kirche. München.
- Krämer-Badoni, Rudolf (1989): Leben, lieben, sterben ohne Gott. München.
- Krämer-Badoni, Rudolf. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, http://www.bautz.de/bbkl/k/kraemer_badoni_r.shtml (24.07.2020)
- Krämer-Badoni, Rudolf. In: Deutsches Literatur-Lexikon. Das 20. Jahrhundert, Bd. XXXII, hrsg. von Lutz Hagedstedt, Berlin, Boston 2019, S. 2–3.
- Zweites Vatikanisches Konzil. Erklärung über die Religionsfreiheit „Dignitatis humanae“. Das Recht der Person und der Gemeinschaft auf gesellschaftliche und bürgerliche Freiheit in religiösen Belangen. In: <https://www.vaticansten.de/theologie/vatii/dh.htm> (24.07.2020).

⁴⁴ Rudolf Krämer-Badoni: Ignatius von Loyola oder die größere Ehre Gottes, Köln 1964, Zitat aus der Vorbemerkung, S. 9.

Zusammenfassung

Der Artikel bespricht die theologische Essayistik Rudolf Krämer-Badoni (1913–1989). Heute weitgehend vergessen, war Rudolf Krämer-Badoni ein bekannter Schriftsteller, Publizist, Kritiker, Übersetzer, konservativer Denker, langjähriger Mitarbeiter der *FAZ* und *Welt*, eine medienpräzente Persönlichkeit der BRD. Seine Buchessays und Abhandlungen befassen sich mit politischen, kulturgeschichtlichen und ästhetischen Themen. Der Artikel bespricht die theologischen und kirchengeschichtlichen Texte des Autors. Zu ihnen zählen in chronologischer Abfolge: „Die Last, katholisch zu sein“, 1967; „Revolution in der Kirche. Lefebvre und Rom“, 1980; „Judenmord, Frauenmord, Heilige Kirche“ 1988, „Leben, Lieben, Sterben ohne Gott“, 1989. Zu den wichtigsten

behandelten Themen zählen die kritische Hinterfragung der Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils, die Themenkomplexe: Frauen und Juden in der Geschichte der Katholischen Kirche. Rudolf Krämer-Badoni vollzieht in seinem Nachdenken über diese Themen mehrere deutliche Wenden. Diese zu rekonstruieren und zu verstehen, macht sich der vorliegende Artikel zum Ziel.

Schlüsselwörter

Rudolf Krämer-Badoni, Theologie, Kirchengeschichte, Katholische Kirche, Zweites Vatikanisches Konzil, Marcel Lebevre, Literatur der Bundesrepublik Deutschland, konservative Publizistik

Abstract

Theological Essays of Rudolf Krämer-Badoni

The article treats about the theological essays of Rudolf Krämer-Badoni (1913–1989). Hardly remembered today, Rudolf Krämer-Badoni was a very well-known writer, publicist, art critic, translator, conservative supporter, long-time author for *Frankfurter Allgemeine Zeitung* and *Die Welt*, and media personality in West Germany. His book-length essays and dissertations discuss political, cultural and aesthetic topics. The article deals with theological and ecclesiastical texts of Krämer-Badoni. In chronological order his works include: „Die Last, katholisch zu sein“ [The Burden of Being a Catholic] 1967; „Revolution in der Kirche. Lefebvre und Rom“ [The Revolution in the Church. Lefebvre and Rome] 1980; „Judenmord, Frauenmord, Heilige Kirche“ [Jews, Women Mass Murder, Holy Church] 1988, „Leben, Lieben, Sterben ohne Gott“ [Live, Love, Die Without God] 1989. The major topics are the criticism of Second Vatican Council and the history of Jews and women related to the Catholic Church. Rudolf Krämer-Badoni experiences evident transformations in his viewpoint. The reconstruction and understanding of these breakthroughs is the main goal of the article.

Keywords

Rudolf Krämer-Badoni, Theology, History of the Catholic Church, Second Vatican Council, Marcel Lebevre, Literature of the Federal Republic of Germany, conservative publicist.

Hans-Christian Trepte (<https://orcid.org/0000-0002-3118-7299>)

Universität Leipzig

Westlawische Mythen, Sagen und Legenden auf dem Gebiet der Germania Slavica

1. Vorbemerkungen

In den letzten Jahren ist das Interesse am vorchristlichen Glauben, an eine verschwundene heidnische Götterwelt sowie an eine weitgehend verdrängte Mythologie merklich gestiegen. Aus der Unsicherheit wie aus den Krisen unserer Zeit suchen Menschen nach einer neuen Spiritualität und Identität und vermeinen diese u.a. auch im Vorchristlichen als einer möglichen Alternative zu finden. Ein weiterer Grund mag darin liegen, dass ein bisher nur wenig erforschter „Geschichtsraum“, nicht zuletzt in Folge neuerer archäologischer Untersuchungen und Befunde, näher untersucht wird und zu neuen, kulturgeschichtlichen Erkenntnissen über weitgehend vergessene Kulturlandschaften führt. Schließlich war das „Heidentum“ lange Zeit einseitig als eine negative Projektionsfläche des Christentums angesehen und von christlichen Missionaren als ein zu verteufelnder Aberglaube abgelehnt und verdammt worden. Im jeweiligen nationalen Kontext wurde die Christianisierung der Slawen, zumeist auch als „Taufe“ des Volkes gesehen, ex post (wie in Polen) interpretiert und einseitig zur Stärkung des Patriotismus funktionalisiert. So äußerte der polnische Präsident Duda anlässlich des 1050. Jubiläums der Taufe Polens:

Die Taufe Mieszkos I ist das wichtigste Ereignis in der ungeteilten Geschichte des Staates und des polnischen Volkes. (...) Die Entscheidung unseres ersten historischen Herrschers entschied über die gesamte, spätere Zukunft unseres Landes [...]. Das christliche Erbe gestaltet bis zum heutigen Tage die Schicksalswege Polens und jedes einzelnen Polen.¹

Auf diese Art und Weise waren christliche kulturgeschichtliche Narrationen im Geiste einer imaginierten nationalen Gemeinschaft entstanden, die es als solche zur

¹ <https://www.wnp.pl/parlamentarny/wydarzenia/andrzej-duda-chrzest-polski-to-najwazniejszy-moment-w-dziejach-panstwa-i-narodu,8192.html> [Zugriff 28.05.2020]. „Chrzest Mieszka I jest najważniejszym wydarzeniem w całych dziejach państwa i narodu polskiego. (...) Decyzja naszego pierwszego, historycznego władcy zdecydowała o całej, późniejszej przyszłości naszego kraju. (...) to chrześcijańskie dziedzictwo po dzień dzisiejszy kształtuje losy Polski i każdego z Polaków“.

Zeit der christlichen Missionierung noch nicht gegeben hatte. Dabei ließen die neu entstanden nationalen Mythen und Legenden zumeist die Frage unbeantwortet, ob es vor der „Taufe“ alternative Erzählungen über die vorchristliche Zeit gegeben hat. In meinen Ausführungen möchte ich mich vor allem auf die (west)slawische Mythologie konzentrieren. Dabei soll der uns geographisch wie kulturgeschichtlich nahe liegenden Kultur-, Sagen- und Legendenwelt der westslawischen Völker auf dem Gebiet der „Germania Slavica“ zwischen Kap Arkona und dem Lausitzer Bergland besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Die westslawischen Stämme, die sich in einer west-östlichen Lage, östlich des „Westens“ und westlich des „Ostens“ befinden, schienen sich von Rom wie von Byzanz aus gesehen gleichsam am Ende bzw. an den Rändern der römisch-katholischen wie orthodoxen christlichen Welt zu befinden. Dem entsprach auch die Vorstellung eines nach Osten wie Westen blickenden Januskopfes und fast jede ostmitteleuropäische Gesellschaft scheint bis heute ein solches Doppelgesicht aufzuweisen. Auch das deutsche „Ostelbien“ könnte man unter historischen wie kulturgeschichtlichen Aspekten zu diesem Zwischeneuropa zählen. Hinzu kommt eine deutliche, kulturell wie mental gesehene, zumeist pauschal vorgenommene Abgrenzung vom „Osten“, wie sie z.B. im polnischen, baltischen und zunehmend auch ukrainischen Kontext deutlich wird. So entwickelte sich aus einem mythisch-symbolischen Komplex heraus z.B. der ethnogenetische Mythos von Polen als einem europäischen Sarmatien, aus dem die historisch-zivilisatorische Mission abgeleitet wurde, Bollwerk (*Antemurale Christianitatis*) der (abendländischen) Christenheit im Osten zu sein. Damit sollte nicht nur die eigene, zumeist als „primitiv“ und „unzivilisiert“ erachtete heidnische Vergangenheit verdrängt, sondern auch die Überzeugung genährt werden, dass Polen für die römisch-katholische Überlegenheit gegenüber den angeblich zivilisatorisch unterlegenen östlichen Nachbarn stehen würde. Das von Byzanz her kommende östliche „christliche Licht“ wurde dabei entweder verdrängt oder gar geleugnet. In Abgrenzung zur fränkisch-deutschen Missionierung diente die Christianisierung teilweise auch der eigenen nationalen Wiedergeburt, nicht selten in einem gesamtswawischen Kontext gesehen, so u.a. bei den Tschechen, Slowaken und Sorben. Bis in unsere Zeit polarisiert die These, dass es vom 9. bis zum 11. Jahrhundert eine von Mähren und Böhmen bis nach (Klein)Polen reichende gemeinsame Kultur- und Glaubensgemeinschaft mit einer gemeinsamen (kirchen-)slawischen Sprache, Liturgie und Terminologie gegeben hätte. Dabei scheint allerdings die Auffassung unumstritten, dass bis zum 12. Jahrhundert, selbst in Polen noch die Tradition der Slawenapostel Cyrill und Method lebendig gewesen war.² Die mit Feuer und Schwert vollzogene gewaltsame Missionierung der westslawischen wie baltischen Stämme und ihre nachfolgende Integration in den abendländischen, römisch-katholischen Kulturkreis hatte zu einer folgenschweren historischen wie kulturgeschichtlichen Amnesie geführt, die die eigene slawische Mythologie mit einschloss. So hatte der slawophile Johann

² Adolf Stender-Petersen: *Die cyrillo-methodianische Tradition bei den Polen*. In: *Cyrillo-Methodina. Zur Frühgeschichte des Christentums bei den Slawen. 863–1963*, herausgegeben von M[anfred] Hellmann, R[einhold] Olesch, B[ernhard] Stasiewski, F[ranz] Zagiba, Köln-Graz 1964, S. 440–448.

Gottfried Herder das Schicksal der heidnischen Slawen nicht zufällig mit der Eroberung und Unterjochung Lateinamerikas und der gewaltsamen Christianisierung bzw. Ausrottung der indigenen Bevölkerung und ihrer Kultur durch die spanischen Eroberer verglichen; ein Argument, das im Nachvollzug übrigens auch von Repräsentanten der neuheidnischen Bewegung vertreten wird. Ähnlich wie die spanischen Konquistadoren hatten auch die germanisch-fränkisch-deutschen Eroberer grausame Kreuzzüge gegen die östlich der Elbe lebenden heidnischen Slawen und Balten geführt. Zur Zeit der Romantik bzw. der nationalen Wiedergeburt bei den slawischen und baltischen Völkern versuchten Schriftsteller die geheimnisumwobene vorchristliche Vergangenheit für sich neu zu entdecken, an sie anzuknüpfen, auch um einer gewisse kulturgeschichtliche Kontinuität nachzuweisen. Auf diese Weise wurde versucht all das wiederzuentdecken, was mit Erfolg verborgen, verschüttet, vergessen und verdrängt worden war. Demzufolge galt das Interesse des u.a. im Dresdner Exil lebenden und durch seine historischen Romane aus der Sachsenzeit, *Gräfin Cosel* (1873), *Brühl* (1874), *Aus dem siebenjährigen Krieg* (1875) auch in Deutschland bekannt gewordenen Schriftstellers, Historikers und Archäologen, Józef Ignacy Kraszewski ganz der „alten Mär“³, der vorchristlichen Geschichte Polens wie auch des historischen Litauens. Dabei zeigten sich die Romantiker davon überzeugt, dass die Slawen und Balten die alten Traditionen, Sitten, Bräuche und Rituale aus vorchristlicher Zeit besonders lange in ihrem Gedächtnis bewahrt hätten. Aus diesem Grunde unternahmen die Romantiker zahlreiche Versuche die Geschichten und Erzählungen aus der „heidnischen“ Zeit festzuhalten, um dabei – wie Kraszewski – von zwei „Wiegen“, zwei Zivilisationen, einer ursprünglichen, volksnahen, slawisch-baltischen und einer nachfolgenden christlich-abendländischen sowie einem Doppelglauben (dwoeverje)⁴ zu sprechen. Tatsächlich existierte über Jahrhunderte hinweg – vor allem im östlichen Teil Polens, aber auch im historischen Litauen – ein solcher Doppelglaube, an den einen, neuen christlichen Gott und an die vertrauten alten Götter der heidnischen Vorfahren. Infolge der gewaltsamen Bekehrung zum neuen Glauben waren die meisten Zeugnisse des „heidnischen“ Glaubens bzw. Kultes zerstört worden. Die wenigen erhalten gebliebenen vorchristlichen Überlieferungen, zumeist von christlichen Missionaren und Chronisten aufgeschrieben, können als Narrationen der christlichen Sieger angesehen werden, die ihre eigenen Versionen vom verdammungswürdigen heidnischen Götzenkult verbreiteten. Die ersten Zeugnisse über die Slawen stammen aus dem sechsten Jahrhundert und sind mit dem Namen von Prokop(ios) von Caesarea, dem gotischen Historiker Jordanes, der u.a. auch über Herkunft und Geschichte der Goten berichtete, eng verbunden. Im 10. Jahrhundert beschrieben Reisende wie Ahman Ibn Fadlan und Händler wie Ibrahim ibn Jakub die Slawen, die sie zumeist als „Veneter“ (Venedi, Venethi) oder „Sclaveni“ bezeichneten und die Gebiete von den Quellflüssen der Weichsel bis zu ihrer Mündung im Westen und bis zum Dnjestr im Osten bewohnten. Die Bezeichnung „Veneter“ tritt u.a. bei Plinius dem Älteren in seiner *Naturalis Historia* als „Venetae“ auf und ist, obgleich die Veneter keine Slawen waren, nachfolgend auch auf die

³ Józef Ignacy Kraszewski: *Stara baśń*, Warszawa 1876.

⁴ Christa Ebert: *Literatur in Osteuropa. Russland und Polen*, Berlin 2010, S. 68.

benachbarten Slawen übertragen worden. Besonders spärlich gesät sind die Nachrichten über den Glauben, die Rituale und den Götterkult der Slawen. Bei Prokop finden wir diesbezüglich folgenden Hinweis: „Sie verehrten den göttlichen Blitzeschleuderer, wohl Perun, den Donnergott, ihm brachten sie Opfer dar. Anderen Gottheiten sowie Flüssen und Nymphen wurde gleichfalls Verehrung zuteil“⁵. In den im 11. bzw. zu Beginn des 12. Jahrhunderts in der Nähe von Kiew gefundenen *Latopisy* (Chroniken, 1113–1118) gibt es gleichfalls Hinweise auf die Genealogie und den vorchristlichen Glauben der Slawen. Religiöse Kulthandlungen, Sitten und Bräuche der Westslawen werden u.a. in den Chroniken des Thietmar von Merseburg (1012–1018) beschrieben. Aufschlussreich sind des Weiteren die Beschreibungen des vorchristlichen Glaubens in der Chronik des Cosmas von Prag, *Chronica Boemorum* (1119) und in der auf das Jahr 1167 datierten *Chronica Slavorum* (Slawenchronik) des Helmold von Bosau. In der *Großpolnischen Chronik* (Kronika Wielkopolska), wahrscheinlich im 13. Jahrhundert verfasst, wurde der Versuch unternommen, die Geschichte Polens mit den Überlieferungen von den heidnischen Slawen zu verbinden. Hier finden wir auch die Legende von den drei slawischen Brüdern Lech, Tschech (Čech) und Rus, die sich trennten, unterschiedliche Wege einschlugen und zu den „Gründervätern“ der Polen (Lachen), Tschechen und Russen wurden. Derartige Gründungslegenden sind nicht selten mit Vorstellungen verbunden, dass die „edlen“ Slawen von den Illyrern, Sarmaten oder Vandalen abstammen würden. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die keltische, die indogermanische und germanisch-skandinavische Mythologie einen prägenden Einfluss auf die mythologischen Vorstellungen der Slawen genommen. Allerdings gibt es bis heute Unsicherheiten, was den Rang bestimmter Götter im vorchristlichen slawischen Pantheon betrifft. Am augenscheinlichsten sind die Einflüsse anderer Mythologien beim Kult des slawischen Kriegsgottes „Stribog“ nachzuweisen, dessen Platz nachfolgend von „Perun“ (Pierun, Piorun), dem slawischen Blitz- und Donnergott, eingenommen wurde. So wird Perun, der im gesamten slawischen Raum und auch von den Balten als oberste Gottheit verehrt wurde, in seiner Stellung und Bedeutung mit Zeus, Jupiter, Donar und Thor gleichgesetzt, und er gilt als das wichtigste Bindeglied zur indogermanischen Mythologie. Perun ist der Gott des Gewitters, des Blitzes, des Donnerschlags und des Kampfes: Axt, Eiche und Schwertlilie gehören zu seinen Symbolen. Ihm wurden hauptsächlich Tier, namentlich Stiere geopfert, zumeist unter uralten, als heilig angesehenen Eichen. Peruns Name durfte nur in Notfällen ausgesprochen werden und hat sich bis heute in zahlreichen Redewendungen und Flüchen in der Bedeutung von „mit Blitz und Donner strafen“ erhalten, so im Polnischen: „Do pioruna!“ „Do stu piorunów!“ (Zum Donnerwetter! Himmelsgott noch einmal!) „Idź, wynoś się do pioruna!“ (Scher dich zum Teufel!) „Niech Cię (jasny) piorun trzaśnie!“ (Der Schlag soll dich treffen!). In Abbildungen trägt Perun fast immer eine Rüstung, oft fährt er in einem donnernden Wagen durch den Himmel, in seiner Hand hält er stets einen Hammer aus Stein, den er zuweilen auch auf Menschen richtet und diese

⁵ Joachim Herrmann: *Welt der Slawen. Geschichte, Gesellschaft, Kultur*. Leipzig, Jena, Berlin 1986, S. 23.

augenblicklich in Stein verwandeln lässt.⁶ Die von Perun auf der Erde zurückgelassenen Steine werden bis heute als besonderer Schutz gegen Blitzschlag angesehen und sollen heilende Kräfte haben. Als Gottheit ersten Ranges wird Perun große Macht, übermenschliche Kraft, Gewalt und Recht zugesprochen, und er wird um Beistand gebeten. Das zeigt sich bis heute u.a. in der neuheidnischen Musik: „Piorun auf zum Kampf“.⁷ In der Mythenforschung geht man bei den West- und namentlich bei den Ostseeslawen von einer Übertragung der Stellung und Bedeutung Peruns auf Swatowit (Svatovid, Svetovid, Świątowid) aus. Die einzige weibliche Gestalt im slawischen Pantheon ist Mokosch (Mokoš, Mokuscha, auch als Morena, Marzanna bekannt), die fruchtbare, feuchte Mutter Erde. Mokosch ist eng mit dem Wasser, der Unterwelt und dem Regen verbunden, sie steht für Weiblichkeit und Fruchtbarkeit, schützt die Tier und ist die Schutzpatronin der Weber. Mit anderen Wasserwesen, Wassermännern, Wassergeistern, Vilen wie Rusalken spielt sie in der westslawischen Mythologie, in zahlreichen Sagen und Legenden, eine wichtige Rolle.⁸ Von ihr zeugen bis heute Ortsnamen wie z.B. Mokošín in Tschechien, Muuks in Vorpommern oder Mockrehna und Mockritz in Sachsen. Rusalken und Vilen sind betörende, weibliche Wesen mit wunderschönen langen Haaren, die auf Waldlichtungen und Wiesen kreisrunde Tanzflächen hinterlassen, die auf keinen Fall betreten werden dürfen. Sie alle sind dem Menschen zumeist wohlgesonnen und gehen in Ausnahmefällen auch körperliche Verbindungen mit ihnen ein wie in der Gründungsgeschichte der polnischen Hauptstadt Warschau. Dem verliebten Fischer Wars gelingt es die schöne Nymphe Sawa für sich zu gewinnen, die ihm im Weichselfluss im wahrsten Sinne des Wortes ins Netz geht. Wars und Sawa gründen schließlich eine Familie und die polnische Stadt an der Weichsel erhält ihren Namen: WARS-SAWA.⁹

2. Zur Westslawischen Mythologie

Bei der Vielzahl slawischer Götter und gottähnlicher Wesen scheint eine Eingrenzung der im gesamtslawischen Kontext zu betrachtenden westslawischen Mythologie unter der Berücksichtigung kulturgeschichtlicher Aspekte angebracht. Zu den Westslawen können u.a. die hinter der Elbe wohnenden Polaben (po: nach, hinter; Labe: Elbe),

⁶ https://www.google.com/search?q=Perun+slawischer+Gott+Abbildungen&tbm=isch&ved2ahUKEw_iK08ig9d_XnAhVQMRoKHbleA9EQ2-cCegQIABAA&aq=Perun+slawischer+Gott+Abbildungen&gs_l=img.3...59406.62314..63712...0.0..84.686.9.....0....1..gws-wiz-img.1USh6lMOBq_A&ei=fijBXoqcHtDiaLm9jYgN&client=firefox-b-d#imgrc=Jo_XMRqhC5ThiM [Zugriff 28.05.2020].

⁷ Piorun do Boju https://www.youtube.com/watch?v=D_Cd2DIIfqe8&list=RDD_Cd2DIIfqe8&start_radio=1&t=41 [Zugriff 28.05.2020].

⁸ https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Mokosh?uselang=de#/media/File:Dual_Faith_Dwuwierze.jpg [Zugriff 28.05.2020].

⁹ Alexander Puschkin verfasste ein Drama mit dem Titel *Rusalka* (1832, dt. Die Meerjungfrau oder Die Nixe) und der tschechischen Komponisten Antonín Dvořák wurde u.a. mit seiner Oper *Rusalka* (1901) bekannt.

die hinter dem Meer wohnenden Pomoranen (po: nach, hinter; more: Meer), die Obodriten, Lusitzi, Wenden/Sorben und Ranen (Rujanen) gezählt werden. Infolge forciertem Christianisierung, Akkulturation und Assimilation verloren die westslawischen Stämme, bis auf die kleine Zahl an Sorben in den beiden Lausitzen, ihre ursprüngliche Sprache, Kultur, Identität wie auch ihren alten Götterglauben. Obgleich die Obodriten bereits im Jahre 1160 besiegt worden waren, herrschten in Mecklenburg bis 1918 noch deutschsprachige Nachkommen des einstigen „heidnischen Fürsten“ Niklot, dessen Denkmal sich im Schweriner Schloss befindet.¹⁰ Trotz erbitterter Gegenwehr verloren die Lusitzer im Jahre 963 und die Milzener 990 ihre politische und ökonomische Unabhängigkeit. Eine recht wenig bekannte Tatsache ist, dass die gewaltsame Unterwerfung und Christianisierung der Elb- und Ostseeslawen zum Teil in gemeinsamen Aktionen von Deutschen und christianisierten Polen (Polanen) erfolgte. So wurden die Weleter 985 und die Obodriten 995 vom polnischen Fürsten Mieszko I und dem deutschen Kaiser gemeinsam unterworfen. Hinzu kamen Aktionen von Deutschen und Dänen u.a. im nördlichen Kreuzzug von 1160. Acht Jahre später, 1168, folgte die endgültige Unterwerfung aller westslawischen Stämme in Pommern und auf den Inseln Rügen und Wollin durch Waldemar I von Dänemark. Das sorbische Gebiet galt dagegen noch bis in das frühe Mittelalter hinein als weitgehend „heidnisch“, selbst im Meißnischen soll bis zum 15. Jahrhundert noch Sorbisch gesprochen worden sein.

Woher können wir unser heutiges Wissen über die vorchristliche Zeit bei den Westslawen schöpfen? An erster Stelle aus entsprechenden archäologischen Funden, die vor allem an Kult- und Begräbnisplätzen gemacht wurden wie Waffen, Kultgegenstände, Grabbeigaben, Masken und Schmuck. Wichtige Informationen liefert des Weiteren die vergleichende Ethnographie, u.a. über Sitten und Bräuche, religiöse Vorstellungen, Rituale und Zeremonien. Hinzu kommen Untersuchungen der vergleichenden Sprachwissenschaft sowie literarisch-dokumentarische Zeugnisse. Der westslawische Götterglaube scheint, verglichen mit dem ostslawischen, eine größere Anzahl an Göttern und eine differenzierte heidnisch-religiös geprägte, wie auch geregelte Kultur aufzuweisen. „Bei Anlegung strengster Maßstäbe können im Osten nur drei, allenfalls vier als Gottheiten gelten.“¹¹ Hinzu kommt eine stärkere regionale Ausdifferenzierung und Anerkennung lokaler Götter. Das trifft vor allem auf die sich zwischen Elbe und Oder, Kap Arkona und dem Lausitzer Gebirge siedelnden westslawischen Stämmen zu. Ein weiteres Unterscheidungsmerkmal gegenüber den Ostslawen scheint darin zu bestehen, dass in den westslawischen Gebieten Tempel mit einer einflussreichen Priesterkaste als Zentren religiöser Handlungen verbreiteter waren als bei den Ostslawen. Zu den slawischen Hauptgöttern gehört Swarog (Svarog, Swaróg), der Schöpfer alles Lebens auf der Erde, der Gott des Lichtes und des himmlischen Feuers. Sein Name könnte auf die persische Bezeichnung „zvar“ (Sonne) zurückgehen. Des Weiteren gibt es auch slawische Deutungen seines

¹⁰ <https://de.wikipedia.org/wiki/Niklot#/media/Datei:Niklot.jpg> [Zugriff 28.05.2020].

¹¹ Norbert Reiter: *Das Glaubensgut der Slawen im europäischen Verbund*. Wiesbaden 2009, S. 122.

Namens im Sinne von Streit und Kampf um das Feuer (ein Vergleich mit Prometheus könnte hier angedacht werden). Mit Hilfe eines magischen, grellweiß-brennenden Steins, „Alatyr“ genannt, brachte Swarog das Wasser des Meeres zum Schäumen, der Schaum verfestigte sich und formte die feste Landmasse. Danach entstanden die ersten bösen Götter. Mit Hilfe seines mächtigen Schmiedehammers schlug der slawische Feuerschmied (ein Vergleich mit Hephaistos liegt nahe) gewaltige Funken aus dem magischen Stein des Lebens, aus denen nunmehr auch die guten Götter hervorgingen, so dass ein göttliches Gleichgewicht zwischen Gut und Bösen gewährt wurde.¹² Ein Sohn des slawischen Himmelsgottes Swarog ist Svarožić, der von Bruno von Querfurt in einem Brief an den deutschen Kaiser Heinrich II 1008 als „Zuarazis diabolus“ erwähnt wird; Thietmar von Merseburg beschreibt ihn 1018 wiederum im Zusammenhang mit der Burg „Radegast“ (Rethra). Svarožićs Name differenziert von Region zu Region, von einem slawischen Stamm zum anderen. Bei den Süd- und Ostslawen wird er „Dažbog“ bzw. „Dabog“, bei den Westslawen auch „Radegast“ (Redigast, Radhošt) genannt. Von einem Natur- und Sonnengott bei den Ostseeslawen ist Svarožić bei den Westslawen zu einem Stammes- und Kriegsgott, zum Gott der Fruchtbarkeit, Ernte wie auch der Gastfreundschaft geworden. Zumeist wird er als junger Krieger mit Helm dargestellt, in der rechten Hand hält er einen Schild, in der linken einen Speer. Auf seinem Kopf sitzt ein Schwan mit ausgebreiteten Flügeln, auf seiner Brust ist zumeist ein Stierkopf abgebildet.¹³ Sein reich verzierter, mit zahlreichen Holzstatuen versehener Haupttempel war ein heiliger Ort von Prophezeiungen und Opfern, Menschenopfer eingeschlossen. So hatte Ende des 11. Jahrhunderts Adam von Bremen in seiner *Gesta Hammaburgensis Ecclesiae Pontificum* (1073–1076) einen solchen Tempelort des „Redigast“ beschrieben, der sich auf einer Insel in einem See befinden sollte (angenommen wird der Tollensesee in Mecklenburg) und nannte diesen Rethra. Der Name der Burg bzw. des Tempels scheint dann auf den heidnischen Gott übergegangen zu sein, der sich, ähnlich wie Svarožić, mit symboltragenden Tieren des alten Sonnenkults umgab, so u.a. einem heiligen Pferd und Eber, der sich bei nahender Kriegsgefahr heftig im Schlamm des Sees zu wälzen begann. Im Jahre 1066 war im Heiligtum des Svarožić-Radegast in Radegast der Kopf des Bischofs Johannes von Marienburg (Malbork) geopfert worden. Zwei Jahre später, 1068 wurde der Tempel, in dem sich auch eine goldene Bildsäule des Radegast befunden haben soll und von dem aus immer wieder die Aufstände gegen die Christianisierung der Elb- und Ostseeslawen (983–1068) organisiert worden waren, endgültig zerstört. Die führende religiöse Rolle Radegasts ging nunmehr auf die Jaromarsburg und den Haupttempel des Swantewid auf der Insel Rügen über; Arkona war damit zum Mittelpunkt der westslawischen Götterverehrung geworden. Mit dem Schicksal Radegasts ist auch eine Legende verbunden, der zufolge sich der Sohn des slawischen Stammesfürsten, alle Vorsicht außer Acht lassend,

¹² Spekulationen, dass der Name der Hauptstadt von Mecklenburg, Schwerin auf den „Ort des Swarog“ (Swarzyn, Svarin) zurückgehen könnte, sind nicht nachweisbar.

¹³ <https://de.dreamstime.com/stockfoto-statue-des-gottes-radegast-auf-radhost-berg-beskydy-image76773256> [Zugriff 28.05.2020].

heimlich in der Nacht in den Tempel geschlichen haben soll, um seinem wahren Gott zu huldigen, was bei Todesstrafe verboten war. Im Tempelinneren vernahm er das laute Splittern und Brechen von Holz und wurde Zeuge, wie ein christlicher Priester die Statue seines Gottes zertrümmerte. Voller Zorn und Verzweiflung tötete er den Priester mit seinem Schwert. Im Sterben begriffen, stieß der Priester noch einen Fluch aus. Demzufolge sollte sich der slawische Fürstensohn in einen missgestalteten, hässlichen Zwerg verwandeln, der von seinem Schicksal erst dann erlöst werden konnte, wenn sich ein Christenmensch seiner erbarmte und das an seinem Schwert klebende Blut tilgen würde. Bis heute wartet das sogenannte Petermännchen auf seine Erlösung.¹⁴ Eine weitere Erscheinungsform Peruns ist der vor allem bei den westslawischen Stämmen der Pomeranen verehrte dreiköpfige Gott Triglaw (Triglav, Trzygłów, Dreikopf).¹⁵ Bei Triglaw ist – wie auch bei zahlreichen anderen Göttern – davon auszugehen, dass die Vielköpfigkeit (Polykephalie), ebenso wie die Vielgesichtigkeit (Polyprosopie) gerade für die ostseeslawischen Götter als ein besonderes Merkmal angesehen werden kann. Des Weiteren kann auch davon ausgegangen werden, dass bei dem Dreiköpfigen eine gewisse Verwandtschaft mit dem allgemeinslawischen Gott der Unterwelt, der Magie und des Viehs, Weles (Veles, Wołos), vorliegt. Der heiligen Zahl drei bei den heidnischen Gottheiten entsprechend, gab es auch eine Dreiteilung der vorchristlichen Welt in Himmel (prawia), Erde (jawia) und Unterwelt (nawia), wie sie bildlich u.a. auf der Swantowid-Säule von Zbrucz¹⁶ dargestellt wird. Ebbo weiß in der *Vita Ottonis III* vom Standbild des Triglaws in Stettin folgendes zu berichten:

Er (Triglaw HCT) hatte ein dreiköpfiges Standbild, dessen Augen und Lippen mit einem hohen, goldenen Hut überschattet waren. Von den Götzenpriestern wurde behauptet, der höchste Gott habe deshalb drei Köpfe, weil er drei Reiche regiere, nämlich das der Erde, des Himmels und der Unterwelt; und das Gesicht verhüll er sich, weil er nicht sehend, gewissermaßen, und schweigend die Sünden der Menschen nicht zur Kenntnis nehme.¹⁷

Sein geweihter Haupttempel in Stettin wurde in Folge des siegreichen „Wendekreuzzugs“ von 1127 auf Befehl von Bischof Otto von Bamberg zerstört, die Statue des Triglaw wurde gestürzt, nachdem ihr zuvor ihre drei vergoldeten Köpfe abgeschlagen wurden. Ein Kopf soll Papst Calixtus II nach Rom geschickt worden sein. Eine Statue des „Dreiköpfigen“ blieb allerdings als Symbol des Sieges des Christentums über die Heiden erhalten. Sie befand sich zunächst in einer Seitenkapelle der Marienkirche auf dem Harlunger Berg (heute Marienberg) in Brandenburg, die an der Stelle des vormaligen Triglaw-Heiligtums erbaut

¹⁴ Den Name Radegast trägt übrigens auch die 1965 in Nošovice in Mähren gegründete tschechische Bierbrauerei, diverse Biersorten sowie zahlreiche Gaststätten in Tschechien. <https://www.radegast.cz/> [Zugriff 28.05.2020]

¹⁵ <https://www.wulflund.de/skulpture/europa/bohemia/triglaw-slawische-gott-statue-1/#product-gallery-1> [Zugriff 28.05.2020].

¹⁶ https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/b/b5/01898_Steins%C3%A4ule_aus_dem_Fluss_Zbrucz_in_Ostgalizien_von_Hugo_Charlemont.jpg [Zugriff 28.05.2020].

¹⁷ Ebbo: *Vita Ottonis III*, 1, 1, 80 Acta Sanct. Antw. Jul., 447.

worden war. Alle Nachforschungen nach dem Verbleib der Statue, die 1526 dem dänisch-norwegischen König Christian II übergeben worden war, blieben erfolglos. Eine Statue Triglavs, von Priester versteckt, wurde auf der Insel Wollin gefunden.¹⁸ Nachgewiesen wurden auch weibliche Darstellungen des slawischen Gottes. Auch hier ist sich die Forschung nicht einig, ob die Darstellung der mit beiden Händen einen Halbmond auf der Brust haltende Gottheit männlichen oder weiblichen Geschlechts sei, oder ob Triglav gar Merkmale beider Geschlechter aufweisen könnte. Triglav (Triglaw, Monte Tricorno) ist auch der Name des höchsten Bergs Sloweniens (2864 m), er gilt als das slowenische Nationalsymbol, ist integraler Bestandteil des slowenischen Wappens, der slowenischen Fahne und ist auf der Rückseite der slowenischen 50-Euro-Cent-Münze abgebildet.¹⁹ Der Name des Berges bezieht sich allerdings eher auf die Gestalt seiner drei Gipfel. Auch bei der sinfonischen Dichtung von Modest Mus(s)orgski, *Eine Nacht auf dem kahlen Berge* findet der Hexensabbat mit dem schwarzen Gott, Tschernobog, auf dem mythischen Berg Triglav in der Johannisnacht statt, der allerdings nichts mit dem slowenischen Berg zu tun hat.

Für die westslawische Mythologie sind dualistische Göttermythen typisch. Es sind miteinander ringende gute und böse Mächten, nicht nur in einem unversöhnlichen Gegensatz, sondern auch im schöpferisch-kreativen Zusammenwirken. Auf diese Weise soll die Erde von den slawischen Göttern aus dem Urelement Wasser bzw. aus dem Nichts (nic, ex nihilo) emporgehoben worden sein. Svarog, der Gott des Himmels, soll Weles (Veles), den Gott der Unterwelt aufgefordert haben Sand vom Grunde des Meeres heraufzuholen, und diesen verteilte Svarog anschließend über die Meeresoberfläche. Ein Teil des Sandes verwandelte sich in fruchtbares Land. Die jedoch im Munde zurückgebliebenen Sandkörner spie Weles aus und schuf damit sein eigenes, zumeist unfruchtbares Land mit Wüsten und schroffen Bergen.²⁰ Einer anderen Erzählvariante zufolge ist die Erde aus dem Körper des Riesen „Rod“ bzw. seines weiblichen Pendants „Rodzanica/Rodzanice“ entstanden. Mit dem Beginn des Zeitflusses entstanden aus Rod auch die guten, die weißen Götter und nachfolgend die bösen, schwarzen, die in heftigen Kämpfen mit Feuer und Wasser ihre Machtbereiche voneinander abzugrenzen begannen. Auch in dieser Version herrschen die „guten Mächte“ über die blühenden, fruchtbaren Landschaften, das wüste Ödland, Sümpfe, Moore und Berge dagegen werden von bösen Göttern und Geistern beherrscht. Die guten wie bösen Götter haben in einem gemeinsamen Schöpfungsakt schließlich auch den Menschen mit all seinen Vorzügen, mit seiner Seele und seinem sündigen Körper geschaffen.

¹⁸ https://www.google.com/search?q=Triglav+Wollin+Statue&client=firefox-b-d&tbm=isch&source=iu&ictx=1&fir=LS26A5-NF5Yd1M%253A%252CFui0DFt4s-LRIKM%252C_&vet=1&usg=AI4_-kRb5bjTU_LjCRZpUWGEOUiwCdZdsA&sa=X&ved=2ahUKEwiq1MGd1b_nAhWssaQKHAlmASQQ9QEwB3oEACAcQDQ#imgrc=WHoMdgVZ6wm13M [Zugriff 28.05.2020].

¹⁹ https://de.wikipedia.org/wiki/Slowenische_Eurom%C3%BCnzen#/media/Datei:Slovenien_50_Cent.gif [Zugriff 28.05.2020].

²⁰ Vgl. dazu: <https://wendisches-heidentum.jimdo.free.com/altslawische-religion/> [Zugriff 28.05.2020].

Dem Gott Swantewit (Svantevid, Swantowid, Svetovid, Świętowid) kommt im Pantheon der westslawischen Götter eine besondere Stellung zu, bei den Ostseeslawen ist er zum Hauptgott aufgestiegen. Am längsten wurde Swantwid von der slawischen Bevölkerung auf der Insel Rügen verehrt. Von den dort ansässigen Ranen/Rujanen (in der Bedeutung von „Die Roten“) hat die Insel ihren Namen erhalten. Davon zeugt die polnische Bezeichnung Rügens, Rugia wie auch der tschechische Name Rujána.²¹ Die slawische Bezeichnung Rujana wird heute auch in der touristischen Werbung für die Urlaubsinsel verwendet.²² Swantewit ist als oberster Kriegs- und Donnergott mit „Perun“ vergleichbar. Seine Namensbedeutung ist allerdings nicht eindeutig zu klären. Plausibel erscheint die Bedeutung im Sinne von „Weltenherrscher“ (vom alt-slawischen „svet“ und „vid“), Swantewit ist auch der Gott des Krieges und der Fruchtbarkeit. Seine imponierende, aus Holz gefertigte Statue befand sich in einem von Säulen getragenen quadratischen Tempel in der Jaromarsburg auf Rügen.²³ 1921 vermeinte der deutsche Archäologe Carl Schuchhardt mit Hilfe der Ortsbeschreibung des dänischen Geistlichen und Geschichtsschreibers Saxo Grammaticus den Swantewit-Tempel gefunden zu haben. Weiterführende Forschungen, die nach dem Zweiten Weltkrieg angestellt wurden, ergaben jedoch, dass es sich bei den Ausgrabungen aller Wahrscheinlichkeit nach um eine dänische Missionskirche handelte. Bei erneuten archäologischen Grabungen wurde letztendlich doch noch der Standort des Swantewit-Tempels gefunden, eine Fläche in Gestalt eines Rechtecks, die vollkommen frei von Fundstücken war. Um die Fläche herum wurden jedoch zahlreiche Gegenstände und Opfergaben gefunden: Pfeilspitzen, Waffen, Münzen, Schmuck, des Weiteren Schädel und Knochen, die auf starke Gewalteinwirkungen schließen ließen. In seiner *Chronica Slavorum* hatte Helmold von Bosau auch den „sehr tapferen Stamm der Rujanen“ erwähnt, der als einziger unter den Ostseeslawen einen König hatte und der neben Swantewit noch weiteren „Götzen“ huldigte. Auf Saxo Grammaticus, der nach der Eroberung der Burg und des Tempels durch den dänischen König Waldemar und seines Heerführers Absalon, Bischof von Roskilde und Erzbischof von Lund, im Jahre 1168 nach Rügen gelangt war, geht eine anschauliche Beschreibung des Heiligtums zurück:

Im Tempel stand ein gewaltiges Götterbild, den menschlichen Körper an Größe weit übertreffend, wunderlich anzusehen durch seine vier Köpfe und ebenso viele Häuse. Zwei der Köpfe schienen nach der Brust und ebenso viele nach dem Rücken zu sehen. Im Übrigen schien von den vorderen wie von den hinteren der eine nach links, der andere nach rechts zu blicken. Die Bärte waren rasiert dargestellt, die Haare geschnitten, so daß es schien, der Fleiß des Künstlers hätte die Art der Rugianer in der Pflege der Haare nachgeahmt. In der Rechten hielt die Figur ein Trinkhorn, aus verschiedenen Metallen gebildet, das der Priester jährlich neu zu füllen gewohnt war, um aus der Beschaffenheit der Flüssigkeit die Ernte des kommenden Jahres zu weissagen. Der linke Arm bildete,

²¹ <https://www.radio.cz/de/rubrik/gesagt/zwischen-rujana-und-luzice-ostdeutschland-auf-tschechisch> [Zugriff 28.05.2020].

²² <https://www.rujana.de/> [Zugriff 28.05.2020].

²³ <https://de.scio.pw/Datei:Svantevit-Statue.jpg> [Zugriff 28.05.2020].

in die Seite gestemmt, einen Bogen. Der Rock war so beschaffen, daß er an die Schenkel reichte, die aus verschiedenem Holz geformt und mit dem Kniegelenk verbunden waren, daß man den Ort der Verbindung nur beim genauen Hinsehen erkennen konnte. Die Füße berührten den Boden, ihre Basis war in der Erde verborgen. Nicht weit davon hingen Zaum und Sattel und andere Herrschaftszeichen der Gottheit; seine Bewunderungswürdigkeit vermehrte ein Schwert von ungeheurer Größe, dessen Scheide und Griff, abgesehen von dem sehr schönen Treibwerk, das silberne Äußere auszeichnete.²⁴

Die in alle vier Himmelsrichtungen schauenden Köpfe symbolisierten die Stärke und die Macht des allmächtigen Swantewids über weit mehr als nur die westslawischen Stämme. Dabei war jeder Himmelsrichtung eine eigene Farbe zugeordnet, für den Norden Weiß, für den Westen Rot, für den Süden Schwarz und für den Osten Grün. Der Slawist Norbert Reiter hebt in seinem Buch *Das Glaubensgut der Slawen im europäischen Verbund* ebenfalls die Bedeutung und Stellung der „Rugier“ und ihres zentralen Gottes besonders hervor:

Unter den vielfältigen Gottheiten der Slawen ragt Zuanthevit hervor, der Gott im Lande der Rugier, da er nämlich in Antworten wirkungsvoller ist. Vor seinem Angesicht halten sie die anderen Gottheiten für Halbgötter. Deshalb opfern sie ihm jährlich einen durch das Los bestimmten Christen.²⁵

1848 wurde im Fluss Zbrucz bei Husiatyn in der heutigen Ukraine ein 2,57 Meter hohes, wahrscheinlich aus dem 10. Jahrhundert stammendes, aus Kalkstein gefertigtes Standbild geborgen, das auf allen vier Seiten plastische Darstellungen von Pferd, Schwert und Füllhorn aufwies. Die Interpretation, dass es sich hier um eine Darstellung Swantewits handelte, ist wissenschaftlich umstritten. Helmold von Bosau hatte in seiner *Chronica Slavorum* bereits davon berichtet, dass Swantewits Einfluss bis in die heutige Ukraine, ja sogar bis nach Russland reichen würde, ihm, Swantewid, hätten auch andere, nichtslawische Stämme Tribut gezollt und Opfergaben gebracht. Neben den Beschreibungen Swantewits in verschiedenen Schriften und Chroniken kommt den in den Pfarrkirchen von Altenkirchen²⁶ und Breege auf Rügen eingemauerten Swantewit-Steinen eine besondere Bedeutung zu, gelten sie doch als die wahrscheinlich ältesten und am besten erhaltenen Dokumente aus der vorchristlichen Slawenzeit. So ist auf dem Relief der Granitplatte von Altenkirchen eine bärtige männliche Gestalt mit Knebelbart, einem knielangen Gewand und einem mächtigen Trinkhorn zu sehen. Wahrscheinlich handelt es sich hier um einen Priester des Swantewits, der allein ein solches Gefäß bei sich führen durfte. Das Alter, die Bedeutung und der Zweck des Steins sind allerdings umstritten, einzig ist man sich lediglich darin, dass er aller Wahrscheinlichkeit nach kultischen Ritualen gediente hatte. Aufschlussreich ist des Weiteren aber auch die Swantewit betreffende

²⁴ Zitat nach: Swantewit <https://wendisches-heidentum.jimdofree.com/wendische-g%C3%B6tter/swantewit/> [Zugriff 28.05.2020].

²⁵ Reiter, Norbert: *Das Glaubensgut der Slawen im europäischen Verbund*. Wiesbaden, S. 99.

²⁶ https://de.wikipedia.org/wiki/Pfarrkirche_Altenkirchen#/media/Datei:Svantevitstein_3.jpg [Zugriff 28.05.2020].

künstlerisch-malerische Vorstellungskraft. Dies kann u.a. auch mit dem besonderen Interesse an der vorchristlichen Geschichte zur Zeit der nationalen Wiedergeburt der Tschechen, Slowaken und Sorben erklärt werden, die sich auch darin zeigte, dass mit Hilfe epischer Handschriften, die – wie sich später herausstellen sollte – vorgetäuscht waren, um eine eigene, reiche mittelalterliche slawisch-tschechische Epen-Dichtung nachzuweisen. Verwiesen sei in diesem Kontext auf Václav Hankas (1791- 1861) *Königinhofer Handschrift* (1817) und die *Grünberger Handschrift* (1818), die Hanka gemeinsam mit Josef Linda (1789–1834) verfasst hatte. In einem engen Zusammenhang mit dem wachsenden slawisch-tschechischen Selbstbewusstsein ist auch das *Slawische Epos* des tschechischen Jugendstilmalers Alfons Mucha (1860–1939) zu sehen. Es enthält ein Bild mit dem Titel *Die Feier des Slawengottes Swantovit auf der Insel Rügen* (1912).²⁷ Muchas Bild kontrastiert die scheinbar sorglose Ausgelassenheit und Freude der Slawen mit dem sich nähernden Unheil. Mit seiner bildlichen Darstellung bezieht sich Mucha auf das jährliche Ernteritual, das mit Gesängen, Tänzern und Gebeten ausgelassen gefeiert wurde. Gegen Abend sprach der Priester mit seinem Gott und verkündete anschließend seine Prophezeiungen. Dazu diente ein mit Wein (wahrscheinlich wohl eher mit Met) gefülltes Trinkhorn. Neben dem Wein bzw. Met diente auch ein riesiger Honigkuchen für Orakelzwecke. Gelang es dem Priester sich hinter diesem zu verstecken, dann wurde das als ein Zeichen für eine gute und reiche Ernte angesehen. Der Priesterkaste kam bei den Westslawen eine hohe Stellung zu. Auf Arkona soll es eine Tempelgarde von 300 Reitern gegeben haben und die Priester sollen einen reichen Tempelschatz angehäuft haben, der durch Tribute und Opfergaben ständig vermehrt wurde. Mucha zeigt auf seinem Bild Swantewit nicht im Inneren seines Tempels, sondern in der freien Natur, auf der Krone einer riesigen Eiche. Sichtbar werden die düsteren Schatten des germanischen Gottes Thor und seiner ihn begleitenden Wölfe. Sie sind es, die die slawischen Stämme an der Ostsee mit Feuer und Schwert blutig unterworfen und ihre Zivilisation vernichtet hatten. Der letzte slawische Krieger stirbt auf einem Schimmel, der eigentlich nur von Swantewit geritten werden durfte und als Orakel für Kriegserfolge oder Niederlagen diente. Swantewit nimmt das heilige Schwert aus der Hand des sterbenden Kriegers und verteidigt nun selbst die Freiheit und Unabhängigkeit seines Volkes. Die Figuren der Musiker wie auch eines Holzschnitzers stehen für die Verheißung der nahenden slawisch-tschechischen, nationalen Wiedergeburt. Tatsächlich war 1168, nach der Eroberung Arkonas, das aus Holz gefertigte Standbild Swantewits gestürzt, in Stücke zerhackt und ins Feuer geworfen worden. Der Tempelschatz wurde geplündert und die slawische Bevölkerung Rügens gezwungen, den neuen christlichen Glauben anzunehmen. König Jaromar I musste sich dem dänischen König unterwerfen und wurde zu dessen Vasallen gemacht. Ein Großteil des slawischen Burgwalls – so wie wahrscheinlich auch die Jaromarsburg selbst – ist in die Fluten der Ostsee gestürzt. Swantewit inspiriert bis heute nicht nur Kunst und Kultur der Region, seine Figur wie seine tragische Geschichte werden vermarktet, im Tourismus,

²⁷ <https://www.kunstkopie.de/a/mucha-alfons/diefeierdesslawengottessvantovitaufderinselrgenaus.html> [Zugriff 28.05.2020].

bei den Svantovit-Feiern auf Rügen, aber auch in Gestalt einer nach ihm genannten, gegen Wind und Regen schützenden Jacke.²⁸ Echte Kunstwerke stellen die hölzernen Figuren slawischer Götter des serbischen Bildhauers Jovan Petronijević dar.²⁹ Sie gehören zu einem Schachspiel, das ganz von der slawischen Mythologie inspiriert wurde.³⁰ Verwiesen sei auch noch auf Schmuckstücke wie zum Beispiel einen aus Silber gefertigter Anhänger, „Svetivod“ genannt.³¹

3. Zur Sorbischen Mythologie

Exemplarisch soll auf die Mythologie, Sagen und Legenden der Sorben und Wenden als dem letzten noch existierenden westslawischen Volk auf dem Gebiet der Germania Slavica eingegangen werden. Auch im Fall der Sorben sind die Grenzen zwischen imaginierte Mythologie, zwischen Sagen und Legenden fließend, und auch die Terminologie ist hier nicht eindeutig definiert. Bis zu ihrer relativ spät erfolgten Aufzeichnung³² wurden Mythen, Sagen, Legenden vor allem mündlich weitergegeben und können bis heute wesentlich zum Erhalt regionaler Identität beitragen. Auf der Grundlage vielfältiger ethnischer wie religiöser Erzählungen wird oft der Versuch unternommen unerklärliche Erscheinungen zu deuten, sie überirdischen Wesen und Göttern zuzuschreiben bzw. durch einen Mythos zu erklären. Die Konzentration auf die sorbische Mythologie und die damit eng verbundenen Sagen und Legenden kann auf vielfältige Weise, vor allem kulturgeographisch wie kulturgeschichtlich begründet werden. In der Lausitz, im Dreiländereck von Sachsen, Tschechien (Böhmen) und Polen (Schlesien) überlagern sich drei verschiedene, zugleich eng miteinander verwandte Sprachen, Kulturen, Mythen und Legenden. Bedingt durch eine über Jahrhunderte reichende partielle Zugehörigkeit der Oberlausitz zur Böhmisches Krone, sind die Beziehungen zu Böhmen, nachfolgend zur Tschechoslowakei und gegenwärtig zu Tschechien deutlich zu spüren. Das zeigt sich in einer historisch gewachsenen ethnisch-kulturellen wie religiösen Vielfalt in der Kultur, Literatur, Kunst und Architektur sowie in auf vorchristliche Zeiten zurückgehenden Sitten und Bräuchen. Ähnlich wie das benachbarte Schlesien und Böhmen stellt auch die Lausitz eine Übergangs- bzw. Transferregion zwischen dem östlichen und westlichen Europa dar. In der Ober- wie in der Niederlausitz erlebt die enge Zugehörigkeit, auch als Reaktion auf die weltweite Globalisierung und Gleichschaltung, vor allem im

²⁸ <https://nordwolle.shop/herren/tambor/svantovit-windjacke> [Zugriff 28.05.2020].

²⁹ <https://www.etsy.com/de/listing/511384908/triglaw-slawische-gott-statuette> [Zugriff 28.05.2020].

³⁰ https://www.google.com/search?q=Jovan+Petronijevi%C4%87+slawische+G%C3%B6tter&tbm=isch&source=univ&client=firefox-b_d&sa=X&ved=2ahUKEwiAjs7Hu9HnAhVH-3qQKHfsWB5UQsAR6BAGJEAE&biw=1920&bih=938 [Zugriff 28.05.2020].

³¹ <https://www.wulfund.de/schmuckstuecke/silber-schmuckstuecke/silber-und-messing-replike/svetivod---massive-silver-amulet.html/#product-gallery-1> [Zugriff 28.05.2020].

³² Verwiesen sei u.a. auf: Karl Haupt: *Sagenbuch der Lausitz- Fotomechanischer Neudruck mit einem Vorwort von Erich Schneider*. Bautzen 1991. Das Buch ist 1862/1863 erstmalig erschienen.

Bezug auf die (Kultur)Geschichte, Herkunft, Identität sowie Mythologie eine „wahre Renaissance“.³³ Dabei werden auch stereotypen Erwartungshaltungen bedient, äußert sich der Sorben-Mythos häufig in einer selektiven, verklärenden, sich auf Stereotype berufender „Wahrnehmung“. Mit Hilfe einfacher Schablonen werden die „sorbischen Lebenswelten“ auf „simple Schemata“ reduziert. Von tragender Bedeutung sind, ähnlich wie bei den Tschechen und Slowaken, imaginierte, identitätsstiftende Mythen aus der Zeit der nationalen Wiedergeburt des 19. Jahrhunderts. Zumeist im Spannungsfeld zwischen deutscher Mehrheit und sorbischer Minderheit angesiedelt, sollen sie helfen den Zusammenhalt der Sorben nach innen wie nach außen zu stärken. Eine besondere Rolle spielt dabei der verklärende Mythos vom einst großen sorbischen „Vergangenem“, vom „Ehemaligen“ in Verbindung mit dem „Archaischen“. Diese Topoi bzw. Motive stützen sich auf die Auffassung, dass sich in der Lausitz, im Land der Sorben, (Ur)Altes, Unverfälschtes, Vorchristlich-Heidnisches besonders lange gehalten habe. So trug eine 1997 in Berlin gezeigte Fotoausstellung über das Leben der Lausitzer Sorben kennzeichnender Weise den Titel ‚Gestern ist hier‘.³⁴ Gern wird bei der versuchten Rekonstruktion von Herkunft und Geschichte der Sorben auf den Begriff „Stary lud“ (Altes Volk), auf das Mittelalter, die Romantik wie auf die mythisch-heidnische Vorzeit zurückgegriffen, die positiv aufgewertet werden.³⁴ Dabei spielen heidnische, mythische, sagenhafte wie legendäre Überlieferungen eine besondere Rolle. Ein weiterer Bestandteil des Sorben-Mythos betrifft die „Minorisierung“, die „Kleinheit“ des sorbischen Volkes, die mit den „Traumata der Ausgrenzung und Nichtgleichwertigkeit“³⁵ einher geht. Dabei teilen die Sorben die ambivalente Erfahrung der „Minorisierung“ und „Kleinheit“ mit anderen Völkern bzw. Minderheiten in Mitteleuropa, den Tschechen, Slowaken, Kaschuben, Huzulen, Rusinen und Góralen, nicht zuletzt in der Aufwertung der eigenen kleinen Größe. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann sich die Wissenschaft eingehender mit den bis dahin weitgehend unbekannt gebliebenen Sorben, ihrer Sprache, Kultur und Mythologie zu beschäftigen. So kam es in der Romantik zu einer Art Sorbenverklärung, zugleich aber auch zu einer Sorbenverachtung, angesiedelt im Spannungsfeld angeblich deutscher Modernität und rückständiger sorbischer Lebensweise und Kultur. Dabei reicht die Geschichte der Sorben bis in das 6. Jahrhundert zurück, in eine Zeit, in der sie, durch die Völkerwanderung, aus ihrer angestammten (ur)slawischen Heimat im Osten Europas in ein neues Siedlungsgebiet gezogen waren. 631 wurden die „Wenden“ erstmals in der fränkischen Chronik des Fredegar erwähnt. Derwan, Fürst eines zwischen Saale und Mulde siedelnden Stammesverbandes der „Surbi“, sei vom Frankenkönig Dagobert abgefallen und hätte sich dem im heutigen Böhmen

³³ Madlena Norberg und Peter Kosta: *DOMOWNJA/HEIMAT. Sorbische/wendische Perspektiven auf die Lausitz*. In: *Podstupinske pšinoski k Sorabistice. Potsdamer Beiträge zur Sorabistik*. Nr. 9. Potsdam 2009. Vgl. auch: *Sorben und Deutsche: Heimat Lausitz – fremde Lausitz*. <https://www.hsozkult.de/event/id/termine-25596> [Zugriff 28.05.2020].

³⁴ *Stary lud in Dissens – Im Mittelalterdorf der Slawen*: <http://anderswohin.de/die-20-schoensten-bilder-aus-stary-lud-das-alte-volk-in-dissen/> [Zugriff 28.05.2020].

³⁵ Vgl. dazu Christian Prunitzsch: *Konzeptualisierung und Status kleiner Kulturen. Beiträge zur gleichnamigen Konferenz in Dresden vom 3. bis 6. März 2008*. München – Berlin 2009.

und Mähren entstandenen Reich des Samo angeschlossen. Mitte des 9. Jahrhunderts trennte der „Limes sorabicus“ noch „die Sorbenmark“ vom Fränkischen Reich. Es war Kaiser Heinrich, der die Sorben zu versklaven begann. Markgraf Gero (Gero I; Gero der Große) übte von 939–965 die Tribut Herrschaft über die slawischen Stämme östlich der mittleren Elbe und Saale aus; er galt als die Symbolfigur der mittelalterlichen deutschen Eroberungspolitik im Osten. Als Zeichen der Versöhnung hatte er 30 sorbische Adlige zu einem Festmahl eingeladen, um sie in der Nacht, trunken von Wein und Schlaf, aus dem Wege zu räumen. Diese schändliche Tat, von Widukind von Corvey beschrieben³⁶, war für die sorbische Mythologie, vor allem für die Entstehung des Mythos von den sieben sorbischen Königen wie auch für die Legende vom „Wendenkönig“ (Serbski kral) von ausschlaggebender Bedeutung. Trotz erbitterter Gegenwehr verloren die „Luziser“ 963 und die Milzener 990 ihre politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit, eine eigenständige Entwicklung war von nun an nicht mehr gegeben. Die Christianisierung des Sorben- und Wendengebiets wurde nunmehr zu einer zentralen Aufgabe der deutschen Ostmission, nicht zuletzt in Konkurrenz zur Missionierung vom christlichen Böhmen und Polen aus. In der Forschung geht man von zwei Konzeptionen der Christianisierung bei den Elb- und Ostseeslawen aus, der „Gentilreligion“ auf der einen Seite und der „christlichen Mission“ auf der anderen.³⁷ Dabei kommt den christlichen Missionaren, wie dem Heiligen Adalbert (polnisch: Wojciech, tschechisch: Vojtěch) bei den Westslawen eine besondere Bedeutung zu. Andererseits spielten aber auch die beiden Slawenapostel Kyrill und Method, vor allem unter Berücksichtigung der slawischen (Mutter-)Sprache, der Liturgie wie auch der Bibelübersetzung, bei einigen westslawischen Völkern eine herausragende Rolle. So vertrat der Vertreter der nationalen Wiedergeburt der Sorben im 19. Jahrhundert, Jan Arnošt Smoler (Johann Ernst Schmalzer) die Meinung, dass auch die „Lausitzer Wenden“, im Unterschied zu anderen westslawischen Stämmen zwischen Elbe und Oder, das Christentum von „zwei Seiten“ erhalten hätten, „zuerst von den Slawen und später von den Deutschen“.³⁸ Diese Auffassung stützte sich auf den Slawenmythos, auf den Glauben an eine über Böhmen, Mähren und die heutige Slowakei existierende enge brüderlich-slawische Verbindung, die historisch vertieft, bis hin zum Reich des Samo und zum Großmährischen Reich zurückreichen würde. Dieser Glaube schließt die aus Böhmen kommende und angeblich bis in die Lausitz reichende christlich-orthodoxe Mission der beiden Slawenapostel (863 bis 885) mit ein.

Mit Sicherheit sind die beiden Brüder aus Saloniki [...] nicht bis in die Lausitz vorgedrungen, obwohl die Lausitz eine zeitlang zum Großmährischen Reich dazugehörte. [...]. Das Verdienst der Slawenapostel liegt in der Betonung der slawischen Mutterspra-

³⁶ Widukind von Corvey: *Res gestae Saxonicae II*, wahrscheinlich vor 965 entstanden, Stuttgart 1986, S. 20.

³⁷ Christian Lübke: *Zwischen Polen und dem Reich: Elbslawen und Gentilreligion*. In: Michael Borgholte (Hg.): *Polen und Deutschland vor 1000 Jahren. Die Berliner Tagung über den „Akt von Gnesen“*. Berlin 2001, S. 91–110.

³⁸ Jan Arnošt Smoler: *Die Lausitzer Serben erhielten das Christentum zuerst von den Slawen*. In: „Zeitschrift für Slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft“, Band 2 (1864), S. 6.

che. [...]. In sorbischen Pfarrhäusern aufgefundene vorreformatorische tschechische Bibelübersetzungen sind ein Beweis dafür, dass wohl manche Prediger eine slawische Bibelübersetzung der lateinischen vorgezogen haben, um den Gläubigern das Wort Gottes in verständlicher Weise zu verkünden.³⁹

Die Frage, ob den Sorben das Christentum durch die Slawenapostel und damit durch ein slawisches Brudervolk gebracht worden sei, war keinesfalls nebensächlich, sondern geradezu von nationalem Interesse. Dieser Mythos hält sich bis heute. Davon zeugt u.a. das Milleniumsdenkmal, das an der Schnittstelle alter Handelswege auf einer Anhöhe bei Smochćicy (Schmochtitz) in der Lausitz auf Betreiben des sorbischen Cyrill-Methodius-Vereins im „Heiligen Jahr 2000“ errichtet und eingeweiht wurde. In seiner an den Papst adressierten Grußadresse äußerte Pfarrer Stefan Delan aus Radibor Folgendes:

Dieses Denkmal haben wir als Ausdruck der Bewahrung des christlichen Glaubens in diesem Land errichtet. Vor Jahrhunderten hat der allmächtige Gott durch die Heiligen Kyrill und Method die slawischen Völker mit dem Schatz des Evangeliums Christi beschenkt. In ihrem apostolischen Werk würdigen wir die Lehre um das Evangelium Christi und zugleich die herrliche Vision von der Einheit Europas.⁴⁰

In der Lausitz haben sich bis heute zahlreiche aus der vorchristlichen Zeit stammende Mythen und Legenden gehalten. Dabei wird das Alltagsleben, die Kultur und Mythologie der Sorben stark vom Wasser geprägt. Das zeigt sich u.a. bereits in der Bedeutung des Wortes „Lausitz“, das in seiner Etymologie auf das Slawische zurückgeht. Niedersorbisch „Łužyca“, obersorbisch „Łužica“ bedeutet feuchtes, sumpfiges Land. Auf die zahlreich anzutreffenden Wasserlandschaften verweist auch der (nieder)sorbische Name für den Spreewald: Błota in der Bedeutung von Sumpf, Sumpflandschaft. So ist es nicht verwunderlich, dass in der Lausitz, insbesondere im Spreewald, Mythen, Sagen und Legenden eng mit Flüssen, Bächen, Fließen, Seen, Teichen, Sümpfen und feuchten Wiesen verbunden sind.⁴¹ Verwiesen sei in diesem Zusammenhang u.a. auf eine Erzählung, die besagt, dass der Spreewald tatsächlich ein Werk des Teufels gewesen sei. Beim Pflügen wären dem Teufel die Pferde durchgegangen und hätten zahlreichen Verzweigungen, Fließe und Arme des Flusses geschaffen:

Und die Gräben, die sie zogen, füllt die Spree bald bis zum Rand. So entstand nach kurzer Dauer dies Spreewälder Land mit Lagunen und Inseln zwischen Fließen so schön, und mit Kähnen kann man fahren und auch über Brücken geh'n.⁴²

³⁹ Gerhard Werner: *Das Milleniumsdenkmal. Denkmal der Heiligen Cyrill und Methosius*. In: „Katolski Posol“ <http://www.posol.de/deutsch/cyrrill-methodius-denkmal> [Zugriff 28.05.2020].

⁴⁰ Jens Bulisch: *Kyrill und Method*. In: Lars Arne Danneberg /Matthias Donath/ Dietrich Scholze: *Oberlausitzer Mythen*. Meißen 2012, S. 31.

⁴¹ Susanne Hose: Erzählen über Wassermann und Irrlicht in der Oberlausitzer Heide und Teichlandschaft. In: Susanne Hose/Ines Keller (Hg.): *Sorbische Kultur-Geschichten im Biosphären-reservat Oberlausitzer Heide- und Teichlandschaft*. Bautzen 2017, S. 93–110.

⁴² Adolf Černý: *Mythiske bytosće lužiskich Serbow*. Budyšin. Nakład M. Hórnika 1893–1898 S. 341ff. Übersetzung Susanne Hose.

Die „wendische“ Spree – Sprjewja⁴³ ist, im Unterschied zur märkisch-brandenburgischen, zum heimatlicher Fluss, zum „Idyllium Patria“⁴⁴, zu einem Synonym für die beiden Lausitzen geworden. So berichtete die sorbische Gründungslegende von Bautzen von der Entstehung des „wendischen Flusses“ durch den Riesen Sprejnik, dessen Reich sich zwischen Bautzen und dem Oberlausitzer Bergland erstreckte. Nachdem sich der Riese einen starken Bogen geschnitzt hatte, probierte er ihn sofort aus. Einen Pfeil fand man in einem Tal im Oberlausitzer Bergland. An der Stelle, wo er in das Erdreich eingedrungen war, soll kühles Quellwasser empor gesprudelt sein, das wiederum einen Fluss speiste, der nach dem Riesen „Spree-Sprjewja“ genannt wurde. Während der Naziherrschaft wurde eine der Spreequellen, zu „Buchenborn“ umbenannt und zu einem magischen Ort des Deutschtums erklärte, die Spree hatte von nun an als „deutscher Fluss“ zu gelten. Der Wasserlauf der Spree ist Heimstatt zahlreicher mythisch-phantastischer Ereignisse und Wesen. Dabei wechseln sich heidnische Kultplätze an seinen Ufern ab mit vorchristlich-slawischen Siedlungen, Wallanlagen und mittelalterlichen Burganlagen. In der Abgottschlucht unterhalb Bautzens, in der Nähe der Ortschaft Oehna, an einem Fels, hoch über der Spree gelegen, soll sich ein Abbild des slawisch-wendischen Gottes Flinz (Flins, Flynz) in Gestalt eines alten Mannes befunden haben. Christian Heckel schreibt in seiner Chronik, dass das „sorbische Götzenbild“ seit „anno 1116“ dort gestanden habe.

Dieser stund in der Spree auff einem Fußsteine, war gestalt als ein Todt mit einem langen Mantel, hatte in der Hand einen Stab mit einer Feuer Blase oder Kessel, und auff der linken Schulter einen aufgerichteten Löwen, der sie erwecken sollte, wenn sie stürben.⁴⁵

Der dargestellte Löwe kann – ähnlich wie der auch der bei den Soben und Wenden weit verbreite (Spreewald)Drache Plon – als Schatzhüter interpretiert werden. Auf Flinz hatte auch der Verfasser der 1492 veröffentlichten *Sachsenchronik*, Konrad Bothe, verwiesen:

Der Name rührt von dessen Podest her, der Flinz (»Stein«) geheißten habe. [...] Vom christlichen Glauben abgefallene Wenden hätten den Götzen im Jahre 1116 aufgestellt, bis er vom deutschen Kaiser Lothar III. und dem Magdeburger Erzbischof Adalgot in die Spree geworfen worden sei.⁴⁶

Bei festlichen Anlässen wurde von Priestern in einer Schale ein Feuer entzündet, das, weithin sichtbar, die Bewohner in der Umgebung mit ihren Opfergaben herbeirufen sollte. Zahlreiche „Pilger“ mussten zur Buße ihrer Sünden vom Flinzfels bis zum

⁴³ Der Name Spree, tschechisch Spréva, ist indoeuropäischen Ursprungs, bedeutet etwa „spritzen“, „sprühen“, „stieben“.

⁴⁴ Vgl. dazu Caspar Peucer: *Idyllium Patria: Jahresschrift 2001*. (Stadtmuseum Bautzen) Bautzen 2002.

⁴⁵ Chronik von Christian Heckel, 1713, zitiert nach: https://de.wikisource.org/wiki/Abgott_Flinz [Zugriff 28.05.2020].

⁴⁶ Arnold Klaffenböck: Die Spree. In: *Oberlausitzer Mythen*. Herausgegeben von Lars-Arne Danneberg – Matthias Donath – Dietrich Scholze. Meißen 2012, S. 128.

Berge Czorneboh im Lausitzer Bergland auf Knien rutschen, allein reiche Opfergaben vermochten sie davon zu befreien. Bis heute sollen sich die angehäuften Schätze in Felsenkellern bei der Ortschaft Oehna befinden. Spektakuläre Schilderungen wie neuzeitliche Ausschmückungen halten den Flinz-Mythos weiter am Leben. In Flinz wird auch eine Personifikation des „schwarzen Gottes“ auf dem Czorneboh gesehen. Die im Zusammenhang mit den nach ihrem Fundort benannten „Prillwitzer Idolen“ aufgestellte Behauptung, dass auf dem Rücken des Löwen „Zernebog“ in Runen eingeritzt gestanden hätte, wurde als Fälschung entlarvt.⁴⁷ Die angeblich aus der vorchristlichen Slawenzeit stammende, mit dem mythischen Slawenort Rethra in enge Verbindung gebrachten Prillwitzer Bronzeskulpturen und Relieftafeln waren erst 1769 von zwei Goldschmieden angefertigt worden.⁴⁸ Das Abbild des Flinz wurde in der nachfolgenden christlichen Interpretation als eine Verbindung „heidnisch-antiker Elemente mit dem christlichen Heiland“ interpretiert.⁴⁹ Der Eigentümer des Rittergutes Oehna hatte die dem „dreieinigen Gott“ gewidmete Stelle am Flusse mit Hilfe einer „steinernen Spitzsäule“ markiert und wies sie damit als einen für die Region wichtigen Erinnerungsort aus, der aus mythologischer wie kulturgeschichtlicher Sicht mit Hilfe heimatkundlicher Publikationen im lebendigen Bewusstsein verankert bleiben sollte. In der Romantik war die Stelle des Flinz zu einem beliebten Kultplatz geworden, der allerdings durch den Neubau der Autobahnbrücke in den 1930er Jahren und dem Bau des Stausee Bautzen in den 1970er Jahren verschwunden ist.

Zu den sagenhaften Wasserwesen der Lausitz gehört auch der unberechenbare sorbische Wassermann (Wódny muž) bzw. Nix (Nykus/Nyks). Als Zwitterwesen verfügt er über menschliche wie amphibische Eigenschaften. Er lauert bei Mühlen, in Mühlgräben, hinter Mühlrädern und Fließen gern den Menschen auf; er kann als Helfer und Freund, aber auch als Feind und Rächer auftreten. Im Wasser schwimmende bunte Blüten, Bänder und Tücher sollen junge Mädchen anlocken, die der Nix zu sich hinab in sein Wassereich zieht. Zugleich versucht er in menschlicher Gestalt hübsche Mädchen auf Volksfesten zu verführen. Den Launen und Spielen der Wassergeister und anderer Wasserwesen ausgesetzt sind auch die zahlreichen Bäche, Flüsse und Fließe in der Lausitz, mit Hoch- und Niedrigwasser, Überschwemmungen und Dürren. Für die Niederlausitz, vor allem aber für den Spreewald, sind auch zahlreiche Schlangensagen charakteristisch, so u.a. vom wendischen Schlangenkönig (wużowy kral), der zuweilen Kinder und arme Leuten reich beschenkt. Schlangen werden in der Niederlausitz nicht gefürchtet, in ihnen werden vielmehr Glücksbringer gesehen. Bis heute findet man sie als Giebelverzierungen an manchem Haus im Spreewald. Auch die Irrlichter (błudniki) haben ihre Wohnstätten in Wassernähe, sind auf feuchten Wiesen und in Sümpfen zu finden. Sie sind den Menschen behilflich, führen all jene, die sich nachts verirrt haben, gegen ein kleines Entgelt wieder

⁴⁷ Die Prillwitzer Idole – von der Umdichtung der Wirklichkeit <https://wendland-net.de/post/die-prillwitzer-idole-von-der-umdichtung-der-wirklichkeit-28901> [Zugriff 28.05.2020].

⁴⁸ Die Prillwitzer Idole – von der Umdichtung der Wirklichkeit. <https://wendland-net.de/post/die-prillwitzer-idole-von-der-umdichtung-der-wirklichkeit-28901> [Zugriff 28.05.2020]. Prillwitzer Idole. Ersehnt, verehrt, gefälscht. <https://www.svz.de/regionales/mecklenburg-vorpommern/ersehnt-verehrt-gefaelscht-id20624577.html> [Zugriff 28.05.2020].

⁴⁹ Ebenda, S. 129.

auf den richtigen Weg nach Hause zurück; engherzigen und geizigen Menschen spielen sie allerdings so manchen Schabernack. In der christlichen Umdeutung werden in den Irrlichtern umherirrende Seelen verstorbener, ungetaufter Kinder gesehen, die erst durch ein Wort Gottes von ihrem Schicksal erlöst werden können.⁵⁰

Der bereits erwähnt Dualismus bei den westslawischen Göttern tritt auch in der Mythologie der Sorben auf und zwar in exemplarischer Gestalt zweier Bergnamen im Oberlausitzer Bergland: Bieleboh (obersorbisch Bělobóh), der weiße und Czorneboh (Čornobóh), der schwarze Gott. Auf beiden Bergen sollen zwei miteinander ringende slawische Götter gehaust haben. Es scheint hier ein Bezug zur altsorbischen Mythologie nahezuliegen, der allerdings wissenschaftlich so nicht nachgewiesen werden konnte. Helmold von Bosau hat in seiner Slawenchronik zwar einen „Weißen Gott“ als Gegenpart zu einem „Schwarzen“ erwähnt, der jedoch eher auf Swantewit bezogen war und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die beiden Berge in der Oberlausitz meinte, die erst in der frühen Neuzeit unter diesen Bezeichnungen erwähnt wurden:

Sie glauben nämlich, dass alles Glück werde von einem guten, alles Unglück aber von einem bösen Gott gelenkt. Daher nennen sie auch den bösen Gott in ihrer Sprache Diabol oder Zcerneboch, d.h. den schwarzen Gott.⁵¹

Es war der Pirnaer Dominikaner und Chronist, Johannes Lindner, der 1530 den Czorneboh-Kult auf die Sorben übertrug. Karl Benjamin Preusker spricht in seinen *Blicken in die vaterländische Vorzeit* von einem „Bielybog-Altar“.⁵² Wissenschaftliche Untersuchungen des „heidnischen Altars“ auf seine mögliche Eignung für Sonnenbeobachtungen brachten 2007 allerdings den Nachweis, dass das „Teufelsfenster“ in der Steinformation des „Sonnenheiligtums“ tatsächlich die Bestimmung der Tag- und Nachtgleiche im Frühjahr und Herbst ermöglicht. Jedenfalls wurde bis 1746 der Name für den Bieleboh noch mit „Hoher Wald“ und für den Czorneboh mit „Schleifberg“ angegeben. 1936 wurden beide Berge von den Nazis im Zuge der Germanisierung umbenannt und erhielten erst 1945 ihre slawischen Namen zurück. Schriftliche Zeugnisse gibt es auch vom Czorneboh. So verknüpfte der sächsische Dominikaner Johannes Lindner in seiner Chronik aus dem Jahr 1530 den Kult des schwarzen Gottes eng mit den Lausitzer Sorben. Eine weitere slawische Bezeichnung für den Berg ist „Prašwica“ (Prašica von: prašec – fragen) im Sinne von „Frageberg“, der ein Orakelzwecken dienendes „Frageloch“ aufweist, das als ein weiterer Beleg für einen alten vorchristlich-slawischen Kultplatz angesehen wurde. Im sich in der Nähe der beiden Berge befindenden „Hromadnik“ (Döhlener Berg, vom Sorbischen „hromadže“ (gemeinsam) abgeleitet), wurde eine alte slawische Versammlungsstätte, quasi ein slawischer Thingplatz gesehen. Erwähnung finden soll des Weiteren die wahrscheinlich älteste, mit dem „Lubin“ (Thromberg, Drohmberg, Traumberg) verbundene *Drohmbertsage* von den sieben schlafenden sorbischen Königen, die mit der deutschen

⁵⁰ Bjarnat Nowak (Hg.): *Aus der Sagenwelt der Niederlausitz Powěsći Dolnych Serbow*. Bautzen/Budyšin, ohne Angabe des Erscheinungsjahres, S. 10.

⁵¹ Helmold von Bosau: *Slawenchronik*. Berlin 1963, S. 109–110.

⁵² Karl Preusker: *Blicke in die vaterländische Vorzeit*. Leipzig 1843.

Kyffhäuser-Sage und der polnischen Legende vom *Schlafenden Ritter* (*Śpiący rycerz*) in der Hohen Tatra verblüffende Ähnlichkeit aufweist. Nach der Unterwerfung der Sorben durch die Franken in einer blutigen Schlacht am bzw. auf dem Lubin waren alle sieben sorbischen Könige, die sich zuvor auf sieben Steinblöcken beraten hatten, gefallen. Sie wurden gemeinsam mit ihren Kronen unter den besagten sieben Felsblöcken begraben. Ähnlich wie in der Kyffhäuser-Sage bzw. auch in der Sage vom *Schlafenden Ritter* werden die sieben Könige in größter Not auferstehen und ihren bedrängten Untertanen zu Hilfe eilen. Vergleichbar ist damit eine weitere Sage aus der Niederlausitz, die von einem „Wendekönig“ (Serbski kral) berichtet, der als einziger das Blutbad unter den Wendenfürsten von 939 durch Mark Gero überlebt hatte. Mit seinen treuen Gesellen hatte sich der „Wendekönig“ in den unzugänglichen Spreewald zurückgezogen. Dort ließ er eine Burg errichten, in der er kostbare Schätze aufbewahrte. Die Burg mit allen Schätzen sollen versunken sein und der König soll in einem silbernen Sarg an einem unbekanntem Ort ruhen. Während der „Spreewälder Sagennacht“ kehrt der „Wendekönig“ auf den Schlossberg von Burg (Bórkowy) zurück und zwar in Gestalt eines vom Sorbischen National-Ensemble aufgeführten Open-Air-Spektakels über die Geschichte, Bräuche und Sagen der Wenden.⁵³

Zu den bekanntesten, aus der Lausitz stammenden Sagengestalten, die eng mit dem Wasser und der „Mühle als einem mythischem Ort“⁵⁴ verbunden sind, gehört der Mythos vom Zauberlehrling, dem Meister (Mišter) Krabat, der als eine sorbische Version des Robin Hood angesehen werden kann. Krabat ist intelligent, listig und humorvoll, und er kämpft für die Freiheit und Gleichberechtigung der armen Leute. Der erste Beleg für eine solche Sage über das Wirken eines Magiers in der Lausitz, der mit Krabat in Verbindung gebracht werden kann, berichtet von einem bösen Herrn in Groß Särchen, der aus schwarzen Haferkörnern Soldaten zauberte und an den Hof nach Dresden, dem Teufel gleich, durch die Luft ritt. Den „wendischen Faust“ gibt es in sich teilweise deutlich voneinander unterscheidenden Erzählungen. Zunächst ausschließlich in sorbischer Sprache aufgeschrieben, lebten diese in der deutschsprachigen Literatur weiter, so u.a. bei Měrcin Nowak-Njechorński mit *Mišter Krabat der gute sorbische Zauberer*.⁵⁵ Besonders populär geworden sind die Krabat-Bücher des sorbischen Schriftstellers Jurij Brězan: *Die schwarze Mühle* (1968), *Krabat oder Die Verwandlung der Welt* (1976), *Krabat oder Die Bewahrung der Welt* (1993).⁵⁶ Brězans Krabat möchte sein sorbisches Volk vom Bösen befreien und steht ihm als slawischer Bruder (er ist kroatischer Herkunft) bei. Die Popularität des Sagenstoffes im deutschsprachigen Bereich ist vor allem Otfried Preußlers Jugendbuch *Krabat*⁵⁷ zu verdanken. Fasziniert von den dunklen Mächten erkennt Preußlers Krabat schließlich, worauf er sich eingelassen hat. Am Ende gelingt es

⁵³ <https://www.lr-online.de/lausitz/cottbus/kulturreignis-im-spreewald-kampfgetuemmel-auf-dem-burger-schlossberg-38253174.html> [Zugriff 28.05.2020].

⁵⁴ Susanne Hose: *Krabat und Pumputh*. In: *Oberlausitzer Mythen*. Op. cit., S. 78–89.

⁵⁵ Měrcin Nowak-Njechorński: *Mišter Krabat der gute sorbische Zauberer*, deutsche Übersetzung von Jurij Brězan. Bautzen 2008. <https://www.domowina-verlag.de/meister-krabat-der-gute-sorbische-zauberer.html> [Zugriff 28.05.2020].

⁵⁶ Vgl. dazu: Dietrich Scholze: *Jurij Brězan. Leben und Werk*. Bautzen 2016.

⁵⁷ Otfried Preußler: *Krabat*. (Erstveröffentlichung: Würzburg 1971) München 1980.

ihm durch seine Willenskraft und mit Hilfe ihm treu ergebener Freunde, aber auch der Liebe, sich und andere aus den Verstrickungen des Bösen zu befreien. Preußlers Buch folgte eine umfangreiche Rezeption des Krabatstoffes im deutschsprachigen Raum bis hin zur „Medientauglichkeit“ und Verfilmung.⁵⁸ Bereits 1982 entstand das Libretto für die Jugendoper (Musiktheater) *Krabat* des österreichischen Komponisten Cesar Bresgen nach Motiven von Preußlers Roman.⁵⁹ Es folgten Theaterstücke, u.a. für das Puppentheater, des Weiteren ein musikalisches Album und ein Ballett.⁶⁰ Worauf kann die Attraktivität des Krabat-Stoffes zurückgeführt werden? Bei kaum einer anderen historischen Person der Lausitz sind Wahrheit und Legende, Mythos und Geschichte so eng miteinander verwoben wie bei Krabat. Für den sagenhaften Zaubermeister gab es ein historisch verbürgtes Vorbild. Der Obrist Jan (Johannes) Schadowitz (1624–1704) war aus Agram (heute Zagreb) an den sächsischen Hof gekommen und hatte im Heer des sächsischen Kurfürsten Johann Georg III gedient. Für seine honorigen Verdienste – Krabat soll mit seinen Reitern den sächsischen Kurfürsten in den Türkenkriegen aus der Gefangenschaft befreit haben – erhielt er von König August dem Starken das seinerzeit von Sorben bewirtschaftete Vorwerk Groß Särchen geschenkt. 1704 wurde Schadowitz in der Pfarrkirche zu Wittichenau beigesetzt.⁶¹ Während der Beisetzung soll sein Geist aus dem Grab in Gestalt eines schwarzen Schwans emporgestiegen sein. Der mittels Namenkunde definierte Zusammenhang zwischen Krabat und Kroatie (und damit auch „Krawatte“!) gilt im Zusammenhang mit einer aufgefundenen schriftlichen Quelle, einem Totenregisters, das als Geburtsort Agram vermerkt, als ein wichtiger Beweis dafür, dass es sich bei dem Toten in der Wittichenauer Kirche tatsächlich um den legendären Zauberer handelte. Dreihundert Jahre nach seinem Tod wurde in der Lausitz, in Wittichenau und Groß Särchen, Krabats feierlich gedacht. Der aus Hoyerswerda stammende Kantor Johannes Leue komponierte ein *Te Deum Laudamus*, das anlässlich des Todestages von Schadowitz am 29. Mai 2004 in der evangelischen Kirche von Groß Särchen aufgeführt wurde. Das „Mythische“, „Wunderbare“ wie auch das „Zweifelhafte“ dieser Sage wird somit in die Wirklichkeit zurückgeholt und dient auf vielfältige Weise der Aufrechterhaltung einer gemeinsamen, regionale, sprachliche und kulturelle Grenzen überschreitenden Identität. Das erzählte „Mythische“ wird zugleich vom Kulturtourismus als einem bedeutenden Wirtschaftsfaktor in einer wirtschaftlich schwachen Region genutzt

⁵⁸ *Krabat* (1975), eigentlich *Die schwarze Mühle*. DEFA-Film; *Krabat* (1977), Čarodějův učeň, Karel Zeman; *Krabat* (2008): Marco Kreuzpaintner nach dem Buch von O. Preußler; *Krabat* (2011), eigentlich *Der siebente Rabe*.

⁵⁹ Bresgens Oper *Krabat* wurde 1983 in Düsseldorf, im gleichen Jahr auch im Düsseldorfer Marionettentheater uraufgeführt. 2004 folgte die Aufführung des gleichnamigen Theaterstücks von Nina Achminow im Prinzregententheater München. Seit 2012 werden im Erlebnishof „Krabatmühle“ in Schwarzkollm die „Krabat-Festspiele“ veranstaltet.

⁶⁰ Der deutsch-argentinische Choreograph Demis Volpi führte sein Ballett *Krabat* am 22. März 2013 in Stuttgart auf.

⁶¹ Am 3. Juli 1933 wurde das Grab im Zuge der Umbauten der Kirche freigelegt und die Gebeine fotografiert. https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Schadowitz#/media/File:Pfarrkirche_Wittichenau_AB_2011_17.JPG [Zugriff 28.05.2020].

Neopaganismus – Zur Renaissance des vorchristlichen Götterglaubens

Im Zusammenhang mit der Besinnung auf das vorchristliche slawische Erbe sollen auch neuheidnische Bewegungen und Gruppierungen erwähnt werden, die sich auf den alten heidnischen Götterglauben und seine Rituale berufen. So können sich vor allem seit dem demokratischen Umbruch von 1989/1990 neopaganistische Gruppierungen und Vereine im östlichen Europa organisieren, die den „indigenen Glauben“ verbreiten und heidnischen Göttern huldigen. Die Bewegung zur Wiedererweckung der eigenen ethnischen bzw. indigenen Religionen entdeckt das heidnische Eigene, im Unterschied zu dem von außen, in erster Linie durch „Fremde“ aufgedrängten christlichen Glauben. Angestrebt wird die Wiederbelebung des vorchristlichen Glaubens mit all seinen Göttern, Riten, Zeremonien, Sitten und Bräuchen, die auch eine Rückkehr zum Ursprünglichen, Natürlichen mit einschließt, so wie sie u.a. von der Bürgerinitiative *Rodná víra* (Heimischer Glaube), dem Verein *Slovanský kruh* (Slawischer Kreis) in Tschechien oder von *Polski Kościół Słowiański* (Polnische Slawischen Kirche) propagiert wird. Der polnische religiöse Verein mit Sitz in Ciechocinek, der 1995 offiziell registriert wurde, propagiert eine Rückkehr zum Glauben der Vorfahren, zu den wahren Göttern der Slawen vor der Christianisierung. Dabei lehnen die Vertreter des Neopaganismus den Begriff „Heiden“, oft als Schimpfwort verwendet, kategorisch ab; sie selbst bezeichnen sich als „Rodisten“ (von slawisch rod: Stamm, Geschlecht), als „Indigene“ oder als „Eingeborene“. Ihrer Auffassung nach ist es den fremden christlichen Missionaren nicht völlig gelungen den „heidnischen“ Volksglauben der Westslawen zu zerstören, auch nicht in einem heute so katholischen Land wie Polen. Dabei gibt es in Polen neuheidnische Tendenzen bereits seit mehr als 90 Jahren. Inzwischen haben sich zwei zentrale neuheidnische Strömungen im Spannungsfeld von Ursprünglichem, Natürlichem und Patriotisch-Nationalistischem herausgebildet. Die eine Richtung ist eng mit der Natur, mit alten Riten und Zeremonien verbunden und propagiert einen slawischen Polytheismus als Ur-Religion. Im Zusammenhang mit dem Mythos von der untergegangenen, sagenhaften Stadt „Vineta“ (Wollin, Jomsborg), auch „Atlantis des Nordens“ genannt, wird auch Bezug auf die legendären Veneter genommen. Das zeigt sich u.a. am Beispiel des Festivals der „Slawen und Wikinger“ über „Glaube, Rituale und Bräuche“, das vom archäologischen Freilichtmuseum von Wolin (Wollin) im Rahmen der transnationalen Zusammenarbeit „Baltic History“ in Polen stattfindet.⁶² Die polnische „Indigene Kirche“ (Kościół Rodzimy) beruft sich – vergleichbar mit ähnlichen Entwicklungen in Lateinamerika, Afrika und Australien – auf den Glauben der eingeborenen Bevölkerung vor der Christianisierung. Auf der Grundlage historischer wie religionswissenschaftlicher Texte soll der alte slawische Glaube mit seinen Ritualen wiedererweckt, verbreitet und gepflegt werden. Dabei ist die „Indigene Kirche“ bemüht tolerant, liberal und unpolitisch zu erscheinen. Der „Weltenschöpfer“ Swantewit (Świętowid) nimmt auch in der neuheidnischen

⁶² <http://jomsborg-vineta.com/#aktualnosci> [Zugriff 28.05.2020]. Klaus Goldmann, Günter Wermusch, *Vineta, die Wiederentdeckung einer versunkenen Stadt*. Bergisch Gladbach 1999.

Bewegung den ersten Platz in der slawischen Götterhierarchie ein und wird bei der Wiederherstellung der alten vorchristlichen Ordnung besonders verehrt. Der polnische Verfasser von Krimis und Fantasy Literatur, Konrad Lewandowski, gibt sich überzeugt, dass der Christianisierungsprozess wieder umgekehrt werden muss, um den Polen ihre eigenen, wahren Götter zurückzugeben. „Der Gott der Polen ist nicht Jahwe, sondern Świątowid“ (Swantewit).⁶³ Heidnische Zeremonien und Rituale wie *Jare Gody* (Jare Świąto, Frühlingfest) erfreuen sich wieder zunehmender Beliebtheit. Derartige Feste und Feiern gibt es u.a. am Übergang vom alten zum neuen Jahr, von der Winterzeit zum Frühjahr. Dazu gehören auch die *Szczodre Gody* (Freigiebigen Feste), auf denen der Sieg des Lichtes über die Finsternis gefeiert wird und die, u.a. in Breslau (Wrocław), vom Verein „Watra. Wspólnota Rodzimowierców“ (Das Feuer. Gemeinschaft indigener Gläubiger) organisiert, jährlich stattfinden.

Der anderen, patriotisch-nationalistischen Strömung gehören Vereine und Gemeinschaften an, die häufig rassistisch, antisemisch, antimuslimisch eingestellt sind. Bereits in den dreißiger Jahren hatte die neuheidnische polnische Zeitschrift *Demiurg* eine „Dritte arisch-europäische Zivilisation“ zum Schutz der Slawen vor der „romano-germanischen“ und „pan-asiatischen“ Bedrohung gefordert, ohne dabei größeren Widerhall bei der Bevölkerung zu finden. Weitaus erfolgreicher sind gegenwärtig allerdings die Vertreter der von Jan Stachniuk gegründeten (1905–1963) „Zadruga-Ideologie“, eine slawische Gemeinschafts-Ideologie, die den fremden, von außen aufgezwungenen Katholizismus als eine Hauptursache für den wirtschaftlichen und politischen Niedergang des Landes ausmacht. Zahlreiche der gegenwärtig in Polen existierenden neuheidnischen Gruppierungen stehen unter dem Einfluss dieser Ideologie, sie fordern einen starken, zentralistischen Staat, eine zentral gelenkte Wirtschaft sowie eine Abkehr von der NATO und EU. Seit den 1990er Jahren spricht sich die neuheidnische Gemeinschaft „Rodzima Wiara“ (Indigener Glaube) für die Einheit aller slawischer wie nichtslawischer „indoarischer Völker“ Europas aus. Ihre wahre, indigene Kultur und ihren ursprünglichen Glauben sehen sie durch die Religion und die „Nomadenkultur“ von Muslimen wie Semiten bedroht. Eine weitere neuheidnische Gruppierung nennt sich „Stowarzyszenie na rzecz Tradycji i Kultury „Niklot““ (Vereinigung für Tradition und Kultur „Niklot“), die nach dem letzten Vertreter des westslawischen Stammes der Abodriten benannt wurde. „Niklot“ arbeitet auch mit nationalistisch-katholischen polnischen Gruppierungen wie „Ruch Narodowy“ (Nationale Bewegung) auf der nationalen sowie der „Neuen Rechten“ (New Right; Nouvelle droite) auf der internationalen Ebene zusammen. Ihr Ziel ist der Ethnopluralismus und zwar ganz im Sinne von Apartheidstrukturen. Besonders extremistisch eingestellt sind faschistisch-rassistische polnische Gruppierungen wie „Zakon Zadrugi „Północny Wilk““ (Zadruga-Orden ‚Nördlicher Wolf‘), die eine Rassentrennung zum „Schutz der weißen Rasse“ und des polnischen Blutes propagieren. Zu ihnen zählt „Zakon Strażników Sławii „Wilczy Krąg““ (Orden der Wächter der Slawen ‚Wolfskreis‘). Sie bekämpfen

⁶³ Slawische Mythologie der Polen. Zwischen Natur und Nationalismus. https://www.deutschlandfunkkultur.de/slawische-mythologie-der-polen-zwischen-natur-und-979.de.html?dram-article_id=413183 [Zugriff 28.05.2020].

den „judäischen Hundegeist“, um den Glauben der „Ario-Slawen“ neu zu beleben.⁶⁴ Viele der Anhänger der neuheidnischen Bewegung fühlen sich mit Gleichgesinnten in anderen slawischen Ländern verbunden, dazu gehören auch die Russen. 1994 wurde in Russland die erste indigene Glaubensgemeinschaft „Rodnowery“ (Indigener Galuben) gegründet, 1997 folgte die „Union der slawischen indigenen Glaubensgemeinschaften“, die zielgerichtet den Kontakt zu Gleichgesinnten in anderen slawischen Ländern sucht. Erwähnenswert ist dabei auch die Rückbesinnung auf mythische Traditionen, Bräuche und Sitten u.a. in der Musik. So demonstriert die 2002 gegründete russische Folk- und Pagan-Metal-Band *Arkona*, nicht zuletzt auch mit ihrem Namen, wie lebendig das slawische, vorchristliche Erbe heute noch ist. Allerdings soll es frei vom faschistischen, antisemitischen Gedankengut sein, so die Sängerin der Band, Maria Archipowa.⁶⁵ Eine andere Einstellung vertreten polnische *Pagan Metal Bands* wie *Saltus* oder *Barbarous Pomerania*, welche die weißen Anhänger des indigenen Glaubens verherrlichen. Auf dem heutigen Gebiet der Germania Slavica sind bisher kaum neuheidnische Tendenzen zu verzeichnen, auch wenn es bei der Identitären Bewegung „Heimat, Freiheit, Tradition, ethnokulturelle Identität“ zuweilen Bezüge auf die neopaganistische Bewegung gibt.⁶⁶

Erwähnt werden soll zum Abschluss ein mit der Renaissance westslawischer Mythologie im Zusammenhang stehendes literarisches Werk des in Leipzig lebenden Logopäden und Schriftstellers Dieter Kalka. *Sudička*⁶⁷ (2018) ist ein historischer Roman, der mit großer Empathie von einem fast vergessenen Land und seinen verlorenen Menschen erzählt. Der Name der Protagonistin, Sudička, stammt ursprünglich aus Böhmen, er ist zugleich auch der Name der gleichnamigen heidnischen Schicksalsgöttin. Bestimmung und Ziel der literarischen Figur ist es JEDNOTA (so auch im deutschen Original), also die Einheit der westslawischen Stämme zwischen Elbe und Oder, zwischen der Ostsee und dem Lausitzer Bergland im Kampf gegen die fränkisch-deutschen Eroberer wieder herzustellen, ganz im Sinne auch der Verkündigungen des Orakels von Wollin. Die historische Erzählung spannt einen weiten Bogen vom heutigen Thüringer Osterland (terra orientalis) vor der gewaltsamen Christianisierung bis hin zum tragischen Ende der unterlegenen Ostseeslawen auf der Insel Wollin als ihrer letzten noch gehaltenen Bastion gegen die germanischen Invasoren.

Wolin brannte. Der Christenmenschen Gott hatte die Schlacht für sich entschieden. Schätze fand keiner. Sie waren vergraben im Irgendwo der Geschichte. Einst jenen Göttern geweiht, welche diese Erde jahrhundertlang beschirmt. Wolin – oder Jombsburg, wie die Nordmannen es nannten, Vineta, wie die Sorben sagten, oder Weltaba, wie es in Ahmads Heimat hieß, war von der Landkarte ausradiert.⁶⁸

⁶⁴ Philipp Schaab: Neuheiden im rechten Sumpf. In: *Freitag*, 16.04.2014 <https://www.freitag.de/autoren/philipp-schaab/arische-rasse-slawischer-glaube> [Zugriff 28.05.2020].

⁶⁵ [https://www.wikiwand.com/de/Arkona_\(Band\)](https://www.wikiwand.com/de/Arkona_(Band)) [Zugriff 28.05.2020].

⁶⁶ Christine Eckes: Ausbreitung der „Identitären Bewegung“ in Europa und ihre ideologischen Grundzüge. In: *Journal EXIT-Deutschland. Zeitschrift für Deradikalisierung und demokratische Kultur* Nr. 04 (2016).

⁶⁷ Dieter Kalka: *Sudička*. Dresden 2018, 319 Seiten.

⁶⁸ Ebenda, S. 313.

Woher kommt dieses Interesse und Bedürfnis, sich in neuheidnischen Organisationen aber auch im Brauchtum, in der Kultur und Literatur den vorchristlichen Religionen zuzuwenden? Einerseits ist, historisch gesehen, eine Antwort in den national-romantischen Strömungen des 19. Jahrhunderts zu suchen, andererseits war infolge des länderübergreifenden Zusammenbruchs des Kommunismus ein gewisses politisches Vakuum entstanden, dass nach 1989/1990 versucht wurde mit dem wiederentdeckten neuheidnischen (indigenen) Glauben zu füllen. Die Hinwendung zum vorchristlichen slawischen Stammesglauben sollte auch dem Bedürfnis dienen „kollektive Identitäten auf ethno-nationaler Basis zu rekonstruieren“.⁶⁹ Der tschechische Religionswissenschaftler Ivan Štampach beantwortet die Frage nach der Renaissance der altslawischen Mythologie wie folgt:

Kulturell ist unser Leben durch die Bibel, die antiken Traditionen aber auch die Aufklärung geprägt. [...] Wie wir aber wissen befindet sich unser Kulturraum zurzeit auch in einer tiefen Krise. Den Weg aus dieser Krise suchen manche in einer neuen Spiritualität. Auch die Besinnung auf das Alte und Vorchristliche ist da eine mögliche Alternative.⁷⁰

Dabei ist die Rückbesinnung auf die vorchristlichen Wurzeln, die Wiederbelebung des vorchristlichen Glaubens, nicht nur ein Phänomen in den ehemaligen Ostblockländern, seine Erforschung erfordert ein interdisziplinäres, interphilologisches Herangehen.⁷¹ Bei der neuheidnischen Bewegung kann nicht von einem einheitlichen Ganzen ausgegangen werden, weder im europäischen noch im internationalen Kontext. Der *Weltkongress Ethnischer Religionen* (bis 2010 *Weltkongress heidnischer Religionen*), der 1998 in Vilnius stattfand, stellt eine Plattform für die europaweiten neuheidnischen Bewegungen dar. Dabei begreift er sich als eine rein geistig-intellektuelle Institution, im Unterschied zu populistischen, nationalistischen und antisemitischen Kräften innerhalb zahlreicher neopaganistischer Organisationen und Vereine. Die am 23. Juni 1993 in Vilnius unterzeichnete gemeinsame Deklaration des Weltkongresses hat dabei nichts an ihrer Aktualität und Gültigkeit verloren:

Ethnische und / oder „heidnische“ Religionen wurden in der Vergangenheit von Religionen, die für sich den Anspruch erheben die einzige Wahrheit zu besitzen, schwer geschädigt. Es ist unser aufrichtiger Wunsch in Frieden und Harmonie zu leben, daher streben wir nach der Zusammenarbeit mit den Anhängern aller anderen Glaubensrichtungen und Religionen.⁷²

⁶⁹ Vgl. dazu: <https://www.freitag.de/autoren/philipp-schaab/von-alten-goettern-und-neuen-heidn> [Zugriff 28.05.2020].

⁷⁰ <https://www.radio.cz/de/rubrik/kaleidoskop/von-koupadlo-bis-kracun-rueckbesinnung-auf-das-slawische-heidentum-in-tschechien> [Zugriff 28.05.2020].

⁷¹ Kaarina Aitamurto, Scott Simpson: *Modern Pagan and Native Faith Movement in Central and Eastern Europe*. Durham 2013.

⁷² <https://ecer-org.eu/about/declaration/deklaration-german/> [Zugriff 28.05.2020].

Bibliographie (Auswahl)

- Aitamurto, Kaarina / Simpson, Scott: *Modern Pagan and Native Faith Movement in Central and Eastern Europe*. Durham 2013.
- Arkona, russische Folk- und Metalband: *Liki Bessmertnykh Bogov* (Gesichter der unsterblichen Götter) <https://www.youtube.com/watch?v=SgXIUxDGFvU> *Slavsia Rus* (Ruhm dir Rus): <https://www.youtube.com/watch?v=SgXIUxDGFvU>
- Bosoviensis, Helmoldus: *Chronica Slavorum*. Deutsche Ausgabe: Helmold von Bosau (Hg.) *Slawenchronik*. Berlin 1963.
- Černý, Adolf: *Mythiske bytosće lužiskich Serbów*. Budyšin 1898.
- Crowley, Vivianne: *Phoenix aus der Flamme: heidnische Spiritualität in der westlichen Welt*. Bad Ischl 1995.
- Czemplik, Nicolai: Von Kap Arkona bis zum Berg Zobten: Zur westslawischen Mythologie. In: *Między regionalizmami a kosmopolityzmem. Polska, niemiecka i czeska literatura, język i kultura. Materiały IX Międzynarodowej Konferencji inter-Faces* we Wrocławiu i w Karpaczu. Redakcja Monika Czok / Nicolai Czemplik / Anja Nousch / Martin Veselka. Leipzig – Dresden – Wrocław 2015 S. 291–299.
- Dannenberg, Lars-Arne / Donath, Matthias / Scholze, Dietrich: *Oberlausitzer Mythen*. Meißen 2012.
- Gehrt, Andreas: *Götter, Glücksritter und Gelehrte – Auf den Spuren großer Mythen der Oberlausitz. Quellkundliche Beiträge zur Sagenforschung, regionalen Geographie und Kulturanthropologie der Oberlausitz*. Zittau 2009.
- Haupt, Karl: *Sagenbuch der Lausitz*. Bautzen 1991 1991.
- Herrmann, Joachim: *Welt der Slawen. Geschichte, Gesellschaft, Kultur*. Leipzig – Jena – Berlin 1986.
- Hose, Susanne: Magier – Marke – Medienstar: Krabat oder die Erschaffung einer Erlebniswelt. In: Christian Prunitsch (Hg.): *Konzeptualisierung und Status kleiner Kulturen. Beiträge zur gleichnamigen Konferenz in Dresden vom 3. bis 6. März 2008*. München – Berlin 2009, S. 355–371.
- Lübke, Christian: Von der ‚Sclavinia‘ zur ‚Germania Slavica‘. Akkulturation und Transformation. In: Reinhard Härtel (Hg.): *Akkulturation im Mittelalter*. Ostfildern 2014, S. 207–234.
- Meschkank, Werner: *Als die Wendengötter sterben sollten*. Cottbus 2005.
- Pech, Edmund / Scholze, Dietrich: *Zwischen Zwang und Beistand. Deutsche Politik gegenüber den Sorben vom Wiener Kongress bis zur Gegenwart*. Bautzen 2003.
- Preußler, Otfried: *Krabat*. München 1980. Erstveröffentlichung: Würzburg 1971.
- Reiter, Norbert: *Das Glaubensgut der Slawen im europäischen Verbund*. Stuttgart – Berlin 2009.
- Schaab, Philipp: *Götter, Ahnen, Blut und Boden? Die Konstruktion ethnischer Identität im gegenwärtigen slawischen Neuheidentum in Polen*. Münster 2019.
- Schmidt, Ingrid: *Götter, Mythen und Bräuche von der Insel Rügen*. Rostock 2002.
- Scholze, Dietrich: *Die Sorben in Deutschland/Serbja w Němskej. Sieben Kapitel Kulturgeschichte*. Bautzen/Budyšin 1993.
- Strzelczyk, Jerzy: *Mity, podania i wierzenia dawnych Słowian*. Poznań 1998.
- Vaňa, Zdeněk: *Mythologie und Götterwelt der slawischen Völker. Die geistigen Impulse Osteuropas*. Stuttgart 1992.

Schlüsselwörter

Mythologie, Sagen, Legenden, Bräuche, Germania Slavica, Religion, Christianisierung, Mission, Rügen, Kap Arkona, Götter(welt), Swantewid, Perun, Triglav, Tempel, Priester, Heidentum, Neopaganismus, (West)Slawen, Franken, Deutsche, Sorben, Lausitz, Chroniken, Literatur, Kunst

Abstract

Recently there has been a growing interest in Slavic mythology, gods and ritual practices prior to mainly forced Christianisation. Early Slavic mythology has been a challenge to many scholars. It is an interesting task to follow traces of Western Slavic pagan mythology and its gods. Unlike many other mythologies, there is no original material left since the pre-Christian heritage was violently destroyed. Documents and chronicles were mainly written by Christian clergymen, whose attitudes towards the indigenous Slavic population, and their cult of pagan gods were hostile. This text is focusing on “Slavia Germania”, a territory situated between Cape Arkona on the island of Rügen in the North and the Lusatian Highlands in the South of Saxony on the borderline with the Czech Republic. This area, originally settled by Slavic tribes, came under the influence of the Roman Catholic Church and the German Imperium. The most important location of Western Slavic resistance was the temple-stronghold of the pagan god Svetovid at Cape Arkona on Rügen, which surrendered to the Danish troops in 1168. Temple, castle and the statue of Svetovid were destroyed. The Lusatian Sorbs may serve as an illustrative example according to the topic. Worship of Slavic gods as well as the pagan cultural influence were mostly denied or eliminated. But myths, legends, and customs have persisted in folk beliefs, traditions, and tales until modern times. Recently neopaganism, and the movement of the Slavic Native Faith focus on the revival of ethnic religion, gods, and cults between natural religion of the native population, and nationalist ideas and mythologems.

Keywords

mythology, legends, customs, traditions, Germania Slavica, religion, christianisation, baptism, mission, Rügen island, Cape Arkona, pagan gods, Swantewid, Perun, Triglav, temple, priests, (neo-)paganism, Slaves, Franconians, Germans, Sorbs, Lusatia, chronicles, literature, culture, art

Monika Mańczyk-Krygiel (<https://orcid.org/0000-0003-0588-9526>)
Uniwersytet Wrocławski

Zu Bergmotiven in ausgewählten Werken von Caroline Pichler

Am andern Tage, einem herrlichen Septembertage, brachen wir – Büel, Graf Browne, Lotte und ich – nach Maria-Zell auf, durch die Felsenschluchten, über die sonnigen Waldhöhen, an klaren, rauschenden Bächen hin, immer tiefer in die Gebirgswelt hinein, wo schon hinter dem Annaberg der majestätische Ötscher mit seiner zur Seite, wie eine Nachtmütze geneigten Spitze vor uns stand. Es war mir leid, daß diese Gebirgswelt, die ich unserm Freund hier aufzuführen mich freute, auf ihn – aus sehr begreiflichen Gründen, eben weil er ein Schweizer war – wohl einen angenehmen, durchaus aber keinen großartigen Eindruck machte.¹

In den obigen Worten von Caroline Pichler geb. von Greiner (1769–1843), der ersten Frau in Österreich, die ihre schriftstellerische Tätigkeit als Beruf ausgeübt und in den Jahren 1835–41 als erste österreichische Schriftstellerin ihre Autobiografie *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben* verfasst hat, ist ihre Liebe zu den heimatlichen Bergen deutlich zu vernehmen; genauso wie eine gewisse Enttäuschung, dass Freunde aus dem Ausland die Einzigartigkeit dieser Landschaft nicht recht zu schätzen wissen. Die Beschreibungen von Gebirgstouren – vor allem in die Steiermark und in die Rax – tauchen in Pichlers vierbändigen Erinnerungen regelmäßig auf, oft mit den Hinweisen versehen, dass sie als Inspiration für ihre literarischen Werke fungiert haben.

Der vorliegende Beitrag setzt sich zum Ziel, ihre Bergschilderungen in Hinblick auf Besonderheiten und Innovationen zu untersuchen sowie die Attitüde der Autorin als Bergtouristin zu rekonstruieren. Bezogen auf ihr Gesamtwerk gilt Pichler nämlich als eine Schriftstellerin, die bestimmte Entwicklungslinien in die nachfolgende Zeit eingeleitet hat, was hier nur stichwortartig angedeutet werden soll. Dies betrifft vor allem ihre historischen bzw. historisch-religiösen Romane, die neben einer tiefen Geschichtsreflexion einige interessante formale Neuerungen resp. wegweisende Erzählstrategien enthalten, wie etwa die Auffassung von einem fiktionalen Werk als einer alternativen, aber durchaus berechtigten Form der Geschichtsschreibung, denn auch ein Historiker lässt als subjektiver Faktor in der Geschichtsschreibung in sein

¹ Caroline Pichler: *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben*, Bd. 3. 1814 bis 1822, Wien 1844, S. 104.

Werk zwangsläufig Spuren seiner eigenen Ideen einfließen, um die in den historischen Überlieferungen zwangsläufig vorhandenen Lücken zu füllen.² Diese Perspektive stellt Pichler erstmalig 1808 in ihrem *Agathokles*, einem historischen Briefroman aus der Römerzeit, unter Beweis und bietet dabei eine signifikante Korrektur des Standortes der Frauen an, die als Autorinnen von mehr als der Hälfte der Briefe, also dem größeren Teil der Geschichte, zu verzeichnen sind, in der Figurenkonstellation dominieren und entgegen der traditionellen Historiografie nicht mehr ausschließlich als Ehefrauen, Mütter, Töchter auftreten. In anderen Romanen (wie etwa *Die Belagerung von Wien*, 1828) wird in einer damals noch innovativen Manier das historische Geschehen am Schicksal einer Familie dargestellt. Durch die Verwendung der Anmerkungen zu historischen Quellen sowie der Kommentare zu Abweichungen von historischen Geschehnissen bzw. zur erzählstrategisch notwendigen Einführung von historisch nicht belegten Personen äußert sich in ihrem Werk ein überraschendes Bewusstsein vom Verhältnis von Fiktion und Realität/Geschichte. Das damit angestrebte Ziel besteht darin, die Leser zu einer kritischen Distanz dem dargestellten Geschehen gegenüber anzuregen.³

Berge erfahren

Die nachfolgenden Erörterungen beziehen sich auf einige kleinere Werke, die sich durch einen auffallenden Facettenreichtum in der Gestaltung der Bergbilder auszeichnen, das Bergerlebnis in unterschiedliche Kontexte einbetten und zugleich eine intime, subjektive Sicht anbieten. Die besagten Texte verbinden den religiösen Aspekt mit einem vaterländischen Anliegen, das darin besteht, die Österreicher für ihr Land, seine Geschichte und seine Helden zu sensibilisieren. Dies erfolgt bei Pichler durch die Beschreibung von charakteristischen Landschaften und Orten, wie etwa von den Wallfahrtsstätten, sowie durch den Rückgriff auf den regionalen Sagenschatz. Als ein Paradebeispiel fungiert in diesem Zusammenhang das Gedicht *Maria Zell* (1805) aus dem Band *Vaterländische Romanzen*. Es wurde von einer Familienreise zu diesem berühmten Wallfahrtsort 1804 inspiriert und stellt eine besondere Huldigung an die Gottesmutter dar, deren Gnadenstatue in Mariazell *Magna Mater Austriae* genannt wird. Die Ballade besteht inhaltlich aus zwei Teilen; der erste schildert den Weg zum Wallfahrtsort und bietet – in einer deutlichen Anlehnung an Goethes Werk – die Gelegenheit, die Spiritualität der Berge anzusprechen:

Kennst du den Berg, zu dem von allen Seiten
Mit lautem Bethen fromme Pilger ziehn,
Zu dem der Hoffnung milde Sterne leiten,
Zu dem so viele tausend Seufzer fliehn,

² Vgl. Anke Gilleir: Geschlecht, Religion und Nation: Caroline Pichlers „Agathokles“ als Antwort auf den Nationalismus der napoleonischen Ära in Österreich. In: *Colloquia Germanica*, Vol. 35, Nr. 2 (2002), S. 125–144, hier S. 129–130.

³ Vgl. Sigrid Schmid-Bortenschlager: *Österreichische Schriftstellerinnen 1800–2000. Eine Literaturgeschichte*. Darmstadt 2009, S. 32–34.

Das Heiligthum der Hochgebenedeyten,
Der hier der Andacht reine Opfer glühn,
Den Berg, von dem uns aus der Vorwelt Tagen
So viele Wunder die Geschichten sagen?⁴

Eine besondere Erfahrung wird dem Pilger bereits auf dem Weg zum Wallfahrtsort zuteil. Dieser führt nämlich über einsame, schwer zugängliche Wälder und Berge und ermöglicht durch die Begegnung mit der von der Menschenhand weitgehend unberührten Natur die Einkehr in sich selbst. Der Weg ist nicht minder wichtig als das eigentliche Ziel und dient der Vorbereitung auf die Begegnung mit Gott; die Mühe des Aufstiegs lohnt das Gefühl von Erhabenheit und Gottesnähe.

Es geht der Weg durch Wälder und durch Klüfte;
Bald senkt er tief ins Schattenthal sich nieder,
Bald strebet er empor in reine Lüfte,
Du siehst ihn auf des Berges Stirne wieder;
Und wenn im Dämmerlicht der Felsenschlüfte
Ein Fieberschauer fasst die starren Glieder,
So fühlst du dort auf den besonnten Höhen
Des Himmels reinsten Athem dich umwehen.⁵

Demzufolge wird die Natur als Schöpfung Gottes empfunden und die Landschaftsbetrachtung wird zum Erlebnis der Gottesgegenwart. Angesichts der den Pilger bewegenden Gefühle verschwinden die alltäglichen Sorgen, er wird der Allgegenwart Gottes in der Natur gewahr und öffnet sich für eine Begegnung mit dem Höheren. Das Gefühlserlebnis der Naturnähe wird zu einem spirituellen Erlebnis im Sinne der geistigen Beschäftigung mit der eigenen Existenz.

Hier, wo Natur in fessellosem Walten,
Von keiner Kunst, von keinem Zwang gestört,
Durch kühne Formen, ewige Gestalten
Des Schöpfers Macht, des Menschen Schwäche lehrt,
Hier kann sich nur Erhabenes entfalten,
Mit Hochgefühlen wird der Geist genährt,
Und in der freyen, menschenleeren Wüste
Verstummt der Sorgen Schwarm, der Ruf der Lüste.⁶

Etwa in der Mitte des Gedichtes erfolgt die Beschreibung der Gnadenstatue in all ihrer Herrlichkeit und Pracht. Wenn auch als beeindruckend geschildert, täuscht die Darstellung der Ausstattung der Kirche und der großartig geschmückten Statue keineswegs über den eigentlichen Sinn der Begegnung mit Maria hinweg. Das eigentliche Wesen der Gottesmutter ist nämlich die allumfassende Liebe, die über alle,

⁴ Caroline Pichler: Maria Zell. In: Dies.: Sämtliche Werke. Neue verbesserte Auflage, Bd. 16. Wien 1822, S. 201.

⁵ Ebenda.

⁶ Ebenda, S. 202.

auch konfessionelle, Unterschiede zwischen den Menschen hinwegsieht, über jeden Zweifel erhaben ist und jegliche Konflikte lösen hilft. Und eben diese Botschaft soll der Pilger in seinem Herzen behalten und mit auf seinen weiteren Weg nehmen:

[...] Doch zage nicht! – Bezwing die scheuen Triebe!
Was sich dir zeigt, ist Sinnbild höchster Liebe.

Kann sich die Gottheit würdiger verkünden?
Läßt uns ein Bild ihr Wesen reiner schauen?
In Liebe soll der Sterbliche sie finden,
In Liebe sich ihr nähern und vertraun;
Die Liebe kann das Schwerste überwinden,
Sie ordnete des Chaos wildes Graun,
Und was sich flieht, sich kämpfend widerstehet,
Vereint sich freundlich, wo ihr Odem wehet.⁷

Im zweiten Teil der Ballade wird eine der Gründungssagen um Mariazell verarbeitet, nämlich die um Markgrafen Heinrich von Mähren, der durch die Fürsprache der Gottesmutter von schlimmen Schmerzen geheilt wurde und aus Dankbarkeit die Wallfahrtskirche gestiftet hat. Auf diese Weise wird dem Text der österreichisch-patriotische Aspekt hinzugefügt. Das Wissen um die Kraft und Frömmigkeit der Helden der Vergangenheit wird zu einem wichtigen Element der Gemeinschaftsstiftung.

Ein solches Verfahren, den regionalen resp. territorialen Bezug an eine bedeutende historische Gestalt zu koppeln, um Identifikationsmöglichkeiten zu schaffen, ist allen auf bestimmte Orte bezogenen Gedichten aus dem Band *Vaterländische Romanzen* eigen; sie beschwören Gründungssagen um traditionsreiche Klöster (*Gaming, Kremsmünster, Hohenfurth, Der Markgräfin Schleier*) herauf. Wohlgemerkt handelt es sich hier um eine ganz besondere Art der patriotischen Gemeinschaftsbildung, nämlich durch die Berufung auf die engere eigene Heimat⁸, ohne eine eindeutige nationale Prägung. Es ist durchaus charakteristisch für die Zeit vor der eigentlichen Herausbildung einer kohärenten Nationalidee nach den Napoleonischen Kriegen. Zugleich ist es aber ein Konzept, das durch seine eindeutige Akzentuierung des Regionalbezugs, gepaart mit dem Rückgriff auf das Medium der Sagen (verstanden als Garant der Überzeitlichkeit und Aktualisierbarkeit der Identifikation mit einem bestimmten Raum), die Diskussion um den Heimatbegriff jahrzehntelang erfolgreich mitbestimmen wird.⁹

Berge erobern

Die Ballade über Mariazell findet ihr Pendant in dem gleichnamigen Prosatext aus dem Jahre 1811, der zunächst im *Mahlerischen Taschenbuch für Freunde*

⁷ Ebenda, S. 207.

⁸ Vgl. Lena Jansen: Karoline Pichlers Schaffen und Weltanschauung im Rahmen ihrer Zeit. Graz 1936, S. 257.

⁹ Vgl. Andreas Schumann: Heimat denken. Regionales Bewußtsein in der deutschsprachigen Literatur zwischen 1815 und 1914. Köln, Weimar, Wien 2002, S. 131.

interessanter Gegenden (1812) erschienen ist und später aktualisiert den Eingang in die Gesamtausgabe der Pichlerschen Werke gefunden hat. Es ist eine Art Reiseführer über die traditionelle Pilgerroute von Wien nach Mariazell, in dem – im Gegensatz zur Ballade – nicht das spirituelle Erlebnis im Vordergrund steht, sondern die Beschreibung der Sehenswürdigkeiten und Wanderrouen auf dem Weg zum Wallfahrtsort und in der Umgebung der Kirche selbst, von dem folgenden Vorsatz geleitet: „Nicht mehr so achtlos, wie sonst, geht der Österreicher durch die Segensfülle hin, mit welcher eine unerschöpflich reiche Natur sein Land geschmückt hat, und erwirbt sich die Achtung des Auslandes, weil er sich selbst achten gelernt hat.“¹⁰ Demgemäß werden vor allem Burgen, Klöster und Schlösser, die unterwegs anzutreffen sind, sowie bedeutende Ortschaften, Fürsten und Helden geschildert, aber auch praktische, touristische Ratschläge erteilt. Nicht nur die Vergangenheit verdient die Aufmerksamkeit der Wanderer, auch moderne Einrichtungen wie Glashütten oder Gewehrfabriken gehören zu empfohlenen Besichtigungszielen. Dem Vorschlag der Autorin nach soll der Weg nicht ausschließlich im bequemen Wagen zurückgelegt werden, sondern teilweise zu Fuß. Zum Teil wird es sowieso durch für Pferde unzugängliche Wege erzwungen, zum Teil gehört aber die körperliche Erfahrung der Anstrengung und Müdigkeit einfach zu einer Reise nach Mariazell.

Als besonders signifikant erscheint in diesem Text die Beschreibung der Reise im Kontext einer engen Verbindung von Landschafts-, Luft- und Lichtverhältnissen. Der Reisende versinkt quasi in die Bergwelt, die Gipfel erscheinen einer nach dem anderen und scheinen kein Ende zu nehmen. Wie in der Ballade ragen die Berge ins Göttliche hinein und werden zu einer Verbindung zwischen Himmel und Erde:

Eine seltsame Stille und Ruhe verbreitet sich durch das betrachtende Gemüth. Man fühlt sich über die Sorgen und Mühen der Erde erhoben; die ewigen Felsen, die ernste Natur, alle diese großen Gegenstände sprechen uns mächtig an – der Mensch und sein Treiben und Schaffen verschwinden davor in kleinliche Unbedeutenheit, [...].¹¹

Auch hier ist die Tatsache, dass man einen Gipfel erklommen hat und sich nun oben befindet, nicht das Besondere, wichtig ist vielmehr der Weg dahin. Dem Aufstieg wohnt die Dimension der inneren Läuterung inne.¹² Das Gefühl des Eintauchens in ein Meer von Bergen sowie das Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit und Unvollkommenheit angesichts der Wunder der Natur und ihrer Schönheit lösen das Gefühl der tiefen Ehrfurcht aus:

Etwas seltsam sind die Felsenmassen, die man bey'm Herabsteigen über den Höllenfeigriegel von allen Seiten auf den Gipfeln der Berge erblickt, und die so täuschend Ruinen von den zerfallenen Schlössern gleichen, daß man Mühe hat, sich zu überreden,

¹⁰ Caroline Pichler: Maria Zell. In: Dies.: Sämtliche Werke. Bd. 23. Gedichte. Wien 1829, S. 51.

¹¹ Ebenda, S. 65.

¹² Vgl. Carolin Neuber: Gottesberge und Bergsteiger. Berge als Orte spiritueller Erfahrung. In: Geist und Leben 81/5 (2008), S. 321–335, hier S. 323.

man sehe hier kein zerstörtes Menschenwerk, sondern ein sonderbares Spiel der Natur vor sich.¹³

Der Blick auf die herrlichen Berge, verbunden mit der Frische der Luft da oben, schafft eine besondere Stimmung, die den Alltag vergessen lässt und so für das Wesentliche im Leben sensibilisiert. Die Reise soll am besten im Juli oder August unternommen werden, was gewöhnlich angenehme Temperaturverhältnisse und gutes Wetter gewährleistet. Bei der Schilderung der mehrtägigen Tour kommt auch den Lichtverhältnissen eine besondere Bedeutung zu: Sonnenuntergänge und Dämmerung verleihen den Bergen zusätzlichen Reiz und tragen zur Entstehung einer außergewöhnlichen Stimmung und einer gewissen Entrückung bei, Sonnenfluten am Morgen und am Nachmittag machen gute Laune und den Menschen für das Nachsinnen über sein Leben und seine Glückseligkeit empfänglich. Die Wallfahrt nach Maria Zell erscheint in diesem Sinne auch als Reise in das eigene Ich und vermag so Rahmenbedingungen für eventuelle Veränderungen in der Zukunft zu schaffen. Die sensible Schilderung Pichlers, die Landschaftsbeschaffenheit, Jahreszeit, Luft- und Lichtverhältnisse miteinander verknüpft, jedoch damit eigentlich auf die innere Befindlichkeit des Reisenden rekurriert, antizipiert das narrative Verfahren Hugo von Hofmannsthals, der etwa hundert Jahre später in der Beschreibung seiner Griechenlandreise den prägnanten (allerdings bei ihm mit dem Fokus auf das Schöpferische gerichteten) Satz „Stunde, Ort und Luft machen alles“¹⁴ formuliert hat.

Pichlers Bergerfahrungen beschränken sich nicht auf idyllische Landschaftsschilderungen, das Bergerlebnis ist nicht immer Quelle der Ruhe und Einkehr, denn es kann sich selbst für erfahrene Wanderer zuweilen als gefährlich und traumatisch erweisen. Wie man den Erinnerungen der Autorin entnehmen kann, erlebte ihre Familie einmal einen gefährlichen Unfall am Muggendorfer Wasserfall. Das Erlebnis war für sie so aufwühlend, dass sie noch nach Jahren nicht imstande war, ihn niederzuschreiben und diese Aufgabe an eine Dichterfreundin delegiert hat. Was eigentlich passiert ist, erfährt man aus der Ballade *Die Rettung* aus der Feder Therese von Artners (1772–1829), damals bekannt unter dem Pseudonym Theone. Das Gedicht schildert den Ausflug der vergnügten Reisegesellschaft um Pichler zum besagten Wasserfall und evoziert eingangs die Herrlichkeit der Bergwelt und vor allem den Mut der Schriftstellerin sowie ihre Erfahrung als Bergwanderin:

Vor allem scheint die Frau berufen
Zu fühlen, was allhier sich zeigt.
Kühn tritt sie auf die Felsenstufen
Des Vorsprungs, der sich überneigt,

¹³ Pichler: Maria Zell (wie Anm. 10), S. 71.

¹⁴ Hugo von Hofmannsthal: Augenblicke in Griechenland. In: Ders. Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, hg. von Bernd Schoeller, Bd. 7. Erzählungen. Erfundene Gespräche und Briefe. Reisen. Frankfurt/M 1979, S. 609.

Schaut ohne schwindelndem [sic] Erblassen
Zum Abgrund bald, und bald erhebt
Ihr Blick sich an den schroffen Massen,
Und weiß es freudig aufzufassen,
Wovor ein Andrer schauernd bebt.¹⁵

Allerdings darf sich kein Mensch in den Bergen in Sicherheit wiegen, denn die Berglandschaft kann sich unvermittelt als äußerst tückisch erweisen. Beim Überqueren des Wasserfalls hat sich nämlich ein glitschiger Balken umgedreht, Pichlers Ehemann und die kleine Tochter sind in strömendes Wasser gestürzt. Caroline ist vor Schrecken in Ohnmacht gefallen; als sie zu sich kam, erfuhr sie, dass sich der Ehemann an einer hervorstehenden Felsenplatte eingehackt hat und das Kind noch rechtzeitig fassen konnte. In ihrer Autobiografie hält Pichler den Vorfall, „bei welchem nur Gottes sichtbar einwirkende Gnade mich vor dem furchtbaren Jammer, Gemahl und Kind in einem Augenblicke zu verlieren, bewahrt hatte“¹⁶, für unerklärlich und scheut sich, darüber zu sprechen, denn sie glaubt fest an ein Wunder. Das Erlebnis wirft Fragen nach der Sinnhaftigkeit und Brüchigkeit des Daseins auf, bewirkt eine gewisse Verlegenheit und Verunsicherung, führt aber letztendlich zur Besinnung auf göttliche Macht und Liebe. Festzuhalten ist, dass dieser Vorfall Pichlers Begeisterung für Bergwanderungen nicht geschmälert hat und sie ihre Touren auch in den nächsten Jahren fortgesetzt hat. Bei all ihrer Bergbegeisterung war Pichler eindeutig nur eine Bergtouristin und keine richtige Bergsteigerin, ihre Wandertouren scheinen zum Rahmen der damaligen üblichen touristischen Betätigung ihrer gesellschaftlichen Schicht zu gehören.

Bei der Lektüre der gesichteten Texte fällt auf, dass die Autorin keine spezifisch weibliche Reise- und Wandererfahrung thematisiert. Vielmehr richten sich ihre Empfehlungen an alle Leser, ungeachtet ihres Geschlechts. Dies ist insofern interessant, als ihre bereits erwähnten Ermunterungen, die Kutsche zu verlassen und keine körperliche Anstrengung zu scheuen, implizit gegen die gängige Praxis der damaligen Frauenreisen ansteuern. Somit entfällt nämlich die trennende Funktion des Wagens und nichts mehr stört die Perspektive der Landschaftsbetrachtung.¹⁷ Und eben dies ist – wie bereits gezeigt wurde – ausgesprochen wichtig, weil es eine intime und subjektive Wahrnehmung ermöglicht.

Berge missbrauchen

Eine interessante Verarbeitung der Bergmotive findet man im Gedicht *Die Berggeister* (1818), das der bereits erwähnten Therese von Artner gewidmet ist. Auf eine teils lustige, teils ernste Art und Weise schildert es das Zusammentreffen von Berg- und

¹⁵ Therese von Artner: Die Rettung. In: Dies.: Gedichte. Gewählt, verbessert, vermehrt. 2. Teil. Leipzig 1818, S. 130–131.

¹⁶ Caroline Pichler: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, Bd. 2. 1798 bis 1813. Wien 1844, S. 191.

¹⁷ Vgl. Annegret Pelz: Reisen durch die eigene Fremde. Reiseliteratur von Frauen als autogeographische Schriften. Köln, Weimar, Wien 1993, S. 125.

Elementargeistern im Inneren des Schneebergs in der Rax. Der Reihe nach beklagen sie sich alle über die Eingriffe der Menschen in die Natur. Der Geist der Wälder moniert das Abholzen der Berghänge, was Wasser- und Pflanzenverhältnisse ruiniert und zur Verwüstung der Landschaft führt. Dadurch verschwinden Rückzugsräume für bestimmte Tierarten, andere Tiere dagegen werden unbarmherzig gejagt und zum Spaß abgeschlachtet:

Nun sinken Wälder von der Berge Zinnen,
Und schaurig kahl starrt uns die Felswand an.
Kein Quell wird mehr von trocknen Steinen rinnen,
Kein Schatten mild den Wandelnden umfahn; [...]
Was leben will muß sich nach Oeden wenden,
Nur fern von Menschen kann es sicher seyn.
Und greift er weiter noch mit gier'gen Händen,
So gehen ganze Thiergeschlechter ein,
Und jenen nur erlaubt er noch zu leben,
Die ihm Tribut an Fleisch und Wolle geben.¹⁸

Der Geist des Wassers ist auch unzufrieden und hält menschliche Handlungen in seinem Reich für unangemessen: Die Regulierung der Flüsse und Bäche sowie deren Eindämmung betrachtet er einfach als Freiheitsberaubung, denn das Ziel ist seiner Meinung nach gar nicht die Gewährleistung der Sicherheit für die Einwohner jeweiliger Gegenden oder die Verbesserung ihres Wohlstands, sondern einfach der Versuch, sich durch den Einsatz der Wasserkraft zu bereichern, etwa durch Mühlenbau oder intensiven Fischfang.

Meine Quellen will er hemmen,
Meiner Ströme Wogen dämmen,
Ueberall will er nur schalten,
Und des Elements Gewalten
Frey in leichten Händen halten.
Keines Wesens Recht will er erkennen,
Keinen Raum der freyen Kraft mehr gönnen ...¹⁹

Für den Geist der Berge sind menschliche Versuche, alle Bodenschätze, insbesondere Edelsteine, für sich zu beanspruchen, anstößig. Die Menschen sind ihm zu gierig. Das Schlimmste ist jedoch der Missbrauch von Eisen, das nicht für friedliche Zwecke, sondern für kriegerische Auseinandersetzungen benutzt wird. Die von der Natur eigentlich zum Wohl und Glück aller Menschen erschaffenen Rohstoffe werden so in unredlicher Weise zu ihrem Schaden gebraucht.

¹⁸ Caroline Pichler: Die Berggeister. In: Dies.: Sämtliche Werke. Neue verbesserte Auflage, Bd. 16. Wien 1822, S. 163–164

¹⁹ Ebenda, S. 164–165.

Das zieht er eifrig aus den tieffsten Schachten,
Und weiß es klug und muthig anzuwenden;
Doch hier wird zum Verderben ihm sein Trachten,
Der Stahl zum Mordwerkzeug in seinen Händen,
Das wüthet grimmig in den Todesschlachten,
Vermag nur Schmerz und herbe Pein zu spenden,
Und mehr des Eisens läßt der Krieg sich schmieden,
Als Pflug und Werkstatt braucht im sichern Frieden.²⁰

Alle Geister prangern einstimmig die Zerstörung der Natur durch den Menschen an sowie derer negative, da nicht rückgängig zu machende Folgen – eine Einstellung, die von einer überraschend modernen Sensibilität der Autorin in Fragen der Naturnutzung und des Naturschutzes zeugt.

Der nächste Geist ist hingegen einfach ein neckischer Geselle. Eben erst hat er einen Wanderer beim Kaiserbrunnen durch Irrlichter in die Irre geführt. Er beobachtet die Menschen in den Bergen genau und behandelt sie dann ihrem Verhalten angemessen. Künstler, etwa Dichter und Maler, mag er durchaus gerne, weil er selbst durch sie immer etwas Neues und Besonderes in seinem Reich wahrnimmt:

Wenn sie oft mit verklärten Mienen
Träumend sich in den Bergen verirrt,
Bald als Bergknapp und bald als Hirt
Bin ich ihnen hilfreich erschienen,
Habe sie freundlich zurecht geführt.²¹

Er verachtet dagegen alle, die die Natur als einen Erwerbszweck betrachten und sie ausnutzen wollen. Die Berge sind offenbar in ihrer Schönheit und Erhabenheit ein Wert an sich und dürfen nicht nur unter materiellen Gesichtspunkten betrachtet werden. Wer das nicht versteht, wird von dem in seinem Wesen und Verhalten offenbar dem niederschlesischen Rübezahl nahe verwandten Geist unbarmherzig gefoppt und aus den Bergen vertrieben.

Denn mich freut es die Wichte zu schrecken,
Meines Zornes sind sie nicht werth,
Aber mit fröhlichem Foppen und Necken
Sey ein ewiger Krieg erklärt.²²

Doch die anderen Geister nehmen die Sache sehr ernst, steigern sich in ihre Wut hinein und schmieden Pläne, wie sie den Menschen alles durch Naturkatastrophen heimzahlen können. Der Streit endet, wenn der König der Bergegeister eingreift und die anderen ermahnt. Er erinnert sie daran, wie sie erst den Menschen geholfen haben, nachdem die *goldene Zeit* vorbei war und die Menschheit den Zustand ursprünglichen Glücks eingebüßt hat.

²⁰ Ebenda, S. 167.

²¹ Ebenda, S. 168.

²² Ebenda, S. 169.

Nun suchen sie das Glück, daß Bild in ihnen waltet,
Mit ewig blindem Sinn, und ewig reger Kraft,
So wie vor Jedes Blick die Hoffnung sich gestaltet,
In Ehre, Wollust, Kunst und Wissenschaft.
Sie streben rastlos fort, und streben doch vergebens;
Das, was sie suchen, ruht in ihrer eignen Brust,
Ihm opfern sie den Zweck des mühevollen Lebens,
Und keines Friedens sind die Armen sich bewußt.
Einst löst das Räthsel sich, wenn in der Zeit Vollendung
Der Mensch dem Ziele naht, sey es auch noch so fern;
Dann wandelt alles sich in segensvoller Wendung,
Schön, wie aus Schöpfers Hand, tanzt der verjüngte Stern.
Der Irrthum und der Schmerz verschwinden von den Erden,
Sich selbst und seinen Zweck erkennt das Geschlecht,
Das Streben höret auf, der Kampf wird Friede werden,
Und mit der Liebe herrscht die Wahrheit und das Recht.²³

Im Lichte der oben zitierten Aussage ihres Königs sind die Geister selbst auch ein Teil der Natur und so dem Schöpfer untertan. Sie sollen also in seinem Sinne handeln, trotz aller Verbitterung die Menschen unterstützen und nicht bestrafen. Es liegt nämlich nicht in ihrer Hand. Sie sollen dem Gesetz der Liebe folgen. Am Ende wird doch die Zuversicht auf die Selbstfindung des menschlichen Geschlechts ausgesprochen.²⁴ Zweifelsohne ist die Rede des Berggeisterkönigs eine deutliche Reminiszenz an das romantische triadische Geschichtsmodell: ursprüngliche Einheit zwischen Mensch und Natur (Paradies), Verlust dieser Einheit (verlorenes Paradies) und ihre Wiedergewinnung auf höherer Ebene (Wiederherstellung des paradiesischen Zustandes).²⁵

Wohlgemerkt sind die Berggeister bekanntlich ein Teil von Alpensagen und somit auch ein Teil der vertrauten Heimat und der Gemeinschaft. Demzufolge erfüllen sie eine ähnliche identifikatorische Funktion wie die Gründungs- und Heldensagen in sonstigen Werken Pichlers. Anzumerken ist dabei, dass sich Pichler des regionalen Sagenschatzes um den Schneeberg auf eine recht originelle Art und Weise bedient, indem sie eine ganze Reihe von Berggeistern mit unterschiedlichen Zuständigkeiten vorführt – die ursprünglichen Sagen sind nämlich keineswegs so detailliert und beschreiben Schneeberger Berggeister vorwiegend als Wettergeister und Irrwische.²⁶ So ein Verfahren erlaubt der Autorin allerdings, eindringlich auf die Vorstellungen ihrer Zeitgenossen vom nicht-menschlichen Leben einzuwirken und sie etwa auf

²³ Ebenda, S. 174–175.

²⁴ Vgl. Neuber (wie Anm. 12), S. 333.

²⁵ Vgl. Magdalena Boettcher: *Die andere Ordnung der Dinge. Zur Ästhetik des Schönen und ihrer poetologischen Rezeption um 1800.* Würzburg 1998, S. 132–143.

²⁶ Vgl. Carl Calliano: *Niederösterreichischer Sagenschatz, Bd. 1.* Baden bei Wien 1926, S. 123 und 186–187.

eine äußerst moderne Art und Weise im Sinne einer Ökokritik für das Schicksal der Tiere zu sensibilisieren.²⁷

Die dem Gedicht inhärente Kritik der menschlichen Eingriffe in die Natur findet sich auch in den Erinnerungen Pichlers, dort verzeichnet sie nämlich wehmütig die Veränderungen in den Kurorten, die durch den Zulauf der Gäste ihren eigentümlichen Charakter allmählich einbüßen. Dabei ist sie sich der Ambivalenz zwischen dem doch unaufhaltsamen Fortschritt und dem Wunsch nach dem Bewahren der Einfachheit und Ursprünglichkeit durchaus bewusst, was das nachfolgende Zitat beweist:

Auf dieser Reise kam ich auch in das, damals ganz unberühmte Ischl, das aber in seiner heimlichen Lage zwischen waldgrünen Bergen, von der lautbrausenden Traun der Länge nach durchrauscht, deren Getöse mich oft des Nachts in Schlummer wiegte, mir so wohl gefiel, mich so anheimelte, daß ich beinahe gewiß bin, es würde mir jetzt, wo es von Badegästen, Fremden und prächtigen Erscheinungen belebt, von Eleganz und städtischen Bequemlichkeiten verherrlicht ist, schlechter als damals vor ungefähr einem halben Jahrhundert gefallen. Überhaupt hat mir dies Ergießen der Städte hinaus aufs Land, diese Sucht, an jedem freundlichen oder romantischen Plätzchen die Komforts eines Kaffee- oder Wirtshauses aufzuschlagen, schon eine Menge hübscher Gegenden verleidet [...]²⁸

Allerdings geht ihren persönlichen Äußerungen der doch eher utopische Zukunftsoptimismus des Gedichts ab, denn sie sieht in der die unliebsamen Veränderungen antreibenden Geldsucht ein schier unüberwindliches Problem. In der Auseinandersetzung Ökonomie gegen Ökologie zieht die letztere eindeutig den kürzeren. Betrachtet man Pichlers Aussagen unter ökologischem Blickwinkel, so kann man eindeutig feststellen, dass sie ein starkes Bewusstsein für die Abhängigkeit des Menschen von seiner Umgebung präsentiert. Diese Haltung lädt dazu ein, ihr Gedicht über den romantischen Kontext hinaus im Problemfeld von Literatur und Ökologie zu positionieren und eine Relektüre anzubieten.

Fazit

Pichlers Reisen in die Berge, ursprünglich als Begleitung ihres Mannes auf seinen Geschäftsreisen oder zum Zweck eines Familienbesuches, erhielten mit der Zeit eine andere Motivation, nämlich den Wunsch, das eigene Land in seiner ganzen Vielfalt kennenzulernen.²⁹ Mit den hier besprochenen Werken wollte sie anscheinend ihre Leser zu einer ähnlichen Haltung animieren.

²⁷ Vgl. Claudia Schmitt / Christiane Solte-Gresser (Hgg.): *Literatur und Ökologie. Neue literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Bielefeld 2017, Einleitung, S. 30.

²⁸ Caroline Pichler: *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben*, Bd. 1. 1769 bis 1798. Wien 1844, S. 189.

²⁹ Vgl. Irmgard Scheitler: *Gattung und Geschlecht. Reisebeschreibungen deutscher Frauen 1780–1850*. Tübingen 1999, S. 75.

Die Schilderung der Spiritualität von berühmten Wallfahrtsorten erfährt durch die Verbindung mit den Lokal- und Heldensagen zusätzliche Dimensionen und oszilliert zwischen der Erzeugung von Intimität/Subjektivität und dem Heraufbeschwören einer (österreichischen) Gemeinschaft durch den Rückgriff auf eine ruhmreiche Vergangenheit. Die Einbeziehung der Volksüberlieferungen zeigt dabei eine gewisse Offenheit und Wahrnehmungsfähigkeit für religiöse Phänomene sowie ihre Deutung für das eigene Leben. Dadurch entwickelt die Autorin ein inspirierendes Konzept in der Diskussion um den Heimatbegriff, das den religiösen Aspekt mit der Naturerfahrung und dem patriotischen Anliegen zu vereinbaren sucht.

Ferner zeichnen sich Pichlers Bergbeschreibungen (sowohl in beiden gesichteten Gedichten als auch im Prosatext) durch eine beachtliche Sensibilität für die Landschaftswahrnehmung sowie die Einwirkung der Landschaft auf menschliche Befindlichkeit aus. Dies äußert sich in der sorgfältigen Erfassung von diversen Stimulanzen (Gelände, Licht, Zeit), die auf einen Reisenden einwirken und auf diese Weise Voraussetzungen für Selbstbesinnung schaffen.

Abschließend ist anzumerken, dass sich bei der Analyse der gesichteten Texte die eingangs präsentierten Anmerkungen der modernen Forschung zu Pichlers Gespür für narrative und gedankliche Neuerungen bestätigt haben. Auch wenn die Rezeption der zeitgenössischen Diskurse in diesen Werken sichtbar ist, ermöglichen sie darüber hinaus eine anregende und fruchtbare Relektüre unter modernen literatur- und kulturwissenschaftlichen Gesichtspunkten.

Bibliografie

- Artner, Therese von: Gedichte. Gewählt, verbessert, vermehrt. 2. Teil. Leipzig 1818.
- Boettcher, Magdalena: Die andere Ordnung der Dinge. Zur Ästhetik des Schönen und ihrer poetologischen Rezeption um 1800. Würzburg 1998.
- Calliano, Carl: Niederösterreichischer Sagenschatz, Bd. 1. Baden bei Wien 1926.
- Gilleir, Anke: Geschlecht, Religion und Nation: Caroline Pichlers „Agathokles“ als Antwort auf den Nationalismus der napoleonischen Ära in Österreich. In: *Colloquia Germanica*, Vol. 35, Nr. 2 (2002), S. 125–144.
- Hofmannsthal, Hugo von: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, hrsg. von Bernd Schoeller, Bd. 7. Erzählungen. Erfundene Gespräche und Briefe. Reisen. Frankfurt/M 1979.
- Jansen, Lena: Karoline Pichlers Schaffen und Weltanschauung im Rahmen ihrer Zeit. Graz 1936.
- Neuber, Carolin: Gottesberge und Bergsteiger. Berge als Orte spiritueller Erfahrung. In: *Geist und Leben* 81/5 (2008), S. 321–335.
- Pelz, Annegret: Reisen durch die eigene Fremde. Reiseliteratur von Frauen als autogeographische Schriften. Köln, Weimar, Wien 1993.
- Pichler, Caroline: Sämtliche Werke. Neue verbesserte Auflage, Bd. 16. Wien 1822.
- Pichler, Caroline: Sämtliche Werke. Bd. 23. Gedichte. Wien 1829.
- Pichler, Caroline: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Bd. 1–4. Wien 1844.

Scheitler, Irmgard: *Gattung und Geschlecht. Reisebeschreibungen deutscher Frauen 1780–1850*. Tübingen 1999.

Schmid-Bortenschlager, Sigrid: *Österreichische Schriftstellerinnen 1800–2000. Eine Literaturgeschichte*. Darmstadt 2009.

Schmitt, Claudia / Solte-Gresser, Christiane (Hgg.): *Literatur und Ökologie. Neue literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Bielefeld 2017.

Schumann, Andreas: *Heimat denken. Regionales Bewußtsein in der deutschsprachigen Literatur zwischen 1815 und 1914*. Köln, Weimar, Wien 2002.

Schlüsselwörter

Caroline Pichler, Bergmotive, Reisen, Heimat, Spiritualität, ökologisches Bewusstsein

Abstract

The mountain motive in selected works by Caroline Pichler

The subject of these considerations is the mountain motive in the work of the Austrian writer Caroline Pichler (1769–1843). Based on the autobiography of the author, selected poems and a short prose work in the form of a tourist guide, the following issues are discussed: mountain hiking and the experience of God's presence, mountains as an element of identification with the homeland and the function of founding myths and local folk tales in the literary creation of the concept of homeland. The analysis is complemented by attempts to indicate the characteristics of the narrative about the mountains and to consider the author's experiences as a woman-traveller in early 19th century. The innovative elements that should be highlighted are: the author's environmental awareness, the use of regional narrative as an element of the creation of the concept of the homeland, and poetic descriptions of the landscape, combining the physical and spiritual experience of space with the sensual perception of particular parts of the day.

Keywords

Caroline Pichler, mountain motive, travel, homeland, spirituality, environmental awareness

Ewa Jarosz-Sienkiewicz (<https://orcid.org/0000-0002-0882-7075>)

Uniwersytet Wrocławski

Heinz Piontek versus Gabriele Wohmann in Prosa. Versuch einer Vergleichsstudie

Wenn man das Interesse Pionteks für Gabriele Wohmann untersucht, fällt die Tatsache ins Auge, dass sich Piontek in seiner Essayistik vor allem ihrem Roman *Ernste Absicht*¹ zugewandt hatte. Interessant ist es, was ihn bei der Analyse des Schaffens der sieben Jahre jüngeren Schriftstellerin besonders beschäftigte. Welche Aspekte des Schaffens von Wohmann Piontek am deutlichsten hervorhob? Schaut man auf den Anfang des Essays Pionteks zum Werk *Ernste Absicht* bemerkt man schon dort seine Feststellung: „Gabriele Wohmann hat sich keine Mühe gegeben, das ihrem neuen Roman zugrunde liegende autobiographische Material zu verschlüsseln“². Ein Zug, der auch bei Piontek in seinen Romanen deutlich hervortritt, wenn wir uns an seine Werke z.B. *Stunden der Überlebenden*³ oder *Zeit meines Lebens*⁴ erinnern.

Der Dichter spricht dem Werk von Wohmann diese Art Phantasie ab, die die Wirklichkeit nur vortäuschen würde. Nennt das Werk „Non-fiction-prosa“⁵. Richtet sogar sein Augenmerk auf authentische Adressen im Roman und auf die Möglichkeit des Lesers, das Werk „durchzuschnüffeln“ und sich dank seiner Erfahrung mit dem topographisch Angegebenen auseinanderzusetzen.⁶

Doch bei der Lektüre der Sekundärliteratur über Gabriele Wohmann wird die Aufmerksamkeit nicht auf ihren Hang gelenkt die Außenwelt, bzw. die Gesellschaft, in der die Schriftstellerin gelebt hatte, exakt darzustellen, sondern auf die Tendenz in das Innere der Protagonisten zu greifen, das Authentische ihrer eigenen psychischen Zustände in die Figuren einzuarbeiten, was typisch für die Literatur der 70er Jahre gewesen ist. Bei Hans Wagener steht es sogar:

Gabriele Wohmann ist keine politisch engagierte Autorin wie z. B. Günter Grass oder Siegfried Lenz. Sie kann und will nicht die Gesellschaft schildern, sondern immer nur einzelne Menschen in ihren Beziehungen zueinander, in ihren Schwächen, Gebrochenheiten, ihrem Versagen, aber in ihrem Bemühen um Kontakte, zum Ehepartner, Freund

¹ Vgl. H. Piontek: *Ernste Absicht*. In: H. Piontek: *Schönheit: Partisanin. Schriften zur Literatur. Zu Person und Werk*, München 1983, S. 529–534.

² Ebd., S. 529.

³ Vgl. H. Piontek: *Stunden der Überlebenden*, Würzburg 1989.

⁴ Vgl. H. Piontek: *Zeit meines Lebens*, München 1984.

⁵ H. Piontek: *Ernste...*

⁶ Vgl. ebd.

Elternteil, im Bemühen um Realisierung des Menschlichen, der Person. Indem es ihr um Beziehungen, Kontakte von Menschen zueinander, vorrangig um die Psyche der Menschen geht, bringt sie sich direkt oder indirekt immer wieder selbst in ihr Schreiben ein⁷.

In diesem Sinne ist vielleicht auch das nicht Fiktive ebenfalls zu sehen. Piontek spricht sich selbst für Phantasie aus, die aber nur aufgrund der Realität entstehen kann⁸ und behandelt die Erkenntnis als Konglomerat von Phantasie und Realität: „Wir müssen uns wach träumen“ – heißt es in *Plädoyer für Phantasie*⁹.

Er schildert die Entwicklungslinie Wohmanns. Nach Erzählungen und übrigen Kurzformen sieht er sie einen umfangreichen Roman schreiben, in dem keine feste Fabel, keine sicheren Pointen mehr auftreten sondern Bewusstseinsinhalte einer über 30 Jahre alten Frau zum Vorschein kommen¹⁰. Er erwähnt hier Erinnerungspartikel, die im Werk aufkommen, spricht von momentanen Eindrücken der Protagonistin, die punktuell geschildert werden¹¹. „Selbstverhör vollzieht sich – schreibt er – meist sprunghaft, assoziativ, zwischen zwei Sätzen können tausend Kilometer liegen, zwischen zwei Atemzügen Gesichter auftauchen, verschwinden, Orte und Jahre wirbeln durcheinander“¹². Betont ist damit ein Phänomen, das ebenfalls in Pionteks Schaffen, bei seinen Protagonisten mehrmals in den Vordergrund tritt. Die gemachten Beobachtungen kann man auch mit *Nachdenken über Christa T.* (1964) von Christa Wolf assoziieren, einem Werk, das von Piontek ebenfalls in seiner Essayistik erwähnt wird. Piontek verneint hier jedoch zugleich die Feststellung, dass der moderne Roman einen Protagonisten kreiert, der von der „Außenwelt nicht bestimmt wäre“. Er schreibt:

Schon die Aufzählung einiger deutscher Titel aus den letzten Jahren (der Essay wurde 1971 geschrieben, der Essay über „Ernste Absicht“ 1970) dürfte genügen: „Efraim“ von Andersch, „Maria Morzek“ von Bieler, „Nachdenken über Christa T.“ von Christa Wolf, „Frost“ von Bernhard, meinetwegen auch die „Deutschstunde“ – alles Romane mit exakt gezeichneten Außenwelt, die auf Figuren und Handlung entschiedenen Einfluss nimmt¹³.

Im Zusammenhang mit dieser Feststellung und mit der Feststellung Wageners, Wohmann hätte nicht die Gesellschaft beschreiben wollen, kommt erneut die Frage auf, ist die Außenwelt und Gesellschaft nicht wenigstens ein einleuchtender Hintergrund der psychischen Zustände der Protagonisten von Wohmann? Nähert sich Wohmann mit ihrem Schaffen nicht den Tendenzen der frühen achtziger Jahre?

In Pionteks Essay *Ernste Absicht* wird die Aufmerksamkeit auf den Tod und Angstzustände gerichtet, die die Protagonistin infolge ihres Krankenhausaufenthaltes

⁷ H. Wager: *Gabriele Wohmann*, Berlin 1986, S. 5.

⁸ Vgl. H. Piontek: *Plädoyer für die Phantasie*. In: H. Piontek: *Das Handwerk des Lesens. Erfahrungen mit Büchern und Autoren*, München 1979, S. 37.

⁹ Ebd., S. 38.

¹⁰ Vgl. ebd., S. 529.

¹¹ Vgl. ebd.

¹² Ebd., S. 530.

¹³ H. Piontek: *Die Literatur und der Einzelne*. In: H. Piontek: *Schönheit: ...*, S. 405.

immer wieder in Worte zu fassen sucht¹⁴. Aber nicht nur das Emotionale der Patienten, sondern auch das Pragmatische des Krankenhauspersonals in einer hochentwickelten Gesellschaft sieht Piontek in Worte gefasst¹⁵. Der sonst alleine mit dem Motiv des Todes in seinen Werken beschäftigte Kreuzburger, sieht auch bei Wohmann den Tod als Provokation, er betont ebenfalls in dem Werk von Wohmann den Ausdruck der allanwesenden Todesnähe¹⁶, was wiederum an *Nachdenken über Christa T.* von Christa Wolf erinnert.

Piontek richtet seine Aufmerksamkeit auf das Motiv des Alltags in Wohmanns Werken. Er berichtet bei Wohmann über die bürgerliche, geordnete Wirklichkeit, die manchmal punktuell, für eine Weile erschüttert wird¹⁷. Dem Dichter imponiert Wohmanns Reichtum von Begriffen die poetisch, in lyrischen Kadenzen, wissenschaftlich, umgangssprachlich, oder im Bibeldeutsch die Wahrheit über das Leben ausdrücken¹⁸. Sei es um zu ironisieren oder das Schöne des traditionellen Ausdrucks vor Augen zu führen: „Selbst die Welt wird wie ein Wörterbuch behandelt“¹⁹.

Man kann trotzdem vermuten, dass der Kreuzburger nicht unbedingt Wohmanns „Lexikon-Texte“²⁰ unkritisch betrachtet hatte. Er fand sie gerade in *Ernste Absicht* überflüssig, behandelte es als eine „unnötige Aufschwemmung“ des Textes²¹. Abgesehen von dieser Kritik lobt der Dichter die Schriftstellerin dafür „dass sie das Leiden entdeckt hatte“²² – ein Thema, das nicht so oft angeschnitten wird. Er nennt „menschliche Würde“ und „menschliche Betroffenheit“ als Komponenten des Textes „Ernste Absicht“²³. Man muss aber feststellen, dass das Leiden auch nicht in Abgeschiedenheit von der Außenwelt geschieht.

Obwohl Piontek umfangreiche Romane verfasste, setzt sich der vorliegende Artikel zum Ziel anhand einiger seiner Erzählungen zu untersuchen, inwiefern auch bei ihm die Motive, die Wohmann seiner Meinung nach angeschnitten hatte, auftreten. Einen Auslöser bildet bereits die Tatsache, dass sich Piontek für Wohmann genauso wie für andere Vertreter der deutschen Literatur nach 1945 z.B. Karl Krolow, Günter Grass, Helmut Heißenbüttel interessiert hatte, was sein Essay *Ernste Absicht*, der in dem Band *Schönheit Partisanin* veröffentlicht wurde beweist.

Im vorliegenden Artikel schenkt man dabei vor allem kurzen Formen beider Literaten die Aufmerksamkeit. Beide Autoren sind nämlich anfangs mit ihren Erzählungen berühmt geworden.

Sehr oft berühren beide Schriftsteller ähnliche, dem Alltag zugewandte, von der Außenwelt beeinflusste Themen des Ehelebens, der Partnerbeziehungen und der

¹⁴ H. Piontek: *Ernste...*, S. 529f.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Vgl. ebd., S. 529.

¹⁷ Vgl. ebd., S. 530.

¹⁸ Vgl. ebd., S. 532.

¹⁹ Ebd., S. 533.

²⁰ Piontek vergleicht sie mit „Lexikon-Artikeln“. Vgl. ebd., S. 533.

²¹ Vgl. ebd.

²² Vgl. ebd., S. 534.

²³ Vgl. ebd.

Vergänglichkeit. Ebenfalls bei Piontek bemerkt man Krankenhausmotive und das Motiv des Todes, welches unmittelbar den Menschen begleitet und seinen Alltag zerstört. Auch bei ihm sieht man die Protagonisten „psychische Konflikte auszukämpfen“ (darüber sprach auch Wagener in Bezug auf die Werke von Wohmann²⁴).

Aus einer Vielfalt von Erzählungen Pionteks ist bereits die Erzählung *Wie Rauch im Wind*²⁵ herauszugreifen. Man schildert eine bisher glückliche Beziehung Simons und Marianne. Voller Freude warten die beiden Eheleute auf die Geburt ihres Kindes. Sie schmieden Pläne, machen sich Gedanken darüber, wie sich ihr Alltag nach der Geburt des Kindes verändern wird. Infolge eines unglücklichen Sturzes kommt Marianne jedoch ins Krankenhaus. Dort erfolgt eine Fehlgeburt.

Das, was Piontek bei der Analyse des 1972 veröffentlichten Romans *Ernstes Absicht* in den Vordergrund gerückt hatte, sieht man in seiner aus dem Jahr 1955 stammenden Erzählung. Auch hier findet „menschliche Betroffenheit“, das Leiden und die Todesnähe ihren Ausdruck. Der seine Partnerin liebende und verzweifelnde Simon macht sich Gedanken über den Gemütszustand seiner leidenden Frau. In einer relativ kurzen Passage erfolgt eine Andeutung des flüchtigen Empfindens und der Gefühle eines Kranken, des Leidens und des Pragmatischen der Aktivitäten im Krankenhaus, das als Ort der reduzierten Handlung auftritt:

Sie liegt in einem kühlen, weißen Bett, und ihr Leib ist wund, und die Schwester gibt ihr irgendwelche Tabletten, die die Schmerzen lindern sollen. Aber die Schmerzen ziehen unaufhörlich durch den Leib und durch die Brust, nur bis in die Gedanken dringen sie jetzt nicht mehr. Dort dämmert die Schwäche, treibt der Nebel kühl und weiß von Vergessen zu Vergessen.

Und ihre Trauer? Dachte er. Sie fließt tiefer als das Vergessen, und ihre Tränen fließen nach innen. Ich sehe sie, sie sind ein Strom, und auf seinem Grunde liegt das, was wir das Glück nannten und was jetzt keine Hand heben kann. Ü b e r s t e h e n , dachte er /.../²⁶

Zugleich werden der Tod und das Glück in unmittelbare Nähe gebracht. Ebenfalls hier erscheint der Tod unbemerkt, schleichend und verbindet sich mit dem Leben und Glück.

Marianne gesteht die Nähe des Todes: „Ich wusste, dass der Tod in mir war, und ich konnte an nichts denken, nur an ihn. Wir sagten, er sei das Glück, Simon. Ach, wir erkannten ihn nicht.“²⁷

Die Worte des alten Mannes bringen es auf eine metaphysische Ebene:

„Glück und Tod sind eins“, sagte der alte Mann.

„Aber kann die Liebe sie nicht trennen?“

„Meine Tochter“, sagte der alte Mann. Und er dachte und sagte: „Wie Rauch im Wind“. Und er hatte etwas ganz anders sagen wollen.“²⁸

²⁴ Vgl. Hans Wagener: *Gabriele Wohmann...*, S. 6.

²⁵ H. Piontek: *Wie Rauch im Wind*. In: H. Piontek: *Vor Augen*, Esslingen 1955, S. 70–92.

²⁶ Ebd., S. 90–91.

²⁷ Ebd., S. 92.

²⁸ Ebd., S. 92.

Man kann vermuten, dass sich hier wie bei Wohmann Schmerz- und Trostgefühle mischen wollten.

Das Emotionale der Hauptfiguren wird ähnlich wie bei Wohmann mit dem sachlichen des medizinischen Personals konfrontiert. Man spricht von „ruhiger, dienstlicher Stimme“²⁹ der Pförtnerin des Krankenhauses, von Dr. Bauer, der dem beunruhigten Mann keine Informationen erteilen kann, weil er gerade andere Patienten operiert, von der „dunklen, peinlich sauberen Tracht“³⁰ der Schwester auf der Pforte des Krankenhauses. Das Pragmatische mischt sich mit dem Nicht-Pragmatischen und Gefühlsbeladenen. Es unterscheidet sich nur die Erzählperspektive. Bei Wohmann ist es der Ich-Erzähler, bei Piontek ein Erzähler in dritter Person. Beide geben der Todesnähe ihren Ausdruck.

Ebenfalls in der Erzählung *Mit einem schwarzen Wagen* schildert Piontek einen psychischen Konflikt des Protagonisten. Der Geschäftsunternehmer Taubener überfährt im Dunkeln eine Frau und kämpft stets mit Gedanken, tatsächlich den Unfall zu verursachen. Er scheint zuerst seine Schuld zu verdrängen: „Gott sei Dank, dachte der Mann, nichts...nichts passiert! Es konnte ja gar nichts passieren, ich hab noch im letzten Moment richtig reagiert. Absolut richtig!“³¹ Dann aber wird nach einem Besuch im Lokal die innere Zerrissenheit des betrunkenen Protagonisten als ein aufbrausendes Nebeneinanderreden verschiedener Stimmen in seinem Kopf verdeutlicht:

Taubner horchte angstvoll auf die Stimmen, die in seinem Kopf durcheinander redeten. Er hörte beschwichtigende Argumente und unwiderlegliche Anklagen, es zischelte, dröhnte und hämmerte, dann wurde es jählings still. Das Rumoren war so monoton, dass es seine Aufmerksamkeit nicht mehr reizte³².

Ebenfalls hier wird mit einem Zug der geordnete Alltag der Eheleute durch den Todesfall, diesmal einer fremden Frau, unterbrochen; der Mann kommt nach dem Unfall nicht wie gewöhnlich zum Abendessen, sondern begibt sich zu Fuß in ein Lokal, wo er noch niemals gewesen ist. Die von der Polizei ausgefragte Ehefrau, die sonst gleichgültig dem Ehemann gegenüber zu sein schien, beginnt zu schluchzen, was auch den an ihre tiefen Gefühle nicht mehr glaubenden Mann in eine kurz andauernde Freude versetzt, weil in ihm vielleicht der Gedanke aufkommt, doch noch geliebt zu werden. Die nicht besonders ausgedehnte Handlung räumt wie bei Wohmann so auch bei Piontek dem inneren Erlebnis der Protagonisten den Platz.

Beide Schriftsteller, sowohl Piontek als auch Wohmann entwerfen dabei in ihren Kurzgeschichten Figuren, mit denen sich jeder identifizieren kann, da es eher Durchschnittsmenschen sind. Auch bei Piontek stammen seine Hauptfiguren aus dem bürgerlichen Milieu; es sind Geschäftsreisende, Maler, Musiker, Hausfrauen und Angestellte. Oft schildert der Kreuzburger auch gescheiterte Beziehungen und

²⁹ H. Piontek: *Wie Rauch im Wind*. In: H. Piontek: *Vor Augen*, Esslingen 1955, S. 89.

³⁰ Ebd., S. 91.

³¹ H. Piontek: *Mit einem schwarzen Wagen*. In: H. Piontek: *Vor Augen ...*, S. 9.

³² Ebd., S. 15.

leidende Eheleute, Trennungen und unerwartete Zusammenkünfte, wobei manche Texte auch ein Studium der menschlichen Einsamkeit abgeben.

Ein Beispiel einer Erzählung, die das Musikermilieu entblößt ist das in den fünfziger Jahren entstandene Werk *Der Pianist*. Fast ohne Handlung ist es eine Schilderung des Leidens und Scheiterns. Der Protagonist, ehemaliger Musiker im Orchester gesteht seinen Verlust des Selbstwertgefühls, welchen er seinem strengen Kapellmeister Hallbacher, der seine Musiker stets dem Leistungsdruck aussetzt, zu verdanken hatte. Nach Jahren sagt er zu seinem ehemaligen Vorgesetzten:

„Ich kann nicht mehr spielen, weil ich nicht mehr glaube, dass ich spielen kann. Ihr Werk. /.../Sie und Ihr Prinzip...“ Und er zog die Hand aus der Tasche und machte mit ihr eine Bewegung, wie wenn er Hallbacher und sein Prinzip ins Nichts fegen wollte³³.

In den wenigen Worten und Gesten des einst vom Kapellmeister entlassenen Menschen manifestiert sich das Leiden eines mittelmäßigen Arbeitnehmers, dem zu hohe Anforderungen gestellt werden. Überhöhter Leistungsdruck und psychosoziale Belastung führen den Protagonisten zum subjektiv empfundenen Scheitern. Doch seine Aussage zeigt zugleich, dass der Protagonist seine Situation genau analysiert hatte und in dieser Hinsicht seinem Gegenspieler, dem ehrgeizigen Kapellmeister weit überlegen ist.

In der Erzählung *Das Ende ist anders* beschreibt Piontek eine Geschichte eines Hilfsarbeiters in der Möbelfabrik, der sich mit dem unerwarteten Scheitern seiner Beziehung abfinden muss. Die Handlung tritt weitgehend zurück. Der Erzähler lenkt seine Aufmerksamkeit auf Trennungsängste und schlechte Gefühle des Protagonisten, dem die Trennung im Grunde genommen erst nur bevorsteht³⁴.

In der Erzählung *In den Wäldern* wird dagegen in sanften Zügen das Erlöschen der Liebe Ludwiks zu Sabine geschildert. Ludwik sitzt am Lagerfeuer und schreibt im Sand einer Feuerstelle das Wort „Sabine“, das er aber gleich wieder löscht und damit die Bedeutung des Zeichens Sabine geliebt zu haben, entkräftet. Dann folgt eine weitere Szene, die man zwischen den Zeilen als Hindeuten auf das Erlöschen der Liebe Ludwiks und das Eintreten einer Gleichgültigkeit Sabine gegenüber ablesen kann:

Sabine sah auf. Gebückt stand Ludwig im Zelteingang. Sie rückte zur Seite, lächelte, stürzte sich auf die Ellbogen, nahm den Kopf in den Nacken, ohne Ludwik aus dem Blick zu lassen. Er bückte sich noch tiefer, wandte die schmalen braunen Augen von ihr ab, zog den Rucksack zu sich heran und durchsuchte ihn.

„Das Heft, das Romanheft“, sagte er zerstreut, „*Holidays in Mexiko...*“

Sabine erwiderte nichts. Er fand das Heft in der Seitentasche und reckte sich hoch.

„Warum sitzt du denn in der dumpfen Luft?“

Doch er wartete ihre Antwort nicht ab, sondern trat aus dem Zelt, das Romanheft in der Hand³⁵.

³³ H. Piontek: *Der Pianist*. In: H. Piontek: *Vor Augen...*, S. 19.

³⁴ Vgl. H. Piontek: *Das Ende ist anders*. In: Ebd., S. 59–65.

³⁵ H. Piontek: *In den Wäldern*. In: Ebd., S. 68–69.

An einzelnen, anscheinend unbedeutenden, alltäglichen Gebärden lässt sich zwischen den Zeilen das Ende einer Beziehung ablesen.

Bei Wohmann sind die emotionalen Trennungen der Partner nicht so explizit. In der Erzählung *Liebesdienste*, die viel später als die Erzählungen von Piontek, denn in den 80er Jahren veröffentlicht wurde, wird die Liebe zum alltäglichen Dienst in der Konsumgesellschaft herabgewürdigt. Der Angestellte einer Versicherungsvertretung geht während der Dienstreisen seiner Ehefrau fremd, aber nur um der alltäglichen Routine in seiner Ehe zu entkommen. Er verweist immer mit der gleichen Liebhaberin, Irene, doch mit der Zeit wird auch die Bettgenossin zu bloßer Gewöhnung:

Sie machten den Geschlechtsverkehr immer als erstes. Früher einem dringenden Bedürfnis folgend. Dann unter die Macht der Gewohnheit gebeugt. Schließlich war eine Art von außerehelicher Pflicht daraus geworden³⁶.

Ebenfalls hier manifestiert sich zwischen den Zeilen das Absinken der spontanen Erotik zu einer Gewöhnung. Hinter der Gewöhnung steckt aber zugleich Trennungsangst, die verursacht, dass der Protagonist nach Auswegen sucht, Irene bei sich zur Abwechslung des langweiligen Alltags mit seiner Ehefrau zu behalten:

Ob das Ganze so allmählich in eine Variante von Freundschaft umzumodeln wäre? Frauen hielten ja viel von Freundschaft. Zweifelten an der männlichen Fähigkeit dazu. Aber es bliebe schade drum, schade um diese vitalen Kitzel in seiner derzeitigen Lebensphase³⁷.

Instrumentale Behandlung von Irene lässt erkennen, dass die Liebe zu dieser Frau zu einem bloßen Liebesdienst erstarrte. Im Hintergrund lässt sich das Bild der zeitgenössischen Lebensumstände in der hektischen Welt und erkrankten Gesellschaft spüren.

In seinem Resümee zum Werk über Gabriele Wohmann widersetzt sich Hans Wagener der Tendenz, Wohmann als Vertreterin der Frauenbewegung zu sehen³⁸. Er identifiziert sie eher als eine Beobachterin der allgemeinen, zwischenmenschlichen Beziehungen. Ihre Figuren sind meistens Menschen mit ihren Schwächen und „Verstellungsmanövern“, die den Leser zum Nachdenken und Selbstanalyse anregen sollen³⁹. In dieser Hinsicht ähnelt die Schriftstellerin auch Piontek.

Die Erzählung *Die souveräne Frau* aus dem Erzählband *Paarlauf* vom Jahr 1981 führt zwei Frauenfiguren vor, bei denen der Begriff Souveränität aber verschiedene Schattierungen besitzt. Bei der Figur von Astrid, einer angeblich starken und unabhängigen Frau schafft Wohmann mit einigen Einschüben in den Text den Eindruck, man hätte mit etwas durchaus Umgekehrtem zu tun. Astrid lebt in einem unaufhörlichen Bedürfnis anderen etwas vorzutauschen. So versucht sie zum einen äußerlich die Unzulänglichkeiten ihres vom Alter geprägten Aussehens zu vertuschen, zum zweiten

³⁶ G. Wohmann: *Liebesdienste*. In: H. Piontek: *Paarlauf. Erzählungen*, Weimar 1981, S. 21.

³⁷ Ebd., S. 22.

³⁸ Vgl. H. Wagener: *Gabriele Wohmann...*, S. 86.

³⁹ Vgl. ebd., S. 86f.

vor anderen eine innerlich souveräne Frau zu spielen, die jedoch in Wirklichkeit Angst hat, bei ihrer Lüge ertappt zu werden.

Sie überlegt die Themen, die man bei Tisch in dem Freundeskreis besprechen könnte. Nichts ist bei ihr spontan. Es beunruhigt sie nur der Psychologe Anatol, der neben ihr sitzt und von dem sie fürchtet, dass er ihre wirkliche Persönlichkeit und das Authentische in ihr entlarven könnte:

Es verdarb Astrid den ruhigen Genuss beim Apfelstrudel, so dicht neben Anatol zu sitzen. Richtiges Einspeicheln der Gabelbissen war ausgeschlossen. Anatol als Psychologe mit medizinischen Vollstudium erweckte immer den Eindruck von totalem Eingeweihtsein, saß wie auf einem Beobachtungsposten⁴⁰.

Die zweite Frau, Regina Zech ist eine dem Haushalt ergebene Mutter, die gegen die Meinung anderer Menschen über sich abgehärtet ist. Der immer noch auf Komplimente der Männer bedachten Astrid antwortet sie:

Lieber Himmel, in welchen Zeiten leben sie denn, Astrid /.../ wie grausig altmodisch sich das anhört. Wer fragt denn heutzutage noch nach *Komplimenten*! Von Männern!⁴¹

Es ist schwer eindeutig festzustellen, was im Inneren der Figur vorgeht. Ist diese Aussage ein Beweis der mentalen Unabhängigkeit oder der Selbstverteidigung der äußerlich nicht besonders attraktiven Frau. Jedoch löst Regina damit bei der oberflächlichen Astrid das Bedürfnis aus, sie auf einer Lüge zu ertappen. Regina spricht ununterbrochen über ihre zwei erfolgreiche Töchter, verheimlicht aber zugleich das Thema ihres dritten geisteskranken Kindes, Tielchen. Astrid empfindet die Tatsache als Unehrllichkeit, sie konzentriert ihre Gedanken darauf, wie sie Regina unter Freunden entlarven könnte. Es mangelt dabei bei der eitlen Figur an der Tiefe der Erkenntnis, welche Gefühle bei Regina das Schweigen über Tielchen auslösen könnten. Dem Leser bleibt die Entscheidung überlassen, welche der Frauen und ob überhaupt eine von ihnen noch wirklich souverän ist.

Neben der Liebe, Ehe gibt es sowohl bei Piontek als auch bei Wohmann Einschübe, die das Älterwerden anschnitten. Manchmal erscheint das wie bei Wohmann in *Ernste Absicht* vorrangig, oft aber gibt es da nur kurze Andeutungen darüber in den Texten beider Autoren. So ist es zum Beispiel bei Piontek in seiner Erzählung *Bruder und Bruder*. In einem Satz berichtet der Erzähler vom alten Vater der beiden Brüder, der gestorben ist, „keine tüchtige Pflege gehabt hatte, seitdem er Witwer geworden“⁴² war. Es überlappen sich als Motive der Tod, das Älterwerden und die Einsamkeit.

Ebenfalls in der Erzählung *Eine Souveräne Frau* von Wohmann macht Astrid in Bezug auf Reginas Aussagen eine bissige Bemerkung, dass man bei erwachsenen Töchtern immer älter würde⁴³. Anatol, der Psychologe gesteht sein Älterwerden zu

⁴⁰ G. Wohmann: *Eine souveräne Frau*. In: G. Wohmann: *Paarlauf...*, S. 146.

⁴¹ Ebd., S. 150.

⁴² H. Piontek: *Bruder und Bruder*. In: H. Piontek: *Vor Augen...*, S. 22.

⁴³ G. Wohmann: *Eine souveräne Frau*. In: G. Wohmann: *Paarlauf...*, S. 149.

genießen, da ihm in diesem Zustand die Frau erlaubt, komisch zu werden. Ein Hauch von Ironie und Distanz wird deutlich, als der Psychologe seine eigene Souveränität mit Humor behandelt⁴⁴.

Das Motiv des Älterwerdens ist übrigens für das Schaffen von Piontek von großer Bedeutung. Er behandelt es sogar in seiner Essayistik. Das von ihm gezeichnete Bild von alten Frauen in seinem Essay *Lob der alten Frauen* könnte man mit dem Bild von Astrid zusammenstellen:

Wie sie sich waschen, bürsten, schrubben, polieren! Und was für perlweiße, weiße wie gemalte Zähne haben sie. Ihre Haare, nun ja, sind meist ein bisschen dünn, dafür tragen sie aber auch Hüte, bei jeder Gelegenheit, Hüte sind ihr stolz. – deutet Piontek das Verstellungsmanöver der alten Frauen an⁴⁵.

Man könnte eine von Bożena Chołuj in Bezug auf deutsche Prosatexte formulierte Feststellung herbeiziehen, dass die Spannungslosigkeit in Kurzformen manchmal in der Handlung und nicht in der Wahrnehmung stecke⁴⁶. Dieses ist ein gemeinsamer Zug sowohl der Werke von Piontek, als auch der Werke von Wohmann. Der präsentierte Alltag ruft bei den Hauptfiguren beider Autoren Gedanken hervor, die beim Anblick der Außenwelt beschwört werden, wobei die Handlung mit ihrer Dynamik und unerwarteten Wendungen weitgehend ausbleibt.

Ein Beispiel findet man bei Wohmann in dem bereits erwähnten Text *Liebesdienste*. Der Protagonist wird Beobachter und Interpret der ihn umgebenden Welt. Auf seiner Dienstreise trifft er im Zug eine fremde Mutter mit ihrem Kind und ganz gewöhnliche Tätigkeiten der Frau fesseln seine Aufmerksamkeit. Die Handlung wird gestoppt und die Wahrnehmung des Gesehenen in den Vordergrund geschoben. Momentane Eindrücke und das Bedürfnis, das Schicksal der Frau aus dem gesehenen Bild abzulesen macht sich deutlich. Es ist aber zugleich ein bitteres Zeugnis der Einsamkeit der Menschen, die in das dauernde Kommen und Gehen verwickelt sind.

Breits die erste Begegnung mit dem im Abteil verweilenden Kind zeigt den Stil von Wohmann, der die Wahrnehmung in den Vordergrund stellt. Der Protagonist will sich zu den ihm fremden Fahrgästen setzen:

Peter empfand, wie voreingenommen er in dieses Abteil getreten war. In der Tat: die Frau ließ sich ihr Stirnhaar von der Zugluft zottelig wehen. Ihm schien es jetzt denkbar, dass er selber diese beiden belästigte. Sie besaßen doch das ältere Anrecht hier in diesem Schwitzkasten mit Fahrtwind. Er betrachtete das Kind. Es war vor lauter Ängstlichkeit gegenüber dem neuen Fahrgast wie erstarrt. Das ist ja ein bedauernswert verschrecktes und außerdem schrecklich schwitzendes Kind, dachte Peter. Auf dem rötlichen kleinen Kopf des Kindes war das Haar vom Schweiß verkringelt, die ursprünglich wohl blonde Farbe gedunkelt. Wie das Kind mich anstarrt. Es hat vor lauter Entsetzen den Daumen in

⁴⁴ Ebd.

⁴⁵ H. Piontek: *Lob der alten Frauen*. In: H. Piontek: *Träumen. Wachen. Widerstehen. Aufzeichnungen aus diesen Jahren*, München 1978, S. 60.

⁴⁶ B. Chołuj: *Alltag als Enge in deutschen Prosawerken von Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Warszawa 1999, S. 235.

den Mund genommen. Peter dachte: Ein Keim von Lebensangst ist ablesbar in diesem etwas glasigen Blick aus diesen reismüden Augen. Ihm schien, als hinge von diesem Moment an alles ab für die Zukunft des Kindes, alles Entscheidende, und zwar von der Art wie er selber auf das Kind zurücksah. Er lächelte das Kind vorsichtig an und genierte sich dabei⁴⁷.

Bei Piontek wird das Wahrnehmbare direkt in der Erzählung *Unterwegs zum Horizont* angesprochen und auf diese Weise auch seine Bedeutung im Text hervorgehoben. Der Erzähler schildert eine Autofahrt und unterstreicht den Eindruck der Beweglichkeit, den auch der Leser bei der Lektüre empfindet:

Alles Wahrnehmbare ist in Bewegung, drückt sich in Zuständen des Gleitens und Schwebens aus, überrascht durch seine Rhythmik und sein heftig bewahrtes Gleichgewicht. Alles schwingt in eine einzige Linie ein, die sich unaufhörlich verlängert⁴⁸.

Piontek schafft mit Hilfe der Schilderung ein Abbild der Eindrücke, erzeugt Stimmungsbilder, die auf den Rezipienten einwirken. Bei Wohmann werden Ängste verarbeitet, Ursachen und Auswirkungen der Ängste reflektiert. Sie bringt Situationen zur Schau, in denen sich die Betroffenheit des Einzelnen manifestiert. Bei beiden Schriftstellern spürt man einen ausgeprägten Beobachtungs- und Wahrnehmungssinn. Doch sieht man bei Piontek in dem gerade als Gegensatz zu Wohmann angegebenen Fall die bei Piontek neben der Wahrnehmung der psychischen Zustände auftretende Wahrnehmung der Außenwelt, die mit Sinnen des Hörens, Sehens und Fühlens des Erzählers registriert wird. Bei Wohmann ist es konsequent eine nach Innen gerückte Wahrnehmung.

In der Erzählung *Liebesdienste* manifestiert sich das oft bei Wohmann angeschnittene Problem des Verhältnisses des Kindes zu der Welt der Erwachsenen und umgekehrt der Erwachsenen zu Kindern. Abgesehen von den politischen bzw. gesellschaftlichen Zuständen, eher mit einem Akzent auf das Überzeitliche wird eine Situation geschildert, in der ein Fremder in die Nähe eines kleinen Kindes kommt. Am Anfang fühlt sich die Hauptfigur als den beiden Fahrgästen im Zug fremde Person, verlegen. Sie tritt nämlich in das Abteil hinein, wo bereits das Kind mit seiner Mutter sitzt und wo die beiden den Raum des Abteils in die Sphäre eigener Privatheit bereits umgewandelt hatten. Dann aber analysiert Peter die Körpersprache des Jungen und erkennt sie als Zeichen der Angst, welche später unter gewissen Umständen in eine andauernde Lebensangst ausarten könnte. Er merkt, dass seine Reaktion auf die Angst des Kindes im Moment auch das Verhalten des Kleinen und seinen Umgang mit Menschen im erwachsenen Leben beeinflussen könnte. Daher bemüht sich der Erwachsene, da er die provisorische Privatsphäre der Mutter und des Kindes unabsichtlich gebrochen hatte, mit einem Lächeln dem ängstlichen Blick des Kindes gegenüberzutreten.

Ein anderes von Wohmann angeschnittene Problem ist das Problem der autoritären Erziehung der Kinder. Die im Zug nähende Frau versucht das Kind dazu zu

⁴⁷ G. Wohmann: *Liebesdienste*. In: Gabriele Wohmann: *Paarlauf...*, S. 31–32.

⁴⁸ H. Piontek: *Unterwegs zum Horizont*. In: H. Piontek: *Vor Augen...*, S. 143.

bringen, einige Namen von Gegenständen zu wiederholen, die in seinem BÜchlein graphisch dargestellt wurden. Der Protagonist der *Liebesdienste* bemerkt, wie die Mutter das Nähen unterbricht, um sich mit dem Kind zu beschäftigen. Obwohl das nur nebenbei geschieht, ist es trotzdem für den verunsicherten Dreijährigen wichtig. Die Hauptfigur beobachtet die Frau, die dem Kind Befehle erteilt, ihn zwingt Wörter zu wiederholen und zu trinken, obwohl es im Grunde genommen keinen Durst hat. Dann steigen Mutter und Kind aus dem Zug aus und der Protagonist sieht die Zusammenarbeit der beiden. Das Kind ist gehorsam und der Mutter untertan. Stille Annahme ihrer Aufforderungen wird aber vom leichten Anzeichen seines gedämpften Weinens begleitet, womit Wohmann verschlüsselt, mittels bloßer Schilderung, die traurige Lage des autoritär erzogenen Kindes dem Leser vor Augen führt.

Falls wir den Abschnitt im Text von Wohmann mit der Erzählung *Bruder und Bruder* vergleichen, wo ebenfalls eine Figur des Kindes auftaucht, wird bei Piontek der Umgang der Eltern mit dem Kind nur deswegen dargestellt, um Charakterzüge der Erwachsenen zu markieren. Das Kind, Helmut, möchte mit einer dem Kinde angeborenen Neugier wissen, was ihm von dem die Familie besuchenden Onkel geschenkt wird und was er in seiner Reisetasche mitgebracht hatte. Unter den Eltern kommt es zu einem Meinungs austausch; der ausgeglichene Vater fordert den Sohn auf, gute Manieren zu behalten, die von seinem Schwager enttäuschte Mutter rechtfertigt dagegen Helmut's Benehmen und zeigt damit ihre Enttäuschung und Abneigung dem Schwager gegenüber.

Beide Schriftsteller betonen in ihrem Schaffen die Einmaligkeit der Zustände. Das Entscheidende, wie Piontek es in Bezug auf die Short-Story von Hemingway definiert⁴⁹, wird bei beiden Dichtern „nach innen verlegt“⁵⁰. Übrigens wird einiges, was Piontek in seinem Essay *Graphik in Prosa. Ansichten über die deutsche Kurzgeschichte* über die Kurzgeschichte geschrieben hatte, auch bei Wohmann eingehalten. Zum einen, wie es aus den hier präsentierten Kurzgeschichten hervorgegangen ist, und was bereits im Laufe des Artikels geschrieben wurde, wird das Alltägliche und wie es Piontek nennt, „Unauffällige“ in den Geschichten verarbeitet⁵¹. Die Protagonisten beider Autoren befinden sich in ihren Alltagssituationen, obwohl sie mehr oder weniger in Umbruchsphasen ihres Lebens sind; in *Mit einem schwarzen Wagen* verursacht der Protagonist einen Unfall, in *Bruder und Bruder* sollen sich nach langer Zeit zwei Brüder treffen, in *Liebesdienste* unterbricht die Hauptfigur ihren Alltag mit der Ehefrau, um auf eine Dienstreise zu gehen und mit seiner Freundin reinen Tisch zu machen, in *Erste Absicht* liegt die schwer kranke Protagonistin im Krankenhaus. In allen Situationen wird im Laufe des Textes das Bedeutsame des menschlichen Lebens angesprochen, den menschlichen Gefühlen auf den Grund gegangen, es werden menschliche Bewusstseinsinhalte durchforscht. Die Handlung bleibt dabei weitgehend offen.

⁴⁹ H. Piontek: *Graphik und Prosa. Ansichten über die deutsche Kurzgeschichte*. In: H. Piontek: *Schönheit...*, S. 39.

⁵⁰ Ebd., S. 39.

⁵¹ Vgl. ebd., S. 40.

Denkweisen der Figuren werden oft nicht direkt aufgezeichnet. Sie manifestieren sich in „Schilderungen und Dialogen“⁵². Der Autor bringt Augenscheine zur Geltung. So ist es teilweise bei Wohmann in *Liebesdiensten*, wo die eher bei Gelegenheit einer Episode in die Handlung eingeführten Schilderungen des Kindes und seiner Mutter beim Protagonisten und Leser entgegengesetzte Gedanken zum Thema Liebe und Autorität der Eltern auslösen. So ist es in *Bruder und Bruder* von Piontek, wo man zwischen den Zeilen, aus Schilderungen und Dialogen auf das Innere der Protagonisten schließen muss.

Durchforscht man die Dialoge der Figuren sind sie meistens einfach und nähern sich der Umgangssprache:

– „Frag nicht so viel Helmut“, unterbrach der Vater die Aufzählung.

– „Warum soll das Kind nicht fragen?“ gab Gerda gereizt zurück⁵³. – heißt es in *Bruder und Bruder*.

Bei Wohmann in *Liebesdiensten*: „Weißt du noch, die Apfelschimmel? fragte er. Apfelschimmel? Ach ja, sagte Marliese. Natürlich. Man hat doch einfach immer wieder zu viel um die Ohren“⁵⁴. Dank dieses Vorhabens entsteht nach Piontek eine Wirklichkeits- und Alltagsnähe in der Erzählung⁵⁵.

Doch ist Piontek mehr auf Stimmungen konzentriert als Wohmann. Als Aquarellist schildert er Landschaften, spielt mit Farben um auch den Leser in gewisse Gemütszustände zu versetzen. Von der Malerei hat er Genauigkeit gelernt. „Das meiste lernte ich von Bildern und fand es erst später in der Außenwelt wieder“⁵⁶. – gesteht er und beweist damit, dass bei ihm die Landschaftsschilderung genauso wichtig wie das psychologische Porträt des Protagonisten ist. Oft ist sie mit Gemütszuständen der Protagonisten und mit der Aussage der Texte tief verankert.

Das bleibt in allen seinen Werken bestehen. Im Zusammenhang mit dem Thema der Psychologie des Menschen ist das Topographische, Historische der Orte und das von Generation zur Generation Überlieferte zum gleichrangigen literarischen Stoff geworden. Es ist dabei an seinen Erzählband *Anhalten um eine Hand*⁵⁷ aus dem Jahr 1990 zu denken, in dem Piontek geschickt ein narratives, trotzdem weitgehend wahrheitsgetreues Bild des Lebens und der Aufenthaltsorte von John Keats, und Johann Christian Günther entworfen hatte. Ähnliches bewies Gabriele Wohmann in *Ernste Absicht*. Wenigstens liegt die topographische Übereinstimmung der narrativen Orte mit ihrer außerliterarischen Entsprechung bei beiden Autoren, in manchen ihren Werken auf der Hand.

⁵² H. Piontek: *Graphik und Prosa. Ansichten über die deutsche Kurzgeschichte*. In: H. Piontek: *Schönheit...*, S. 41.

⁵³ H. Piontek: *Bruder und Bruder*. In: H. Piontek: *Vor Augen...*, S. 26.

⁵⁴ G. Wohmann: *Liebesdienste...*, S. 29.

⁵⁵ H. Piontek: *Graphik und Prosa. Ansichten...*, S. 42.

⁵⁶ Vgl. H. Piontek: *Wie ich sehen lernte*. In: H. Piontek: *Träumen Wachen Widerstehen. Aufzeichnungen aus diesen Jahren*, München 1978, S. 24.

⁵⁷ Vgl. H. Piontek: *Anhalten um eine Hand. Ausgewählte Erzählungen*, Würzburg 1990.

Bibliographie

- Chołuj, Bożena: *Alltag als Enge in deutschen Prosawerken von Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Warszawa 1999
- Piontek, Heinz: *Anhalten um eine Hand. Ausgewählte Erzählungen*, Würzburg 1990.
- Piontek, Heinz: *Bruder und Bruder*. In: Heinz Piontek: *Vor Augen*, Esslingen 1955, S. 22–30.
- Piontek, Heinz: *Das Ende ist anders*. In: Heinz Piontek: *Vor Augen*, Esslingen 1955, S. 59–65.
- Piontek, Heinz: *Der Pianist*. In: Heinz Piontek: *Vor Augen*, Esslingen 1955, S. 15–21.
- Piontek, Heinz: *Die Literatur und der Einzelne*. In: Heinz Piontek: *Schönheit: Partisanin. Schriften zur Literatur. Zu Person und Werk*, München 1983, S. 403–406.
- Piontek, Heinz: *Ernste Absicht*. In: Heinz Piontek: *Schönheit: Partisanin. Schriften zur Literatur. Zu Person und Werk*, München 1983, S. 529–534.
- Piontek, Heinz: *Graphik und Prosa. Ansichten über die deutsche Kurzgeschichte*. In: Heinz Piontek: *Schönheit: Partisanin. Schriften zur Literatur. Zu Person und Werk*, München 1983, S. 34–48.
- Piontek, Heinz: *In den Wäldern*. In: Heinz Piontek: *Vor Augen*, Esslingen 1955, S. 66–69.
- Piontek, Heinz: *Lob der alten Frauen*. In: Heinz Piontek: *Träumen. Wachen. Widerstehen. Aufzeichnungen aus diesen Jahren*, München 1978, S. 59–62.
- Piontek, Heinz: *Unterwegs zum Horizont*. In: Heinz Piontek: *Vor Augen*, Esslingen 1955, S. 143–158.
- Piontek, Heinz: *Wie ich sehen lernte*. In: Heinz Piontek: *Träumen. Wachen. Widerstehen. Aufzeichnungen aus diesen Jahren*, München 1978, S. 22–25.
- Piontek, Heinz: *Zeit meines Lebens*, München 1984
- Piontek, Heinz: *Mit einem schwarzen Wagen*. In: Heinz Piontek: *Vor Augen*, Esslingen 1955.
- Piontek, Heinz: *Zeit meines Lebens*, München 1984
- Piontek, Heinz: *Plädoyer für die Phantasie*. In: Heinz Piontek: *Das Handwerk des Lesens. Erfahrungen mit Büchern und Autoren*, München 1979, S. 9–14.
- Piontek, Heinz: *Stunde der Überlebenden*, Würzburg 1989.
- Piontek, Heinz: *Wie Rauch im Wind*. In: Heinz Piontek: *Vor Augen*, Esslingen 1955, S. 70–92.
- Piontek, Heinz: *Zeit meines Lebens*, München 1984.
- Wagener, Hans: *Gabriele Wohmann*, Berlin 1986.
- Wohmann, Gabriele: *Die souveräne Frau*. In: Gabriele Wohmann: *Paarlauf. Erzählungen*, Weimar 1981, S. 145–156.
- Wohmann, Gabriele: *Liebesdienste*. In: Gabriele Wohmann: *Paarlauf. Erzählungen*, Weimar 1981, S. 19–40.

Schlüsselwörter

Heinz Piontek, Gabriele Wohmann, „Ernste Absicht“, Roman, Kurzgeschichte, Autobiographie, autobiographische Motive, Alltag, Tod, Einsamkeit, Älterwerden, Phantasie, Wirklichkeit, narrative Bilder, Stimmungsbild.

Abstract

Heinz Piontek versus Gabriele Wohmann in prose. A comparative study

The article tries to compare the prose of Heinz Piontek with the prose of Gabriele Wohmann. The reason is an essay of Piontek “Ernste Absicht”. Although it was dedicated to a novel of Wohmann, the author of the underlying article finds the tendencies suggested by Piontek also in the narratives of Whomann. In that context short stories of Piontek and Wohmann are compared with each other and studied.

Keywords

Heinz Piontek, Gabriele Wohmann, „Ernste Absicht“, novel, short story, autobiography, autobiographic Motive, daily routine, death, loneliness, aging, fantasy, reality, narrative picture, mood.

Henk J. Koning (<https://orcid.org/0000-0003-2901-147>)

Putten/Holland

Haus Treustein (1866). Der letzte Adelsroman Karl von Holteis

Am 27. d. M. entlebte sich der vierundzwanzigjährige Tischler Paul Hoffmann zu Proskau durch einen Pistolenschuß in die linke Seite. Bemerkenswerth sind die Umstände, welche diesen Schritt begleiteten und welche Licht auf die Veranlassung zu demselben werfen. Man fand nämlich bei dem Entseelten außer einem Notizbuche, den von ihm früher fleißig gelesenen Holtei'schen Roman: „Haus Treustein“, dessen S. 158 eingeschlagen war. Die bezügliche Stelle lautet dort: „Alexis hatte auf's Herz gehalten, die Kugel war mitten durchgegangen, das schöne Antlitz unverstellt, um den Mund ein traurig Lächeln, wie der Verstorbene es hatte, wenn er zu Aueßerungen, die ihn schmerzlich berührten, sich schweigend verhielt.“ Und in dem Notizbuche des Entseelten ist mit Bleistift geschrieben: „Liebe Eltern, verzeiht meinen Schritt und wisset, daß es mir ging wie Alexis“.

Diese erschütternde Nachricht, die erstmals in der *Schlesischen Zeitung* vom 29. April 1870 mitgeteilt wurde, fand überregionale Verbreitung und hatte wenige Tage später einen Platz in einer Wiener Tageszeitung.¹ Es ist anzunehmen, daß Holtei, als Abonnent der *Schlesischen Zeitung*, von diesem Selbstmord wußte, der mit der Lektüre seines dreibändigen Romans *Haus Treustein* in Verbindung gebracht werden konnte. Ein solches fatales Ereignis ist nicht gerade ein Plädoyer für die Wirkung dieses Romans. An anderer Stelle hebt Holtei den guten Einfluß seiner Romane hervor. So wird in einem von ihm zitierten Brief vom 24. Dezember 1853 von einem unbekanntem Leser sein Erfolgsroman *Die Vagabunden* gelobt:

Ich lese eben, oder vielmehr beende eben die Lectüre (sie sei auch Euch dringends empfohlen für einige der lange Winterabende; mir brachte sie Trost und Erquickung in mehren schlaflosen Nächten: Gottes Lohn dafür dem trefflichen Verfasser!) eines Romanes! Er führt den Titel: „Die Vagabunden,“ R. in 4 Bänden von Holtei.²

Daß Holtei bei dem Abdruck der Leserreaktionen selektiv vorgeht, wird auch klar, wenn er in Abschnitt 137 eines zweibändigen Sammelwerks unter dem Titel *Leichte Lektüre* ausführlich auf sein episches Schaffen eingeht und dabei seine Romane besserwissenden Kritikern gegenüber verteidigt:

¹ Fremden-Blatt Nr. 125 vom Samstag, den 7. Mai 1870, S. 4 (Morgenblatt).

² Simmelsammelsurium aus Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst. Breslau 1872. Bd. 1, S. 63.

Sie rümpfen verächtlich die Nasen, wenn sie von „leichter Lektüre“ sprechen, die Herren Fachgelehrten. Das geht nur nebenbei auf Leser und Leserinnen; der Hauptschlag will die Verfasser unterschiedlicher Romane und „Unterhaltungs = Bücher“ treffen. Dann bilden sie sich ein, sie hätten von ihrem Docententhron herab vernichtende Blitzstrahle auf die armen Erzähler geschleudert, deren Wissenschaft in Erkenntniß des Lebens besteht, und die ihr Bischen Weisheit weniger aus andern Büchern, als aus dem Umgange mit Menschen, aus Erfahrungen geschöpft haben.³

Zum Schluß dieser Rechtfertigung seines Berufes als Unterhaltungsschriftsteller erwähnt Holtei eine Begegnung, die er in Graz⁴ hatte:

Der mir befreundete (nun auch verstorbene) Buchhändler L. in Grätz kündete mir den Besuch eines alten Ehepaares aus irgend welcher kleinen Stadt an, welches über e i n Buch mit mir sprechen wolle. Die biedern Leute hatten ihm, wie er meinte, gar nicht „bücherlich“ ausgesehen. Sie stellten sich wirklich ein und thaten mir kund: ihr Sohn, ein sonst braver guter Mensch, sei der Trunksucht verfallen gewesen, habe seinen Beruf darüber oft vernachlässiget, und habe ihnen wie sich selbst viel Kummer bereitet, weil er sein Unrecht in wenigen Stunden wohl erkannt. Dem wäre zufällig, erzählten sie, ein „Lesebuch“ in die Hände gekommen, worin ein Tischler „mitspiele“, der, in Folge fürchterlicher Begebenheiten, den Vorsatz fasse: „nicht mehr zu saufen“, und diesen Vorsatz glücklich durchführte. „hat d e r 's gekonnt, so will ich 's auch können,“ habe der Sohn gesagt, habe sich ermannt, und lebe jetzt seit drei Jahren vorwurfsfrei, ohne Rückfall. Nun hätten sie, die Aeltern, in Erfahrung gebracht, daß der Verfasser des Buches „Ein Schneider“ hier lebe, und deshalb hätten sie mich aufgesucht, um mir zu danken und mir einen Gruß des Sohnes zu bringen. – Das war doch auch „leichte Lektüre!“ und gehörte zu dem (wie ich dieser Tage mit Betrübniß in der Schlesischen Zeitung gelegentlich einer Besprechung von Seb. Brands „Narrenschiff“⁵, gesagt fand): „e i n h e i m i s c h e n R o m a n s c h u n d.“⁶

Hier soll aber nicht auf die Wirkung der Holteischen Romane auf das Privatleben seiner Leser eingegangen werden, sondern der 1866 publizierte Roman *Haus Treustein* vorgestellt werden, dessen Erfolg beachtlich war, denn laut eines Briefes Holteis an Karl Weinhold⁷ war er in vier Wochen vollständig vergriffen⁸. Das umfangreiche dreibändige Werk (Bd. 1, 366 S.; Bd. 2, 366 S. und Bd. 3, 348 S.) ist der letzte

³ Simmelsammelsurium (wie Anm. 2). Bd. 2, S. 133f.

⁴ Holtei schrieb die Romane in seiner Grazer Periode als er im Haus seiner verheirateten Tochter wohnte.

⁵ Sebastian Brant (1457–1521), Verfasser von juristischen, historisch-geographischen und satirisch-didaktischen Werken. Sein Hauptwerk war die Moralsatire *Das Narrenschiff* (1494).

⁶ Simmelsammelsurium (wie Anm. 2), S. 138f.

⁷ Karl Weinhold (1823–1901), Germanist und Mediävist. Holtei hatte ihn in Graz kennengelernt, wo Weinhold Professor geworden war. Weinhold schrieb ein Glossar zu späteren Ausgaben von Holteis Schlesischen Gedichten (1880: 17. Auflage!) und verfaßte den Nekrolog: Karl von Holtei, in: Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte. Braunschweig 1881. Bd. 50, S. 228–245.

⁸ Paul Landau: Karl von Holteis Romane. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur. Leipzig 1904, S. 163.

mehrbändige Adelsroman⁹, den Holtei verfaßt hat. Hauptmerkmal dieser Gattung ist, daß die Handlung sich im adligen Milieu abspielt. Holtei stand hier nicht allein, denn auch andere zeitgenössische Unterhaltungsschriftsteller wie u. a. Spielhagen¹⁰ setzten sich mit dem Adel als gesellschaftlichem Faktor auseinander. Dabei war die Bedeutung des deutschen Adels mehr eine Sache der Romanschriftsteller als der Politiker, die dem Geburtsadel nicht mehr eine große Bedeutung zu maßen. In den dem Adel gewidmeten Romanen weht ein anderer Wind: das beliebte Thema der Mesalliance wird immer wieder breit ausgemalt und findet auch im 3. Band des Holteischen Romans einen Platz. Eine starre Abgrenzung des Adelsromans anderen Gattungen gegenüber ist nicht zu geben. In vielen seiner Werke tritt der Adel auf und kommt es zu Entwicklungen, die von diesem Stand bedingt sind oder von ihm ausgelöst werden. Nicht selten werden in Nebenhandlungen Vertreter des Adels aufgeführt, die im praktischen Leben Faullenzer und Müßiggänger sind und beim Leser kaum auf Sympathie rechnen können. Auch in *Haus Treustein* gibt es im 3. Band solche fragwürdigen Typen, die sich als Parasiten auf Kosten Besserbetuchten ein genußreiches Leben verschaffen. Aber trotz dieser negativ eingefärbten Nebenfiguren, überherrscht in diesem Holteischen Roman das positive Bild des Adels.

Welche Vorstellung hatte Holtei von der gesellschaftlichen Rolle des Adels und welche Bedeutung könnte der Adel auch noch für die künftige Gesellschaft haben?

Holteis Adelsromane haben ein ausgesprochen provinzielles Kolorit und spielen sich innerhalb der Landesgrenzen Schlesiens ab. Auch wenn die Hauptpersonen gelegentlich eine kurze oder längere Reise unternehmen, zum Schluß der Geschichte ist die schlesische Heimat das Refugium, wohin alle zurückkehren und vieles seine Erklärung findet. Holtei hat sich als Heimatdichter verstanden und

[...] ist dadurch für Schlesien dasselbe geworden, was Auerbach¹¹ für den Schwarzwald, Reuter¹² für Mecklenburg oder Wilibald Alexis¹³ für die Mark ist.¹⁴

Das epische Oeuvre Holteis kann grob genommen in drei Gruppen verteilt werden: die Kriminalgeschichten, die Theaterromane und die Adelsromane. Die Kriminalgeschichten, die angeregt wurden von der Schauerromantik eines

⁹ In Holteis letztem Roman *Eine alte Jungfer* (1869) spielt der Adel eine untergeordnete Rolle.

¹⁰ Friedrich Spielhagen (1829–1911), Romancier, Romantheoretiker, Dramatiker, Lyriker und Publizist. Nach Theodor Fontane ‚neben Auerbach der angesehenste deutsche Schriftsteller der Gegenwart‘ (1872).

¹¹ Berthold Auerbach (1812–1882), Erzähler und Publizist, machte sich mit seinen *Schwarzwälder Dorfgeschichten* (1843–1854) einen Namen und gilt als Erfinder dieses Genres.

¹² Fritz Reuter (1810–1874), niederdeutscher Erzähler, Versepiker, Lustspielautor.

¹³ Willibald Alexis (eigentlich Wilhelm Häring) (1798–1871), Redakteur und Verfasser von historischen Romanen; er wurde der märkische Scott genannt.

¹⁴ F. Willomitzer: Christian Lammfell. Ein Beitrag zur Charakteristik Karl v. Holtei's als Romanschriftsteller, in: Sechster Jahresbericht der K.K. Ober- Realschule in der Leopoldstadt in Wien. Wien 1877, S. IV–XXII (hier S. VIII).

E.T.A. Hoffmann¹⁵, stehen mit Gedichten und kleineren dramatischen Versuchen am Anfang vom künstlerischen Wirken Holteis und nehmen als Sondergruppe eine separate Stellung ein. Bei den Theaterromanen, die teilweise auch als Künstlerromane verstanden werden können, ist es nicht so leicht, sie von den Adelsromanen zu unterscheiden, denn in ihnen treten stellenweise Adlige auf, die dann in einzelnen Perioden ihres Lebens mit Künstlerkreisen und dem Theater in Berührung kommen. Weiterhin gibt es in fast allen Romanen verbrecherische Szenen, die Holtei als einen Autor zeigen, der es versteht, sein Lesepublikum durch die Schilderung der Nachtseite des menschlichen Treibens zu unterhalten. Auch in *Haus Treustein* weiß Holtei durch eine Liebesgeschichte, die zwei Selbstmorde zur Folge hat, eine derbe Realistik zu bieten, die durch ihre konsequente Ausführung überzeugend wirkt. Aber das alles wird erst im dritten Bande mitgeteilt und hat eine lange verhängnisvolle Vorgeschichte.

Merkwürdig mutet es an, daß der erste Band aus fünf Büchern besteht, während der zweite und dritte Band eine Kapiteleinteilung aufweisen. Was der Autor hiermit vorhatte, bleibt unklar, für den weiteren Verlauf der Handlung ist dieser Unterschied jedoch von keinerlei Bedeutung. Eröffnet wird der Roman mit einem Gespräch von zwei Badegästen auf der sogenannten „Galerie“ im schlesischen Kurort Warmbrunn über einen stattlichen Mann, der auf der Terrasse am äußersten Ende einer Tafel Platz genommen hat. Er wird von einem republikanisch gesinnten Fremden Mistjunker genannt

einen stets auf seiner Scholle sitzenden Landmann, vielmehr Landedelmann, nennen wir [...] Mistjunker, eine Benennung freilich, die der edle Herr von Treustein in Holtei's Roman auf schöne Weise zu ehren bringt.¹⁶

Es wird vom Autor unmißverständlich gezeigt, daß diese negative Bezeichnung nicht auf die Hauptperson anwendbar ist, denn obwohl er sich auf seine Majoratsgüter zurückgezogen hat, wo er als Landwirt lebt, kann er durchaus nicht mit jener Klasse von Adligen identifiziert werden, die sich über die Masse erheben und einem engstirnigen Standesdünkel frönen. Herr Ehrenfried ist längst Witwer und hält sich, um Linderung seiner Gichtanfalle zu finden, mit seinen beiden Söhnen Eberhard und Herbert in Warmbrunn auf. Eberhard ist als Erstgeborener der Majoratserbe und kann mit seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder schlecht auskommen; der Vater wirft ihm vor, daß er ihn zurücksetze und malträtiere. Herbert wird als Verschwender geschildert, der regelmäßig von Schulden und Gläubigern bedrängt, in finanzielle Probleme kommt, die dann vom Vater getilgt werden. Das alles passiert aber offen und zeugt von einer gewissen Naivität Herberts, der es im Grunde gut meint, nur nicht die Charakterstärke besitzt, sich Einflüssen von ihm schädlichen Freunden zu widersetzen. Da ist Eberhard anders: dieser „stutzerhafte

¹⁵ Für E.T.A. Hoffmann und Holtei vgl. Henk J. Koning: Carl von Holtei und E.T.A. Hoffmann, in: Mitteilungen der E.T.A. Hoffmann – Gesellschaft. 37 (1991), S. 60–71.

¹⁶ Ludwig Herrig (Hrsg.): Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Braunschweig 1868. Jhg. XXIII. Bd. 43, S. 210.

Landedelmann' (I, 22)¹⁷ besucht in einer abgelegenen Gasse Warmbrunns eine illegale Spielhöhle, wo er bedeutende Summen verliert. Er war ein leidenschaftlicher Hasardeur, dessen Charakter beim Spiel in ein negatives Licht gerückt wurde, denn neben ein Spieler aus Passion

war Eberhard ein Spieler von praktischem Sinne: er suchte nicht allein die „Emotionen;“ ihm lag ebenso viel am realen Gewinn. Für seine luxuriösen Bedürfnisse ein Verschwender, im Uebrigen habsüchtig und geizig, strich er gern goldene Gewinne ein, verschmähte auch plumpes Silber oder vollgiltiges Papier nicht und konnte bei formell = gentiler Haltung sich gierig zeigen, wo es um's leidige Mein und Dein ging. (I, S. 26).

Dies war dem Vater unbekannt, so daß jener Eberhard über Herbert stellt und ihm die Schattenseite von dessen Dasein verborgen bleibt. Da ist einer im ganzen Schloß, der sich auskennt und den wahren Charakter Eberhards durchschaut: der Diener Kaspar Fidelis Birnstiel, der im Laufe der Jahre die Gunst des ganzen Hauses und vor allem das Wohlwollen Ehrenfrieds erworben hat. Domestiken wie er kommen im Romanwerk Holteis öfters vor – man denke an Peter Fiebig aus dem 1860 publizierten Roman *Die Eselsfresser*¹⁸ – und bestechen durch ihre Güte und Anhänglichkeit; außerdem besaßen sie einen ungewöhnlichen Grad an Bildung, waren verständig und zartfühlend. In Krisenzeiten konnte die adlige Herrschaft sich bedingungslos auf sie verlassen und wußte, daß Geheimnisse und Skandale bei ihnen sicher waren und nicht ausgeplaudert wurden. Fideel, so wurde er genannt, genoß allgemeine Achtung und erregte bei den anderen Dienstleuten weder Neid noch Haß. In religiösen Angelegenheiten war er ein selbstständiger Geist, der für die kirchlichen Dogmen wenig Verständnis hatte und sich durch die Lektüre vieler mystischer Bücher aus der Schloßbibliothek einen eigenen Glauben zusammengebastelt hatte. Die in Leder gebundenen Folianten hatten nicht nur strenges theologisches Gedankengut zum Inhalt; einzelne Exemplare berichteten von Beschwörungen, Hexenprozessen, Prophezeiungen, Sekten und Teufeleien diverser Art. Solche Vorstellungen und Gedanken beunruhigten Fideel ab und zu, fanden aber bei seinem Herrn kein Gehör. Ehrenfried bezeichnet Fideel als Schismatiker und verweist die Ideen seines Dieners in das Reich der Fabel. Fideel hat so seine Gedanken über Eberhard, den er für das Ei hält, das des Teufels Großmutter in's gräfliche Nest gelegt hatte und deshalb ist fast alles an dem künftigen Majoratsherrn verdächtig und wird mit äußerster Skepsis betrachtet.

Der Aberglaube Fideels mag einigermaßen albern und lächerlich wirken, ihm kommt aber im weiteren Verlauf der Geschichte keine besondere Bedeutung zu. Das Düstere, Geheimnisvolle und Bedrückende kommt jedoch nicht nur in seinen synkretistisch Schimären zum Ausdruck, auch der alte Ehrenfried berichtet von einer unheimlichen Tradition, die das Haus Treustein angeht und mit einem Edelstein verbunden ist:

¹⁷ Es wird zitiert aus: Karl von Holtei: Haus Treustein. Roman in drei Theilen. Breslau 1866.

¹⁸ Vgl. Henk J. Koning: Karl von Holteis *Die Eselsfresser* (1859). Ein merkwürdiger schlesischer Roman, in: *Silesia Nova* 02/2019, S. 27–46.

Von den Smaragden aber heißt es: wenn ein Todesfall in der Familie eintreten soll, verfärbt sich sieben Tage vorher der Solitär¹⁹, geht aus dem eigenthümlichen saftigen Grün unvermerkt in's Gelbe, sodann in's Bläuliche und am dritten Tage in's Blutrothe über, daß er wie der dunkelste Rubin leuchtet. Aber nur, Denjenigen, die zur nächsten Verwandtschaft zählen, sind die Uebergänge sichtbar. (I, S. 66f)

Es kommt zu einer mehrseitigen Auseinandersetzung zwischen Herrn Treustein, einem Hofrat und dem Gelehrten August Kahlert, den Holtei persönlich kannte und der mit einer kleinen Geschichte der schlesischen Literatur²⁰ hervorgetreten war. Obwohl in diesem Exkurs über abergläubische Extravaganzen wie Grübeleien, Faseleien und diverse naïv – kindliche Vorstellungen berichtet wird, gelingt es den drei aufgeklärten Männern nicht, das Geheimnisvolle, das Graf Ehrenstein durch seine Berichterstattung von dem Hausspuk hervorgerufen hat, hundertprozentig zu beseitigen, denn in drei Fällen war angeblich diese seltsame Sage bestätigt worden: zwei aus dem Munde der Eltern des Grafen und der dritte hat der Graf mit eigenen Augen wahrgenommen, als seine Frau starb, so daß der aus sieben Steinen bestehende Halsband wie ein schicksalhaftes Omen mit der Teusteinschen Familiengeschichte verbunden war. Erst am Ende dieses dreibändigen Romans wird die dämonische Wirkung des äußerst kostbaren Smaragds unschädlich gemacht.

Zurückgekehrt aus Warmbrunn verschlechtert das Verhältnis zwischen Eberhard und Herbert und kommt es zu einem endgültigen Bruch. Eberhard wird als der Ruchlose, Unverschämte hingestellt, der als ausgesprochen verlogener Typ nur an seinen eigenen Vorteil denkt. Eine merkwürdige Liebesgeschichte ergänzt seinen kalten egozentrischen Charakter noch um eine zusätzliche negative Dimension. Herbert verliebt sich auf einer Wanderung im Riesengebirge in das einfache Mädchen Kathi. Emilie, die Tochter einer aus dem Rheinland angereisten Gräfin, verliebt sich in Herbert, ohne ihn persönlich zu treffen und weiß deshalb nicht, daß an seiner Stelle Eberhard getreten ist. Eberhard verleumdet Herbert und deshalb wagt dieser es nicht, öffentlich aufzutreten. Das mutet alles abstrus und absurd an, verfehlt aber seine Wirkung nicht, denn auch Ehrenfried glaubt immer mehr, daß sein Lieblingssohn Herbert nimmermehr auf einen grünen Zweig kommen wird.

Es kommt zu einem Klimax, wenn Emilie in der Brautnacht Eberhard gesteht, daß sie ihn nicht liebt. Herbert, der draußen im Park wartete, drängt sich in das Brautgemach. Zu einer Konfrontation zwischen den Brüdern kommt es nicht, weil Emilie total verwirrt von der Situation, Herbert auffordert zu gehen. Für Herbert ist jetzt alles verloren. Was für eine Zukunft wird er vor sich haben? Eine zusätzliche

¹⁹ Solitär: einzeln gefaßter Edelstein.

²⁰ Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. Breslau 1835. Einen zeitgenössischen Abdruck finden wir in: Maria Katarzyna, Andrea Rudolph (Hrsg.): Literaturgeschichtliche Schlüsseltex-te zur Formung schlesischer Identität. Kommentierte Studienausgabe. Berlin 2005, S. 11–131. Für Kahlert und Holtei vgl.: Wojciech Kunicki (Hrsg.): August Timotheus Kahlert. Der Briefwechsel zwischen Karl von Holtei und August Timotheus Kahlert. Leipzig 2018 und Henk J. Koning: August Kahlert (1807–1864). Ein vergessener schlesischer Literarhistoriker und Schriftsteller, in: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich Wilhelms Universität zu Breslau XLV/ XLVI 2004/2005, S. 287–300. 1864 gab Holtei ein Bändchen mit Gedichten Kahlerts heraus.

Tragik wird in die Handlung eingeführt, wenn ein Graf, der bei der Trauung Eberhards zurückgesetzt wurde, ein Duell mit Herbert fordert. Statt Herbert tritt aber der Stallmeister auf, der dabei den Tod findet. Für Herbert ist so alles vorbei und er bekommt Papiere, die es ihm ermöglichen, ins Ausland zu gehen. Seine Versuche mit Kathi ein neues Leben, abseits von seiner gräflichen Familie, anzufangen, sind zum Scheitern verurteilt: Kathi weiß, daß Herbert Emilie noch immer nicht vergessen hat und will deshalb von dieser unstandesgemäßen Verbindung nichts wissen. Kathi ist hier resolut und gehört durchaus nicht in die Reihe unschuldiger Mädchen, die sich ahnungslos unrealistischen Träumereien hingeben. Holtei geht mit ihr einen eigenen Weg und beschreibt, daß Kathi anders ist als die meisten Frauenfiguren in vielen zeitgenössischen Romanen:

Man schreibt, dichtet, erdichtet so vielerlei in Tendenz=Romanen und Novellen von adeligen Offizieren und andern „Junkern,“ welche „Mädchen aus dem Volke“ oder wie es auch bezeichnet wird: „aus geringern Ständen“ betrügen, entehren, niederträchtig verlassen, dann ihres Elendes im Arme irgend einer hochgeborenen Millionärin herzlos frevelnd spotten, und gegen welche der blutigierigste grausamste Tiger ein wahrer Tugendspiegel ist. (I, S. 124)

Herbert wäre sowieso schwerlich mit einem unverantwortlichen Junker, der sich kaum um das Wohl seiner Geliebten kümmert gleichzusetzen und auch Ehrenfried gehört nicht zu jener Gruppe von Adligen, die blind sind für die Taten ihrer Kinder. Er wird uns präsentiert als ein Idealbild eines Adligen:

Der alte Herr von Treustein ist ein Aristokrat, wie er unserem Autor als Ideal vorschwebt: ohne Ueberhebung gegen Bürgerliche, in gemüthlichem Verkehr mit seinem Diener Fideel, ohne Abneigung gegen Mesalliancen, ein vertrauter Freund eines baronisirten Juden, ein freundschaftlicher Beschützer eines jüdischen Gelehrten, nur voll Haß gegen unedle Gesinnung im übrigen ein Mann der vollständigsten Toleranz.²¹

Durch die Schilderung

[...] Ehrenfrieds, des alten vorurtheilsfreien, im edelsten Sinne vornehmen Aristokraten [...]²²

weiß Holtei den Leser für seine Geschichte zu gewinnen.

Nein, verankert in vom Adelstand bedingten Vorurteilen ist der alte Herr von Treustein nicht. Dies entnimmt man auch einem Gespräch, das er mit seinem Diener führt über seinen Enkel Otto, der als Student täglich mit einem Kommilitonen, den Fideel als einen griechischen Rebeller sieht, verkehrt:

Lass' ihn (d.h. Otto) doch, Fideel! Was schadet das? Mir viel lieber, ihn mit einem solchen Demagogen vertraut zu wissen, der sonst ein gescheidter, gesitteter Bursch ist, als mit gewissen Adligen, die sich für bevorzugte Wesen halten, und weil ihre Vorfahren

²¹ Rudolf Gottschall: Blätter für literarische Unterhaltung. Nr. 35 vom 30. August 1866, S. 551.

²² Oscar Welten: Beilage zur Wiener Abendpost. Nr. 156 vom 1. Juli 1880, S. 621.

Ruhm und Namen errangen, und weil ihre Väter das von Jenen erworbene Vermögen zu konserviren verstehen, was sie nicht nachahmen werden. [...] Dergleichen von Hochmuth aufgedunsene, unwissende, unverschämte Thoren wissen sich aller Enden keinen Rath, wenn's drüber und drunter geht. Lass' ihn meinetwegen vom Freiheits- und Gleichheitsschwindel ein wenig angesteckt werden. (II, S. 46f.)

Wer aber denkt, daß es zu einer Konkretisierung des liberalen Gedankengutes kommt, irrt sich: nirgends ist von aufständischen Szenen etwas zu lesen und der Diener Fideel ist der absolute Inbegriff eines loyalen Domestiken, der sich seiner Treue zu seiner Herrschaft auch nicht schämt als er im Revolutionsjahr 1848 Emilie und die kleinen Kinder vor Krawallmachern in Schutz genommen hatte. Mit Nachdruck betont Ehrenfried wie sehr das Haus Treustein ihm verpflichtet sei und daß er deshalb zur Familie gehöre. (II, S. 51). Eine anti – adlige Welt, die von außen das Haus Treustein bedroht, in dem Feudalverhältnisse unter Druck stehen oder in Frage gestellt werden, ist nicht vorhanden. Vielmehr droht die Gefahr von innen: Eberhard faßt den bösen Plan, seinen Vater als unzurechnungsfähig zu qualifizieren, so daß er noch zu Lebzeiten dessen Besitz an sich ziehen kann. Bevor es jedoch zu einem skandalumwitterten Prozeß zwischen Vater und Sohn kommt, erzählt Holtei ausführlich von der abenteuerlichen Reise, die Herbert in den Orient unternimmt und ihn über Wien, Athen, Triest und Istanbul in die Türkei bringt. Einzelne Reisesationen veranlassen ihn lokale Berühmtheiten wie Hammer²³, Pückler-Muskau²⁴ und Prokesch-Osten²⁵ in die Handlung zu integrieren. Zuerst wendet der Autor sich jedoch schlesischen Verhältnissen zu und konzentriert sich ein wesentlicher Teil der Handlung auf die Enkelkinder Ehrenfrieds Otto und Anna.

Was seine Auffassung über eine Ehe zwischen Partnern ungleicher sozialer Herkunft angeht, steht Ehrenfried ziemlich allein: sein Sohn Eberhard und seine Enkelin Anna sind anfangs anderer Meinung und glauben, daß bei einer solchen Verbindung oft Faktoren mit im Spiel sind, die nur wenig mit Liebe zu tun haben. Auch Anna, die als emanzipierte junge Adlige durchaus ihren eigenen Weg geht und sich auch z. B. in der Mode nichts vorschreiben läßt: wenn Otto sagt, daß sie keinen Reifrock trage, nimmt sie diese Bemerkung zum Anlaß auf den zwanghaften Charakter der Kleidung und damit auf die Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit, hinzuweisen:

Ich brauche mich nicht zu fürchten, wenn ein indiscreter Beobachter meine Füße mustert, meine Formen erspäht. Ich bin keine Mongolfiere²⁶, ich bin Anna von Treustein, und ich verleugne der dummen geschmacklosen Mode halber nie und nimmermehr die menschliche Gestalt, die mich vor Gänsen und Enten auszeichnet. Wenn all' unsere

²³ Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall (1774–1856), Orientalist, Übersetzer, Lyriker, Erzähler und Dramatiker.

²⁴ Hermann Ludwig Heinrich von Pückler-Muskau (1783–1871), Landschaftsarchitekt, Schriftsteller und Reisender.

²⁵ Anton Prokesch von Osten (1795–1876), Orientalist, Historiker und Reiseschriftsteller.

²⁶ Eine Mongolfière ist ein Heißluftballon benannt nach den Brüdern Joseph Michel (1740–1810) und Jacques Etienne Montgolfier (1745–1799).

jungen vornehmen Damen meinen Muth hätten... und meinen Wuchs! dann wäre die entstellendste aller Moden nicht Mode geworden. Uebrigens verlang' ich ja gar nicht zu gefallen. Bekümmere mich nicht um das qu'en dira – t – on, halte mich viel zu hoch, auf das Gezischel alberner Gecken und Putzdocken zu hören, und wundre mich nur, daß Bruder Otto sich über mich wundert. (II, S. 150)

Zwar zeigt sich Anna hier frei und selbstbewußt, aber das findet seinen Niederschlag anfangs nicht in ihrer Auffassung über soziale Unterschiede: da fühlt sie sich Aristokratin und hält auf ihren Stand als Adlige. Holtei zeichnet in seinem Roman drei Frauenfiguren: die stille Duldnerin Emilie, die standhafte Kathi und die temperamentvolle Anna, die es versteht, die Aufmerksamkeit des Lesers voll zu beanspruchen, so daß ein zeitgenössischer Kritiker schreibt, daß Anna von Treustein alle übertrifft:

[...] sie ist hinreißend, selbst dort, wo wir uns gegen sie empören müssen, und es bedarf des vollen Talentes des Dichters einer solchen Frauengestalt gegenüber, die einfach stille, aber durch und durch gediegene Figur des „Kätchen“ zu sieghafter Wirkung, zu eindrucksvoller Geltung zu bringen.²⁷

Die theoretischen Überlegungen zu Ehen von Partnern aus unterschiedlichen sozialen Klassen werden konkret, wenn der Grafensohn Otto sich in die Tochter Kathis, verliebt. Kathi ist jetzt die Frau eines aus Böhmen stammenden Försters, der von Ehrenfried auf dessen Gütern angestellt wurde, nachdem der vorige Förster gestorben ist.

Kathi und ihr Mann wollen von einer Verbindung zwischen ihrer Tochter Hermine mit dem wohlhabenden Junker Otto nichts wissen: sie denkt an ihre eigene Position, als sie mit dem jetzt noch verschollenen Herbert verkehrte und dieser bereit war, sie zu heiraten. Der alte Graf denkt da anders und obwohl er lieber nicht sieht, daß seine Enkelin Anna den Namen Treustein gegen einen nichtadligen Namen vertauschen müßte, hat er nichts gegen die Verbindung Ottos mit Hermine:

Aber daß mein Enkel Otto Treustein die Tochter eines redlichen Mannes heimführe, der unsere Waldungen hegt; daß die Försterstochter in dieses Schlosses Hallen dereinst Herrin sei, dawider hätt' ich meinerseits nicht das Geringste einzuwenden [...] (II, S. 279)

Annas Liebesgeschichte erinnert an die ihrer Mutter: Eberhard wurde von Emilie geheiratet, ohne daß von Liebe gesprochen werden konnte. Anna soll den ihr weensfremden Maximilian, Sohn eines benachbarten Gutsbesitzers, heiraten und weist zwar öffentlich den mit ihrem Bruder Otto befreundeten griechisch-jüdischen Sozialdemokraten Alexis Moritz ab, indem sie ihn beleidigt und schroff behandelt, aber im Grunde ist das alles Unmacht und kann sie mit ihren intimsten Gefühlen nicht umgehen. Alexis verkehrt inzwischen fast täglich mit Anna, denn er hält sich als Gast Ottos auf Schloß Treustein auf. Offiziell ist Anna mit Maximilian, dem Sohn eines verarmten nachbarlichen Gutsbesitzers verlobt und kündigte sie diese

²⁷ Welten (wie Anm. 22), S. 621f.

Verbindung sogar in den Zeitungen an, aber das nur um Zeit zu gewinnen, um mit ihrem Verhältnis zu Alexis im klaren zu kommen. Bedenken, die sie anfangs gegen die freiheitlichen Gedanken von Alexis und gegen eine Mesalliance von Otto mit Hermine hatte, spielen nach einiger Zeit keine Rolle mehr und in einem nächtlichen Rendszvous gesteht Anna Alexis ihre bedingungslose Liebestreue. Aber soweit ist es noch nicht. Alexis wird auf das Gut Maximilians eingeladen, wo es zu einer erhitzten Diskussion über den Adel kommt. Alexis fulminiert gegen zwei dandyhafte adlige Parasiten, die Maximilian zu sich aufs Schloß geladen hat und in denen der inhaltslose Geburtsadel gestaltet wird. Alles scheint sich dann doch wieder zu beruhigen, aber noch in der gleichen Nacht wird Alexis von den zwei beleidigten Junkern aufgefordert, auf ein amerikanisches Duell²⁸ einzugehen, eine Form des Suizids, die infolge einer Übereinkunft stattfindet und durch das Los bestimmt wird. Wer das schwarze Los gezogen hat, muß sich selbst töten und so könnte alles Aufsehen und eine gerichtliche Untersuchung vermieden werden. Wie erwartet, zieht Alexis das verhängnisvolle Los und bringt sich selber um.

Eindrucksvoll wird das Begräbnis des jungen Alexis am Teufelstümpel geschildert:

Der Tischler nagelte den Deckel fest. Otto, Fideel und einige der jüngeren Beamten hoben den Sarg, trugen ihn an's offene Grab, der Todtengräber zog die Bretter fort, und auf weißen Tüchern schwebend glitt langsam hinunter, was auf Erden Alexis geheißten. Ehrenfried warf die ersten drei Handvoll Erde darauf, dann folgten die Uebrigen. Fideel trieb die Schaufler an, die Grube rasch zu füllen. Als der Hügel sich darüber wölbte, war es schon dunkel. Nun mußten sie den alten Herrn stützen, daß er sich auf die Kniee niederlassen könne, und als dies mit großer Beschwerde für ihn geschehen war, faltete er die Hände und sprach: Ich danke Euch allen, die Ihr zu diesem Grabe gekommen seid, im Namen seines Vaters und auch in meinem Namen. Denn ich habe diesen jungen Menschen sehr lieb gehabt. Was er verbrochen, wird Gott richten. Wir sind zu seinen Richtern nicht berufen. Wir sollen auch nicht urtheilen und verdammen. Wir sollen biten für ihn, damit künftig für uns gebeten werde. Es ist kein Diener der Kirche zugegen, deshalb bete ich: Nimm die Seele in Gnaden auf, guter Gott, und lass' dies zerrissene Herz Ruhe haben im Grabe. Ohne Orgelklang und Weihgesang ist er versenkt worden... Während alle Anwesenden still beteten, hub die Nachtigall ihre Klage an, und tausend Sterne flimmerten durch zitternde Blätter. (III, S. 162f.)

Holtei zeigt sich in solchen Bildern von seiner besten Seite und weiß in eine Spannung aufzubauen, die den Leser nicht unberührt läßt.

Maximilian, der Verlobte Annas, kann für den Selbstmord seines Nebenbuhlers verantwortlich gemacht werden, denn seine Strohänner hatten Alexis den Kopf verwirrt und auf betrügerische Weise zu dieser fatalen Tat veranlaßt. In diesen zwei Müßiggängern stellt Holtei die Kehrseite des Junkertums dar: ohne feste Beschäftigung lebten sie auf Kosten derer, die über Mittel und Zeit verfügten und

²⁸ Rudolf Gottschall, der diesen Roman rezensiert hat, (Anm. 21) nennt das amerikanische Duell: „[...] ein neues Romanmotiv, das zuerst Holtei in *Haus Treustein* benutzt“. Rudolf Gottschall: Romane und Erzählungen von Hackländer, Hoefer, Fanny Lewald, in: Blätter für literarische Unterhaltung. Nr. 46 vom 12. Nov. 1868, S. 722.

verschafften sich so ein genußreiches Leben. Im gesellschaftlichen Verkehr wurden sie von ihren Freunden Schnipp und Schnurr genannt und weil sie in der Residenz Schulden gemacht hatten, waren sie gerne bereit, als Gäste auf unbestimmte Zeit zu Maximilian ins Schloß zu kommen.

Ehrenfrieds Leben wird immer schwerer: litt er immer noch an der Abwesenheit seines Sohnes Herbert, jetzt hat er auch noch seinen geliebten Gesellschafter Maximilian verloren und hat Eberhard vor, ihn durch ein gerichtliches Verfahren als unzurechnungsfähig zu qualifizieren und so den väterlichen Besitz schon zu dessen Lebzeiten an sich zu ziehen. Es ist denn auch für ihn ein zusätzlicher Schlag, wenn Anna, die ihn in mancher trüben Stunde durch ihr keckes Benehmen zu erheitern wußte, sich umbringt. Holtei ist mit dem Selbstmord dieser Frauengestalt der Romantik verpflichtet und beschreibt wie sie sich im Hochzeitsgewand von ihrem Großvater verabschiedet und danach in den Wald fährt, wo sie sich in einem Teich mit ihrem Pferd ertrinkt. Der Ort des nächtlichen Rendezvous mit ihrem heimlich Geliebten Alexis, der Locus amoenus wird zum Locus fatalis und nicht ohne Pathos beschrieben. Zu ihren Mitreitern sagt sie:

Wißt Ihr, was jenseits des trüben Gewässers kürzlich geschehen ist? Wißt Ihr, wer dort begraben liegt? Wohlan, meine schönen Herren, Den hab' ich geliebt, Den lieb' ich noch, Den werd' ich, wie's im Liede heißt: „lieben in Ewigkeit.“ In der Nacht haben wir uns gefunden, wo jetzt seine Leiche ruht, ich war sein, er war mein, und ich denke, er war glücklich!...Daß er nicht leben könne, ohne mich, darüber waren wir einig. Daß ich nicht leben könne, ohne ihn, stand so fest, wie daß es mir nicht gestattet sein würde, mit ihm zu leben. Wir wußten, es war ein kurzes Glück; es mußte rasch genossen werden. (III, S. 190f.)

Sie wußte wie Maximilian Alexis haßte und ihn mit seinen stutzerhaften Helfershelfern in den Tod gejagt hatte und findet ihr Brautbett im Waldtümpelsee, der im Volksmund als Badewanne des Teufels bekannt war und als sagenumwobener Ort des Unheils einen üblen Ruf hatte. Am Ufer dieses kleinen Sees vollzieht sich dann vor den Augen ihrer Begleiter ein schreckliches Schauspiel:

Zum Sprunge angetrieben, flog Anna's muthiges Pferd, einem Vogel gleich, über die vom Ostwind gekräuselte Fläche bis fast in die Mitte des düstern Gewässers, wo es mit den Vorderhufen festen Boden zu fassen strebte, statt dessen aber, den Kopf zuerst, in die Tiefe hinab sank; die Reiterin mit ihm. Wenige Sekunden...schon wäre keine Spur mehr zu entdecken, schwämme nicht der Brautkranz, den das Wasser aus den Haaren gelöst, oben auf und würde von kleinen Wellen dem jenseitigen Ufer langsam zugetragen. (III, S. 192)

Als eine der letzten Taten hat Anna ihr Testament aufgestellt, in dem sie Hermine zur Alleinerbin ihres rechtlich zustehenden Vermögens macht, so daß Hermine von einer unansehnlichen Förstertochter zu einer reichen Ehepartnerin geworden ist.

Bevor es aber zum endgültigen freudevollen Schlußtableau kommt, muß die Frage geklärt werden, wie es um den Prozeß zwischen dem alten Ehrenfried und seinem Sohn Eberhard steht. Dieses skandalumwitterte Ereignis bekommt eine

zusätzliche Dimension, weil das Gerücht geht, daß Ehrenfried, dessen liberales Gedankengut allgemein bekannt ist, davon beschuldigt wird, sich der herrschenden Gesellschaftsordnung zu widersetzen. Hier bricht die auch von Holtei verabscheute Demagogenreicherei in die Handlung ein, die jedes demokratische Streben schon von vornherein in ein verdächtiges Licht rückte und dafür sorgte, daß liberal Denkende es schwer hatten, sich ein Podium zu verschaffen. Trotz der unbegründeten Anschuldigungen weiß der Leser, daß die Gerechtigkeit letzten Endes den Sieg davontragen wird, denn einige Hinweise deuten unmißverständlich in diese Richtung: Ehrenfried, bekommt einen Brief von einem Unbekannten, der ihn aufmuntert und beruhigt. Dieser anonyme Briefschreiber ist kein anderer als der seit langer Zeit verschollene Herbert, der sich als Mister Stone im nahen Breslau aufhält und während der Gerichtsverhandlung vollkommen unerwartet in den Saal tritt. Alles ändert sich blitzartig: Eberhard bekommt einen leichten Schlaganfall und sein Winkeladvokat räumt beschämmt das Feld. Eberhard ist nach der Heimkehr seines Bruders in sich gekehrt, hat das Falsche und Ungerechte seines bisherigen Verhaltens erkannt und versöhnt sich mit allen Verwandten, so daß der Leser oder die Leserin befriedigend das Buch schließen kann.

Holteis letzter Adelsroman zeichnet sich aus durch eine gesellschaftliche Harmonie, die trotz allem den Sieg davonträgt. Sie wurde aber erst wiederhergestellt nach dem viele Hindernisse beseitigt wurden und Standesvorurteile ihr Leben gelassen hatten. Da schimmert eine neue Zeit durch, indem die Mesalliance als wünschenswertes Zukunftsmodell von Ehrenfried als Ideal präsentiert wird:

Der Junge (d.h. Otto) wird ein Edelmann und sein Weib (d.h. Hermine) eine Edelfrau, wie wir sie jetzt brauchen. Was darüber ist, das ist von Uebel. (III,348).

Holteis Motto scheint in diesem Roman zu sein, daß der Adel als gesellschaftliche Oberschicht durchaus noch eine gewisse Daseinsberechtigung hat, wenn sie nicht festhält an Standesdünkel. In diesem letzten Adelsroman wird keine einseitige harmlose Idylle präsentiert, sondern eine Welt, die viel Böses in sich hat und in der der Einzelne es oft nicht leicht hat, sich auf rechtschaffene Weise durchzusetzen. Das Paar Otto / Hermine hat eine unsichere Zukunft vor sich, die es zu bewältigen gibt und die, auch in Schlesien, immer mehr von Nichtadligen bestimmt wurde. Mehr als seine anderen Adelsromane weist *Haus Treustein* durch die am Ende herbeigeführte Mesalliance, die in seinen früheren Werken undenkbar gewesen wäre, auf eine neue Zeit hin, in der nicht nur im technischen Bereich, wie u. a. der rapide Ausbau des schlesischen Eisenbahnnetzes, sich manches ändern sollte und tradierte gesellschaftliche Strukturen immer mehr unter Druck standen, sondern auch politische Strömungen wie die Sozialdemokratie aufkamen und neue Ideen einen immer größeren Platz im öffentlichen Leben beanspruchten. *Haus Treustein* weist zum Schluß auf eine Zeit hin, in der viele Unsicherheiten das anscheinend idyllische Dasein des schlesischen Adels bestimmen werden.

Bibliographie

Primärliteratur

Karl von Holtei: Haus Treustein. Roman in drei Teilen. Breslau 1866.

Sekundärliteratur

Fremdenblatt. Nr. 125 vom 7. Mai 1870.

Rudolf Gottschall: Blätter für literarische Unterhaltung. Nr. 35 vom 30. August 1866 und Nr. 46 vom 12. Nov. 1868.

Ludwig Herrig (Hrsg.): Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Braunschweig 1868. Jhg. XXIII. Bd. 43.

Karl von Holtei: Simmelsammelsurium aus Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst. Breslau 1872. 2Bde.

August Kahlert: Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. Breslau 1835.

Henk J. Koning: August Kahlert (1807–1864). Ein vergessener schlesischer Literaturhistoriker und Schriftsteller, in: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich Wilhelms Universität zu Breslau XLV/XLVI 2004/2005, S. 287–300.

Ders.: Karl von Holteis. Die Eselsfresser (1859). Ein merkwürdiger schlesischer Roman, in: Silesia Nova 02/2019, S. 27–46.

Wojciech Kunicki (Hrsg.): August Timotheus Kahlert. Der Briefwechsel zwischen Karl von Holtei und August Timotheus Kahlert. Leipzig 2018.

Paul Landau: Karl von Holteis Romane. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Unterhaltungs-Literatur. Leipzig 1904.

Karl Weinhold: Karl von Holtei, in: Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte. Braunschweig 1881. Bd. 50, S. 228–245.

F. Willomitzer: Christian Lammfell. Ein Beitrag zur Charakteristik Karl v. Holtei's als Romanschriftsteller, in: Sechster Jahresbericht der K.K. Ober- Realschule in der Leopoldstadt in Wien. Wien 1877, S. IV–XXII.

Schlüsselwörter

Adelsroman, Mesalliance, Schlesien, Sozialdemokratie, neue Zeit

Abstract

The nobility novels play an important role in Karl von Holtei's epics (1798–1880). These are multi-volume works that depict the daily lives of fictitious noble Silesian families, sometimes from multiple generations. In Holtei's nobility novels the history of the second half of the Nineteenth century manifests itself, either on the background or on the foreground. Holtei is often criticized for idealizing the nobility and, known as a conservative author, for portraying the history of this social class in a way that does not match the social reality

of that particular period of time. Even though this can be mostly confirmed, one should neither generalize between them nor ignore all distinctions. Haus Treustein (1866), Holtei's final nobility novel, differs from his first nobility novel. In Haus Treustein the beginning of a new era manifests itself, which is affecting the Silesian nobility as well. In the novel we find, for example, an aristocrat who does not disapprove of his grandson marrying his forester's daughter. There is also a strong focus on new social developments, such as social democracy. Other than this we read about how technological development, the railroad expansion in particular, is highly affecting the Silesian countryside. However, according to Holtei it is most of all the *mésalliance* that offers the nobility a way of fitting into the emerging modern world and a possibility to maintain their important role in the future. This is what differentiates Haus Traustein from Holtei's previous nobility novels.

Keywords

nobility novel – *mésalliance* – Silesia – social – democracy – new era

Joanna Zator-Peljan (<https://orcid.org/0000-0002-0432-8551>)
PWSZ Leszno

Zur österreichischen Reiseliteratur im Hinblick auf die ausgewählten Texte von Barbara Frischmuth und Ilse Tielsch

Einleitung

In Bezug auf die Vielfalt der bestimmten Kulturen scheint die Tendenz bemerkenswert zu sein, unterschiedliche Orte, Regionen oder Landschaften im Rahmen der eigenen und der fremden Kultur aus verschiedenartigen Perspektiven zu beschreiben. Aus wissenschaftlicher Sicht werden die oben erwähnten Aspekte in den Texten von z.B. Białek, Hałub/Weber, Jarosz-Sienkiewicz oder Zimniak¹ einer ausführlichen Analyse unterzogen. Offenbar mangelt es auch nicht an Essayisten oder Schriftstellern, die sich in ihren Publikationen mit diesem Thema im Hinblick auf das Fremde und das Eigene auseinandersetzen (wie z.B. Möller, Kneip, Soboczynski, Stasiuk oder Wojciechowski²). Auch das Interesse an diesem Phänomen im Kontext der österreichischen Literatur betrifft nicht nur wissenschaftliche Veröffentlichungen, sondern auch zahlreiche Publikationen von den Schriftstellern, Essayisten, Publizisten, usw. Die Autorin des vorliegenden Artikels will sich auf einen konkreten Forschungsbereich konzentrieren, d.h. auf die am Anfang des 21. Jahrhunderts entstandenen und zur Reiseliteratur gehörenden Texte: „Reisen (...) ist die praktische Reflexion eines historisch vorgegebenen Schemas, das unter veränderten Bedingungen immer wieder durchgespielt wird und in seiner diskursiven Verarbeitung zu einer Textstruktur führt,

¹ Vgl. Białek, Edward (2012). *Der Logaubund Liegnitz und die Zeitschrift „Die Saat“ in der literarischen Kultur Niederschlesiens nach dem Ersten Weltkrieg*. Dresden: Neisse Verlag; Hałub, Marek/ Weber, Matthias (2011). (Hrsg.) *Mein Schlesien – meine Schlesier*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag GmbH; Jarosz-Sienkiewicz, Ewa (2008). *Wrocław w powieściach niemieckojęzycznych. Ze szczególnym uwzględnieniem pisarzy śląskich od połowy XIX wieku do końca republiki weimarskiej*. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT; Zimniak, Paweł (2007). *Niederschlesien als Erinnerungsraum nach 1945. Literarische Fallstudien*. Wrocław/ Dresden: Oficyna Wydawnicza ATUT/ Neisse Verlag.

² Möller, S. (2008). *Viva Polonia. Als deutscher Gastarbeiter in Polen*. Frankfurt am Main: Scherz; Kneip, M. (2006). *Grundsteine im Gepäck. Begegnungen mit Polen*. Paderborn: House of the Poets; Soboczynski, A. (2008). *Polski Tango. Eine Reise durch Deutschland und Polen*. Berlin: Aufbau Verlagsgruppe GmbH; Stasiuk, A. (2008). *Dojczland*. Frankfurt am Main: Suhrkamp; Wojciechowski, K. (2002). *Meine lieben Deutschen*. Bad Muenstereifel: Westkreuz-Verlag GmBH Berlin/ Bonn.

die ihre Kohärenz nicht aus der erlebten fremden Realität bezieht, sondern aus den Entwürfen einer Weltordnung, in die das Faktenmaterial eingepasst wird“ (Opitz 1990: 351f). Laut Pacholski (2008) ähneln die modernen Reisegewohnheiten den vergangenen Art und Weise des Reisens: „Die Rolle, welche das Reisen in unserer Gesellschaft spielt, hat sich kaum verändert; es gibt zwar andere, schnellere Verkehrsmittel, ein noch breiteres Publikum ist auch unterwegs, die Prinzipien aber bleiben wenn nicht gleich, so zumindest sehr ähnlich“ (Pacholski 2008: 396). Durch den ständigen Vergleich zwischen dem Eigenen und dem während einer Reise erfahrenen Fremden entstehen bestimmte Bilder, die als identitätsstiftend in Erwägung gezogen werden können: „Über die räumliche Differenz von Eigenen und Fremden legt sich ein zeitliches Raster. In fast allen Reiseberichten vergleichen die Ich-Erzähler die gegenwärtigen sozialen Zustände mit der kolonialen Vergangenheit und mit den daraus entstandenen exotischen *images* und kollektiven Wunschphantasien“ (Biernat 2004: 79). Die Bedeutung der Reiseliteratur wird auch von solchen Autoren wie z.B. Pinkert (2000), Graf (1995) oder Cocker (1992) erwähnt. Der vorliegende Beitrag bezieht sich vor allem auf die Beschreibung der Reisen nach Ägypten. Die zur Analyse ausgewählten Texte wurden von zwei österreichischen Schriftstellerinnen geschrieben – Barbara Frischmuth und Ilse Tielsch. Die beiden Autorinnen gelten als populär sowohl in ihrer Heimat, als auch außerhalb der Grenzen Österreichs.

Die österreichische Reiseliteratur am Beispiel der Texte von Barbara Frischmuth und Ilse Tielsch

Die verschiedenartigen Reiseberichte existieren seit vielen Jahren im Rahmen der österreichischen Literatur. Die am Anfang des 21. Jahrhunderts veröffentlichten Publikationen beziehen sich auf ein breites Spektrum mit Rücksicht auf bestimmte Reiseziele – z.B. das im Jahr 2005 von Martin Pollack herausgegebene Buch besteht aus zahlreichen Beiträgen, die sich mit der Beschreibung solcher Länder wie Belarus, Litauen, Ukraine, Polen und Deutschland beschäftigen³. Bemerkenswert scheinen an dieser Stelle die Veröffentlichungen von Radek Knapp – „Herrn Kukas Empfehlungen“⁴ oder „Gebrauchsanweisung für Polen“⁵, die die Geheimnisse der slawischen Seele im Hinblick auf Polen darstellen. Als eine bedeutende Sammlung der unterschiedlichen Reisebeschreibungen kann der Band unter dem Titel „Im Wald der Metropolen“ von Karl-Marcus Gauß⁶ in Betracht genommen werden. Seine Erörterungen betreffen nicht nur Polen, Italien oder Jugoslawien, sondern auch Afrika. Die fernen Länder faszinieren auch Barbara Frischmuth und Ilse Tielsch, die einen Teil ihrer Essays der Bezeichnung der ägyptischen Realität widmen. Die Autorin des vorliegenden Artikels konzentriert sich

³ Pollack, Martin (2005). (Hrsg.). Sarmatische Landschaften. Nachrichten aus Litauen, Belarus, der Ukraine, Polen und Deutschland. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag GmbH.

⁴ Knapp, Radek (2001). Herrn Kukas Empfehlungen. München: Piper Verlag GmbH.

⁵ Knapp, Radek (2005). Gebrauchsanweisung für Polen. München: Piper Verlag GmbH.

⁶ Gauß, Karl-Marcus (2010). Im Wald der Metropolen. Wien: Paul Zsolnay Verlag.

auf eine Untersuchung der ausgewählten Texte der oben erwähnten Schriftstellerinnen in Bezug auf konkrete Aspekte (wie die Exotik der ägyptischen Umgebung, der Ägypterinnen und des Fremden), die von den beiden Essayistinnen beschrieben werden.

Das Phänomen der ägyptischen Wirklichkeit interessiert Barbara Frischmuth seit langer Zeit. Die Essayistin hat die Mühe darauf verwendet, diesen Problemkomplex auf eine verlässliche Grundlage zu stellen. Die im Jahr 1941 geborene österreichische Schriftstellerin studierte Englisch, Türkisch und Ungarisch an der Karl-Franzens-Universität in Graz. Nach einem Stipendiaufenthalt an der Atatürk Universität in der Türkei konzentrierte sie sich zusätzlich auf das Studium der Iranistik, Turkologie und Islamkunde. Frischmuths weitere Auslandsaufenthalte betreffen solche Länder wie z.B.: Türkei, Ägypten, China, Japan oder die USA. Ihr erstes eigenes Werk erschien im Jahr 1968 unter dem Titel „Die Klosterschule“⁷. Die Vielfalt ihrer literarischen Tätigkeit bezieht sich auf die Veröffentlichungen der Romane, Hörspielen, Erzählungen und Dramen. Von 1970 bis 2013 wurden der Autorin neunzehn unterschiedliche Auszeichnungen und Ehrungen zuteil wie z.B. Literaturpreis der Stadt Wien, Franz-Nabl-Preis, Ehrenpreis des österreichischen Buchhandels für Toleranz in Denken und Handeln, usw. Frischmuth konzentriert sich u.a. auf die Thematik der Darstellung der fremden Realität, die zwischenmenschlichen Beziehungen in Hinblick auf kulturelle Unterschiede und Missverständnisse und die Interdependenz zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Als Beispiele dafür dienen hier solche Publikationen wie „Das Verschwinden des Schattens in der Sonne“⁸, „Vergiss Ägypten. Ein Reiseroman“⁹ oder „Woher wir kommen“¹⁰ (vgl. www.barbarafrischmuth.at, Stand: 15.08.2013). Die Autorin dieses Beitrages analysiert die ausgewählten Aspekte, die Barbara Frischmuth in ihrem Buch „Vergiss Ägypten. Ein Reiseroman“ ins Blickfeld der Erwägungen rückt. Ein Blick auf die erste Seite der oben erwähnten Publikation belehrt uns über die wichtigen Bedingungen der Fremderfahrung: um das Fremde kennenzulernen, muss man zuerst eine Reise unternehmen, um es zu verstehen (vgl. Frischmuth 2008: 8): „Vergiss Ägypten, wenn du etwas über Ägypten schreiben willst (...). Lass es also, denk lieber an die Ägypter“ (ebd.).

Auch Ilse Tielsch diskutiert in ihren Publikationen kulturelle Aspekte mit Rücksicht auf die während der Reisen erfahrene Welt. Der im Jahr 1929 in Tschechien geborenen Schriftstellerin wurde die österreichische Staatsbürgerschaft zwanzig Jahre später zuerkannt. Die Essayistin studierte Germanistik und Zeitungswissenschaften an der Universität Wien. Ihre Werke beziehen sich sowohl auf Lyrik, Prosa und Romane, als auch auf die Veröffentlichung zahlreicher Beiträge in den österreichischen und ausländischen Kultur- und Literaturzeitschriften. Die erste Gedichtsammlung erschien 1964 unter dem Titel „In meinem Orangengarten“¹¹. Im Rahmen der Prosa

⁷ Frischmuth, Barbara (1968). Die Klosterschule. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

⁸ Frischmuth, Barbara (1973). Das Verschwinden des Schattens in der Sonne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

⁹ Frischmuth, Barbara (2008). Vergiss Ägypten. Ein Reiseroman. Berlin: Aufbau Verlagsgruppe GmbH.

¹⁰ Frischmuth, Barbara (2012). Woher wir kommen. Berlin: Aufbau Verlagsgruppe GmbH.

¹¹ Tielsch-Felzmann, Ilse (1964). In meinem Orangengarten. Wien: Bergland Verlag.

wurde 1969 das erste Buch „Südmährische Sagen“¹² veröffentlicht. Bisher publizierte die Autorin fünfundzwanzig Bücher und bekam verschiedenartige Preise und Auszeichnungen wie z.B.: Würdigungspreis des Landes Niederösterreich für Literatur, Südmährischer Kulturpreis, Österreichisches Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst oder Goldenes Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien (vgl. www.ilsetielsch.at, Stand: 16.08.2013). Die Autorin des vorliegenden Artikels beschäftigt sich mit der Analyse des die ägyptische Realität betreffenden Essays, der in der Veröffentlichung „Unterwegs. Reisenotizen und andere Aufschreibungen“¹³ beschrieben wird: „Fasziniert von den erinnerten Bildern, entwirft sie kurze, prägnante Beschreibungen der passierten Landschaften. [...] In feuilletonistischer Manier schildert die Autorin ihre meist zufällig gewonnenen Eindrücke von fremden Kulturgebräuchen und Lebensweisen, vergleicht angelesene Landeskunde mit den Erscheinungsformen der Realität“ (http://www.ilsetielsch.at/rezensionen/unterwegs_rez.html, Stand: 16.08.2013).

Wie bereits angedeutet, untersucht die Autorin dieses Beitrages die ausgewählten Sachverhalte, die sowohl von Barbara Frischmuth, als auch von Ilse Tielsch in Bezug auf Ägypten diskutiert werden: den Exotismus der ägyptischen Landschaft, die Exotik der Ägypterinnen und ein Spektrum der Fremdheitsgefühle, die ein Reisegast in Ägypten empfinden kann.

Zur vielfältigen Exotik mit Rücksicht auf Ägypten am Beispiel der Texte von Barbara Frischmuth und Ilse Tielsch

Zur Exotik der ägyptischen Umgebung

Im Rahmen des vorliegenden Unterkapitels konzentriert sich die Autorin des Beitrages auf die gemeinsamen Aspekte, die sich in den beiden Texten von Barbara Frischmuth und Ilse Tielsch befinden – auf die Exotik der ägyptischen Landschaft. Sowohl in der Publikation „Vergiss Ägypten. Ein Reiseroman“, als auch in der Veröffentlichung „Unterwegs. Reisenotizen und andere Aufschreibungen“ wird ein Versuch unternommen, die fremde Umgebung zu beschreiben. Die Schriftstellerinnen widmen den Großteil ihrer Texte der ägyptischen Landschaft – das kann auf ihre Faszination, Neugier, Vorliebe des Exotismus hinweisen. Das ferne Land beinhaltet ein ängstlich gehütetes Geheimnis, das nur unter der Bedingung einer ausführlichen Analyse der fremden Kultur – ihrer Geschichte, Sitten, Bräuche – entdeckt werden kann: „Das Geheimnis ist nicht im Raum, es ist in der Zeit beschlossen. In den Jahrtausenden, die im einen oder anderen Fundstück aufblitzen. Die Ursprünge liegen – wie meistens – im Dunkeln. Verworrenes, Durchschneidendes und sich wieder Verwirrendes“ (Frischmuth 2008: 8). Ilse Tielsch bezeichnet Ägypten als ein

¹² Tielsch-Felzmann, Ilse (1964). Südmährische Sagen. München: Heimatwerk-Verlag.

¹³ Tielsch, Ilse (2009). Unterwegs. Reisenotizen und andere Aufschreibungen. Wien: Literaturedition Niederösterreich.

„Wüstenland“ (Tielsch 2009: 24): „(...) sandfarben, nur im Osten die schmale Insel, durch die der Leben spendende Nil meerwärts strömt. Über den Parkplatz weg, von der Höhe der Steinbank aus, gleitet der Blick über das mit buntem Leben ausgefüllte Tal, den gegenüber liegenden Hügel aufwärts“ (ebd.).

Im Zusammenhang mit der Beschreibung der ägyptischen Landschaft stellt sich ein Charakteristikum von Kairo, der von über sechs Millionen Einwohner bestehenden Hauptstadt (und zugleich der größten Stadt) Ägyptens. Kairo wird als ein Mittelpunkt der Politik, Kultur und Wirtschaft nicht nur Ägyptens, sondern auch der ganzen arabischen Welt verstanden. Laut Tielsch beinhaltet diese Hauptstadt wieder ein Geheimnis, das die Besucher mit ihrer Irrealität zu verführen scheint:

Auch wenn du von der Mauer der großen Moschee hinunterschaust, über die Kuppeln und Türmchen und Dächer, musst du dir immer wieder sagen, dass du nicht träumst. Das ist Kahire, die Stadt, über die du schon als Kind viel gehört und gelesen hast, nur ob das Morgenland wirklich existierte oder ob es nur von den Geschichtenerzählern erfunden war, darüber bist du dir nie ganz sicher gewesen (ebd., 30).

Ein Blick auf die in Kairo herrschende Hektik belehrt die Leser über die Lebensbedingungen der ägyptischen Hauptstadt. Endlose Menschenmenge, Lärm, Eile und Verworrenheit begrüßen jeden nach Kairo kommenden Besucher. Andererseits seien nach Frischmuth die Einwohner der ägyptischen Hauptstadt den Vertretern anderer Kulturen sehr behilflich:

Als ich das erste Mal allein in Kairo unterwegs war, blieb ich immer auf derselben Seite, aber irgendwann musste ich die Straße überqueren. Ich wartete und wartete. Plötzlich war da eine fremde Hand, die die meine berührte. Wir bildeten für kurze Zeit eine zweigliedrige Kette und zwängten uns zwischen den Autos hindurch (Frischmuth 2008: 10).

Laut Tielsch könne die bisher unbekannte Umgebung den Ausländern in eine Art Fremdenangst versetzen. Die einzige vernünftige Lösung, die die daran nicht gewöhnten, schreckerfüllten Touristen in Betracht nehmen, scheint das Wegrennen zu sein:

Lautes Hupen ertönt, plötzlich rasen Autos die Straße herauf, einige sind mit Blumen geschmückt, Luftballons tanzen an Schnüren, Spitzen und Schleier schimmern, eine Hochzeit vielleicht, mehrere Hochzeiten, haarscharf rasen an mir vorbei, ununterbrochen hupend, ich springe zur Seite, über die steinigen Hänge des Hügel kommen andere gelaufen, rennen an mir vorüber, schreien mir englische Brocken zu, ich gehe schneller, schließlich laufe ich, nur weg aus diesem Gedränge, weg von dem Getrampel, Gehupe, aus dem entsetzlichen Lärm, beinahe atemlos komme ich vor dem Hoteleingang an (...). Noch durch die geschlossenen Fensterläden ist der Lärm zu hören (Tielsch 2009: 33).

Aus dem bisherigen Gedankengang wird deutlich, dass Kairo mit der ständigen Hektik assoziiert wird. An dieser Stelle weist Frischmuth auf die Differenz zwischen der Gegenwart und Vergangenheit auf (Frischmuth 2008: 10). In den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts betrachtete man die Hauptstadt Ägyptens als ruhig – ohne

Stelzenstraßen und mit Eselkarren. Die überall herrschende Ruhe lies die Schönheit und den Charme der Exotik entdecken: „Mehr als die Hälfte der heutigen Bevölkerung war damals noch nicht einmal geplant“ (ebd.). Die beiden Schriftstellerinnen stellen Kairo als ein Land der Träume dar (ebd., 100; Tielsch 2009: 30): „Du musst abends spät auf einer der Steinbänke am Flussufer sitzen, dir immer wieder vorsagen, dass das der Nil ist, in dem die roten, gelben und blauen Lichter tanzen. Du bist wirklich hier, du träumst das nicht“ (ebd.). Die bisher angeführten Beispiele für die Spezifik der ägyptischen Umgebung bilden einen Hintergrund für die weiteren Erörterungen zum Thema österreichische Reiseliteratur im Hinblick auf die ausgewählten Texte von Barbara Frischmuth und Ilse Tielsch.

Zur Exotik der Ägypterinnen

Im Zentrum der vorliegenden Analyse stehen die Einheimischen, deren Lebensbedingungen sich die beiden Essayistinnen in ihren Publikationen wenden: „Ich möchte dieses Land begreifen, das funktioniert nur über Menschen“ (Frischmuth 2008: 55). Sowohl Barbara Frischmuth, als auch Ilse Tielsch beschäftigen sich mit der Kontroverse, die die Stellung der Frauen in der ägyptischen Gesellschaft betrifft. Das bereits von unterschiedlichen Wissenschaftlern, Schriftstellern und Publizisten besprochene Thema wundert die Besucher Ägyptens immer wieder – die in den Veröffentlichungen beschriebene Realität gewinnt während der Konfrontation mit der Wirklichkeit eine ganz neue Bedeutung. Ilse Tielsch erinnert sich an eine ihrer ersten Erfahrungen Ägyptens – sie sah eine bildhübsche Ägypterin und fing an, sie mit Neugier und Interesse zu beobachten. Die darauf folgende Reaktion des Ehemannes der Schönheit war für die Schriftstellerin sehr überraschend:

Eine sehr schöne, blutjunge Frau saß in einem kleinen Verschlag im Hintergrund eines Geschäftes, ich bemerkte sie, als ich zwischen den ausgestellten Waren herumging, sie hatte den Vorhang beiseite geschoben, der den Verschlag vom Geschäftsraum trennte, sie hatte ein sanftes, gutes Gesicht, ich hätte gerne einige Worte an sie gerichtet, mit ihr gesprochen, vielleicht auch etwas von ihr gekauft, aber ihr Mann zog rasch den Vorhang zu und blickte mich böse an. Ich sollte seine Frau nicht ansprechen, ich sollte sie auch nicht zu lange ansehen, das Recht, seine Frau anzusehen stand ihm allein zu. Ich kaufte nichts und ging schnell und nachdenklich fort (Tielsch 2009: 39).

Andererseits weist Tielsch darauf hin, dass es manche Ähnlichkeiten zwischen den Alltag der Ägypterinnen und der Europäerinnen bestehen – einige verbringen Zeit mit ihren Familien, andere konzentrieren sich auf das Berufsleben, usw. (vgl. ebd., 40). Die Autorin macht einen Spaziergang am Nil entlang, um neue Vorstellungen und Bilder der fremden Kultur zu sammeln:

Abends schwimmen grüne Lichter im Nil. Am Kai steht eine Kutsche, daneben spielen ein Mann und eine Frau fröhlich lachend mit ihren Kindern, das Pferd kaut an einem Büschel Gras (...). Eine junge Frau, verschleiert, in langem Kleid, anmutig in ihren Bewegungen, steht Modell für einen Fotografen (ebd.).

An dieser Stelle sollten einige Bemerkungen über die die ägyptischen Frauen von Kindheit an betreffenden Angelegenheiten angedeutet werden. Die Tatsache, sehr früh zu heiraten, gehöre laut Ilse Tielsch zu dem ägyptischen Lebensstil (ebd., 35): „Auf dem Land heiraten die Mädchen mit vierzehn Jahren. Die Ägypterin geht unberührt in die Ehe. Die Ehre einer Frau ist wie ein Streichholz, das nur einmal brennt“ (ebd.).

Barbara Frischmuth beschreibt das Problem der kleinen Mädchen aus einer anderen Perspektive – die Autorin beschäftigt sich mit dem kontroversen Thema der Beschneidung und der Art und Weise, wie es in der Gesellschaft gerechtfertigt und akzeptiert wird (vgl. Frischmuth 2008: 30). Die Essayistin beruft sich hier auf die Publikation eines Schriftstellers, der den die Beschneidung betreffenden schwierigen Sachverhalt sehr oberflächlich und gedankenlos dargestellt habe:

Was mich geärgert hat, ist seine Beschreibung einer Zwölfjährigen, die als so geil und gewissenlos dargestellt wird, dass man meinen könnte, es gehe darum, die Beschneidung der Frauen auch literarisch zu rechtfertigen. Das war immer schon das Hauptargument, nämlich dass junge Mädchen unter ihrer Sexualität zu sehr zu leiden hätten, also hilf man ihnen, indem man sie beschneidet (ebd.).

Frischmuth lenkt ihre Aufmerksamkeit auf die älteren Ägypterinnen, die ihrer Ansicht nach erst im fortgeschrittenen Alter sich Respekt der ganzen Gesellschaft verschaffen (vgl. Frischmuth 2008: 159). Die Schriftstellerin ist überzeugt, dass „das Prestige der Frauen wie in den meisten patriarchalen Gesellschaften mit dem Alter zunimmt. Erst recht, wenn sie Söhne geboren haben und sexuell nicht mehr gefährdet sind“ (ebd.). Frischmuth beobachtet eine Gruppe der älteren Frauen mit Bewunderung und Faszination: sie scheinen wohlhabend zu sein, unterhalten sich laut und lebhaft miteinander – man kann vermuten, dass sie glücklich in ihrer Welt sind:

Wenn ich mir die Damen so anschau, und ich finde kein anderes Wort als Damen, trotz des Geschnatters und des manchmal geradezu hysterischen Gelächters, dann sehen sie keineswegs nach verpfushtem Leben aus. Gepflegt, gut gekleidet, mit rosa lackierten Fingernägeln und der Grandezza eines Alters, das zu leben sich durchaus lohnt (ebd., 159f).

Lamis, eine ägyptische Freundin, die Barbara Frischmuth auf der Reise durch Ägypten begleitet, scheint der Schriftstellerin den bestimmten Normen nicht zu entsprechen. In dieser vor den Männern beherrschten Kultur, in der man die meisten Frauen überall verschleiert sieht, damit keine Fremden sie sehen können, läuft Lamis ohne Kopftuch durch die Gegend, ist unabhängig, wohnt alleine und empfindet es nicht als etwas Böses, ihre Arbeitskollegen zu sich nach Hause einzuladen. Das Leben von Lamis ist voller selbstständigen Entscheidungen und Freiheiten, die vom Üblichen abweichen – davon können die anderen Ägypterinnen nur träumen. Lamis bewundert die Unabhängigkeit der Europäerinnen und zugleich versucht, ein ähnliches Leben in Ägypten zu führen (vgl. ebd., 50):

Dennoch ist es für eine muslimisch-arabische Ägypterin nicht gerade üblich, einen koptisch-christlichen Ägypter oder sonst irgendeinen Mann, mit dem sie nicht verwandt ist, abends in ihre Wohnung einzuladen, selbst wenn sie zusammen arbeiten. Es muss

zu den Freiheiten gehören, wie zum Beispiel als Frau allein zu wohnen, die Lamis sich ein Leben lang erkämpft hat und für die sie mit lebenslanger Heldenhaftigkeit einsteht. Eine Freiheit, die sie sich in Wirklichkeit gar nicht nehmen darf, wenn ihre Aufgeschlossenheit weiterhin geduldet werden soll. Alles Spekulation (ebd.).

Bei der Diskussion über die Lebensbedingungen und Traditionen der Ägypterinnen soll noch ein anderer Aspekt ins Blickfeld der Erwägungen rücken, und zwar die Situation der Europäerinnen, die sich in die exotischen Ägypter verlieben und aus diesem Grund nach Ägypten ziehen. Laut Frischmuth müssen sie sich an die andere Kultur völlig anpassen, d.h. ihre bisherigen Gewohnheiten und Freiheiten aufgeben, um vom künftigen Mann und seiner Familie akzeptiert zu werden. Gerade auf dem Gebiet bevorzugt werden Ehen, weil die sog. offenen Beziehungen gesellschaftlich inakzeptabel werden (vgl. ebd., 157):

Leben sie in einer offenen Beziehung, wird es schwierig, schon weil außerehelicher Geschlechtsverkehr offiziell nicht erlaubt ist, was dazu führt, dass die jungen Frauen zur Familie ihres Freundes ziehen oder eine *orfi*-Ehe eingehen, eine Ehe auf Zeit, die gerade den Geschlechtsverkehr absegnet, aber ansonsten keine Rechte und keinen Schutz bietet, vor allem dann nicht, wenn aus dieser Verbindung Kinder hervorgehen. (...) Kinder aber sind in Ägypten Sinn und Zweck jeder Verbindung zwischen Mann und Frau, und die Frauen, die es nicht sofort auf die Gründung einer Familie anlegen, ihre Zukunft planen und sich Zeit lassen wollen, um herauszufinden, wie gut sie es mit dem jeweiligen Mann getroffen haben, werden für die Familie des Mannes immer weniger akzeptabel (ebd.).

Aufgrund der oben angeführten Argumentation stellt sich heraus, dass das Thema der Frauen in Ägypten Barbara Frischmuth und Ilse Tielsch schwierig, kompliziert und kontrovers zu sein scheine. Die Exotik in Bezug auf Ägypterinnen bezieht sich auf eine Art der Andersartigkeit, die dem europäischen Lebensstil und der Betrachtung der Frau fremd sei – die beiden Autorinnen betrachten genau die andere Realität und nehmen die Situationen der Frauen wahr. Andererseits hat der Leser den Eindruck, dass die Essayistinnen nicht imstande sind, diese Lebensweise zu akzeptieren. Laut Frischmuth sei es schwer zu begreifen, dass manche Europäerinnen sich „gefühlsmäßig binden“ (ebd.) und als Folge davon nach Ägypten ziehen (vgl. ebd.).

Das Fremde, das Eigene und die Fremdheitsgefühle

Nach der Analyse der Lebensbedingungen der Ägypterinnen konzentriert sich die Verfasserin des vorliegenden Beitrags auf einen anderen Aspekt, den sowohl Barbara Frischmuth, als auch Ilse Tielsch in ihren Publikationen besprechen – die Fremdheitsgefühle in der anderen Realität und die damit verbundene Unsicherheit, Kulturschock und Unzugehörigkeit. Während ihrer Reise entdecken die Schriftstellerinnen die Verschiedenheiten des Fremden – der überall präsente Exotismus bietet eine erstaunliche und zugleich verwirrende Vielfalt an. Frischmuth und Tielsch erfahren in den unterschiedlichsten Momenten ihres Aufenthalts, dass sie

als keine integrierten Teile der fremden Kultur in Betracht gezogen werden können. Als erstes Beispiel dafür kann der von Ilse Tielsch in der Wüste beobachtete Reiter auf einem Kamel genommen werden (vgl. Tielsch 2009: 25). Einerseits fasziniert das exotische Bild die Autorin – sie befindet sich in der Wüste und wird von einem Reiter beobachtet. Solche Situation sei ihrem Alltag fremd:

Tier und Reiter scheinen miteinander verwachsen, scheinen ein ganzes zu sein, Teil dieser Landschaft, zu ihr gehörig, während ich, auf der Steinbank sitzend, darin ein Fremdkörper bin (...). Dann jedoch kommt Bewegung in das Tier, es wendet den Kopf seitwärts, setzt die Hufe sanft auf den steinigen Boden auf, geht mit wiegendem Schritt, Kamel und Reiter bewegen sich ostwärts, bis sie hinter der Kante des Hügels verschwunden sind. Ich bleibe zurück, eine Fremde, die niemand gerufen hat (ebd.)

Die oben skizzierte Fremderfahrung beruht auf Gegenseitigkeit – scheinbar betrachtete der Reiter Ilse Tielsch auch als eine exotische Gestalt, die zu seiner Welt nicht gehörte. Auch Barbara Frischmuth beschreibt ähnliche Erfahrungen. Während ihrer Reise durch Ägypten habe sie sich ständig von den Einheimischen mit Neugier beobachtet gefühlt (vgl. Frischmuth 2008: 68). Wegen ihrer europäischen Kleidungsstil habe Frischmuth den Eindruck gehabt, alles zu zeigen, fast nackt zu sein (ebd.). Im Gegensatz dazu waren die Ägypter in ihren weiten Anziehsachen, und vor allem die bis auf ihre Augen bekleideten Ägypterinnen, sehr geheimnisvoll: „Ich war dabei den Blicken der anderen genauso ausgesetzt wie sie den meinen. Und manchmal löste sich dieses formlose Einander-Begutachten in einem angedeuteten Lächeln auf“ (ebd.).

Frischmuth und Tielsch assoziieren ihre Fremdheitsgefühle auch mit dem alltäglichen Einkaufen, das als „Kunsthandlung“ (ebd., 109) genannt wird: „Das ist hier nicht der Basar, sondern so etwas wie eine Kunsthandlung, dennoch herrschen dieselben Sitten“ (ebd.). Als sehr ungewöhnlich betrachten die beiden Schriftstellerinnen die Tatsache, dass es in Ägypten ununterbrochen gehandelt wird – man beobachtet das als einen Teil der Kultur, als ein Spiel, das gewonnen werden muss (ebd.):

Du sollst handeln, steht im Reiseführer, du sollst um Preise feilschen, zahle niemals den anfangs verlangten Preis, sie haben ihre Freude daran, sich ein wenig mit dir darüber streiten zu können, mach ihnen die Freude, nimm nicht gleich dein Geld aus der Tasche, sie würden dir nur verachten. Also drehe ich das Gefäß hin und her, sage jaja, aber fünfundzwanzig Pfund sind zu viel, zehn würde ich zahlen (Tielsch 2009: 35).

Barbara Frischmuth empfindet in der Öffentlichkeit eine Art Unsicherheit in Bezug auf einen potenziellen Anschlag – die Essayistin weist darauf hin, dass man in Ägypten mit der Möglichkeit einer Explosion andauernd rechnen sollte (Frischmuth 2008: 35). In den unterschiedlichsten Momenten ihres Aufenthaltes im fremden Kulturraum wird Frischmuth von dem Gedanken begleitet – an dieser Stelle drängt sich die Frage auf, ob die Autorin während ihrer langen Reise ununterbrochen Fremdenangst hat. Die folgende Aussage markiert die Ansicht der Schriftstellerin aufs Genaueste:

Nicht dass ich Angst davor hätte. Es ist eher so, als gehe es um einen statistischen Wert, den man in Evidenz behält. Am Flughafen, als die Ankommenden zu den Schaltern der Passkontrolle und zu den Wechselstuben drängten, hatte ich einen Augenblick daran gedacht, wie es sein würde, wenn nun eine oder mehrere Bomben explodierten. Wie groß die Zahl der Opfer wäre, und ob das viele Glas, das beim Bauen verwendet worden war, insgesamt oder nur teilweise zu Bruch ginge (ebd.).

In eine andere, gleichwohl bedenkenwerte Richtung zielt der kritische Einwand, dass Kinder in Ägypten als Arbeiter ausgenutzt werden (vgl. Tielsch 2009: 27). Bei dem Besuch einer Teppichweberei erleide Ilse Tielsch einen Kulturschock – die Autorin beobachtet die von den Webstühlen sitzenden Frauen, die mit den Seidenfäden sehr geschickt umgehen. Die kleinen Kinder leisten ihnen Gesellschaft – sie arbeiten genauso fleißig, blitzschnell und ohne Vorlagen – sie widmen diese Beschäftigung ihrer Kreativität und Phantasie. Auf diese Art und Weise entstehen wunderschöne Blumenmuster, Ornamente oder Vögelchen. Das ist ihre Priorität – sie müssen Geld verdienen, um ihren Familien bei den Lebensunterhalt behilflich zu sein. Der Schulbesuch wird als eine Nebensache in Betracht genommen. Tielsch erfülle Empörung über dieses ungerechte Treiben (ebd.): „Ich sehe den Kleinen zu, die ihre bunten Kinderträume in die Teppiche knüpfen, streiche einem von ihnen über den Kopf, es wendet mir sein Gesichtchen zu, aber es lächelt nicht. Ich möchte keinen solchen Seidenteppeich in meiner Wohnung haben“ (ebd.).

Aus dem bisherigen Gedankengang wird deutlich, dass die beiden Autorinnen die unterschiedlichen Aspekte der anderen Wirklichkeit als sehr fremd im Hinblick auf ihren eigenen kulturellen Hintergrund empfunden hätten. Die verschiedenartigen Fremdheitsgefühle überkamen sie meistens auf eine unerwartete Art und Weise.

Schlussfolgerungen

Die in diesem Beitrag analysierten Aspekte der österreichischen Reiseliteratur beziehen sich auf die Entdeckung des Unbekannten in Bezug auf die zwei ausgewählten Texte: „Vergiss Ägypten. Ein Reiseroman“ von Barbara Frischmuth und „Unterwegs. Reisenotizen und andere Aufschreibungen“ von Ilse Tielsch. Die Autorin des vorliegenden Artikels beschäftigte sich mit den drei ausgewählten Themenbereichen, die von den Schriftstellerinnen beschrieben werden – dazu gehören: die exotische ägyptische Landschaft, die Exotik der Ägypterinnen und die Fremdheitsgefühle in der unbekanntem Realität. Das Ägyptische fasziniert die beiden Autorinnen mit Rücksicht auf ihre Fremdheit und die damit verbundenen Traditionen, Landschaften, Sitten, usw. Die von Frischmuth und Tielsch dargestellte Charakteristik der ägyptischen Umgebung ist voller Gegensätze – einerseits beobachtet man das geheimnisvolle, scheinbar ruhige Wüstenland. Andererseits wird die in Kairo herrschende Hektik erwähnt – die als Mittelpunkt der Politik, Kultur und Wirtschaft geltende Hauptstadt kann manchmal als angsterregend in Betracht genommen werden. Das große Interesse der Essayistinnen betrifft auch die andere Wirklichkeit im Hinblick auf

Menschen – ihre Lebensbedingungen oder ihre Einstellungen der Welt gegenüber. Barbara Frischmuth und Ilse Tielsch konzentrieren sich auf die Lebensweise der ägyptischen Frauen – auf die kontroverse Sache der Beschneidung, die überall präsenten Kopftücher und die Tatsache, dass Frauen nur von ihren Männern angesehen werden können. Die Exotik der Ägypterinnen betrifft eine Art Andersartigkeit, die der europäischen Betrachtung der Frau fremd ist. Im Zusammenhang mit dieser Thematik werden auch andere bemerkenswerte Aspekte assoziiert wie z.B. die alleinlebenden Frauen, deren Wirklichkeit voller selbstständigen Entscheidungen und Freiheiten ist oder die in die Ägypter verliebten Europäerinnen, deren Umzug nach Ägypten mit der Annahme einer fremden Lebensweise eng verbunden ist. Abschließend sollte nur noch hinzugefügt werden, dass die Ägypterinnen erst im fortgeschnittenen Alter sich Respekt der ganzen Gesellschaft verschaffen. An dieser Stelle müssen einige Bemerkungen über die Verschiedenheiten des Fremden nachgeholt werden. Den Reisegästen bietet das exotische Ägypten eine erstaunliche und zugleich vielfältige Erfahrung an. Der Begriff des Fremden ist hier offen, weil er zahlreiche, den ägyptischen Exotismus betreffende Fremdheitsgefühle hervorruft, die in den unterschiedlichen Situationen betrachtet werden wie z.B. die „Kunsthandlung“, die Unsicherheit in der Öffentlichkeit in Bezug auf einen potenziellen Anschlag oder die Ausnutzung der Kinder, die die schwierigen Lebensbedingungen haben und als Arbeiter dienen. Nach der Analyse der ausgewählten Texte von Barbara Frischmuth und Ilse Tielsch kann man zu den Schluss kommen, dass Reiseberichte als ein signifikanter Teil der österreichischen Literatur betrachtet werden können. Die hier erwähnten österreichischen Autorinnen geben sich viel Mühe, um die fremden Realitäten ausführlich zu beschreiben. Im Rahmen des breiten Spektrums der Reiseziele stellen sich die Schriftsteller bzw. Essayisten während der Reise ins Unbekannte eine der bedeutsamen Fragen: was wird unter der Fremdheit mit Rücksicht auf eine bestimmte Kultur verstanden?

Literatur

- Białek, Edward (2012). Der Logaubund Liegnitz und die Zeitschrift „Die Saat“ in der literarischen Kultur Niederschlesiens nach dem Ersten Weltkrieg. Dresden: Neisse Verlag.
- Biernat, Ulla (2004). „Ich bin nicht der erste Fremde hier“. Zur deutschsprachigen Reiseliteratur nach 1945. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Cocker, Mark (1992). Loneliness and time. British travel writing in the twentieth century. London: Secker and Warburg.
- Frischmuth, Barbara (1968). Die Klosterschule. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Frischmuth, Barbara (1973). Das Verschwinden des Schattens in der Sonne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Frischmuth, Barbara (2008). Vergiss Ägypten. Ein Reiseroman. Berlin: Aufbau Verlagsgruppe GmbH.
- Frischmuth, Barbara (2012). Woher wir kommen. Berlin: Aufbau Verlagsgruppe GmbH.

- Gauß, Karl-Marcus (2010). Im Wald der Metropolen. Wien: Paul Zsolnay Verlag.
- Graf, Johannes (1995). Die notwendige Reise. Reisen und Reiseliteratur junger Autoren während des Nationalsozialismus. Stuttgart: Verlag für Wissenschaft und Forschung.
- Hałub, Marek/ Weber, Matthias (2011). (Hrsg.) Mein Schlesien – meine Schlesier. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag GmbH.
- Jarosz-Sienkiewicz, Ewa (2008). Wrocław w powieściach niemieckojęzycznych. Ze szczególnym uwzględnieniem pisarzy śląskich od połowy XIX wieku do końca republiki weimarskiej. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT.
- Kneip, Matthias (2006). Grundsteine im Gepäck. Begegnungen mit Polen. Paderborn: House of the Poets.
- Knapp, Radek (2001). Herrn Kukas Empfehlungen. München: Piper Verlag GmbH.
- Knapp, Radek (2005). Gebrauchsanweisung für Polen. München: Piper Verlag GmbH.
- Möller, Steffen (2008). Viva Polonia. Als deutscher Gastarbeiter in Polen. Frankfurt am Main: Scherz.
- Opitz, Alfred (1990). An den „Grenzen der irdischen Schöpfung“, Raumerfahrung und Subjektkonstitution in der europäischen Reiseliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Bauer, Roger/ Fokkema, Douwe (1990). (Hrsg.). Space and Boundaries, vol. 2, München, S. 349–354.
- Pacholski, Jan (2008). Modernes Reisen im Riesengebirge – Theodor Fontanes Geschichten aus Schlesiens höchsten Bergen. In: Białek, Edward/ Pacholski, Jan (2008). (Hrsg.). „Über allen Gipfeln...“. Bergmotive in der deutschsprachigen Literatur des 18. bis 21. Jahrhunderts. Wrocław/ Dresden: Oficyna Wydawnicza ATUT / Neisse Verlag, S. 395–414.
- Pinkert, Ernst-Ullrich (2000). (Hrsg.). Die Globalisierung im Spiegel der Reiseliteratur. München: Trikont-Verlag.
- Pollack, Martin (2005). (Hrsg.). Sarmatische Landschaften. Nachrichten aus Litauen, Belarus, der Ukraine, Polen und Deutschland. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag GmbH.
- Soboczynski, Adam (2008). Polski Tango. Eine Reise durch Deutschland und Polen. Berlin: Aufbau Verlagsgruppe GmbH.
- Stasiuk, Andrzej (2008). Dojczland. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tielsch-Felzmann, Ilse (1964). In meinem Orangengarten. Wien: Bergland Verlag.
- Tielsch-Felzmann, Ilse (1964). Südmährische Sagen. München: Heimatwerk-Verlag.
- Tielsch, Ilse (2009). Unterwegs. Reisenotizen und andere Aufschreibungen. Wien: Literaturedition Niederösterreich.
- Wojciechowski, Krzysztof (2002). Meine lieben Deutschen. Bad Muenstereifel: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/ Bonn.
- Zimniak, Paweł (2007). Niederschlesien als Erinnerungsraum nach 1945. Literarische Fallstudien. Wrocław/ Dresden: Oficyna Wydawnicza ATUT/ Neisse Verlag.

Internetquellen

www.barbarafrischmuth.at, Stand: 15.08.2013

www.ilsetielsch.at, Stand: 16.08.2013

http://www.ilsetielsch.at/rezensionen/unterwegs_rez.html, Stand: 16.08.2013

Schlüsselwörter

Barbara Frischmuth, Ilse Tielsch, die österreichische Reiseliteratur, ägyptische Realität, die Exotik der Fremdheit

Abstract

The Austrian travel literature in terms of the selected texts by Barbara Frischmuth and Ilse Tielsch

The author of the following article conducts imagological research in terms of the two chosen texts representing the Austrian travel literature: "Forget Egypt. A travel novel" by Barbara Frischmuth (published in 2008) and "Along the way. Travel notes and other records" by Ilse Tielsch (published in 2009). The analysis concerns three selected aspects described by the above-mentioned writers: the exotic Egyptian surroundings, the exoticism of the Egyptian women and the experience of foreignness that can be comprehended as an integral part of travelling. The authors concentrate on the crowded Cairo, the mysterious desert, the overwhelming strangeness, etc. Both Frischmuth and Tielsch illustrate a variety of different situations, views, experiences and attitudes that embody the image of the Egyptian reality. Moreover, the paper aims to identify the foreignness of Egypt in contradistinction to Frischmuth's and Tielsch' homeland. Finally, the article highlights the role of the travel literature within the framework of the Austrian literature.

Keywords

Barbara Frischmuth, Ilse Tielsch, the Austrian travel literature, the Egyptian reality, the exoticism of foreignness

Ewa Grabowska (<https://orcid.org/0000-0002-7371-8668>)

Leipzig

Deutsche Substantivkomposita und ihre Entsprechungen im Dänischen

1. Der Terminus Substantivkomposita

Dieser Artikel soll sich mit der Komposition befassen, darin werden die Substantivkomposita und ihre Entsprechungen im Dänischen genannt und erläutert. Die Komposition ist ein sehr weit verbreitetes Phänomen in den germanischen Sprachen. Die Wortbildungen im Bereich der Komposition im deutschen und dänischen Sprachgebrauch ähneln einander stark, es lassen sich auch aber Detailsunterschiede aufzeigen. In der Suche nach den Letzteren wird im vorliegenden Artikel ein Teil der deutschen Wortbildung mit der dänischen kontrastiv untersucht. Die Ausgangssprache meiner Untersuchung ist Deutsch und die Zielsprache ist Dänisch.

Substantivische Komposita des Dänischen wurden im Werk „Zur internen Semantik der substantivischen Komposita im Dänischen“ von Szubert analysiert und beschrieben. Laut Szubert ist die „Komposition ein im Dänischen und in anderen germanischen Sprachen sehr verbreitetes, produktives und verhältnismäßig einfaches Wortbildungsverfahren“ (vgl. Szubert 2012: 11). Dabei betont der Autor, dass am häufigsten Komposita mit einem Substantiv als Letzglied gebildet werden.

Die Mehrheit der Neubildungen in der dänischen Sprache sind in der Tat Komposita, die ein Substantiv als das zweite Glied haben. Die häufigste Struktur der Komposita in diesem Bereich ist die Struktur Substantiv + Substantiv.

Ein zusammengesetztes Wort wird Zusammensetzung, Doppelwort oder Kompositum genannt. Das zusammengesetzte Wort, das ein Nomen als Grundwort hat, wird Substantivkompositum oder Nominalkompositum genannt. Es wird der Standpunkt vertreten, dass in einem Substantivkompositum das letzte Nomen den Numerus, das Genus und die Flexionsklasse bestimmt. Das Grundwort von substantivischen Zusammensetzungen ist ein Substantiv, und die Erstglieder bestehen aus Substantiven, Adjektiven, Adverbien, Verben, Pronomen, Präpositionen, Partizipien oder Abkürzungen:

	<i>Deutsches Substantivkompositum</i>	<i>Dänische Entsprechung</i>
1) Nomen + Nomen	die Küche + Messer > Küchenmesser das Haus + die Tür > die Haustür	et køkken + en kniv > en køkkenkniv et hus + en dør > en husdør
2) Verb + Nomen	warten + das Zimmer > das Wartezimmer waschen + die Maschine > die Waschmaschine ¹	at vente + et værelse > et venteværelse at vaske + en maskine > en vaskemaskine
3) Adjektiv + Nomen	frisch + das Fleisch > das Frischfleisch	frisk + et kød > et frisk kød
4) Adverb + Nomen	rechts + die Stellung > die Rechtsstellung ²	højre + en stilling > en højrestilling
5) Präposition + Nomen	unter + der Zeichner Unterzeichner ³	under + en tegner > en undertegner ⁴
6) Pronomen + Nomen	ich + das Bewusstsein > das Ichbewusstsein ⁵	jeg + en bevidsthed > en jegbevidsthed ⁶
7) Partizip + Nomen	lebend + das Gewicht > das Lebendgewicht ⁷ bedeckt + Samer > Bedecktsamer ⁸	levende + en vægt > en levende vægt ⁹ dækfrøede + planter > dækfrøede planter ¹⁰
8) Numerale + Nomen	Null + die Lösung > die Nulllösung ¹¹ Fünf + der Jahrplan > der Fünfjahrplan ¹²	nul + en løsning > en nulløsning ¹³ fem + en årsplan > en femårsplan ¹⁴
9) Abkürzung + Nomen	DRK + der Rettungshubschrauber > der DRK-Rettungshubschrauber ¹⁵ LKW + der Fahrer > der LKW-Fahrer ¹⁶	TRK + en redningshelikopter > en TRK- redningshelikopter ¹⁷ en lastbil + en chauffør > en lastbilchauffør ¹⁸

Tab. 1. Typen von deutschen Komposita mit Substantiv als Zweitglied und ihre dänischen Entsprechungen

¹ <https://www.duden.de>

² <https://www.duden.de>

³ <https://www.duden.de>

⁴ <https://ordnet.dk> (Den danske ordbog)

⁵ [https://de.m.wikipedia.org/wiki/Komposition_\(Grammatik\)](https://de.m.wikipedia.org/wiki/Komposition_(Grammatik))

⁶ <https://ordnet.dk> (Den danske ordbog)

⁷ [https://de.m.wikipedia.org/wiki/Komposition_\(Grammatik\)](https://de.m.wikipedia.org/wiki/Komposition_(Grammatik))

⁸ [https://de.m.wikipedia.org/wiki/Komposition_\(Grammatik\)](https://de.m.wikipedia.org/wiki/Komposition_(Grammatik))

⁹ <https://ordnet.dk> (Den danske ordbog)

¹⁰ <https://glosbe.com/da/de>

¹¹ <https://www.duden.de>

¹² <https://educalingo.com/de/dic-de/funfjahrplan>

¹³ <https://ordnet.dk> (Den danske ordbog)

¹⁴ <https://denstoredanske.lex.dk/fem%C3%A5rsplan>

¹⁵ <https://www.duden.de>

¹⁶ <https://www.duden.de>

¹⁷ <https://ordnet.dk> (Den danske ordbog)

¹⁸ <https://ordnet.dk> (Den danske ordbog)

Demnächst wird die Morphemstruktur der o.g. Typen von Komposita ermittelt:

1) Komposita, deren unmittelbare Konstituenten derselben Wortart angehören: Wortstamm (Nomen) + Wortstamm (Nomen) bilden ein neues Wort. Sowohl das Erstglied als auch das Zweitglied bilden die Substantive z.B. *Haus* und *Tür* (dän. *hus* und *dør*).

2) Das Erstglied von dem deutschen Kompositum ergibt z.B. das Verb *warten* und die dänische Entsprechung ist *vente*. Das Zweitglied bildet das Substantiv: *das Zimmer* (dän. *et værelse*).

Ein Wartezimmer ist 'ein Zimmer, in dem man wartet'.

3) Das Erstglied bildet ein Adjektiv, z.B. *frisch* (dän. *frisk*), das Zweitglied ein Substantiv *Fleisch* (dän. *kød*).

4) Das Erstglied ist Adverb, z.B. *rechts* (dän. *højre*) und das Zweitglied Substantiv *Stellung* (dän. *stilling*).

5) Das Erstglied bildet eine Präposition, z.B. *unter* (dän. *under*), und das Zweitglied ein Substantiv *Zeichner* (dän. *tegner*). Das Kompositum *Unterzeichner* (dän. *undertegner*) bedeutet ‚jemand, der etwas unterzeichnet hat‘.¹⁹

6) Das Erstglied von dem Kompositum ist Pronomen, z.B. *ich* (dän. *jeg*), und das Zweitglied Substantiv *Bewusstsein* (dän. *bevidsthed*).

7) Das Erstglied bildet Partizip, z.B. *lebend* (dän. *levende*), und das Zweitglied Substantiv *Gewicht* (dän. *vægt*). Bei dem Typ ‚Partizip + Substantiv‘ zeigt das Beispiel den wichtigsten Unterschied zwischen dem deutschen und dänischen Kompositum. Das deutsche Kompositum *Lebendgewicht* wird als Zusammensetzung betrachtet und die dänische Entsprechung *en levende vægt* ist eine Phrase, die aus zwei Wörtern (*levende* und *en vægt*) gebildet ist.

8) Dieses Beispiel zeigt, dass das Erstglied Numerale, z.B. *fünf* (dän. *fem*) und das Substantiv *Jahre* (dän. *år(s)*) und das Zweitglied das Substantiv *Plan* (dän. *plan*) ergibt. Die Komposita *Fünfjahrplan* (dän. *femårsplan*) bedeutet ‚ein für fünf Jahre aufgestellter Plan‘.²⁰

9) In dem vorletzten Beispiel bildet das Erstglied die Abkürzung *DRK* (dän. *TRK*) und das Zweitglied das Substantiv *Rettungshubschrauber* (dän. *redningshelikopter*).

Die Komposita *DRK-Rettungshubschrauber* (dän. *TRK-redningshelikopter*) bedeuteten einen Rettungshubschrauber des DRKs (das DRK – *das Deutsche Rote Kreuz*: dän. *TRK – tysk røde kors*).

Das letzte Beispiel ergibt die Abkürzung *LKW* (dän. *lastbil*) als Erstglied und das Zweitglied bildet das Substantiv *Fahrer* (dän. *chauffør*). Die Komposita *LKW-Fahrer* (dän. *lastbil chauffør*) bedeuten einen Fahrer des LKWs (das LKW – *Lastkraftwagen*: dän. *lastbil*).

¹⁹ <https://www.duden.de>

²⁰ <https://www.duden.de>

Theoretische Grundlage

Neben der Derivation ist die Komposition der produktivste Wortbildungstyp des Deutschen, und die Bildung von zusammengesetzten Wörtern gehört auch zu den produktivsten Wortbildungstypen der dänischen Sprache. Im vorliegenden Aufsatz werden die Termini **Komposition** und **Zusammensetzung** gleichgesetzt. Koneke ist der Meinung, dass sich die Zusammensetzung sowohl auf den Prozess als auch auf das Ergebnis beziehen kann, was terminologischen Chaos hervorrufen kann, weil der so definierte Terminus doppeldeutig ist.

Die Komposition ist heutzutage das wichtigste Mittel, den bestehenden Wortschatz zu erweitern. Komposita kann man als eine Konstruktion betrachten, die aus syntaktischen Verbindungen gebildet ist. Die Explikation ist eine Paraphrase, was bedeutet, dass eine syntaktische Struktur den semantischen Inhalt der Komposita widerspiegelt. Die Definition spricht von einem aus wenigstens zwei lexikalischen Morphemen zusammengesetzten Wort, aber der Terminus zeigt auch, dass die Komposita viele Bedeutungen angeben können.

Den Terminus Komposita in dem im vorliegenden Aufsatz gebrauchten Sinne hat nach meinem Wissen als erster J. Grimm eingeführt (vgl. J. Grimm 1828: Deutsche Grammatik. 2. Teil. Göttingen). Morciniec stellt in seinem Werk „Die nominalen Wortzusammensetzungen in den westgermanischen Sprachen“ fest, dass „sowohl das Wort als auch die Zusammensetzung aus den gleichen Elementen, den Lauten, den Phonemen besteht“ (1964: 20). Morciniec spricht von der Zusammensetzung, die semantische und syntaktische Funktionen erfüllt. Der Unterschied liegt darin, dass ein Wort als ein einziges Morphem bezeichnet werden kann und die Zusammensetzung primär eine Morphemkonstruktion ist. Es soll beachtet werden, welche Unterschiede zwischen dem Wort und der Zusammensetzung bestehen. Ich werde hier ein Beispiel analysieren. Die Wortbildungskonstruktion *Tischtuch* besteht aus den textlichen Morphemen: *Tisch* und *Tuch*. Diese Morpheme sind als selbstständige lexikalische Morpheme zu bezeichnen, d.h. sie kommen auch außerhalb von Konstruktionen vor. Das Beispiel *Tischtuch* ist hier eine textliche Realisierung einer Wortbildungskonstruktion und zwar der der Zusammensetzung. Demgegenüber wird angenommen, dass beim gefügten Derivat ein Morphem immer unselbstständig ist.

Das Kompositum (dän. *kompositum*) ist das Ergebnis der Komposition, aber in der Linguistik wird häufiger der Terminus *Zusammensetzung* gebraucht. Szubert ist der Meinung, dass die beiden Bezeichnungen synonym gebraucht werden, „aber das kann zu Missverständnissen führen, da ein zusammengesetztes (komplexes) Wort nicht unbedingt ein Kompositum sein muss“ (vgl. Szubert 2012: 32). Es ist bemerkenswert, dass ein komplexes Wort aus mehr als nur einem Grundmorphem und einem Wortbildungsmorphem besteht: Wenn es um ein Kompositum geht, kommen mindestens zwei Wurzeln vor.

Viele Forscher haben dieser Problematik Aufmerksamkeit gewidmet. Szubert beschreibt den Terminus „Komposition“ als Wortbildungsprozess: „Die Komposition soll als ein Wortbildungsprozess verstanden werden, in dem als Produkt ein Kompositum gebildet wird“ (vgl. Szubert 2012: 20). Riber Petersen definiert das Kompositum

als eine „Verbindung zweier unabhängiger Wörter zu einem neuen Wort“²¹ (vgl. Riber Petersen 1984: 545). Henzen erklärt auch den Terminus ‚Komposita‘ – „Zusammensetzungen entstehen, wenn Sprachelemente, die für sich als Wörter dienen können, zu neuer Worteinheit verbunden werden“ (nach: Szubert 2012: 33). Motsch definiert die Komposition als „die am weitesten ausgearbeitete Möglichkeit, neue Nomina durch Modifikation von Nominalkonzepten zu bilden“ (vgl. Motsch 2004: 376). Es hat sich erwiesen, dass man Komposition als die produktivste Quelle neuer Wörter in modernen Sprachen betrachten kann (vgl. Szubert 2012: 98).

3. Substantivkomposita im deutsch-dänischen Vergleich

Die nominale Komposition wird als eine der produktivsten Subklassen der Komposita angesehen. Wie schon erwähnt, ist die Komposition die einfachste und produktivste Form der Wortbildung. Die Komposition ergeben „komplexe Lexeme aus zwei wortfähigen unmittelbaren Konstituenten“ (vgl. Fleischer/Barz 2012: 84). Der wichtigste Unterschied zwischen dem Wort und der Zusammensetzung liegt, wie bereits oben erwähnt, darin, dass die Zusammensetzung immer eine Morphemkonstruktion ist. Das Wort kann eine Konstruktion sein, aber es kann sich auch aus einem Einzelmorphem zusammensetzen. Morciniec drückt dies folgendermaßen aus: „Wenn das Wort als Gefüge auftritt, dann ist eins seiner Glieder ein unaustauschbares Morphem“ (vgl. Morciniec, 1964, S. 27). Hieraus ergibt sich, dass beide Glieder in der Zusammensetzung austauschbar sind.

Die Substantivkomposita gehören auch im Dänischen zu den produktivsten Komposita.

Laut Zarzycka unterscheidet man drei Arten von Substantivkomposita (vom Typ Substantiv + Substantiv):

1. Basisform, wenn das erste Glied des dänischen Kompositums:

– auf einen Vokal ausgeht:

dt. *Königsmacht* – dän. *kongemagt*

– auf einen Konsonanten ausgeht:

dt. *Krawattennadel* – dän. *slipsnål*

2. Basisform + Fugenelement

– Fugenelement -s-, meistens in Zusammensetzungen:

dt. *Staatsminister* – dän. *statsminister*.

Laut Køneke bedeutet das Wort – ‚Komposita‘ – eine Zusammensetzung von Wörtern zu neuen Wörtern im Kontext der Sprachbeschreibung.²² Kompositum ist der Terminus für das Ergebnis und muss daher als aus Wörtern zusammengesetztes Wort definiert werden. Køneke unterscheidet zwei Gruppen von Fällen, in denen Wörter gemäß dem Standard des Schreibens zusammengefügt werden. Insbesondere gibt es zwei Arten:

²¹ „To selvstændige ords forbindelse til et nyt ord.“

²² (eigene Übersetzung: E.G.)

- Komposita: Nomen + Adjektiv
schneeweiß – snehvid; eiskalt – iskold
- Komposita: Verb + Verb
*snorksove*²³, *øsregne*²⁴. Im Vergleich zum Dänischen gibt es in der deutschen Sprache keine Entsprechungen von derartigen Komposita. *Øsregne* bedeutet ‚in Strömen gießen‘ und das Wort *snorksove* bezeichnet man als ‚schlafen wie ein Murmeltier‘.

An der Stelle ist anzumerken, dass es im substantivischen Bereich auch mehrgliedrige Substantivkomposita gibt, auch Dekomposita genannt. Es muss nochmals hervorgehoben werden, dass am häufigsten Komposita gebildet werden, die aus einem Substantiv als Letzglied bestehen. Alle Worttypen – Simplex-Wörter, Derivate, Zusammensetzungen, Konversionen – können als Kompositionsglied vorkommen. Als erstes Glied findet man in substantivischen Komposita, außer den im Kap. 1. angegebenen Wortarten, auch eine Vielzahl von unterschiedlichen syntaktischen Einheiten. Darin kommt auch Køneke zu dem Ergebnis, dass es viele spezielle Arten von Erstgliedern gibt.

Weiterführend möchte ich auf die Morphemstruktur von Zusammensetzungen eingehen und entsprechende Beispiele zeigen.

3.1. Morphemstruktur der Zusammensetzungen

Køneke teilt das Erstglied von Zusammensetzungen in drei Gruppen ein:

- 1) Das erste Glied in Form von Simplex-Wörtern:
 - Verb: dt. *Fahrschule, Schreibtisch* – dän. *køreskole, skrivebord*
 - Adjektiv: dt. *lokale Bank* – dän. *lokalbank*
- 2) Das erste Glied der speziellen Wortbildungsarten innerhalb der Wortgrenze:
 - Akronyme: dt. *TV-Gerät* – dän. *TV-apparat*
 - Zeitnahme: dt. *1986-Einsparung* – dän. *1986-sparekrav*
- 3) Das erste Glied – syntaktische Einheit größer als das Wort:
 - a) Kombination von Zahlen und Wörtern:
 - dt. *Uran-235-Atome* – dän. *uran-235-atomer*
 - b) Verb + Präposition + Substantiv:
 - dt. *fahren mit Licht* – dän. *køre-med-ordning*
 - c) nominale Wortverbindung mit Präposition:
 - dt. *Schritt-für-Schritt-Anleitung* – dän. *lag-på-lag-tøj*
 - d) implizite Präpositionalverbindungen:
 - dt. *Arzt-Patient-Verhältnis* – dän. *læge/patient-forhold*
 - e) Imperativ:
 - dt. *Mach-das-selbst* – dän. *gør-det-selv-mand*
 - f) ein ganzer Satz:
 - dt. *Lass-mich-in-Ruhe-Blick* – dän. *man-kan-jo-aldrig-vide-blik*

²³ <https://ordnet.dk> (Den danske ordbog)

²⁴ <https://ordnet.dk> (Den danske ordbog)

In einem Wort „*sindsygehospital*“ kann man das Erstglied als Substantiv, als Bezeichnung der Krankheit oder als persönliche Bezeichnung in Form eines substantivierten Adjektivs interpretieren.

Das Wort *bombe* kann zum Beispiel ein Substantiv oder ein Verb sein, und man kann Komposita als ein *Bombenflugzeug*, *Bombenziel* und im Übrigen auch als Bomber interpretieren, die mit dem Erstglied beider Wortklassen von Bedeutung sind. Das Verb *bombe* bedeutet ‚Bombenangriffen aussetzen; mit Bomben oder Raketen angreifen‘.²⁵ Das Wort *bombe* ist kein Einzelfall, im Gegenteil, es ist ein ziemlich weit verbreitetes Phänomen, das man allgemein berücksichtigen muss.

4. Komposita mit wörtlicher und lexikalisierter Bedeutung

M. Køneke unterscheidet Komposita in zwei Gruppen in Hinsicht auf ihre Bedeutung:

1) Komposita mit wörtlicher Bedeutung (dän. tolkelige komposita)

Das Kompositum ist für den Empfänger verständlich, wenn man die Bedeutung einzelner Wortteile kennt. Hier bestimmt der Kontext das Verständnis und es ist wichtig, die eigentliche Bedeutung eines jeden Wortes zu kennen.

Beispiel:

Deutsch - Dänisch
Autorad – *bilhjul*

2) Komposita mit lexikalisierter Bedeutung (dän. leksikaliserede komposita)

Die Bedeutung von Wörtern kann von dem Empfänger nicht verstanden werden, auch wenn man die Bedeutung einzelner Wortteile kennt. Es geht hier um den Prozess, der dazu führt, dass die Bedeutung eines Wortes nicht mehr aus der Bedeutung der einzelnen Wortteile erschlossen werden kann.

Beispiel:

Deutsch - Dänisch
Lauftrad – *løbehjul*

Im Prinzip nur die Komposita unter 1) unterliegen einer Wortbildungsanalyse. Auf die Bedeutung vom Kompositum hat auch der Kontext einen wichtigen Einfluss. Das Kompositum *Lauftrad* (dän. *løbehjul*) bedeutet ‚mit Schaufeln versehenes, radförmiges Teil an Turbinen‘.²⁶

Im Folgenden wird auf den Vergleich der deutschen und dänischen Substantivkomposita näher eingegangen.

²⁵ <https://ordnet.dk> (Den danske ordbog): ‚udsætte for bombardement; angribe med bomber eller missiler‘

²⁶ <https://www.duden.de>

5. Die dänischen Entsprechungen der deutschen Substantivkomposita (Substantiv + Substantiv)

Dieser Absatz des Artikels dient dazu, die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den Sprachen in Bezug auf Substantivkomposita zu zeigen.

In der folgenden Übersicht werden die dänischen Äquivalente der deutschen Substantivkomposita (Substantiv + Substantiv) tabellarisch dargestellt:

<i>Deutsche Substantivkomposita</i>	<i>Dänische Entsprechung</i>
1) Autotür ²⁷	bildør ²⁸
2) Autobahn	motorvej
3) Eisenbahn	jernbane
4) Einkaufswagen	indkøbsvogn
5) Einkaufszentrum	indkøbscenter
6) Einkommensteuer	indkomstskat
7) Fahrbahn	kørebane
7) Fensterglas	vinduesglas
8) Ferienhaus	feriehus
8) Fußball	fodbold
9) Fußballspiel	fodboldkamp
10) Geburtstag	fødselsdag
11) Geburtstagsfeier	fødselsdagsfest
12) Geburtstagsgeschenk	fødselsdagsgave
13) Gotteshaus	gudshus
14) Haustürschlüssel	hoveddørnøgle
15) Hackbrett	hakkebræt
16) Interessengruppe	interessegruppe
17) Internetadresse	internetadresse
18) Jahreszeit	årstid
19) Kinderfrau	barnepige
20) Kinofilm	biograffilm
21) Krankenschein	lægeerklæring
22) Kreditkarte	kreditkort
23) Kursleiter	kursusleder

²⁷ Beispiele 1–40: <https://www.duden.de>

²⁸ Beispiele 1–40: <https://ordnet.dk> (Den danske ordbog)

24) Landwirt	landmand
25) Parkscheinautomat	parkeringsbilletautomat
26) Schulbuch	skolebog
27) Sonnenschein	solskin
28) Sonnenschirm	solskærm
29) Sonnenstrahlung	solindstråling
30) Straßenbahn	sporvogn
31) Schuhmacher	skomager
32) Schulbuch	skolebog
33) Schulzeit	skoletid
34) Telefonleitung	telefonledning
35) Tischbein	bordben
36) Tischtuch	borddug
37) Verfassungstag	grundlovsdag
38) Waldbrand	skovbrand
39) Wochentag	ugedag
40) Wörterbuch	ordbog

Die Korpusrecherche hat insgesamt ca. 300 deutsche Belege und ihre dänischen Entsprechungen erfasst. Nach der Gegenüberstellung der beiden Sprachen in Bezug auf die Bildung der Substantivkomposita ergibt sich, dass die Komposition im Dänischen parallel zu der im Deutschen funktioniert. In dieser Hinsicht werden zwei Substantive direkt zusammengefügt. Sowohl im Deutschen als auch im Dänischen können Substantive auch durch sogenannte Fugenelemente miteinander verbunden werden. Im Beispiel 10 wurden Substantive *Geburt* (dän. *fødsel*) und *Tag* (dän. *dag*) durch das Fugenelement -s- verbunden.

Man muss dabei anmerken, dass es Komposita gibt, die häufig einige Informationen nicht direkt ausdrücken, aber dennoch lesbar sind. Szubert meint, dass das Kompositum *Sprachreise* beispielsweise derart gedeutet werden kann, dass „das Ziel der Reise in den allermeisten Fällen mit einer Fremdsprache verbunden ist“ (vgl. Szubert 2012: 107). Daraus lässt sich schließen, dass es sich hier um eine Fremdsprache handelt, es wird aber nicht direkt ausgedrückt. So kommt die Bedeutung des wenigstens teilweise motivierten Kompositums der Bedeutung seines Grundwortes gleich, das in irgendeiner Relation zum Bestimmungswort steht (vgl. auch Heringer 1984: 1 ff.).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Bedeutung der einzelnen Glieder, ihre Relation zueinander, sowie das außersprachliche Wissen und der Kontext einen Einfluss auf die Bedeutung des Kompositums haben. Dies ist wichtig sowohl für Personen, die die deutsche und dänische Sprache als Muttersprache benutzen,

als auch für Ausländer, die Deutsch oder Dänisch als Fremdsprache erwerben. Die Kenntnis der Bedeutungen der Bestandglieder ist oft nicht ausreichend.

Um ein Kompositum besser interpretieren zu können, muss man auch das Sachwissen berücksichtigen. Unter dem Wort ‚Sachwissen‘ versteht man eine korrekt interpretierte semantische Relation der Glieder. „Jeder Sprecher besitzt unabhängig von Text und Sprache ein bestimmtes größeres oder kleineres Wissen von der ihn umgebenden Welt, den Gegenständen, Tatsachen, Beziehungen zwischen ihnen“ (Morciniec 1964: 16). Das Sachwissen ist der Terminus, der für die sich nicht aus der Konstruktion der Zusammensetzung ergebende semantische Relation zwischen Bestimmungswort und Grundwort maßgebend ist. Die Sachkenntnis bestimmt individuelle Eigenschaften einer Handlung oder Tatsache, die wir aus unserer Lebenserfahrung kennen. Auch der Kontext kann individuelle Eigenschaften mitteilen und auch die Bedeutung determinieren. Ich möchte das Phänomen an einem konkreten Beispiel erläutern. Das dänische Kompositum *projektsansættelse*²⁹ bedeutet ‚Beschäftigung, die im Zusammenhang mit einem bestimmten Projekt auftritt und maximal so lange läuft, wie das Projekt dauert‘ oder ‚Anstellung für ein bestimmtes Projekt‘ (vgl. Szubert 2012: 106). Der außersprachliche Kontext spielt bei der Interpretation auch eine wichtige Rolle, weil er den Benutzern der deutschen oder dänischen Sprache ein richtiges Verständnis der Komposita ermöglicht.

In diesem Artikel habe ich die Bildung und Verwendung von Substantivkomposita im Deutschen mit dem Dänischen verglichen. Der Artikel hat sich zum Ziel gesetzt, deutsche Substantivkomposita und die ihnen entsprechenden dänischen Wortbildungskonstruktionen zu untersuchen. Aus all den Beispielen geht hervor, dass es im Dänischen zumeist genaue Äquivalente für die deutschen Substantivkomposita gibt. Es lässt sich anhand der Ergebnisse der Untersuchungen belegen, dass am häufigsten Komposita gebildet werden, die ein Substantiv als Letztglied haben. Besonders hervorzuheben sind zwei Gruppen von Komposita in Bezug auf die Bedeutung: Komposita mit wörtlicher und mit lexikalisierter Bedeutung, von denen v.a. die ersteren der Wortbildungsanalyse unterliegen. Es wird davon ausgegangen, dass die oben angeführten Beispiele zumeist die gleiche Struktur im Deutschen und im Dänischen haben. Äußerst interessant sind angesichts dieser Feststellung die vorkommenden Unterschiede zwischen dem Deutschen und dem Dänischen, die ich im Abschnitt 3 an einigen Beispielen (wie *snorksove, øsregne*) erläutert habe. Die Komposition ist von besonderer Bedeutung, weil sie die produktivste Wortbildungsart der germanischen Sprachen ist und zur Bereicherung und Erweiterung des Wortschatzes führt.

²⁹ www.ordnet.dk (Den danske ordbog): projektsansættelse „ansættelse der sker i tilknytning til et bestemt projekt, og som højst løber så længe projektet varer“

Bibliographie:

- Bußmann, H. 2002. *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 3. Aufl. Kröner. Stuttgart.
- Diderichsen, P. 1974. *Elementær dansk grammatik*. 3. udg. Gyldendal. København.
- Donalies E. 2007. *Basiswissen Deutsche Wortbildung*. A. Francke Verlag. Tübingen/ Basel.
- DDO = *Den Danske Ordbog*. I-VI. København. Det Danske Sprog og Litteraturselskab, Gyldendal.
- Eichinger, L.M., 2000. *Deutsche Wortbildung. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Fleischer, W., Barz. I. 2012. *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. 4 Aufl. De Gruyter.
- Fleischer, W. 1965a. *Entwicklungstendenzen der nominalen Wortbildung (1)*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 3. Leipzig.
- Hansen, Aa. 1967. *Moderne Dansk I-II*. København: Grafisk Forlag.
- Heringer, H. J. 1984. Wortbildung: Sinn aus dem Chaos. In: *Deutsche Sprache* 12, S. 1–13.
- Køneke, M. 1986. *Danske substantiviske kompositas natur, funktion og semantik*. Utrykt speciale i dansk. Institut for Nordisk Filologi, Københavns Universitet.
- Morciniec, N. 1964. *Die nominalen Wortzusammensetzungen in den westgermanischen Sprachen*. (= Prace Wrocławskiego Towarzystwa Naukowego, Serie A, Nr. 99). Wrocław. Zakład Narodowy im. Ossolińskich.
- Rajnik, E. 1974. *Zum Bestand und zur Struktur der Zusammenbildungen im Deutschen*. *Studia Germanica Posnaniensia* III.
- Römer, C., Matzke B. *Lexikologie des Deutschen*. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 2003. S.71.
- Römer, C. *Morphologie der deutschen Sprache*. Tübingen und Basel: A.Francke Verlag, 2006. S.129.
- Stopyra, J. *Überschaubarkeit in der Wortbildung: Uneigentliche Komposita und Rektionskomposita*. In: *Im Anfang war das Wort II*. Wrocław: Neisse Verlag, 2013. S. 265
- Zsubert, A. *Zur internen Semantik der substantivischen Komposita im Dänischen*. Poznań, Wydawnictwo Naukowe UAM, 2012.
- Zarzycka, U. 1999. *Złożenia nominalne języka duńskiego oraz ich odpowiedniki w języku polskim. Analiza porównawcza*. Unpublizierte Dissertation. Wrocław.
- Motsch, W. 2004. *Deutsche Wortbildung in Grundzügen*. (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 8). Berlin, New York. De Gruyter

Internetquellen:

- www.ids-mannheim.de
www.mein-deutschbuch.de
www.ordnet.dk
www.duden.de
[www.wikipedia.org/wiki/Komposition_\(Grammatik\)](http://www.wikipedia.org/wiki/Komposition_(Grammatik))
www.glosbe.com/da/de

Schlüsselwörter

deutsche zusammengesetzte Substantive, dänische zusammengesetzte Substantive, zusammengesetztes Wort, primäres Wort, extralinguistisches Wissen, Verbindungselement, dänische Äquivalente, Wortbildung, Morphem, Wortbildungstyp

Abstract

The German compound nouns and their equivalents in Danish

In this paper, the authoress deals with the German compound nouns and their equivalents in Danish. As German language, offers – Danish language the possibility of combining of words, especially nouns, too. The German language has many categories of compound nouns. These compounds are made of two immediate constitentes, each consisting of one or more morphemes. The authoress attempts to compare the formation and use of compound nouns in German with Danish. In her opinion, the extralinguistic knowledge and the context also play an important role in the interpretation of compounds and have an influence on whether they are correctly understood. All the examples show that Danish mostly has the exact equivalents for the German compound nouns. The compound is particularly important because it is the most productive form of word formation and leads to the expansion of the vocabulary.

Keywords

compound, German compound nouns, Danish compound nouns, compound word, primary word, extralinguistic knowledge, connecting element, Danish equivalents, word formation, morpheme, word formation type

Marek Bratuń (<https://orcid.org/0000-0002-7720-4461>)
Université de Wrocław

Élie Bertrand et la Pologne: le savant précepteur, réformateur et médiateur

Entreprenant une tentative de nouvelle approche envers le personnage d'Élie Bertrand (1713–1797)¹, représentant éminent des Lumières suisses, et intermédiaire savant de cette époque, je me concentrerai sur ses relations avec la Pologne dans les années 1761–1772. Le fondement de mes réflexions sera l'activité d'Élie Bertrand liée à l'éducation des frères Mniszech: Michel Georges (1742–1806)² et Joseph Thaddée (?–1797)³, son insistance à transférer sur le terrain polonais les idées des Lumières, ses tentatives de réformer la République des Deux Nations, ainsi que celles d'informer l'opinion publique européenne des affaires polonaises.

I. Élie Bertrand en tant que précepteur des frères Mniszech

La grande aventure, si l'on peut l'appeler ainsi, d'Élie Bertrand avec la République nobiliaire a commencé au début des années soixante du XVIII^e siècle. L'arrivée de Michel Georges Mniszech à Berne le 11 août 1762, puis celle de son frère Joseph Thaddée le 17 octobre 1763, étaient précédées d'un échange de correspondance entre Élie Bertrand et Catherine née Zamoyska Mniszech (vers 1723–1771)⁴, la mère des magnats polonais en route pour la Suisse. L'entretien épistolaire du savant helvète et de la comtesse polonaise concernait littéralement tout: le programme de la formation, la possibilité d'assister aux messes et, ce qui était évident, des coûts du séjour éducatif à Berne.

¹ M. Weidmann, *Un pasteur-naturaliste du XVIII^e siècle: Élie Bertrand (1713–1797)*, „Revue Historique Vaudoise” 1986, t. XCIV, p. 63–108; E. Wahl, *Bertrand Élie (1713–1797)*, [dans:] *Dictionnaire de la presse 2: Dictionnaire des journalistes (1600–1789)*, sous la direction de J. Sgard, t. I, Oxford 1999, p. 92–93; O. Fatio, *Bertrand Élie (1713–1797)*, [dans:] *Historisches Lexikon der Schweiz*, hrsg. von der Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz, chefedactor M. Jorio, t. II, Basel 2003, p. 334.

² A. Rosner, *Mniszech Michał Jerzy Wandalin*, [dans:] *Polski Słownik Biograficzny*, t. XXI, Wrocław 1976, p. 480–484.

³ H. Dymnicka-Wołoszyńska et R. W. Wołoszyński, *Mniszech Józef Jan Tadeusz*, [dans:] *Polski Słownik Biograficzny*, t. XXI, Wrocław 1976, p. 478–480.

⁴ H. Dymnicka-Wołoszyńska, *Mniszechowa z Zamoyskich Katarzyna*, [dans:] *Polski Słownik Biograficzny*, t. XXI, Wrocław 1976, p. 454–457.

L'éducation suisse

L'éducation suisse des magnats polonais a duré de 1762 à 1765⁵. Élie Bertrand y était parfaitement préparé. Il a rédigé spécialement pour ses élèves des cours de logique, d'ailleurs publiés peu après⁶. Dans des rapports envoyés régulièrement à la fin de chaque trimestre à Catherine née Zamoyska Mniszech, il l'informait des progrès de l'éducation, de l'état de santé et des finances, des devoirs religieux remplis, des voyages entrepris, des contacts scientifiques et sociaux de ses élèves. Il a mis à disposition des jeunes Polonais son propre cabinet d'histoire naturelle, ce qui leur a permis de mener aussi bien du côté théorique que pratique des études approfondies de géologie et de minéralogie. Il a pris soin de les faire participer à la vie mondaine et intellectuelle de Berne. L'appartenance des deux frères Mniszech à la célèbre « coterie » de Susanne Julie de Bondeli (1731–1778) qui dans les années 1750–1770 réunissait les plus éminents représentants de la vie intellectuelle de l'époque, est un fait bien connu. Il importe de souligner qu'Élie Bertrand a introduit les magnats polonais dans la Société économique de Berne et qu'ils ont activement pris part aux travaux de celle-ci. À part l'éducation et la participation à la vie sociale et intellectuelle de Berne, Élie Bertrand consacrait beaucoup de temps aux voyages à travers la Suisse.

Le voyage éducatif à travers l'Europe

L'éducation à Berne achevée, le premier voyage éducatif des frères Mniszech, d'une durée de quatre mois, effectué en compagnie de Bertrand, a commencé. Le voyage a débuté par un départ de Berne le 14 juin 1765 et s'est achevé avec le départ de Gdańsk pour Varsovie le 11 octobre de la même année. Le trajet du voyage, menant en France méridionale et en Allemagne, a été minutieusement préparé par le précepteur helvète qui attirait l'attention des jeunes Polonais non seulement sur l'économie (l'industrie, le commerce, les usines et manufactures), mais aussi sur des œuvres d'art et des monuments⁷. Les visites rendues à des savants et leurs collections magnifiques étaient l'élément constant du programme de voyage. Le 28 mai 1766, après un séjour de sept mois en Pologne, Élie Bertrand a commencé la deuxième étape des voyages éducatifs à travers l'Europe en compagnie des frères Mniszech et

⁵ M. Bratuń, „Ten wykwinntny, wykształcony Europejczyk”. *Zagraniczne studia i podróże edukacyjne Michała Jerzego Wandalina Mniszcha w latach 1762–1768*, Opole 2002, p. 103–149.

⁶ É. Bertrand, *Essai sur l'art de former l'esprit, ou Premiers éléments de la logique*, La Haye 1764.

⁷ M. Bratuń, „Ten wykwinntny, wykształcony Europejczyk” ..., p. 153–161. V. aussi du même auteur: *Le comte Michel Georges Vandelin Mniszech et ses voyages d'instruction en Europe occidentale en 1762–1768*, „Pro Sæculo XVIII”. Societas Helvetica. Bulletin de la Société Suisse pour l'Étude du XVIII^e Siècle” 1999, n^o 14, p. 9–12; *Die polnische Deutschlandreise in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts am Beispiel von Graf Michael Georg Mniszechs Reisebeschreibung 1765*, „Das achtzehnte Jahrhundert” 2000, Jahrgang XXIV, Heft 1, p.13–24; *Le voyage en France du comte Mniszech, de son frère et de leur précepteur chez Jean François Séguier (juin, juillet, août 1765)*, [dans:] *Jean François Séguier (1703–1784). Un Nîmois dans l'Europe des Lumières*, actes réunis par G. Audisio et F. Pugnère, Aix-en-Provence 2005, p. 149–163.

d'Adam Joseph Cieciszewski (1743–1783), associé aux voyageurs par Catherine née Zamoyaska Mniszech. Cette fois-ci l'itinéraire du voyage éducatif menait à travers les pays allemands, les Pays-Bas et l'Angleterre pour finir à Paris⁸. Cette étape s'est achevée le 22 mars 1767 avec le retour en Suisse, à Yverdon. Dans les Provinces-Unies, Élie Bertrand a intéressé ses élèves à des questions politiques, administratives, économiques et industrielles, il leur a fait admirer les promenades, les places et les canaux de la Haye et d'Amsterdam, mais aussi il les a amenés à la ville universitaire de Leyde qu'il a connue lors de ses études.

Lors de leur séjour en Grande Bretagne, Bertrand et ses élèves se sont arrêtés non seulement à Londres, ils ont aussi visité la province anglaise. Ils ont consacré leurs observations de voyage à Londres et au British Museum. Ils ont décrit l'activité de la Society for the Encouragement of Arts, de Manufactures and Commerce, de la Royal Society et de la Society of Antiquaries. Ils ont participé à des cérémonies de la cour, à l'installation du nouveau lord mayor (le 10 novembre 1766) et à l'ouverture de la session du parlement anglais (le 11 novembre 1766).

Après Londres, il était temps de séjourner durant trois mois et demi à Paris. La capitale au bord de la Seine intéressait les voyageurs polonais sous tous ses aspects, d'autant plus que grâce à Élie Bertrand toutes les portes de la métropole parisienne leur étaient ouvertes. Les observations parisiennes de Michel Georges Mniszech contiennent à la fin la liste des visites, c'est-à-dire un index de plus d'une centaine de noms de représentants éminents du monde de la science, de la littérature, de la politique et de la diplomatie de cette époque. À part les visites dans des salons, des théâtres, des cabinets de naturalistes, des collections d'art et de peinture, les voyageurs polonais faisaient aussi attention à des questions liées à l'économie, au commerce et à l'industrie (ils ont par exemple visité la manufacture de verre à Saint Godin, ainsi que la production de tapis de laine à Savonnerie).

Ayant quitté Paris, Élie Bertrand s'est dirigé en compagnie de ses élèves à Yverdon. Ce séjour de plus de quatre mois en Suisse avait pour but de renforcer la santé d'Élie Bertrand, affaiblie à Paris, il devait aussi permettre de renouveler les contacts des voyageurs polonais avec leurs amis suisses.

La troisième et dernière étape des voyages éducatifs à travers l'Europe a mené Élie Bertrand et ses élèves en Italie et en Autriche. Le trajet a commencé par le départ du groupe de voyageurs de l'Yverdon suisse le 17 juillet 1767, et il s'est achevé avec leur arrivée à la propriété familiale des Mniszech à Wiśniowiec, le 7 juillet 1768⁹. Comme lors des étapes précédentes, l'apport d'Élie Bertrand dans l'analyse de la réalité qui les entourait consistait à lier savamment les questions du domaine de l'économie politique (démographie, administration, formes du gouvernement, commerce et industrie) à des observations à caractère esthétique, résultant de la conscience de

⁸ M. Bratuń, „*Ten wykwinny, wykształcony Europejczyk*”..., p. 161–190. V. aussi du même auteur: *Paris aux yeux des jeunes Sarmates éclairés en 1766–1767 d'après une correspondance inédite de Joseph et Michel Georges Mniszech*, „*Studies on Voltaire and the Eighteenth Century*” 1999, t. 371, p. 257–274.

⁹ Id., „*Ten wykwinny, wykształcony Europejczyk*”..., p. 191–207.

l'énorme importance du potentiel artistique de l'Italie. Lors du deuxième, et plus long séjour à Rome (15 octobre – 15 décembre 1767) a été créé un des textes d'Élie Bertrand les mieux rédigés, lié à l'économie politique dans le large sens du mot. Il s'agit des *Observations sur Rome politique*¹⁰.

La période du séjour à Vienne (du 1^{er} février au 3 juin 1768), la dernière étape des voyages éducatifs des frères Mniszech en Europe, a été employée non seulement à des visites de palais, de bibliothèques, de manufactures, de cabinets d'histoire naturelle, ainsi qu'à des rencontres avec des savants. Son fruit a été la rédaction par Élie Bertrand de deux projets de réforme de la République des Deux Nations, dont un seul a été conservé à nos jours: le projet de la banque et du dépôt central à Varsovie.

La conception des voyages éducatifs européens des frères Mniszech

L'idée des voyages éducatifs des frères Mniszech à travers l'Europe était venue de leur mère, Catherine née Zamoyska Mniszech, partisane et propagatrice des idées de physiocrates en Pologne, conseillère du roi dans des affaires d'importance nationale, qui se dirigeait dans sa conception par le plus important critère, qui devait être l'utilité du savoir et de l'expérience acquis à l'étranger (avant tout l'économie politique) par rapport à la situation de la Pologne à l'époque¹¹. Celui qui créait avec elle le profil du voyage éducatif de ses fils était Élie Bertrand. C'était le pasteur de Berne qui avait dirigé l'attention des frères Mniszech sur la nécessité de relier, dans le but et la méthode des voyages éducatifs, des questions cognitives et éducatives avec leur utilisation future dans l'activité publique. C'est à lui que les magnats polonais doivent l'approfondissement des préceptes de l'*ars apodemica* (l'art de voyager), dont les règles leur ont été données dans un petit traité intitulé *Réflexions sur la manière de bien voyager* [1762]¹². C'est Élie Bertrand qui, par des fragments de l'*Émile* de Jean-Jacques Rousseau insérés dans les réflexions mentionnées, s'est reporté dans sa conception de voyages éducatifs aux règles formées sur le fondement du classique art de voyager du XVI^e et XVII^e siècles. En enseignant à ses élèves ces règles, Élie Bertrand en a fait des participants conscients de la tradition européenne de voyager en but éducatif.

En jugeant la période de sept ans du travail éducatif d'Élie Bertrand avec les frères Mniszech, qui a débuté en 1762 et s'est achevée en 1768, il importe de souligner qu'Élie Bertrand était un précepteur remarquablement compétent et consciencieux. Il a réalisé le programme éducatif qu'il avait conçu avec une énorme conséquence, mais aussi supportant de grands sacrifices personnels (si l'on prend en considération

¹⁰ Id., *Élie Bertrand et ses Observations sur Rome politique* [dans:] *Les Philosophes et leurs papes*, études réunies par Jan Herman, Kris Peeters et Paul Pelckmans, Amsterdam-New York 2009, p. 189–202.

¹¹ Id., „*Ten wykwinny, wykształcony Europejczyk*”..., p. 65–76. V. aussi du même auteur: *De l'art de voyager: Mniszech-Bertrand-Rousseau*, [dans:] Id., *Relations polono-suisse au XVIII^e siècle. Nouvelles approches*, Wrocław 2012, p. 23–37; *Élie Bertrand et ses Observations*..., p.190–191.

¹² Collection privée de M. Jean Malo Ronin à Paris, ms. *Observations politiques et morales par Mr le comte Michel Mniszech 1762–1765*, p. 48–55 [*Réflexions sur la manière de bien voyager*].

par exemple les inconvénients usuels des voyages à travers l'Europe). Il était particulièrement dévoué et toujours bienveillant à celle qui l'engageait, Catherine née Zamoyska Mniszech, mais aussi à ses élèves. Il enseignait aux jeunes magnats polonais des idéaux auxquels il croyait lui-même en tant que savant, c'est-à-dire: une façon de penser courageuse et sans compromis, une perception critique de la réalité qui les entourait, enfin la recherche de la vérité.

II. Élie Bertrand en tant qu'auteur de projets de réforme de la République de Stanislas Auguste Poniatowski

Projets de réforme

Le premier séjour d'Élie Bertrand en Pologne s'étend sur la période du 21 octobre 1765 au 28 mai 1766. C'est alors, après l'étape franco-allemande des voyages éducatifs en Europe, que le savant helvète est arrivé avec les frères Mniszech à Varsovie. Sur demande du monarque polonais et des représentants de magnats polonais il a élaboré dans la capitale au bord de la Vistule quelques projets de réforme de la République des Deux Nations¹³. Le biographe d'Élie Bertrand, Frédéric Samuel Ostervald (1713–1779), a non seulement présenté très minutieusement le premier séjour du précepteur des frères Mniszech à Varsovie, mais il a aussi étudié avec grande exactitude les projets de réforme préparés par celui-ci. Comme il en résulte du texte d'Ostervald, Élie Bertrand s'est occupé de la préparation de sept projets de réforme de la République nobiliaire de l'époque, concernant: l'agriculture, l'autorité ecclésiastique, l'éducation nationale, la création d'une académie des sciences et des arts utiles à Varsovie, le commerce, les foires et le fondement d'une institution soutenant l'utilisation de laines du pays et la fabrication de tissus¹⁴.

Le premier des projets mentionnés ci-dessus est le *Projet pour augmenter le revenu des terres par la propriété des paysans polonais et pour perfectionner par là l'agriculture* que j'ai retrouvé dans les collections de la Bibliothèque de l'Institut National des Ossoliński à Wrocław¹⁵. Il se compose d'une introduction et de deux parties: *Propriété assurée aux paysans* et *Établissement des communautés*. Il résulte des expériences d'Élie Bertrand acquises dans la Société économique de Berne, et contient aussi des éléments de l'attitude physiocratique qu'il présentait. Bertrand exprime dans l'introduction de son projet la conviction que celui qui pense qu'un paysan serf est en état d'entreprendre une activité quelconque ou d'acquérir une connaissance connaît mal la nature humaine. Même dans un homme des plus abêtis il y a autant de raison et de fierté pour rejeter un travail qui n'en fait pas possesseur

¹³ M. Bratuń, *Élie Bertrand a Polska*, Wrocław 2013, p. 41–64.

¹⁴ Bibliothèque cantonale et universitaire de Lausanne, ms. Hist. 860a, F. S. Ostervald, *Mémoire sur la vie de monsieur Élie Bertrand* [1789 ?], p. 35–38.

¹⁵ M. Bratuń, *Projet inconnu d'Élie Bertrand concernant la réforme de l'agriculture en Pologne*, [dans:] Id., *Relations polono-suisse au XVIII^e siècle...*, p. 71–88.

de biens. La conscience de posséder, donc de la propriété, est la plus importante. La soumission servile critiquée par le savant helvète est donc non seulement contraire à la dignité de l'homme, mais aussi défavorable au niveau général de l'agriculture. Selon Bertrand, c'est le commandement de l'humanité et l'intérêt des seigneurs polonais qui devraient les incliner à employer chaque occasion possible à soulager les paysans. Conformément à l'approche physiocratique représentée par l'auteur, des réflexions sur la population de la Pologne apparaissent aussi dans l'introduction, concernant surtout la mortalité infantile à l'âge précoce, causée par le manque de soins, la malnutrition ou la saleté. En tant qu'ecclésiastique calviniste, le savant helvète attire aussi l'attention sur la nature et la chrétienté, obligeant en quelque sorte les propriétaires des terres à libérer le peuple des liens du servage. Il se réfère à des exemples du Danemark, de la Norvège et d'autres pays qui méritent d'être imités.

Dans la première partie Élie Bertrand a inclus des propositions concernant le partage des terres. La deuxième partie du projet a été consacrée à la question de la création de communes.

Nous croyons qu'il est important ici de se pencher sur la thèse de Jean Fabre selon lequel Élie Bertrand et les autres réformateurs étrangers de la République des Deux Nations qui comme lui désiraient l'amélioration de notre agriculture par le transfert de la propriété aux mains des paysans, avaient en fait une connaissance plutôt bornée de la réalité de la vie socioéconomique à l'époque¹⁶. En conséquence ils tentaient d'adapter à des conditions polonaises qu'ils ne connaissaient pas des solutions de système qui à cette époque étaient modernes. Il semble que la thèse de Fabre ne saurait pleinement s'appliquer à la personne du savant helvète. Celui-ci était lié d'amitié avec Catherine née Zamoyska Mniszech, dont Fabre lui-même a écrit que sur ses terres elle introduisait avec succès les conseils de Mirabeau et de Quesnay¹⁷. De plus, les Mniszech n'étaient pas la seule famille seigneuriale polonaise connue à Élie Bertrand. En traitant la question sous cet angle, il ne reste aucun doute qu'Élie Bertrand connaissait les conditionnements de la vie socioéconomique polonaise. En préparant ses projets de réforme de la République nobiliaire, il ne les construisait cependant pas en se donnant pour but de les adapter à la réalité polonaise. Bien au contraire, c'est la réalité polonaise qu'il voulait plier à ses visions peut-être idéalisées, dont le but était de rendre le peuple heureux.

Le deuxième projet réformateur d'Élie Bertrand de cette période qui m'est connu est le *Projet pour l'établissement d'une Académie des Science et des Arts utiles à Varsovie en 1766*. Composé de trois parties, le projet a été publié par Boleslas Kumor en 1978¹⁸.

La première partie a un caractère d'introduction. L'auteur exprime dès le début la conviction que c'est justement l'éducation qui constitue la seule route pouvant

¹⁶ J. Fabre, *Stanislas Auguste Poniatowski et l'Europe des Lumières. Étude de cosmopolitisme*, Paris 1952, p. 29.

¹⁷ Ibid., p. 263.

¹⁸ B. Kumor, *Projekt założenia Akademii Nauk i Sztuk Pożytecznych w Warszawie (1766)*, „Kwartalnik Historyczny” 1978, n° 2, p. 395–406.

conduire la nation à la perfection. L'éducation se propage par l'effort de grands esprits qui grâce à la réforme des institutions éducatives savent diriger l'attention des jeunes vers les sciences les plus utiles. Par la suite, Élie Bertrand prouve qu'à travers tous les siècles et dans tous les pays les sciences pourraient être propagées grâce à des sociétés savantes. Sans parler d'un passé trop lointain, il se borne à un aperçu des institutions de ce genre aux XVII^e et XVIII^e siècles. Enumérant en premier l'Angleterre, il souligne les énormes mérites de la Royal Society of London créée en 1660. La deuxième place revient à l'Académie française fondée par Richelieu en 1635. Puis il indique la Russie et les mérites du tsar Pierre I^{er}, qui a fondé l'Académie des Sciences à Petersbourg dans l'intention de civiliser son pays. Puis il énumère la Suède, le Danemark, l'Irlande et la Suisse. Où en était la République nobiliaire par rapport aux pays énumérés? Selon Élie Bertrand la Pologne avait besoin plus que tout autre pays de ces institutions, de ces lumières, puisqu'à vrai dire tout devait y être formé à nouveau. Bertrand a inclus les détails liés à l'établissement d'une Académie des Science et des Arts utiles à Varsovie dans la deuxième et la plus large partie du projet (comptant vingt-trois points et de nombreuses sections). La troisième et en même temps dernière partie du projet contient quinze règles répétées de fonctionnement de l'académie, que l'auteur présente brièvement et dans l'ordre dans lequel elles devraient se trouver dans l'acte officiel.

Comme le voulait Élie Bertrand – la création d'une librairie et maison d'édition à Varsovie se liait indissolublement à l'établissement de l'Académie des Sciences et des Arts utiles dans la ville. Ne devrait-on donc pas s'attendre à l'existence d'un projet séparé de création d'une librairie et maison d'édition dans la capitale au bord de la Vistule? Chez Ostervald nous ne trouvons aucune information sur ce point. Cependant l'esquisse d'une telle entreprise a été rédigée et heureusement, elle s'est conservée jusqu'à nos jours.

Le projet non daté, écrit en français, composé de l'introduction et des neuf points, que j'ai retrouvé, intitulé *l'Idée sur l'établissement d'une librairie à Varsovie* se trouve dans la correspondance de Versailles¹⁹. Mon hypothèse sur l'auteur et le temps de rédaction de ce texte le lie à la personne d'Élie Bertrand et à son séjour dans la capitale au bord de la Vistule dans les années 1765–1766²⁰. La création d'une librairie et d'une maison d'édition à Varsovie constituait pour le savant helvète une entreprise particulièrement importante pour le progrès des sciences, une meilleure éducation et le bénéfice national. Bertrand croyait qu'un commerce de livres bien mené à Varsovie s'étendrait sur toute la partie nord de l'Europe.

Le projet suivant d'Élie Bertrand, concernant le fondement d'une banque et d'un dépôt central à Varsovie a été rédigé à Vienne au printemps de l'an 1768. J'ai retrouvé ce projet, traduit par Michel Mniszech sous le titre *Projekt Postanowienia*

¹⁹ Bibliothèque municipale de Versailles, Fonds Lebaudy, ms. 4^o. 58–60, *Recueil des lettres écrites par messieurs les comtes de Mniszech et par Monsieur Bertrand à Madame la comtesse de Mniszech* [BMV Rdl], t. I, *Idée sur l'établissement d'une librairie à Varsovie*, p. 293^r–294^v^o.

²⁰ J'ai présenté et analysé pour la première fois ce projet dans mon livre *Élie Bertrand a Polska*, p. 57–61.

Banku Rzplitej i Magazynu Generalnego w Warszawie et daté: à Vienne le 22 mars 1768 (ce qui est, je le pense, la date de fin de la traduction du français en polonais) dans le manuscrit de Versailles²¹. Précédé d'une courte introduction, le projet du savant helvète se compose de deux parties. La première, intitulée: *De la banque de la République*, contient quatre chapitres. La deuxième partie, intitulée: *Du dépôt central*, contient deux chapitres. Le projet de banque et de dépôt central à Varsovie préparé par Élie Bertrand se fonde sur les observations et les expériences du savant helvète, effectuées avant tout au cours des voyages éducatifs à travers l'Europe. L'auteur se réfère sans cesse aux exemples de banques anglaises, italiennes, allemandes, françaises, hollandaises. Il veut donc d'un côté transférer sur le terrain polonais des solutions développées à l'étranger, et de l'autre – prendre en considération la spécificité du marché polonais de production et du commerce.

Comme nous l'avons mentionné auparavant en nous référant aux informations d'Ostervald, le savant helvète a aussi élaboré des projets concernant l'autorité ecclésiastique, l'éducation nationale, le commerce, les foires et le fondement d'une institution soutenant l'utilisation de laines du pays et la fabrication de tissus²².

En ce qui concerne le dernier des projets énumérés, il semble qu'il a été lié à la Compagnie des Manufactures de Laines, établie le 11 avril 1766. Ses actionnaires étaient entre autres André Zamoyski (1716–1792), Antoine Tyzenhaus (1733–1785) et Jean Thaddée Mniszech. Il n'est pas improbable que les représentants énumérés de l'aristocratie polonaise aient inspiré Élie Bertrand à la préparation d'autres projets liés au commerce, mais ce n'est qu'une hypothèse puisque les projets mentionnés ne me sont pas connus.

Enfin, quelques remarques liées au projet concernant l'autorité ecclésiastique. Selon M. Weidmann ce projet a été rédigé en hiver 1766 et il était la concrétisation des idées d'Élie Bertrand à ce sujet que contenaient ses *Ordonnances* rédigées en 1758²³. Puis Voltaire a publié ce texte dans les *Questions sur l'Encyclopédie* (article *Droit canonique*)²⁴ et enfin Élie Bertrand l'a englobé dans sa version la plus complète et en même temps finale dans l'*Encyclopédie* d'Yverdon²⁵. En effet, dans le quinzième tome de l'encyclopédie mentionnée, publié à Yverdon en 1772, nous retrouvons l'article *Ecclésiastique* en trois variantes liées aux personnes, aux biens, ainsi qu'à l'autorité et au pouvoir²⁶. En ce qui concerne les mentions sur la Pologne,

²¹ Bibliothèque municipale de Versailles, Fonds Lebaudy, ms. 4°. 61–62, *Journaux des voyages par m.[onsieur] le comte Michel Mniszech concernant les observations faites au cours de ses voyages en Europe des années 1765, 1766, 1767 et 1768* [BMV Jdv], t. I, *Projekt Postanowienia Banku Rzplitej i Magazynu Generalnego w Warszawie*, p. 1–15. J'ai présenté et étudié pour la première fois ce projet dans mon livre *Élie Bertrand a Polska*, p. 77–83.

²² M. Bratuń, *Élie Bertrand a Polska*, p. 61–64.

²³ M. Weidmann, *Un pasteur-naturaliste du XVIII^e siècle...*, p. 89, note n° 136.

²⁴ Ibid.

²⁵ Ibid.

²⁶ É. Bertrand, *Ecclésiastique, personnes*, [dans:] *Encyclopédie, ou Dictionnaire universel raisonné des connaissances humaines*, mis en ordre par M. de Felice, t. XV, Yverdon 1772, p. 27–30; Id., *Ecclésiastique, biens*, [dans:] *ibid.*, t. XV, Yverdon 1772, p. 30–35; Id., *Ecclésiastique, autorité et puissance*, [dans:] *ibid.*, t. XV, Yverdon 1772, p. 35–52.

seul l'article *Ecclésiastique, personnes* les contient²⁷. Dans les deux autres articles *Ecclésiastique* il n'y a plus aucune mention de la Pologne.

La pensée réformatrice d'Élie Bertrand dans ses observations de voyage

Comme je l'ai démontré dans mon livre consacré aux études étrangères et aux voyages éducatifs des frères Mnischek, les textes fondamentaux appartenant à ce qu'on appelle les observations de voyage, donc les *Observations générales sur la France* et les *Observations générales sur l'Angleterre* ont sans aucun doute été rédigées par Bertrand²⁸. C'est dans ces observations, pleines de réflexions du domaine de l'économie politique et de physiocratie, qu'on dénote de nombreuses références d'Élie Bertrand à la Pologne. Cela confirme l'intérêt constant et conséquent du savant helvète pour la situation de la République nobiliaire – aussi bien dans son aspect sociopolitique qu'économique – saisie dans un contexte européen large. Cela nous donne aussi une idée de la pensée réformatrice du précepteur helvète.

Conformément à la chronologie de création des textes mentionnés commençons par les *Observations générales sur l'Angleterre*. En analysant les échanges commerciaux dans la troisième partie, *Du Commerce de l'Angleterre*, Élie Bertrand formule trois conclusions importantes en les reportant à la situation de la République nobiliaire. En premier lieu, il est plus rentable pour un pays donné de vendre des produits achevés. En deuxième lieu, il faut favoriser des marchandises produites, et le rôle de règlements des lois et des douanes bien construits y est énorme. Enfin, le fondement d'un commerce avantageux est la flotte, aussi bien commerciale que militaire. La Pologne ne possède pas de flotte, mais elle peut réaliser les deux premières conditions en produisant et en vendant à l'étranger des marchandises achevées, et en employant à ce but le port de Gdańsk qui dispose de règlements de lois et de douanes avantageux. La cinquième partie des réflexions étudiées, *De la richesse nationale*, a été munie par Bertrand d'une remarque qui se réfère aussi à la République des Deux Nations: « Il est vrai cependant que si l'on joignait à l'Angleterre l'Écosse et l'Irlande, et que l'on fait la comparaison entre les Iles Britanniques et la France, la différence ne serait point aussi considérable. En suivant ces mêmes principes pour établir une proportion entre le revenu national de la Pologne et celui de l'Angleterre on sera frappé de l'étonnante différence. Nous supposons 280 jours ouvrables. Le produit d'un homme à l'état, sa consommation, ou le revenu réel de la nation pour un homme sera de 140 schellings ou 7 livres sterlings par an. Ainsi un Polonais est déjà à ces égards à un Anglais comme 7 à 20. Supposant entre la population de la Pologne à 6 millions dont les $\frac{3}{4}$ font 4.500.000: on aura pour le revenu total 630 millions de schellings qui font 31.500.000 livres sterlings. Ainsi la proportion du revenu de la Pologne à celui de l'Angleterre est de 63 à 164. Mais

²⁷ Id., *Ecclésiastique, personnes*, p. 30.

²⁸ M. Bratuń, „*Ten wykwinny, wykształcony Europejczyk*” ..., p. 174–179 et 186–190; Id., *Élie Bertrand a Polska*, p. 67–71.

puisque l'étendu de la Pologne est à celle de l'Angleterre comme 3 à 1, il suit que dans ce rapport la proportion est de la Pologne à l'Angleterre de 63 à 492 »²⁹.

Penchons-nous maintenant sur un autre texte important d'Élie Bertrand, c'est à dire les *Observations Générales sur la France*. Dans la première, et la plus large partie de ces *Observations*, intitulée *De la population de la France*, Bertrand traite la question de la population de la France et fait à ce sujet quelques remarques concernant la République des Deux Nations. En comparant la densité moyenne du peuplement en France, qui est de 860 habitants par lieue carrée, il se réfère à la République nobiliaire où ce taux est de seulement 150 habitants par lieue carrée. La cause de cette différence est selon lui non pas un climat différent et le caractère de la production, mais une administration différente et le sort des sujets³⁰. Bertrand remarque que si la France a une situation assez avantageuse, puisque depuis 1760 sa population augmente, là-bas aussi le phénomène de dépeuplement est survenu, causé par l'émigration des huguenots persécutés après la révocation de l'édit de Nantes en 1685. Une situation semblable a eu lieu en Pologne: « La population a diminué dans les villes de la Pologne et de la Lituanie depuis le siècle passé par la retraite d'un grand nombre de Polonais protestants »³¹. En analysant la situation de la France, Élie Bertrand dirige son attention vers de diverses causes qui favorises indéniablement la croissance de la population. Ce sont aussi bien des causes internes qu'externes. Les premières sont: le payement des taxes, la possibilité d'acheter des terres et des titres de noblesse, la possibilité de s'enrichir et de profiter des richesses acquises. Parmi les deuxièmes, nous voyons l'afflux d'étrangers et la sécurité des représentants de tous les états. Voulant suivre l'exemple de la France, la République nobiliaire devrait prendre en considération ces causes favorables pour la croissance de la population: aussi bien celles intérieures qu'extérieures. Elle devrait garantir à tous ses habitants sans différences le droit à la propriété et la possibilité de s'enrichir librement, tout en instaurant deux types de noblesse: le premier, grâce auquel on pourrait travailler dans son métier, acheter des biens immobiliers et des terres, et le deuxième, qui permettrait de profiter du droit aux fonctions et aux bénéfices nationaux. Dans la conclusion de ses réflexions, Élie Bertrand énumère les moyens de repeuplement de la Pologne, mais aussi indique les avantages qui en résultent. Parmi ces moyens le besoin de « rendre les paysans possesseurs et libres » prend la première place, puis Bertrand souligne le besoin de « relever les villes écrasées sous le poids de l'aristocratie toujours dure et superbe », la nécessité de « recevoir les étrangers », l'obligation de « tolérer ceux qui sont d'une communion différente », enfin celle de « rendre les lois supérieures au crédit »³². En ce qui concerne les avantages qui en résulteraient pour la République nobiliaire après la mise en œuvre des moyens cités, il écrit que « les consommations augmenteraient », et avec elles « les productions de la terre de toutes les sortes », mais aussi que « bientôt l'industrie donnerait la forme aux matières premières, les arts

²⁹ BMV Jdv, t. II, *Observations générales sur l'Angleterre*, p. 137.

³⁰ BMV Jdv, t. II, *Observations générales sur la France*, p. 103.

³¹ Ibid., p. 105.

³² Ibid., p. 108.

naîtraient ou se perfectionneraient, et le commerce prendrait de l'étendue au dedans et au dehors »³³. Dans la cinquième et dernière partie de ses réflexions consacrées à la France, et plus concrètement aux revenus et aux taxes, intitulée *Revenues, richesses et impôts de la France*, Bertrand effectue une comparaison de la France et de l'Angleterre, toutes les deux endettées, et se réfère à la République des Deux Nations. Par rapport à ces deux pays la situation de la Pologne était très avantageuse, puisque la Pologne n'était pas endettée. Grâce à cela – croyait Bertrand – « la Pologne [...] doit donc chercher par une sage administration à augmenter le revenu national qui consiste dans le produit des terres et celui de l'industrie »; en conséquence « l'État aura les moyens nécessaires d'accroître sa puissance, de se faire respecter au dehors, d'assurer son indépendance, et d'établir dans l'intérieur la sûreté, l'abondance et la prospérité »³⁴. Dans les observations étudiées il faut particulièrement souligner deux questions touchées par Bertrand auparavant dans le *Projet pour augmenter le revenu des terres par la propriété des paysans polonais et pour perfectionner par là l'agriculture*. Ce sont le besoin d'offrir aux paysans la liberté et la propriété, mais aussi la nécessité de tolérer les dissidents, résultat de la liberté de foi instaurée avec celle des pratiques religieuses. Dans plusieurs réflexions postérieures les questions mentionnées reviendront sans cesse en tant que conditions *sine qua non* d'une réforme raisonnable de la République des Deux Nations.

En évaluant les possibilités de réalisation des projets de réformes préparés sur demande du roi de Pologne, le biographe d'Élie Bertrand, Ostervald se prononçait avec un certain scepticisme. Il mentionnait l'incapacité des Polonais à se soumettre à la loi et à un pouvoir quelconque, ce qui en conséquence est devenu la cause des malheurs de la République nobiliaire: « Mais rien ne peut réussir dans un pays rempli de troubles et de factions, où personne ne sait se soumettre aux lois, où la subordination est regardée comme la perte de la liberté, où l'on ne veut reconnaître aucune puissance exécutive ferme, permanente et entière. Telles ont été les causes des malheurs de la Pologne »³⁵. Il faut cependant noter que le jugement d'Ostervald a été effectué de la perspective de l'an 1789, année à laquelle a probablement été rédigée sa biographie consacrée à Élie Bertrand. C'était donc une évaluation générale et en même temps finale, faite après vingt années écoulées depuis le départ définitif d'Élie Bertrand de la Pologne, mais aussi après tout ce qui est survenu en Pologne à cette période. Il est certain que le jugement cité aurait été bien différent s'il avait été effectué à la fin de 1765 ou au début de 1766, de la perspective de la situation sociale et politique de la République nobiliaire de l'époque. Je pense que l'enthousiasme qui a accompagné les transformations des deux premières années de règne de Stanislas Auguste a été transmis aux étrangers venus dans notre pays. Je crois donc que l'engagement et le dévouement d'Élie Bertrand à la question des réformes de la République des Deux Nations à l'époque, donc dans la période des deux années 1765 et 1766, était énorme. On peut sans hésiter dire que malgré plusieurs doutes, le savant

³³ Ibid.

³⁴ Ibid., p. 173.

³⁵ Bibliothèque cantonale et universitaire de Lausanne, ms. Hist. 860a, p. 38.

helvète avait une profonde conviction de la nécessité d'introduire ces réformes, c'est pourquoi il désirait employer tous ses talents au service de la République de Stanislas Auguste. Cet engagement s'affaiblira par la suite et sera différent dans les deux années suivantes du règne du monarque polonais, c'est-à-dire 1767 et 1768, ce qui est indéniablement lié aux transformations économiques et sociopolitiques survenant en Pologne.

III. Élie Bertrand en tant que médiateur savant et informateur de l'opinion publique européenne sur les affaires de la Pologne

Les idées politiques et juridiques d'Élie Bertrand sur fond de la question des dissidents dans la République des Deux Nations

Depuis son départ de Varsovie (le 28 mai 1766) jusqu'au moment du retour (le 19 juin 1768), Élie Bertrand a sans cesse accompagné les frères Mniszech lors des étapes successives du voyage à travers l'Europe. Il s'intéressait aussi vivement aux affaires polonaises. Les nouvelles de détérioration de la situation sociopolitique intérieure de la Pologne qui lui parvenaient de la part de Catherine née Zamoyska Mniszech et de Félix Łoyko (1717–1779)³⁶, éminent économiste, historien et homme politique, ami de la famille Mniszech, étaient la cause fondamentale de cet intérêt.

Rappelons que deux années du règne de Stanislas Auguste Poniatowski, 1765 et 1766, sont une période d'activité réformatrice intense dans le domaine fiscal, celui de l'éducation et du système politique³⁷. Les tentatives de réformes parlementaires se sont cependant heurtées à un refus manifeste aussi bien de l'opposition politique (le parti des « patriotes » appelés « républicains ») que des cours de Petersbourg et de Berlin. Par un traité signé le 11 avril 1764, Frédéric, roi de Prusse, et Catherine, tsarine de Russie, ont accepté l'obligation de protéger leurs fidèles, les citoyens orthodoxes et protestants de la Pologne, ce qui leur a donné le prétexte d'une intervention intérieure dans les affaires de la République des Deux Nations. Les dissidents par contre, qui éprouvaient l'intolérance et la limitation de leurs droits, s'abritaient sous la protection russe et prussienne. Voilà les raisons pour lesquelles se sont formées d'inspiration russe des confédérations: la lithuanienne (les orthodoxes) à Słuck, (le 20 mars 1767), celle de la couronne (les protestants) à Toruń (le 24 mars 1767) et la générale à Radom (le 23 juin 1767). Les opposants des réformes menées après 1764, les partisans du détronement de Stanislas Auguste Poniatowski et de la pleine restitution des libertés de la noblesse ont adhéré à cette dernière confédération. L'ambassadeur russe en Pologne, le prince Nicolas Repnin (1734–1801), devait les aider à réaliser

³⁶ H. Madurowicz-Urbańska, *Łoyko (Łojko) Feliks Franciszek*, [dans:] *Polski Słownik Biograficzny*, t. XVIII, Wrocław 1973, p. 447–451.

³⁷ M. Bratuń, *L'Encyclopédie d'Yverdon et le nouveau regard sur le gouvernement de Pologne à la veille du premier partage*, [dans:] *L'Encyclopédie d'Yverdon et sa résonance européenne. Contextes-contenus-continuités*, recueil de travaux édité par J. D. Candaux, A. Cernuschi, C. Donato et J. Häselser, Genève 2005, p. 241–256.

ces postulats. Une diète, appelée de son nom « Diète de Repnin » (le 5 octobre 1767 – le 5 mars 1768) a voté les lois appelées cardinales dont le but était de mettre obstacle aux réformes du système politique en Pologne. Elle a aussi confirmé les règles de la « liberté d'or » du peuple noble (l'élection libre, *liberum veto* et le droit de renier l'obéissance au roi) et introduit les droits égaux pour les orthodoxes et les protestants. La réponse était la Confédération de Bar en Podolie (le 29 février 1768) dont le but était de défendre le catholicisme, et qui s'opposait surtout aux droits égaux pour les dissidents, à Stanislas Auguste Poniatowski et à la Russie. Cela a donné début à une guerre dévastatrice de quatre ans, qui a freiné le programme de réformes entamées et, en conséquent, a mené au premier partage de la Pologne (le 5 août 1772), confirmé par la diète de partage à Varsovie (le 30 septembre 1773).

C'est dans un tel contexte de transformations sociopolitiques qui survenaient en Pologne que se déroulait le dialogue d'idées d'Élie Bertrand, de Catherine née Zamoyska Mniszech et de Félix Łoyko. Ce dialogue concernait des questions aussi fondamentales que l'égalité de droits pour les dissidents, l'anarchie, l'attitude de l'opinion publique européenne par rapport à la Pologne. Rajoutons que son engagement dans les affaires polonaises n'était ni feint ni conjoncturel. Bien au contraire, il se caractérisait par la bienveillance, une profonde sensibilité et un constant souci. Nous en retrouvons les preuves dans la correspondance conservée.

Comme il résulte de la lettre d'Élie Bertrand, écrite de Rome le 17 octobre 1767 à Catherine née Zamoyska Mniszech, celui-ci concevait parfaitement les intentions de l'impératrice russe qui désirait mener, sous prétexte d'introduire la tolérance, à une intervention intérieure et en conséquence à une paralysie politique de la République nobiliaire³⁸. On sent dans la lettre du savant helvète une inquiétude croissante sur la possibilité de la perte de souveraineté polonaise: « Je comprends que les dissidents sont le prétexte par lequel la R.[ussie] cherche à en imposer à l'Europe, où la raison a fait assez de progrès pour qu'elle approuve, un projet dicté par la tolérance. [...] Rien ne me paraît plus effrayant, Madame, que le projet de garantie, tel que vous le présentez. Ce serait le tombeau de la liberté, ou le lien de la servitude »³⁹.

Dans sa lettre à Félix Łoyko, écrite à Venise le 16 janvier 1768, et donc six semaines avant la Confédération de Bar, Élie Bertrand exprimait son inquiétude pour le développement de la situation en Pologne, analysait sa position dans le contexte européen et se demandait quels seraient les éventuels mouvements de l'Autriche, de la Prusse, de la France et de l'Angleterre. Il revenait aussi à la question d'esclavage externe, soulignait la nécessité de se soumettre au pouvoir d'un souverain fort, et reprochait aux Polonais le manque de vraie liberté: « J'avoue, Monsieur, que l'état de la Pologne m'affecte vivement. On souffre de voir une nation libre et généreuse opprimée avec si peu de ménagement. Si la maison d'Autriche faisait mine d'y prendre intérêt, elle aurait aussitôt le roi de P.[russe] sur les bras. Si la France voulait

³⁸ BMV *Rdl*, t. III, p. 215^r–218^v, lettre d'Élie Bertrand à Catherine née Zamoyska Mniszech de Rome du 17 octobre 1767.

³⁹ *Ibid.*, p. 215^r–217^r.

s'en mêler, l'Angleterre qui voit avec jalousie 62 vaisseaux de ligne construits depuis la paix dans les ports de Brest et de Toulon, saisirait un prétexte pour recommencer la guerre. [...] J'ose vous dire, Monsieur, que je vois à présent en Pologne une sorte de servitude différente parce qu'elle vient de dehors, mais jamais je n'ai aperçu chez vous de vraie liberté. Elle ne saurait se trouver que lorsqu'il y a un souverain unique, absolu, dont la force supérieure à toute autre, en tout temps, est composée des forces réunies de la nation, ou dans un chef, ou dans un corps suffisant »⁴⁰.

Par contre dans la lettre écrite à Vienne le 6 février 1768, adressée à Félix Łoyko, Élie Bertrand partageait avec l'éminent économiste polonais ses remarques concernant la situation intérieure de la Pologne, s'occupant à nouveau de la question d'une idée bien formée de liberté, qui se traduirait dans une soumission absolue à la volonté du souverain: « Il faut que se formant de justes idées de la liberté on comprenne qu'elle ne peut se trouver que sous la dépendance absolue d'un souverain permanent: diète, sénat ou toute autre forme; il faut qu'il y ait un souverain qui ait constamment le pouvoir de commander et la puissance de se faire obéir sans résistance: que ni confédération, ni crédit de parti formant des ligues, ne puisse arrêter l'action du prince qui commande »⁴¹.

Comme on le voit dans les fragments de correspondance cités, en se référant aux problèmes de la République nobiliaire de l'époque, le savant helvète présentait, malgré son authentique bienveillance pour les Polonais, une attitude conséquente et intransigeante de légaliste en rejetant toute manifestation d'anarchie, de fanatisme, d'entêtement et de conflictualité politique.

Les adieux faits à la Pologne et le retour en Suisse

La période de juillet–septembre 1768 est celle du deuxième et en même temps dernier séjour d'Élie Bertrand en Pologne⁴². Il est alors venu en Pologne pour rendre à Catherine née Zamoyska Mniszech ses fils à la fin des voyages en Europe, mais aussi, et peut-être surtout, pour répondre à l'appel de la diète nationale qui l'invitait à s'installer en Pologne, en lui offrant le 20 février 1768 l'indigénat (le diplôme porte la date du 10 septembre 1768). En échange du salaire proposé de 1200 ducats Élie Bertrand devait prendre la présidence de la Société économique projetée et diriger un des départements de la future Académie de Médecine et d'Économie, englobant la philosophie, l'histoire naturelle et l'agriculture. Malheureusement la mauvaise condition financière de l'État a rayé ces plans ambitieux. Dans la première moitié du mois de septembre 1768 Élie Bertrand a quitté la Pologne pour ne jamais y revenir.

Après son retour en Suisse, Élie Bertrand a entamé une collaboration avec Fortunato Bartolomeo de Felice (1723–1789) qui dans les années 1770–1780 a édité

⁴⁰ BMV *Rdl*, t. III, p. 293^o–294^o, lettre d'Élie Bertrand à Félix Łoyko de Venise du 16 janvier 1768.

⁴¹ BMV *Rdl*, t. III, p. 304^o, lettre d'Élie Bertrand à Félix Łoyko de Vienne du 6 février 1768.

⁴² M. Bratuń, *Élie Bertrand a Polska*, p. 90–114.

l'*Encyclopédie* d'Yverdon⁴³. Bertrand a préparé pour cette encyclopédie plus de cent soixante-dix articles, parmi lesquels certains ont été consacrés à la Pologne: trois d'entre eux appartiennent au domaine de l'histoire politique et du droit public: *Diète de Pologne*, *Diétines*, *Confédération polonaise* et un à l'histoire de la religion: *Dissidents*⁴⁴.

Élie Bertrand, qui en 1768 pouvait en personne observer la situation sociopolitique dramatiquement changeante de la République nobiliaire, écrivait explicitement de son intention de rapprocher à l'opinion publique européenne le système polonais du gouvernement et les causes des malheurs qui accablent ce pays: « Dans ce moment, où l'Europe attentive a les yeux fixés sur la position critique de cette république désolée, il est naturel de faire connaître plus exactement la nature de son gouvernement assez ignoré. On y apercevra sans peine la source de ses troubles et la cause de ses malheurs »⁴⁵.

Dans l'article *Confédération polonaise* Bertrand étudie trois types de confédération en Pologne: les premières étaient en contact avec le roi, les deuxièmes demeuraient en opposition au monarque, enfin les troisièmes constituaient un danger pour toute la République. L'exemple du troisième type de confédération était pour Bertrand celle de Bar et c'est à elle que le naturaliste helvète a consacré le plus de place dans le cadre de l'article étudié. Dans la conclusion de cet article Bertrand a écrit: « Que l'on lise l'histoire polonaise et on se convaincra que rarement les confédérations ont produit quelque bien réel et que la plupart ont causé ou donné lieux aux maux les plus affreux. N'en serait-ce pas assez pour faire proscrire à jamais une constitution aussi monstrueuse »⁴⁶.

Dans l'article *Diète de Pologne* Bertrand présente en détails l'histoire, la structure et les compétences de la Diète polonaise dans tous ses genres, alors que dans l'article *Diétines* il décrit la façon dont se construisent les diétines, qui sont une assemblée de l'état chevaleresque de Pologne, formé par toute la noblesse.

En tant qu'auteur des articles mentionnés, Bertrand est devenu un informateur et un commentateur compétent des affaires polonaises, exerçant une influence sur l'opinion publique dans le cadre du savoir sur la République des Deux Nations. Son attitude face à la Pologne était toujours bienveillante mais en même temps incroyablement critique. L'exemple significatif en est l'article *Dissidents* du XIV tome de l'*Encyclopédie* d'Yverdon de l'an 1772, qui contient cette triste et amère conclusion sur la Pologne: « Toutes les confédérations, qui se sont élevées en Pologne depuis l'an 1768, et qui ont désolé ce royaume, sont un témoignage subsistant du fanatisme, qui anime encore la nation, et du pouvoir du clergé catholique romain sur elle.

⁴³ J.D. Candaux, *Felice Fortunato Bartolomeo de (1723–1789)*, [dans:] *Historisches Lexikon der Schweiz*, t. IV, Basel 2005, p. 462.

⁴⁴ É. Bertrand, *Confédération polonaise*, [dans:] *Encyclopédie, ou Dictionnaire universel raisonné des connaissances humaines*, t. X, Yverdon 1772, p. 762–764; Id., *Diète de Pologne*, [dans:] *ibid.*, t. XIII, Yverdon 1772, p. 775–780; Id., *Diétines*, [dans:] *ibid.*, t. XIII, Yverdon 1772, p. 784; Id., *Dissidents*, [dans:] *ibid.*, t. XIV, Yverdon 1772, p. 189–193.

⁴⁵ Id., *Diète de Pologne*, p. 775.

⁴⁶ Id., *Confédération polonaise*, p. 764.

L'entreprise atroce, formée contre la personne sacrée du roi, dont l'esprit de douceur et de tolérance a fait le seul crime aux yeux des fanatiques furieux, démontre combien la nation est encore éloignée des vraies lumières de la religion du Sauveur, qui n'a rien recommandé avec autant de force que l'amour fraternel, l'amour même des ennemis, aussi bien que le respect et la fidélité pour les souverains »⁴⁷.

Conclusions

L'intention de Stanislas Auguste Poniatowski était de moderniser d'une façon relativement rapide la Pologne. Le monarque était conscient du fait qu'il faut se fonder dans ce processus en grande partie sur des étrangers. De son côté, Élie Bertrand constituait un éminent exemple d'étranger répondant aux attentes du roi. Il disposait d'une excellente éducation, avait de vastes intérêts scientifiques, se vantait de connaître les grands esprits de l'époque. Il s'intéressait vivement aux affaires polonaises, et la preuve en est son engagement dans le processus de réformes de la République nobiliaire qui, comme il le disait, était devenue pour lui une seconde patrie. Les projets élaborés par Bertrand sur demande du monarque polonais sont remarquables par leur rédaction professionnelle et contiennent des expériences acquises par le savant helvète – aussi bien celles de la période d'activité dans la Société économique de Berne que celles qu'il a recueillies dans les contacts avec les magnats polonais.

Même si les projets de réforme du savant helvète donnent parfois l'impression de visions idéalistes destinées à rendre tout le monde heureux, il faut prendre en considération les compétences et le savoir de leur auteur, de même que son intention évidente de tenter d'adapter la réalité polonaise aux standards réalisés avec succès dans d'autres pays européens. Ce n'était donc pas un plan utopique mais plutôt, dans le cas de la Pologne retardée, difficile à réaliser rapidement. Il importe de souligner que la direction des solutions proposées dans les projets de réforme résultait de la conception physiocratique, dont Élie Bertrand était représentant et partisan. Dans les solutions suggérées le naturaliste suisse soulignait l'importance de l'économie politique. On peut donc sans hésiter dire que par les solutions qu'il proposait, Élie Bertrand transplantait sur le terrain polonais des idées novatrices de la pensée européenne, et par cela même rapprochait la Pologne retardée à l'Europe occidentale. Il faut réserver une place spéciale à Élie Bertrand qui se prononce sur l'anarchie et l'intolérance polonaise. Deux choses résultent incontestablement des larges fragments de correspondance que j'ai analysés. La première est une bienveillance constante et authentique pour la Pologne et les Polonais, un intérêt vif, affectueux et responsable pour le sort actuel et futur de la République des Deux Nations. La deuxième est l'attitude conséquente de réaliste lucide et de légaliste intransigeant, de pasteur calviniste et de moraliste, mais aussi d'un philosophe imbu d'idéaux des Lumières, qui refusait toute manifestation d'anarchie, de fanatisme, d'entêtement et de conflictualité

⁴⁷ Id., *Dissidents*, p. 193.

politique. Il soulignait toujours que le relèvement de la Pologne de son retardement, son futur développement économique et sociopolitique, sa tolérance religieuse fondée sur la miséricorde – tout cela devrait se fonder sur un concept de liberté bien fondé, qui selon lui se traduisait par un respect de la loi sans exceptions et par une soumission inconditionnelle à la volonté du souverain.

La République des Deux Nations a hérité d'Élie Bertrand de nombreuses choses. Ce sont sans aucun doute les Suisses qu'on a fait venir en Pologne par son intermédiaire (par exemple: Marc Reverdil (1734–1790)) et des projets de réformes soigneusement préparés. C'est aussi une éducation européenne moderne donnée aux frères Joseph et Michel Mniszech, qui lui a valu la reconnaissance non seulement de Catherine née Zamoyska Mniszech mais aussi et peut-être surtout de Stanislas Auguste Poniatowski. Ce sont sans aucun doute les articles de l'*Encyclopédie* d'Yverdon consacrés à la Pologne. C'est aussi le message que contient la lettre écrite à Wiśniowiec à Johann Friedrich von Herrenschwand (1715–1796)⁴⁸ le 11 juillet 1768, qui semble un avertissement et qui malheureusement n'a pas sauvé la République nobiliaire de la catastrophe du troisième et dernier partage et de l'effacement des cartes du monde tragique dans ses conséquences. Selon cet avertissement: « Rien ne serait plus nécessaire pour la noblesse polonaise, qui apprendrait quels sont les vrais principes d'un bon gouvernement, d'une police avantageuse, quels sont les moyens de diriger les finances, d'encourager le commerce et les manufactures, d'augmenter la population, etc. Elle apprendrait à se former de justes idées de la liberté qui ne peut se trouver que là où règne la subordination et la soumission aux lois »⁴⁹.

Bibliographie

I. Sources manuscrites

- Bibliothèque cantonale et universitaire de Lausanne, ms. Hist. 860a, Frédéric Samuel Ostervald, *Mémoire sur la vie de monsieur Bertrand* [1789 ?].
- Bibliothèque de la Bourgeoisie de Berne, ms. Historia helvetica XLVII.61, lettre d'Élie Bertrand à Johann Friedrich von Herrenschwandt de Wiśniowiec du 11 juillet 1768.
- Bibliothèque municipale de Versailles, Fonds Lebaudy, ms. 4°. 58–60, *Recueil des lettres écrites par messieurs les comtes de Mniszech et par Monsieur Bertrand à Madame la comtesse de Mniszech* [t. I–III].
- Bibliothèque municipale de Versailles, Fonds Lebaudy, ms. 4°. 61–62, *Journaux des voyages par m.[onsieur] le comte Michel Mniszech concernant les observations faites au cours de ses voyages en Europe des années 1765, 1766, 1767 et 1768* [t. I–II].
- Collection privée de M. Jean Malo Ronin à Paris, ms. *Observations politiques et morales par Mr le comte Michel Mniszech 1762–1765*.

⁴⁸ E. Stocki, *Herrenschwandt (Herrenszwand) De Greng Jan Fryderyk*, [dans:] *Polski Słownik Biograficzny*, t. IX, Wrocław 1960–1961, p. 466–467.

⁴⁹ Bibliothèque de la Bourgeoisie de Berne, ms. Historia helvetica XLVII.61, lettre d'Élie Bertrand à Johann Friedrich von Herrenschwandt de Wiśniowiec du 11 juillet 1768.

II. Sources imprimées

- Bertrand Élie, *Confédération polonaise*, [dans:] *Encyclopédie, ou Dictionnaire universel raisonné des connaissances humaines*, mis en ordre par M. de Felice, t. X, Yverdon 1772, p. 762–764; Id., *Diète de Pologne*, [dans:] *ibid.*, t. XIII, Yverdon 1772, p. 775–780; Id., *Diétines*, [dans:] *ibid.*, t. XIII, Yverdon 1772, p. 784; Id., *Dissidents*, [dans:] *ibid.*, t. XIV, Yverdon 1772, p. 189–193; Id., *Ecclésiastique, personnes*, [dans:] *ibid.*, t. XV, Yverdon 1772, p. 27–30; Id., *Ecclésiastique, biens*, [dans:] *ibid.*, t. XV, Yverdon 1772, p. 30–35; Id., *Ecclésiastique, autorité et puissance*, [dans:] *ibid.*, t. XV, Yverdon 1772, p. 35–52.
- , *Essai sur l'art de former l'esprit, ou Premiers éléments de la logique*, La Haye 1764.
- Bratuń Marek, *Paris aux yeux des jeunes Sarmates éclairés en 1766–1767 d'après une correspondance inédite de Joseph et Michel Georges Mniszech*, „Studies on Voltaire and the Eighteenth Century” 1999, t. 371, p. 257–274.
- Kumor Bolesław, *Projekt założenia Akademii Nauk i Sztuk Pożytecznych w Warszawie (1766)*, „Kwartalnik Historyczny” 1978, n° 2, p. 395–406.

III. Littérature secondaire

- Bratuń Marek, *Die polnische Deutschlandreise in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts am Beispiel von Graf Michael Georg Mniszechs Reisebeschreibung 1765*, „Das achtzehnte Jahrhundert” 2000, Jahrgang XXIV, Heft 1, p. 13–24.
- , *Élie Bertrand a Polska*, Wrocław 2013.
- , *Élie Bertrand et ses Observations sur Rome politique*, [dans:] *Les Philosophes et leurs papes*, études réunies par Jan Herman, Kris Peeters et Paul Pelckmans, Amsterdam-New York 2009, p. 189–202.
- , *L'Encyclopédie d'Yverdon et le nouveau regard sur le gouvernement de Pologne à la veille du premier partage*, [dans:] *L'Encyclopédie d'Yverdon et sa résonance européenne. Contextes-contenus-continuités*, recueil de travaux édité par Jean Daniel Candaux, Alain Cernuschi, Clorinda Donato et Jens Häselser, Genève 2005, p. 241–256.
- , *Le comte Michel Georges Vandalin Mniszech et ses voyages d'instruction en Europe occidentale en 1762–1768*, „Pro Sæculo XVIII^o. Societas Helvetica. Bulletin de la Société Suisse pour l'Étude du XVIII^e Siècle” 1999, n° 14, p. 9–12.
- , *Le voyage en France du comte Mniszech, de son frère et de leur précepteur chez Jean François Séguier (juin, juillet, août 1765)*, [dans:] *Jean François Séguier (1703–1784). Un Nîmois dans l'Europe des Lumières*, actes réunis par Gabriel Audisio et François Pugnère, Aix-en-Provence 2005, p. 149–163.
- , *Relations polono-suisse au XVIII^e siècle. Nouvelles approches*, Wrocław 2012.
- , „Ten wykwinny, wykształcony Europejczyk”. *Zagraniczne studia i podróże edukacyjne Michała Jerzego Wandalina Mniszcha w latach 1762–1768*, Opole 2002.
- Candaux Jean Daniel, *Felice Fortunato Bartolomeo de (1723–1789)*, [dans:] *Historisches Lexikon der Schweiz*, hrsg. von der Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz, chefredactor Marco Jorio, t. IV, Basel 2005, p. 462.

- Dymnicka-Wołoszyńska Hanna, *Mniszchowa z Zamoyskich Katarzyna*, [dans:] *Polski Słownik Biograficzny*, t. XXI, Wrocław 1976, p. 454–457.
- Dymnicka-Wołoszyńska Hanna et Wołoszyński Ryszard W., *Mniszech Józef Jan Tadeusz*, [dans:] *Polski Słownik Biograficzny*, t. XXI, Wrocław 1976, p. 478–480.
- Fabre Jean, *Stanislas Auguste Poniatowski et l'Europe des Lumières. Étude de cosmopolitisme*, Paris 1952.
- Fatio Olivier, *Bertrand Elie (1713–1797)*, [dans:] *Historisches Lexikon der Schweiz*, t. II, Basel 2003, p. 334.
- Madurowicz-Urbańska Helena, *Loyko (Łojko) Feliks Franciszek*, [dans:] *Polski Słownik Biograficzny*, t. XVIII, Wrocław 1973, p. 447–451.
- Rosner Andrzej, *Mniszech Michał Jerzy Wandalin*, [dans:] *Polski Słownik Biograficzny*, t. XXI, Wrocław 1976, p. 480–484.
- Stocki Edward, *Herrenschwand (Herrenszwand) De Greng Jan Fryderyk*, [dans:] *Polski Słownik Biograficzny*, t. IX, Wrocław 1960–1961, p. 466–467.
- Wahl Elisabeth, *Bertrand Elie (1713–1797)*, [dans:] *Dictionnaire de la presse 2: Dictionnaire des journalistes (1600–1789)*, sous la direction de Jean Sgard, t. I, Oxford 1999, p. 92–93.
- Weidmann Marc, *Un pasteur-naturaliste du XVIII^e siècle: Élie Bertrand (1713–1797)*, „Revue Historique Vaudoise” 1986, t. XCIV, p. 63–108.

Słowa kluczowe

Élie Bertrand, Oświecenie, kalwiński pastor, preceptor i reformator

Abstract

Élie Bertrand and Poland: learned preceptor, reformer and mediator

In an attempt to take a new look at the figure of Élie Bertrand (1713–1797) as an outstanding representative of the Swiss enlightenment and learned mediator of this era, the author of this article focuses on his relations with Poland, covering the years 1761–1772. The groundwork for his considerations will be Élie Bertrand's activities related to the education and upbringing of the Mniszech brothers: Michał Jerzy Wandalin (1742–1806) and Józef Jan Tadeusz (?–1797), his activity expressed in transposing enlightenment ideas into the Polish ground, in attempting to reform Poland and in informing European public opinion about Polish matters.

By showing the multidirectional activity of Élie Bertrand in relation to Poland, the author of this article uses the following sources: a small extract from the Versailles correspondence obtained so far [Bibliothèque Municipale de Versailles] (*Recueil des lettres écrites par messieurs les comtes de Mniszech et par Monsieur Bertrand à Madame la comtesse de Mniszech [1761–1768]*); the little known correspondence of Élie Bertrand with the Mniszech family from 1761–1770, included in the collection of the Library of the National Institute of

Ossoliński in Wrocław, correspondence stored in other European archival and library resources, known and completely unknown projects of Elie Bertrand, concerning the reform of Polish agriculture, the founding of the Academy of Sciences and Applied Arts in Warsaw, as well as a publishing house and bank situated in the Vistula capital, and articles dedicated to Poland by the Helvetic scholar, published in the Yverdon Encyclopedia.

Showing Élie Bertrand's involvement in the discussion about the socio-political situation in which Poland found itself in the first years of the reign of Stanisław August Poniatowski (1765–1766), and in the period preceding the Confederation of Bar (29 February 1768), the author of this article pays special attention to Élie Bertrand firm condemnation of religious intolerance and, at the same time, the deeply Calvinist favor of equal rights for dissidents. By presenting Élie Bertrand's projects regarding the reform of the Commonwealth of Poland of that time, the author of the article highlights his physiocratic attitude and experience gained at the Berne Economic Society, which he wanted to transplant into the Polish ground. Discussing important and painful issues of anarchy and fanaticism for Poland's internal situation at that time, the author of the article emphasizes, particularly, the legalistic position taken by Élie Bertrand concerning the above-mentioned issues, expressed in the proposed concept of freedom, understood as absolute submission to law, above all.

It was also emphasized that Élie Bertrand's involvement in Polish affairs was marked by deep sensitivity and concern, as evidenced by the preserved correspondence

Keywords

Élie Bertrand, Enlightenment, Calvinist pastor, preceptor and reformer

Lorenzo Devilla (<https://orcid.org/0000-0002-3796-158>)
Université de Sassari (Italie)

Une langue « entre guillemets ». Le discours direct dans la presse écrite italienne. Enjeux typographiques

Introduction¹

Les médias jouent un rôle fondamental dans la diffusion et la circulation des dire. Ces propos rapportés, transposés, reformulés qui résonnent dans le texte journalistique en font « une mosaïque de voix », pour reprendre l'heureuse formule de Moirand (2007 : 85). Le discours direct (désormais DD), en particulier, envahi toujours plus la langue de la presse écrite d'information aussi bien dans le texte que dans le paratexte au point qu'on pourrait parler, avec Antonelli (2007), d'une langue « entre guillemets ».

Cet article, consacré à la question de la typographie du DD dans la presse écrite quotidienne italienne, représente ainsi la première étape d'une étude contrastive à venir sur les presses française, italienne et polonaise, dans la lignée des travaux de Biardzka et Komur-Thillooy (2019) menés dans une perspective comparative polono-française. Les auteures ont montré par exemple que les segments citationnels présentés comme fidèles dans la presse française se caractérisent par le format typographique surmarqué, réunissant les guillemets et l'italique. Les quotidiens polonais n'emploient que les tirets dans ce contexte sans garantir de baliser précisément les limites des segments citationnels. La typographie polonaise semble en plus assez instable (beaucoup de cas d'omissions) alors que la distinction en fonction des sources du discours rapporté (désormais DR), écrites ou orales, est rigoureusement marquée (tirets pour l'oral, guillemets pour l'écrit).

Dans notre travail, nous aimerions synthétiser la théorisation et les pratiques typographiques italiennes du DD dans la presse écrite. Après avoir focalisé notre attention sur la description de la typographie du DD dans les écrits théoriques (principales grammaires italiennes, encyclopédies, traités de ponctuation), nous allons nous attarder sur les pratiques journalistiques des deux principaux titres de la presse écrite quotidienne italienne, à savoir *Corriere della Sera* et *Repubblica*, afin de relever l'éventuel décalage entre ce qui est considéré comme « traditionnel » dans le marquage du DD et les pratiques majoritaires dans la presse.

¹ Cet article présente les résultats d'une recherche financée par l'Université de Sassari à travers le Fonds pour la recherche 2019 [« Fondo di Ateneo per la ricerca 2019 »].

1. Corpus et méthodologie

Ce travail se base sur des données empiriques. Nous allons analyser les séquences de DD relevées dans les journaux que nous avons dépouillés. Le DD est pour nous une séquence textuelle où l'énonciateur-rapporteur mentionne les mots de l'énonciateur initial dans leur matérialité signifiante, par le biais de l'opération de citation-monstration (Authier-Revuz 1992, 1993 et 2001). Autrement dit, le DD cite la matérialité textuelle des paroles d'origine selon la formule : Il dit : « x ». Soulignons que le DD, comme d'autres formes du DR, est toujours une séquence textuelle bipartite. Le segment qui représente la parole rapportée (segment citationnel, abrégé dans notre étude en SC) est toujours accompagné d'un type de discours particulier (segment accompagnant, désormais SA) qui verbalise les données, toujours sélectionnées, de l'énonciation première. Ce qui nous intéresse précisément dans notre travail, c'est la typographie du SC.

En Italie, les premiers quotidiens nationaux au sens moderne du terme naissent dans les grandes villes après l'unité du pays (Gualdo 2007 : 11). Notre corpus est constitué d'extraits d'articles tirés des versions imprimées des deux principaux quotidiens nationaux italiens : *Corriere della Sera* (désormais *CdS*), fondé à Milan en 1876 par Eugenio Torelli Viollier, et *Repubblica* (désormais *R*), fondé à Rome en 1976 par Eugenio Scalfari. Il s'agit des titres de la presse écrite quotidienne d'information à grand tirage (environ 600000 copies vendues le premier et 460000 le second). Leur ligne éditoriale est respectivement de centre-droit et de centre-gauche. *Repubblica*, en particulier, a ouvert la voie, depuis sa fondation, à l'emploi massif du discours direct dans la presse écrite italienne (Bonomi 2019).

Notre étude est de nature qualitative. Elle est orientée avant tout sur l'interprétation des données et sur l'émergence de leur sens discursif.

Les numéros analysés, choisis au gré des lectures, s'étalent sur une période de deux mois : aout-septembre 2019. Afin de faire émerger d'éventuelles différences dans l'emploi du DD, nous avons procédé également à une analyse « synchronique » en dépouillant l'édition du 29 septembre 2019 des deux titres retenus. Nous avons complété ce corpus exploratoire par le recours aux études précédentes sur la presse quotidienne italienne (en particulier Santulli 2003, Gualdo 2007 et Bonomi 2019).

Les séquences de DD citées dans cette étude font l'objet d'une numérotation. La localisation dans le journal est indiquée entre parenthèses à la fin de chaque exemple. Elle contient le nom abrégé du journal et la date de parution du numéro, suivant le modèle : *CdS*, 23/08/19, où *CdS* renvoie à *Corriere della Sera*, et les chiffres, à la date (le 23 aout 2019). Nous avons effectué la traduction de l'italien au français des extraits cités.

2. Les écrits théoriques sur la typographie du DD

Comme on peut le constater en consultant le tout récent *Manuale di linguistica e di grammatica italiana* [Manuel de linguistique et de grammaire italienne] (Prandi & De Santis 2019), la place accordée au discours rapporté dans les grammaires italiennes

se limite la plupart du temps à quelques pages. C'était du reste déjà le cas dans la *Grammatica italiana di base* [Grammaire italienne de base] de Pietro Trifone et Massimo Palermo chez Zanichelli (2000 pour la première édition, 2014 pour la troisième), ce qui confirme le caractère habituellement marginal de cette problématique dans les grammaires italiennes.

En ce qui concerne notamment la typographie, Prandi et De Santis (2019) font remarquer que le DD est introduit par des artifices intonatifs (une pause) ou graphiques : les deux points, les tirets et les guillemets. L'exemple montre l'emploi des deux points et des guillemets comme signes typographiques marquant le SC (« Giorgio a dit : “Je viendrai demain” »²). En revanche, aucun exemple n'est donné pour illustrer l'utilisation des tirets.

Dans la *Grammatica italiana* [Grammaire italienne] de Serianni, rédigée en collaboration avec Castelveccchi et sortie en 1988 chez UTET, volume au grand format d'environ sept cent pages conçu comme un complément au *Dizionario della lingua italiana* [Dictionnaire de la langue italienne] de Salvatore Battaglia, publié chez le même éditeur, trois pages du quatorzième chapitre s'attardent sur les « structures linguistiques » fondamentales auxquelles on peut avoir recours pour « rapporter la pensée d'autrui (ou la nôtre) », à savoir le discours direct, le discours indirect et le discours indirect libre. Le premier est « la reproduction fidèle – ou qui se présente comme telle de ce qui est, a été ou sera dit par d'autres ou par le narrateur lui-même » (*Ibid.* : 529). A l'écrit, le DD est signalé par des « indicateurs graphiques spécifiques (guillemets ou tirets) »³. Les exemples fournis sont exclusivement littéraires.

En revanche, les signes typographiques du DD font l'objet d'une description dans la partie du premier chapitre, intitulé « Phonétique et graphématique », consacrée à la ponctuation. En ouverture de cette partie, Serianni met en garde sur le fait que parmi les normes de l'écrit, les règles de la ponctuation sont les moins codifiées, en italien comme dans d'autres langues aussi (*Ibid.* : 57). A propos des deux points, il souligne, entre autres, leur fonction de segmentation (« funzione segmentatrice ») lorsqu'ils servent à introduire un DD, le plus souvent en combinaison avec d'autres signes typographiques spécifiques : guillemets ou tirets (*Ibid.* : 63). Une remarque en lien toujours avec les marques typographiques du DD se trouve aussi lorsqu'on aborde la question des majuscules. Serianni signale en effet l'emploi de la majuscule après les deux points introduisant le DD (*Ibid.* : 56).

Dans le paragraphe portant sur les guillemets, qui « servent principalement à rapporter un mot ou un discours d'autrui, ou pour marquer l'emploi particulier (allusif, figuré, ironique) de n'importe quelle expression » (*Ibid.* : 64)⁴, Serianni précise qu'il faut distinguer entre « virgolette alte » (“”) (guillemets « hauts »), appelés aussi dans d'autres grammaires italiennes guillemets « italiens », « virgolette basse » (guillemets

² Giorgio ha detto: « Verrò domani »

³ « È la riproduzione fedele – o che si presenta come tale – di quel che è, è stato o sarà detto da altri o dallo stesso narratore; nella scrittura è normalmente selezionato da specifici indicatori grafici (virgolette o trattini) ».

⁴ « Le virgolette servono essenzialmente per riportare una parola o un discorso altrui, o per contrassegnare l'uso particolare (allusivo, traslato, ironico) di una qualsiasi espressione ».

« bas »), qui correspondent aux signes traditionnels français (« »)⁵, et « apici » (‘’), dits aussi guillemets « anglais ». Le recours à un signe plutôt qu’à l’autre dépend des traditions typographiques, mais les guillemets « hauts » sont en général les plus utilisés, les autres formes étant en revanche employées en cas de cumul typographique pour marquer des citations à l’intérieur de la citation principale. Les guillemets sont la plupart du temps associés à l’italique dans les citations brèves (*Ibid.* : 65)⁶.

Dans le paragraphe consacré aux tirets, Serianni fait remarquer que ceux-ci précèdent et suivent le SA (qu’il appelle « incise ») lorsque ce dernier apparaît à l’intérieur du SC (*Ibid.*). L’exemple sur lequel l’auteur s’appuie est tiré d’un article de Gambino paru dans l’hebdomadaire *l’Espresso* le 4 mai 1986 : « Face à un acte de guerre, celui qui le subit a le droit – ou plutôt, selon Saint Augustin, le devoir – de répondre avec la guerre »⁷.

Pour un traitement plus approfondi du discours rapporté, Serianni (1988) renvoie à l’ouvrage de Mortara Garavelli (1985). Celle-ci est l’auteure aussi de tout un chapitre (p. 429–470) consacré au discours rapporté dans la *Grande grammatica italiana di consultazione* [Grande grammaire italienne de consultation] coordonnée par Renzi, Salvi et Cardinaletti (1995), qui fait donc figure d’exception dans le domaine des grammaires italiennes quant à la place accordée au DR. Mortara Garavelli pointe, outre les différences syntaxiques, les différences énonciatives caractérisant les différents types de discours rapporté.

A l’écrit, le DD « se trouve entouré de guillemets doubles ou entre tirets, et il est précédé des deux points si l’élément introducteur est placé avant la citation » (*Ibid.* : 439)⁸. Cette remarque est très intéressante car elle souligne à juste titre que la typographie en DD dépend de la position du SA. Nous verrons plus loin ce qu’il en est dans les pratiques des journaux retenus. Mortara Garavelli dénombre quatre positions possibles du SA, qu’elle appelle « phrase citante » (« frase citante » en italien ; d’autres parlent aussi de « cadre », « cornice » en italien) : initiale, finale, médiane, ou encore lorsque le SA englobe le SC :

- a) Anna sourit: « C’est tout ? Je m’attendais à pire »
- b) « C’est tout ? Je m’attendais à pire » sourit Anna
- c) « C’est tout ? – sourit Anna – Je m’attendais à pire »
- d) Mais Anna: « C’est tout ? » sourit-elle avec indulgence⁹

⁵ Mortara Garavelli (1995) les appelle « guillemets doubles ». Sur l’emploi de ces guillemets dans les citations et le discours direct voir aussi l’article de Luca Cignetti dans L’Encyclopédie Treccani en ligne [http://www.treccani.it/enciclopedia/virgolette_\(Enciclopedia-dell’Italiano\)/](http://www.treccani.it/enciclopedia/virgolette_(Enciclopedia-dell’Italiano)/)

⁶ « Concorre in gran parte con le virgolette l’uso del corsivo (per esempio nelle citazioni brevi) ».

⁷ « Ad un atto di guerra, chi lo subisce ha il diritto – anzi, secondo Sant’Agostino, il dovere – di rispondere con la guerra) ».

⁸ « si trova racchiuso tra virgolette doppie o tra lineette, ed è preceduto dai due punti se l’elemento introduttore si trova prima della citazione »

⁹ Anna sorrise: « Tutto qui ? Temevo peggio »; b) « Tutto qui ? Temevo peggio » sorrise Anna; c) « Tutto qui ? – sorrise Anna – Temevo peggio »; d) Ma Anna: « Tutto qui ? » sorrise con indulgenza.

En revanche, elle ne s'attarde pas sur la typographie caractérisant le SA en position finale, se limitant à souligner qu'il assume la valeur de commentaire, mais les exemples présentés montrent que rien ne sépare SC et SA. Le SA peut être omis lorsque le contexte fournit les informations nécessaires à l'attribution des propos rapportés. Les exemples dans ce cas-là sont tirés de textes littéraires et journalistiques, notamment des titres des journaux (*Ibid.* : 442). Toujours dans les titres des journaux, on peut avoir recours à un syntagme nominal introducteur qui fait office d'une phrase elliptique d'un verbe de dire : « Le Pape : Occident, sauve-toi » (*CdS*, 3/05/91)¹⁰.

Mortara Garavelli se penche sur la typographie du DD dans son *Prontuario di punteggiatura* (2003) [*Manuel de ponctuation*] aussi. Elle revient sur l'importance de la position du SA. Ainsi, lorsque le SA précède le SC, on a recours aux deux points et à la majuscule pour la première lettre du premier mot cité. Mais cette norme, précise-t-elle, peut subir des variations dans la pratique citationnelle. C'est notamment le cas pour la majuscule, dont l'emploi n'est pas systématique. Nous allons voir, par exemple, qu'il en est ainsi dans certaines pratiques journalistiques. Si Serianni (1988), on l'a vu, mentionne l'emploi de l'italique en association avec les guillemets dans les citations brèves, Mortara Garavelli (2003) souligne, pour sa part, que l'italique peut remplir la même fonction que les guillemets et devenir ainsi un indice de polyphonie.

La typographie du DD fait l'objet de description dans les encyclopédies aussi. L'encyclopédie Treccani en ligne, par exemple, consacre toute une section de sa « grammaire italienne » (2012) au DD¹¹. Des remarques d'ordre typographique sont également disséminées dans les pages traitant des différents signes de ponctuation, accessibles à travers des liens hypertextes. On peut y lire que le DD est précédé des deux points et délimité par des guillemets ou des tirets. D'autres expédients graphiques marquant le passage au plan énonciatif de la citation sont l'italique ou la majuscule. L'encyclopédie Treccani fait pourtant relever qu'en italien contemporain, notamment dans des typologies textuelles plus « libres », à l'instar de l'écriture journalistique ou de la prose littéraire, certains indicateurs graphiques du DD peuvent faire défaut. L'extrait cité pour illustrer les cas d'omission des guillemets est issu d'un roman de l'écrivain italien Antonio Tabucchi : « Pessoa ne le reconnut pas et lui demanda : qui êtes-vous, de grâce »?¹² En revanche, un titre du journal *Repubblica* est convoqué à propos de l'effacement des deux points, phénomène fréquent, précise-t-on, dans les paratextes des journaux. Les deux points sont ici en quelque sorte remplacés par le passage à la ligne, qui délimite topographiquement le SC :

Opel, ouverture de la part de Berlin
« Fiat a un plan interessante » (*R*, 04/05/09)¹³

¹⁰ « Il Papa : Occidente, salvati »

¹¹ https://www.treccani.it/enciclopedia/discorso-diretto_%28La-grammatica-italiana%29/, consulté le 2.10.2020.

¹² « Pessoa non lo riconobbe e chiese : lei chi è, di grazia? »

¹³ Opel, apertura da Berlino

« Fiat ha piano interessante »

Concernant la typologie des guillemets employés pour marquer le DD, l'encyclopédie Treccani s'inscrit dans la lignée des grammaires et des manuels déjà cités confirmant que les guillemets bas sont les plus utilisés et, reprenant sur ce point Serianni (1988), que l'italique s'associe aux guillemets surtout dans les citations brèves. Une remarque intéressante dans notre perspective se trouve dans la réponse à une question portant sur l'emploi ou non de la virgule après le SC, lorsque le SA est postposé : « c'est une bonne habitude de marquer par la virgule la séparation entre le segment cité et le segment citant qui suit, en la plaçant après les guillemets hauts ou bas »¹⁴. Pour corroborer cette remarque, on rappelle que chez les écrivains la virgule suit même le SC se terminant par un point interrogatif ou exclamatif, ou encore par des points de suspension. Or, dans son *Manuel de ponctuation*, Mortara Garavelli (2003) ne signale par contre que l'emploi de la virgule après le point interrogatif du SC. Compte tenu de cette variation dans les théorisations, il faudra donc s'arrêter sur l'utilisation de la virgule dans la pratique journalistique.

Pour résumer, nous pouvons dire que les signes typographiques du DD qui sont en jeu dans les écrits théoriques passés en revue sont donc les deux points, les guillemets, les tirets, les capitales, l'italique et la virgule. Mais, comme nous avons pu le constater, ces textes mettent également en évidence une certaine variation dans les pratiques.

3. Pratiques typographiques du DD dans la presse italienne

Dans notre corpus, les signes typographiques qui sont employés dans le DD sont : les guillemets, les tirets, les deux-points, la virgule, les caractères gras. Leurs fonctions ne sont pas identiques (les fonctions des guillemets, par exemple, ont été largement décrites par Authier-Revuz et synthétisées par Komur-Thillooy et Biardzka 2019). Les guillemets servent à indiquer le début et la fin du SC, à tracer une frontière entre les propos cités et la voix du journal, alors que les deux points marquent le début du segment citationnel.

Dans la presse italienne, le SC, qui représente la matérialité de la parole, est entouré des guillemets de type « bas », qui signalent généralement le début et la fin de la séquence citée :

Le Premier ministre italien Conte : « Cela ferait du bien à l'Italie » (*CdS*, 29/09/19)¹⁵

A relever également l'emploi de la majuscule à l'initiale du premier mot cité. On constate aussi que la typographie du SC en DD dépend de la position du SA. Lorsqu'il suit le SC, le SA est normalement précédé d'une virgule, et s'il apparaît

¹⁴ « È buona consuetudine marcare con la virgola la separazione tra discorso diretto e glossa didascalica seguente, ponendola dopo le virgolette alte (""") o basse (« ») ». https://www.treccani.it/magazine/lingua_italiana/domande_e_risposte/grammatica/grammatica_431.html, consulté le 2.10.2020.

¹⁵ Il premier Conte : « All'Italia farebbe bene ».

à l'intérieur du SC, il est en principe précédé et suivi de tirets, comme dans les exemples suivants :

« Je ne suis pas compétent pour les miracles », dit Philippe Menasché avec une certaine ironie (R, 29/09/19)¹⁶

« Une participation extraordinaire de nos jeunes – a commenté le Premier ministre italien Conte – mon fils de 12 ans a fait grève pour la première fois de sa vie, je lui ai permis de le faire » (R, 29/09/19)¹⁷

Dans la presse italienne analysée, les guillemets ne figurent jamais avec l'italique et ce bien que cette possibilité soit prévue, on l'a vu plus haut, par les grammaires, les encyclopédies et les traités de ponctuation, et soit également attestée dans les études (voir Mortara Garavelli 2009).

L'absence de l'italique semble pourtant être une caractéristique de la presse d'aujourd'hui car dans des exemples moins récents cités par Mortara Garavelli (2009 : 46) et tirés du journal *La Stampa* du 27 février 1983, on relève un cumul des guillemets et de l'italique dans le DD. En DD, la limite entre le SA et le SC s'accroît et se matérialise par les deux-points :

C'était déjà arrivé en juillet, rappelle Mediaset : « Dès que le titre a atteint le seuil de 3 euros, s'écartant de façon appréciable de la valeur de retrait, Vivendi a diffusé des nouvelles non confirmées avec le but évident de discréditer tant la raison de l'opération de fusion transfrontalière que la possibilité de la réaliser. » (CdS, 23/08/19)¹⁸

Les deux-points tracent une limite claire entre le SA et le SC. Parfois, l'interprétation des deux-points est cependant plus difficile. C'est notamment le cas dans les titres où le SA prend la forme abrégée d'un nom propre indiquant, sur le mode métonymique, l'énonciateur cité (sans verbe de parole ou autre développement) :

Berlusconi : «La Ligue du Nord et les fascistes sont terminés sans moi» (R, 29/09/19)¹⁹

La possibilité de réduire le SA au nom propre, rappelons-le, est mentionnée dans les grammaires aussi, qui fournissent des exemples provenant de la presse écrite. Dans le cas des titres bipartites, on remarque pourtant une différence typographique entre les deux journaux analysés. En effet, si *Repubblica* se distingue par l'emploi des guillemets « hauts » (appelés aussi « anglais »), le *Corriere* adopte en revanche les guillemets « bas » (appelés aussi « français »), ceux-ci étant du reste indiqués dans tous les écrits théoriques cités *supra* comme les guillemets qui introduisent le DD.

¹⁶ « Per i miracoli non sono competente », dice con tono ironico Philippe Menasché.

¹⁷ « Una straordinaria partecipazione dei nostri giovani – ha commentato Conte – mio figlio di 12 anni ha fatto il primo sciopero della sua vita, gliel'ho concesso ».

¹⁸ Era già accaduto a luglio, ricorda Mediaset : « Non appena il titolo ha toccato la soglia dei 3 euro, discostandosi in modo apprezzabile dal valore di recesso, Vivendi ha fatto filtrare notizie non confermate con l'evidente intento di screditare tanto il merito dell'operazione di fusione transfrontaliera, quanto la possibilità di realizzarla ».

¹⁹ Berlusconi : « Lega e fascisti sono finiti senza di me ».

4. Effacement des signes typographiques

Nous allons maintenant nous intéresser aux cas où certains signes typographiques signalant le DD, les guillemets et les deux points notamment, disparaissent. L'omission des signes typographiques peut alors créer une certaine ambiguïté quant à la source énonciative des paroles rapportées.

Dans les titres bipartites du *Corriere*, on relève par exemple l'absence des guillemets et de la majuscule à l'initiale du premier mot cité, ce qui n'est pas le cas dans les titres de *Repubblica* (voir par exemple l'extrait cité plus haut) :

Di Maio : on va consulter la base du mouvement (*CdS*, 28/08/19)²⁰

Berlusconi : les fascistes et la Ligue du Nord ne savent pas gagner sans nous (*CdS*, 29/09/19)²¹

Comme le fait remarquer Gualdo (2007 : 48), qui s'appuie sur des exemples issus toujours du *Corriere*, dans les titres de presse italiens, les guillemets font souvent défaut pour des raisons de place mais aussi parce qu'on estime que les deux points suffisent à signaler clairement les propos cités, ou reformulés, ajoutons-nous, car dans les paratextes notamment le DD est la plupart du temps caractérisé par un degré d'infidélité aux propos d'origine.

En revanche, l'effacement des deux points est compensé, dans les deux journaux du corpus, par la présence des guillemets et par le caractère gras, qui marque l'énonciateur des propos, en particulier dans les titres de *Repubblica*.

« Je rencontrerai Berlusconi et Meloni » Salvini relance l'alliance (*CdS*, 12/08/19)²²

Pisapia “Des lois qu'il faut faire immédiatement, le M5S doit montrer qu'il a changé de voie” (*R*, 29/09/19)²³

Biondo (ancien membre du M5S) “Grâce au gouvernement Casaleggio va faire de la publicité à sa plateforme Rousseau” (*R*, 29/09/19)²⁴

Il est intéressant de faire remarquer ici que les écrits théoriques ne mentionnent pas les caractères gras dans la description de la typographie du DD.

L'effacement typographique, qui s'inscrit dans la tendance à la simplification caractérisant la pratique journalistique en Italie (Raffaelli 2009), est compensé également, dans les deux journaux, par la mise en page (la topographie, autrement dit), le SA et le SC étant disposés sur des lignes différentes :

²⁰ Di Maio : consulteremo la base.

²¹ Berlusconi : i fascisti e la Lega senza di noi non sanno vincere.

²² « Vedrò Berlusconi e Meloni » Salvini rilancia l'alleanza.

²³ Pisapia « Leggi da fare subito, il M5S dimostri di aver cambiato strada ».

²⁴ Biondo (ex. 5S) « Grazie al governo farà pubblicità alla sua piattaforma ».

Paolo, 28 ans

« Je touche jusqu'à 3 mille euros, mais si la réforme passe je vais gagner moins »
(*CdS*, 29/09/19)²⁵

La plus jeune proviseure d'Italie

« A 31 ans je gère mille élèves » (*R*, 29/09/19)²⁶

Ces formes ellyptiques et nominales sont fréquentes dans les titres de notre corpus et, en général, dans les titres de la presse italienne pour des raisons de brièveté et d'impact sur le lecteur (Santulli 2003). Comme l'a montré De Benedetti (2004, cité par Gualdo 2007 : 48–49), les quotidiens italiens mettent aussi entre guillemets, dans les paratextes, des discours remaniés, attribuant ainsi à ce signe graphique la seule fonction de rendre le titre plus vivant.

Sur cette pratique des « guillemets créatifs », à la mode dans les titres des journaux italiens et justifiée par la nécessité de rendre le titre bref et efficace, revient avec humour le journaliste du *Corriere della Sera* Severgnini (2007). Il cite l'exemple d'un titre reprenant les propos de l'ancien Président de la République italienne, Giorgio Napolitano : « Sur Naples, j'ai fait bouger les choses »²⁷, alors qu'en réalité Napolitano a dit « Je voulais faire bouger les choses et engager le gouvernement à faire plus pour Naples »²⁸. Et Severgnini de faire remarquer que « j'ai fait » et « je voulais faire » ne veulent pas dire exactement la même chose.

Lorsque le premier élément du titre bipartite représente le thème (le sujet ou le lieu), les deux points sont remplacés par la virgule. Cette tendance s'est stabilisée dans les journaux italiens à partir des années '70 (Raffaelli 2009) :

Le nuage noir de Rouen, les autorités admettent : il est toxique, portez des gants (*CdS*, 29/09/19)²⁹

Cannabis dans la nourriture, chef italien traduit en justice : « avec mes plats, je soigne la douleur » (*CdS*, 29/09/19)³⁰

Aussi bien dans le *Corriere* que dans la *Repubblica*, la virgule marque la délimitation entre le SA et le SC lorsque le premier se trouve en position finale. C'est ce qui est préconisé aussi, on l'a vu, par certains écrits théoriques, d'autres admettant en revanche l'absence de ce signe entre le SA et le SC. Dans notre corpus « synchronique », nous avons relevé un seul cas d'omission de ce signe typographique dans le numéro de *Repubblica* analysé :

²⁵ Paolo, 28 anni

« Prendo fino a 3 mila euro/ Ma se passa la riforma guadagnerò di meno ».

²⁶ La preside più giovane

« A 31 anni seguo mille ragazzi ».

²⁷ « Su Napoli ho dato la scossa ».

²⁸ Volevo dare una scossa e impegnare il governo a fare di più per Napoli.

²⁹ La nube nera di Rouen, le autorità ammettono: è tossica, usate i guanti.

³⁰ Cannabis nei cibi, chef a processo: « Con i miei piatti curo il dolore ».

« J'aimerais que ma famille décide pour moi » dit Renzi (*R*, 29/09/19)³¹

Mais ces exemples, quoique rares, sont également présents dans le *Corriere*, comme le montre cette séquence de DD cité par l'Encyclopédie Treccani en ligne à propos du SA en position finale :

« Nous aurons toujours Paris » dit Humphrey Bogart à Ingrid Bergman dans *Casablanca* (*CdS*, 06/06/09)³²

En revanche, une différence entre les deux journaux émerge quant à la place du SA. Dans notre corpus « synchronique », le SA est majoritairement en position initiale dans le *Corriere* et en position finale dans *Repubblica*. Cette deuxième configuration est la plus courante dans la presse quotidienne italienne surtout pour les effets communicatifs d'attente et de surprise qu'elle produit chez le lecteur (Mandelli 2010). Dans son étude sur un corpus d'articles politiques présents dans les journaux italiens sortis de 1985 à 2000, Spina (2013) explique cette prédilection pour le SA en position finale avec l'émergence dans la presse italienne d'un langage plus proche de l'oralité et de son expressivité. Cet aspect avait par ailleurs déjà été relevé par Antonelli (2007), qui explique le recours à ces thématisations (« topicalizzazioni » en italien) en termes de simulations d'interactions avec le lecteur, en particulier dans les nouvelles d'actualité.

Les exemples de SA en position médiane sont légèrement plus nombreux dans le *Corriere*. Du point de vue typographique, les deux journaux sont fidèles à la tradition grammaticale qui préconise l'emploi des tirets pour délimiter le discours citant du discours cité :

« Les destinataires de “quota 100” – raisonne Marco Leonardi, ancien conseiller économique du gouvernement Gentiloni – bénéficient d'environ 40 mille euros, très conséquent [...] » (*R*, 02/09/19)³³.

« La seule solution sincère, démocratique, c'est de donner la parole aux Italiens. Je ne comprends pas cette terreur de faire voter les Italiens – a-t-il rajouté –. Nous sommes en démocratie, faire voter les citoyens devrait être la plus belle chose au monde ». (*CdS*, 12/08/19)³⁴

La position finale ou médiane du SA est typique des articles politiques où plusieurs propos rapportés au DD se succèdent. Elle est considérée comme descriptive par Danon-Boileau (1982 : 64) : le SA ne fait que qualifier le SC et n'est pas asserté (il dépend du SC). Ainsi, « postposé, le verbe “dire” ne sert plus à construire

³¹ « Per me vorrei decidesse la mia famiglia » dice Renzi.

³² « Noi avremo sempre Parigi » dice Humphrey Bogart a Ingrid Bergman in *Casablanca*

³³ « I destinatari di quota 100 – ragiona Marco Leonardi ex consiglieri economico del governo Gentiloni – godono di un beneficio di circa 40 mila euro, molto consistente. [...] ».

³⁴ « L'unica soluzione sincera, democratica è dare la parola agli italiani. Non capisco questo terrore di far votare gli italiani – ha proseguito –. Siamo in democrazia, dovrebbe essere la cosa più bella del mondo far votare i cittadini [...] ».

une occurrence de parole, il identifie seulement la source énonciative rapportée » (Biardzka & Komur-Thilloy 2019 : 147).

En guise de conclusion

La place toujours plus importante accordée au DD dans la presse écrite italienne s'inscrit dans l'ouverture vers la langue parlée qui caractérise aujourd'hui le discours de presse en Italie. Le DD foisonne notamment dans les articles consacrés à la politique intérieure. Comme il ressort de l'analyse de notre corpus, la presse italienne adopte un marquage typographique sobre des propos cités. En effet, nous n'avons pas relevé de cumul des signes typographiques (guillemets doublés d'italiques par exemple), alors même que les écrits théoriques prévoient cette possibilité. La majuscule après les deux points et après les guillemets d'ouverture de la séquence en DD est en revanche de mise, à l'exception des titres bipartites du *Corriere*.

Le DD est censé préserver « l'indépendance du discours cité » (Arrivé, Gadet & Galmiche 1986 : 236). Il est considéré comme un gage de fidélité aux propos d'origine, dont les guillemets représentent les garants. Or, nous avons vu que cette fonction mimétique du DD fait défaut notamment dans les titres des journaux italiens. Le recours au DD dans les paratextes garantit plutôt un effet d'immédiateté qui attire l'attention du lecteur ou encore il sert à « 'typifier' ou connoter un certain locuteur cité » (Calaresu 2004 : 59) à travers les propos qui lui sont attribués.

A relever également le fait que la typographie du DD dans la presse italienne est hétérogène, par exemple en ce qui concerne, entre autres, la typologie des guillemets employés, la majuscule dans les titres, la place du SA. Elle se modifie en effet en fonction du journal.

La taille de notre échantillon ne nous permet pas pour l'instant de généraliser ces résultats. Toutefois, des tendances semblent émerger concernant l'emploi du DD dans la pratique journalistique d'aujourd'hui en Italie et sur le décalage par rapport à la tradition grammaticale. Nous nous proposons donc de recueillir un corpus plus représentatif en vue de la démarche comparative dont nous avons parlé dans l'introduction de ce travail.

Bibliographie

- Antonelli Giuseppe (2007) *L'italiano nella società della comunicazione*. Bologna : Il Mulino.
- Arrivé Michel, Gadet Françoise, Galmiche Michel (1986) *La grammaire d'aujourd'hui*. Paris : Flammarion.
- Authier-Revuz Jacqueline (1992) « Repères dans le champ du discours rapporté » [in :] *L'information grammaticale*, 55, 38–42.

- Authier-Revuz Jacqueline (1993) « Repères dans le champ du discours rapporté (suite) » [in :] *L'information grammaticale*, 56, 10–15.
- Authier-Revuz Jacqueline (2001) « Le discours rapporté » [in :] Tomassone Roberte (dir.), *Encyclopédie Grands Repères Culturels du XXIe Siècle*, Vol. « Le langage » Quatrième partie, cn. 3. Paris : Hachette, 192–201.
- Biardzka Elzbieta, Komur-Thilloz Greta (2019) *Discours rapporté et presse écrite d'information: Une étude linguistique et discursive du discours rapporté français par comparaison avec le polonais*. Paris : L'Harmattan.
- Boileau Laurent (1982) *Produire le fictif*. Paris : Klincksieck.
- Bonomi, Ilaria (2019) « Tra standard, neostandard e substandard : variazioni nei quotidiani odierni. » [in :] *Italiano LinguaDue*, Vol. 11, 1. <https://riviste.unimi.it/index.php/promoitals/article/view/12200/11349>.
- Calaresu Emilia (2004) *Testuali parole. La dimensione pragmatica e testuale del discorso riportato*. Milano : Franco Angeli.
- Gualdo Riccardo (2007) *L'italiano dei giornali*. Roma : Carocci.
- Mandelli Magda (2010) « Discorso diretto » [in :] *Enciclopedia dell'italiano Treccani* http://www.treccani.it/enciclopedia/discorso-diretto_%28Enciclopedia-dell%27Italiano%29/.
- Moirand Sophie (2007) *Les discours de la presse quotidienne. Observer, analyser, comprendre*. Paris : PUF.
- Mortara-Garavelli Bice (1985) *La parola d'altri*. Palermo : Sellerio.
- Mortara-Garavelli Bice (2003) *Prontuario di punteggiatura*. Roma-Bari : Laterza.
- Mortara-Garavelli Bice (2009) *La parola d'altri. Prospettive di analisi del discorso riportato*. Alessandria : Edizioni dell'Orso.
- Prandi Michele, De Santis Cristiana (2019) *Manuale di linguistica e di grammatica italiana*. Torino : UTET
- Raffaelli Lucia (2009) « I giornali scuola di interpunzione ? » [in :] *La lingua italiana Treccani*. http://www.treccani.it/magazine/lingua_italiana/speciali/punteggiatura/Lucia_Raffaelli.html
- Renzi Lorenzo, Salvi Giampaolo, Cardinaletti Anna (1995) *Grande grammatica italiana di consultazione*. Bologna : il Mulino.
- Santulli Francesca (2003) « Dal politico al pubblico: forme e funzioni del discorso riportato » [in :] *Culture*, Annali dell'Istituto di Lingue della Facoltà di Scienze Politiche dell'Università degli Studi di Milano, 17. <http://www.club.it/culture/culture2003/francesca.santulli/indice-i.html>
- Serianni Luca, Castelvocchi, Alberto (1988) *Grammatica italiana. Suoni, forme, costrutti*. Torino : UTET
- Severgnini Beppe (2007) *L'italiano. Lezioni semiserie*. Milano : Rizzoli.
- Spina Stefania (2013) « Changing trends in Italian newspaper language. A diachronic, corpus-based study » [in :] Bamford Julia, Cavalieri Silvia, Diani Giuliana (dir.), *Variation and Change in Spoken and Written Discourse: Perspectives from Corpus Linguistics*. Amsterdam-Philadelphia: John Benjamins, 239–254.

Mots-clés

discours direct, typographie, presse écrite italienne

Abstract

A language « inside the quotation marks ». Direct speech in Italian newspapers. Typographical issues

In this paper we analyse direct speech in two of the most important daily Italian newspapers: *Corriere della Sera* and *Repubblica*. We propose a typographical approach rather than a typological description of reported speech. We will firstly focus on typographical features of direct speech as described in Italian grammar books. Secondly, we will point out certain discrepancies between traditional grammar and journalistic practices.

Keywords

direct speech, typography, daily Italian newspapers

Miłosz Bukwałt (<https://orcid.org/0000-0003-0302-1627>)
Uniwersytet Wrocławski

*Byś nie ucierpiała, baczenie daj,
O, nieśmiertelna duszo,
Gdy do odejścia cię zmuszą!
Przez śmierć i noc się idzie w ten kraj.*

*Stolica to światła, u której bram
Straż Boga zbrojna stanęła.
Pytają o czyny i dzieła,
Urzędów i nazwisk nie cenią tam.*

*U wejścia zostawia pielgrzym, co zmarł
Zakurzone, ciskające buty
Wejdziesz, znajdziesz tu pokój rozsnuty
I miękkie pantofle, i muzyki czar.*
(Heine, 1978, s. 108)

„Kto napisze moją historię?” Szkic do portretu społecznego i psychologicznego Hildy Deitch

Ułamki, okruchy, błyski pamięci...¹

Zapisane na skrawkach papieru, utrwalone na fotograficznych kliszach lub ukryte w przedmiotach historii ofiar Holocaustu oraz osób ocalonych i ocalałych z Zagłady mają charakter rudymenarny. Te, by rzecz słowami Michała Głowińskiego, „wysoce ułamkowe” świadectwa Szoah rodzą zawsze liczne „wątpliwości i znaki zapytania” (Głowiński 2016, s. 42, 43). Pytania i domysły dotyczą zatem pozbawionych adnotacji zdjęć osób zgładzonych, „niemych” i porzuconych przez dawnych właścicieli artefaktów użytkowych (rzeczy Zagłady), jak również pisanych w warunkach obozowych i gettowych dzienników, wspomnień, listów czy zapisków. Tego typu braki, niedopowiedzenia i puste miejsca towarzyszą również próbom odczytania historii życia i tragicznej śmierci Hildy Deitch, ofiary Holocaustu.

W niniejszym artykule podjąłem próbę nakreślenia społecznego oraz psychologicznego portretu Hildy Deitch, żydowskiej więźniarki obozu Sajmište w Belgradzie (pol. obóz Na Targach, niem. *Judenlager Semlin*). Przez portret społeczny rozumiem w tym miejscu odwzorowanie cech fizycznych, form aktywności rodzinnej i zawodowej oraz wszelkich interakcji społecznych człowieka. Do stworzenia

¹ Zob. (Głowiński 2002, s. 7, 13)

portretu socjalnego Hildy Deitch wykorzystałem fotografie (swoiste nośniki pamięci) przechowywane w zbiorach Muzeum Historii Żydów w Belgradzie, adnotacje z dokumentów szkolnych oraz ustne relacje przyjaciółek i kolegów Hildy z okresu gimnazjalnego i studenckiego. Świadczenia Miriany Petrović, Nady Novak, Olgi Divac, Branki Milošević-Branković oraz Aleksandra Lebla dostarczyły mi wiedzy na temat relacji rodzinnych, więzi społecznych, sukcesów edukacyjnych, form codziennej aktywności oraz zainteresowań i talentów artystycznych Hildy Deitch.

Portret psychologiczny definiuję natomiast jako próbę ukazania tego, co w jednostce ludzkiej uwewnętrznione. Z opisem świata intrapsychoicznego związana jest wszakże złożoność natury człowieka. Dotyczy ona przede wszystkim emocji, myślenia i kojarzenia, niepewności decyzyjnej, wyrzutów sumienia, konfliktów moralnych, mocy wiary lub poczucia pustki duchowej, wreszcie świadomości i zdolności twórczenia. (Zawadzki 2010, s. 16)

Korespondencja obozowa stanowi podstawowe tworzywo do budowania portretu psychologicznego Hildy Deitch. Cztery artefakty rękopiśmienne dostarczają wiedzy na temat form egzystencji duchowej w świecie ograniczonym drutem kolczastym. W swych listach autorka zawarła cenne przemyślenia dotyczące przejawów życia wewnętrznego jednostek w warunkach zamknięcia, stałej inwigilacji oraz pracy przymusowej pod wojskowo-policyjnym nadzorem². W obrazie doznań wewnętrznych więźniarki dominują uczucia miłości, empatii oraz miłosierdzia wobec współtowarzyszy niedoli. W ostatniej, poprzedzającej śmierć, fazie przymusowej izolacji pozytywne emocje ustępują jednak miejsca skrajnej rezygnacji oraz trwodze przed zbliżającą się fizyczną zagładą.

W tworzeniu socjalnego i duchowego portretu Hildy Deitch wykorzystałem aparat pojęciowy z zakresu teorii fotografii, tanatologii oraz psychologii i psychiatrii humanistycznej.

II. Portret społeczny Hildy Deitch: fotografie, dokumenty szkolne, świadectwa ustne³

Portret społeczny Hildy Deitch⁴ współtworzą artefakty ikonograficzne, pisma urzędowe w postaci dokumentów szkolnych oraz relacje przyjaciół z czasów gimnazjalnych i studenckich.

² Istotny kontekst dla korespondencji obozowej Hildy Deitch stanowić mogą utwory pisarek żydowskich, w których powracają tematy Zagłady, ocalenia, czy też odpamiętywania traumatycznych wydarzeń po zakończeniu działań wojennych. Do grupy twórczyń literatury pamięci i „kobiecego losu” Dina Katan Ben-Zion zalicza między innymi: Fridę Filipović, Zorę Dirnbach, Evę Grlić, Ženi Lebl, Magdę Bošan-Simin czy Miriam Štajner-Aviezer. Por. (Katan Ben-Zion, 2018, s.55–76)

³ Niniejszy artykuł stanowi starannie przereklamowaną, rozszerzoną, wzbogaconą o nowe fakty, kopie zdjęć i listów wersję tekstu *Kres każdej filozofii wyznacza kolczasty drut...* Korespondencja obozowa Hildy Deitch (Bukwałt, 2015, s. 145–161).

⁴ Zapis nazwiska bohaterki niniejszego artykułu przysparza badaczom wielu problemów. W opracowaniach serbskich przybiera ono, zgodnie zresztą z przyjętymi w tym języku za-

Posiadamy zaledwie kilka fotografii przechowywanych w zbiorach Muzeum Historii Żydów w Belgradzie. Pierwsza z nich przedstawia sylwetkę smukłej dziewczyny ubranej w letni kostium. Oparta o drabinkę burty statku kobieta pochyła ciało do przodu, jej pociągłe dłonie układają się zaś swobodnie na wysokości kolan. Uwagę zwraca wyraz kobiecej twarzy, który wskazuje drogę „od ciała do duszy, do małej duszy indywidualnej” (Barthes 1985, s. 85). Fizjonomię dziewczyny okalają kruczoczarne, gęste, lekko falujące, poskromione jednak opaską, włosy. Radośnie rozchylone usta odsłaniają rząd śnieżnobiałych zębów. Spojrzenie niewieścich oczu kieruje się ku obiektywowi aparatu. Stojąca w pobliżu osoba, zapewne autor zdjęcia, prosi o uwagę i dar promiennego uśmiechu. Widzimy, że *spektrum* fotografii stara się spełnić prośbę „rysownika światła”. W tle niebo łączy się z morzem w kresce horyzontu. Na rewersie zdjęcia widnieje napis w alfabecie cyrylicy: „Хилда, 1939/VIII, Дубровник”. Fotografie, co potwierdza pieczętka *atelier*, wykonano aparatem marki „Leica”.



(Muzeum Historii Żydów w Belgradzie, numer katalogowy: 5666, sygnatura: K. 24-2-1/4)

Drugie świadectwo ikonograficzne uwiecznia okraszoną uśmiechem twarz Hildy Deitch. Nieco przymknięte, zapewne pod wpływem słonecznego światła, oczy młodej kobiety emanują pogodą, ciepłem i spokojem. Twarz ufnie wpatrzonej w *spektatora* wyraża młodzieńczą beztróskę i afirmację życia. Zaczesane do tyłu i pozostające

sadami pisowni fonetycznej, postać *Dajč* (niem. Deitch) lub *Dojč* (niem. Deutsch). Zwraca zatem uwagę dwojaki zapis tego aszkenazyjskiego nazwiska o pochodzeniu geograficznym. Na liście więźniów obozu Sajmište nazwisko Hildy, jej ojca Emila, matki Augusty oraz brata Hansa zapisano jako *Deutsch/Dojč*. W opracowaniach anglojęzycznych więźniarka występuje zaś wyłącznie jako Hilda Deitch. Autor stosuje ten ostatni zapis w całym artykule. [przyp. aut.]

w nieładzie kędzierzawe włosy podkreślają stan letniego, być może wakacyjnego rozprężenia.



(Muzeum Historii Żydów w Belgradzie, numer katalogowy: 6411, sygnatura: K. 24-2-1)

Trzecie z zachowanych zdjęć ukazuje twarz Hildy naznaczoną łagodną zadumą. U boku fotografowanego obiektu widnieje, uchwycone w profilowej pozie, roześmiane oblicze nieznanej kobiety (przyjaciółki, matki?). Brak jakiegokolwiek adnotacji nie pozwala jednak na ustalenie tożsamości osoby towarzyszącej Hildzie Deitch.



(Muzeum Historii Żydów w Belgradzie, numer katalogowy: 6411, sygnatura: K. 24-2-1)

Przechowywane w zbiorach Muzeum Historii Żydów w Belgradzie fotografie potwierdzają, że Hilda Deitch istniała jako prawdziwy byt cielesny oraz duchowy. Zdjęcia bowiem, jak zauważa Susan Sontag, „dostarczają określonych dowodów rzeczowych. Coś, o czym słyszeliśmy i w co wątpimy, wygląda na dowiedzione, jeżeli pokażemy to na zdjęciu. (...) Fotografia uważana jest za niepodważalny dowód, że coś się zdarzyło, (...) zawsze zakładamy, że coś, co oglądamy, istnieje albo istniało – konkluduje amerykańska pisarka (Sontag, 1986, s. 9, 10).

Portret społeczny Hildy Deitch współtworzą także zanotowane przez Jaśę Almuliego⁵, niestrudzonego badacza Holocaustu, relacje przyjaciół ze szkolnej ławy. W grupie osób wspominających Hildę znalazły się jej powierniczki z okresu gimnazjalnego – Nada Novak i Miriana Petrović. Starsze o rok koleżanki stały na czele szkolnego stowarzyszenia literackiego imienia Aleksy Šanticia. W pracach koła artystycznego aktywnie uczestniczyła także Hilda Deitch. Według świadectwa Miriany, Hilda, smukła dziewczyna, o śniadym licu i świetlistych kasztanowych lub zielonkawych oczach, wyróżniała się w grupie błyskotliwym intelektem, nienaganymi manierami oraz znajomością kilku języków obcych (Almuli, 2010, s. 48–49). W relacji Nady Novak Hilda Deitch jawi się zaś jako osoba o wysokiej kulturze literackiej, talencie krytycznym, polemicznym oraz pisarskim (Almuli, 2010, s. 51).

We wspomnieniach koleżanki z klasy gimnazjalnej Branki Milošević-Branković Hilda powraca natomiast jako piękna, wysoka dziewczyna, o szczupłej talii, dużych niebieskich oczach, ciemnobrązowych włosach i jasnym licu. Branka zapamiętała szkolną koleżankę jako osobę mądrą, szlachetną, wrażliwą i starannie wykształconą (Almuli 2005, s. 126). Dużą wartość przedstawia także ustne świadectwo ocalonego z Holocaustu Aleksandra Lebla, który wraz z Hildą uczestniczył w lekcjach religii i kultury żydowskiej. Szkolny kolega wspomina pannę Deitch jako człowieka praktycznego, przyzwoitego, o silnie rozwiniętym poczuciu godności własnej. Uwadze Lebla nie umknęła również niezwykła uroda koleżanki z gimnazjalnej ławy (Lechler, 2015, s. 1).

Portret społeczny Hildy Deitch wzbogacają odnalezione przez Jaśę Almuliego sprawozdania szkolne. Wynika z nich, iż Hilda przyszła na świat w Wiedniu, w marcu roku 1922, w zamożnej aszkenazyjskiej rodzinie Augusty i Emila Deitchów. Prowadzona przez ojca działalność kupiecka (był on kupcem surowca drzewnego) wymusiła jednak zmianę miejsca zamieszkania. W latach trzydziestych familia Deitchów przeniosła się do Belgradu, ówczesnej stolicy Królestwa Jugosławii. Hilda oraz jej brat Heinz szybko zasymilowali się z nowym środowiskiem kulturowym. Władająca biegle językiem serbsko-chorwackim (w domu rozmawiano prawdopodobnie po niemiecku) i uważająca się za Jugosłowiankę Hilda odebrała staranne wykształcenie w serbskiej szkole państwowej. Po złożonym egzaminie dojrzałości (za bardzo dobre wyniki w nauce Hilda została zwolniona z części ustnej

⁵ Warto w tym miejscu zaznaczyć, iż w trzon dorobku Jaśy Almuliego tworzą prace o tematyce Zagłady. Świadectwa ocalonych i ocalałych Żydów jugosłowiańskich zawarł Almuli, wieloletni przewodniczący Żydowskiej Gminy Wyznaniowej Belgradu, w książkach: *Živi i mrtvi: razgovori sa Jevrejima* (2002), *Jevrejke govore* (2005), *Jevreji i Srbi u Jasenovcu* (2009), *Stradanje i spasavanje srpskih Jevreja* (2010), *Ostali su živi* (2013). [przyp.aut.]

matury) abiturientka zapisała się na pierwszy rok studiów na Wydziale Architektury Uniwersytetu Belgradzkiego (Almuli, 2010, s. 34).

Olga Divac, przyjaciółka Hildy z krótkiego okresu studenckiego, wspomina długie, zajmujące rozmowy oraz wspólne wyjścia do *Aeroklubu*, elitarnej kawiarni, w której organizowano spotkania, bale, a w godzinach popołudniowych, potańcówki dla młodzieży z bogatych domów (Almuli, 2005, s. 126, Belingar, Mijatović, 2015, s. 109).

Pasmo edukacyjnych sukcesów Hildy Deitch przerwała jednak napaść Niemiec hitlerowskich i ich sojuszników na Królestwo Jugosławii. Od kwietnia 1941 roku żydowscy obywatele okupowanego państwa poddani zostali surowym represjom majątkowym, psychicznym oraz fizycznym ze strony niemieckich władz okupacyjnych oraz, co należy podkreślić, serbskiej żandarmerii⁶ (Manošek, 2007, s. 45; Lučić, Grujić, Trkulja, Becić, 2012, s. 84–88). Od kwietnia 1941 pierwszego roku żydowscy obywatele okupowanego państwa poddani zostali bowiem surowym represjom majątkowym, psychicznym oraz fizycznym ze strony niemieckich władz okupacyjnych oraz serbskich kolaborantów. W zarządzanym przez Milana Aćimovicia i generała Milana Nedicia państwie serbskim zarządzono oficjalną rejestrację oraz oznakowanie żółtymi gwiazdami z napisem *Jude* osób pochodzenia semickiego (Manošek, 2002, s. 43, 44). Wkrótce po zajęciu Belgradu niemiecka Policja Bezpieczeństwa utworzyła oficjalne przedstawicielstwo Gminy Żydowskiej Belgradu (*Vertretung der jüdischen Gemeinschaft*). Na organizację tę nałożono obowiązek przeprowadzenia spisu ludności, organizacji prac przymusowych, ujawniania mienia, zbiórki pieniędzy w ramach nałożonych kontrybucji oraz zakwaterowania i wyżywienia sprowadzonych do Belgradu Żydów z obszaru Banatu i miejscowej biedoty (Romano, 1980, s. 60–62).

Zawłaszczanie majątku ruchomego i nieruchomego Żydów serbskich zyskało natomiast odpowiednią podstawę prawną w postaci wydanych w maju 1941 roku *Przepisów antyżydowskich*. (*Verordnung betreffend die Juden und Zigeuner*). Oficjalny dokument umożliwił państwowemu i okupacyjnemu aparatowi przemocy przeprowadzenie akcji rabunkowych w należących do Żydów świątyniach, przedsiębiorstwach, bankach, sklepach, zakładach rzemieślniczych oraz mieszkaniach prywatnych. Działalność grabieżcza stanowiła część szeroko zakrojonego planu aryżacji ruchomego i nieruchomego mienia żydowskiego. Pozyskane z kradzieży środki finansowe miały posłużyć rozwojowi przemysłu wojennego, finansowaniu lokalnych Niemców oraz miejscowych kolaborantów (Manošek, 2002, s. 45). Restrykcyjne przepisy wprowadzone przez niemieckie władze okupacyjne ograniczały podstawowe prawa obywatelskie Żydów serbskich. Wprowadzone zakazy dotyczyły bowiem piastowania urzędów publicznych, wykonywania zawodu lekarza, dentysty, adwokata, weterynarza i farmaceuty, swobodnego poruszenia się w przestrzeni miejskiej, przemieszczenia się środkami transportu publicznego, odwiedzania teatrów, kin, muzeów, miejsc rozrywki, kąpielisk publicznych, obiektów sportowych, targowisk, czy

⁶ Na temat represyjnych działań serbskich władz kolaboracyjnych wobec Żydów, Cyganów i komunistów zob. artykuł *Opunomoćenici zla* (Pisari, 2016, s. 4–22).

posiadania radioodbiorników. (Lučić, V., Grujić, S., Trkulja, M., Belić, I.M., 2012, s. 140 i 141).

W pierwszym okresie okupacji familia Deitchów funkcjonowała w warunkach względnego bezpieczeństwa. Wysoka pozycja Augusta Deitcha w przedstawicielstwie Gminy Żydowskiej Belgradu sprawiła bowiem, iż członkowie jego rodziny nie byli narażeni na represje ze strony policyjnych, wojskowych i cywilnych władz niemieckich oraz serbskich organów kolaboracyjnych. Dodajmy także, iż jeszcze przed wybuchem wojny rodzina Deitchów rozważała możliwość opuszczenia Królestwa Jugosławii i przeniesienia się do Stanów Zjednoczonych. Dzieci, Hilda i Heinz, odrzuciły jednak zdecydowanie propozycję wyjazdu z kraju, w którym zamieszkiwały już na dobre. Ameryka była bowiem dla nich odległym i na wskroś nieznanym miejscem. Szansy zorganizowanej ucieczki w towarzystwie Aleksandra Lebla i miejscowego rabina do Dalmacji nie wykorzystał Heinz Deitch. Pełna grozy myśl o ewentualnych represjach, które mogłyby spotkać ojca i innych członków rodziny stłumiła młodzieńcze pragnienie odzyskania wolności. Z możliwości ucieczki z okupowanego Belgradu nie skorzystała również Hilda Deitch. Według świadectwa, wspomnianej już, Branki Milošević-Branković w trakcie przypadkowego spotkania Hilda oświadczyła, iż pozostanie w mieście. Na decyzję dziewczyny nie wpłynął nawet fakt, że wcześniej stolicę opuścił jej narzeczony, student architektury Zoni Horowitz (Almuli, 2005, s. 126).

II. Szkic do portretu psychologicznego Hildy Deitch

W warunkach okupacyjnej nocy ujawnia się bogactwo życia wewnętrznego Hildy Deitch. W portrecie psychologicznym Hildy na plan pierwszy wysuwa wrażliwość emocjonalna, wyobrażeniowa i intelektualna, która nakazuje jej niesienie pomocy ludziom chorym i represjonowanym. Od lipca do początku grudnia 1941 roku pełniła ona obowiązki pielęgniarki w Szpitalu Żydowskim w belgradzkiej dzielnicy Dorćol. Wymieniona placówka medyczna, obok czterech ambulatoriów, stanowiła trzon tzw. żydowskiej służby zdrowia. Utrzymywana ze środków wspólnoty żydowskiej i darów ludności serbskiej placówka działała do drugiej połowy marca 1942 roku, kiedy to wszyscy lekarze, pielęgniarki, pielęgniarze, farmaceuci, personel pomocniczy oraz przebywający w szpitalu chorzy zostali uduszeni tlenkiem węgla w komorze gazowej samochodu „do zadań specjalnych” marki „Saurer” (Almuli, 2010, s. 65–68; Romano, 1980, s. 65, 66).

Data siódmego grudnia 1941 roku wyznaczyła cezurę w życiu Hildy Deitch. Wbrew woli rodziców podjęła ona wówczas decyzję o dobrowolnym pójściu, u boku licznej grupy żydowskich kobiet, dzieci oraz starców, do belgradzkiego obozu Sajmište.⁷ W opublikowanym na łamach prasy kolaboracyjnej komunikacie szef

⁷ Obóz Sajmište zorganizowany został przez nazistów na terenie byłych Targów Belgradzkich z końcem roku 1941. Decyzją władz okupacyjnych opustoszałe pawilony wystawiennicze zamieniono na bloki obozowe. W ciągu czterech miesięcy w obozie osadzono łącznie ponad

niemieckiej Policji Bezpieczeństwa pod groźbą kary śmierci wzywał obywateli narodowości żydowskiej do stawienia się przed budynkiem oddziału Specjalnej Policji ds. Żydowskich (*Judenreferat*) przy ulicy Jerzego Waszyngtona w Belgradzie⁸. Indywidualne wezwania dostarczała pod wskazany adres żandarmeria serbska. Do zadań tej kolaboracyjnej formacji należało także „wyłapywanie” ukrywających się Żydów i Romów. Proces koncentracji żydowskich kobiet, dzieci i starców (większość mężczyzn zgładzono wcześniej w obozach w Šabacu, Zasavicy, Nišu i Belgradzie) trwał od ósmego do dwunastego grudnia 1941 roku. Wezwani mogli zabrać ze sobą tyle bagażu, ile będą w stanie udźwignąć. Obowiązkowo nakazano im także zabranie sztucców, koca oraz zapasów żywności na trzy dni. (Fogel, Koljanin, 2012, s. 15). Hilda została „przewieziona” do obozu ósmego grudnia, wraz z pierwszą kolumną więźniów. Jak wspomina Ženi Lebl, „(...) po załatwieniu wszystkich formalności żydowskich więźniów niczym towar wrzucono na ciężarówki i przetransportowano przez most pontonowy na Sawie do obozu Sajmište (Lebl, 2016, s. 326).

Jak już pisałem, ważny zapis życia wewnętrznego Hildy stanowią listy „wysłane” na adres przyjaciółek z okresu gimnazjalnego.⁹ W pierwszym z nich, datowanym na siódmego grudnia 1941 roku wolontariuszka Szpitala Żydowskiego na belgradzkim Dorćolu wyraża szczere (jest to czytelny przejaw empatii)¹⁰ pragnienie udzielenia

sześć tysięcy żydowskich oraz romskich kobiet, dzieci, starców z obszaru Belgradu, Banatu, Šabaca, Nišu i Kosowskiej Mitrovicy. Historię obozu Na Targach przybliżają liczne publikacje historyczne, wśród których wymienić należy monografię Jovana Byforda, *Staro Sajmište. Mesto sećanja, zaborava i sporenja*, rozprawę Milana Koljanina, *Nemački logor na Beogradskom sajmištu* oraz artykuły problemowe Christophera Browninga (Memorijalni centar Yad Vashem, Jerusolim), *Konačno rešenje u Srbiji – Judenlager na Sajmištu* i Menachema Shelacha, *Sajmište – An Extermination Camp in Serbia* [przyp.aut.]

⁸ Literacko-dokumentalny zapis kolejnego etapu likwidacji ludności żydowskiej z Belgradu przynosi utwór Ženi Lebl pod tytułem *Dnevnik jedne Judite: Beograd 1941*. Wyczerpującą analizę wspomnianego dziennika rozumianego jako „akt pamięci” o ofiarach Holocaustu przeprowadziła K. Taczyńska w artykule „Pamięć matki-pamięć o matce. O *Dzienniku pewnej Judyty* Ženi Lebl”. (Taczyńska 2017, s. 217–231).

⁹ Należy podkreślić, iż więźniowie obozu Sajmište byli całkowicie izolowani od świata. Wszelkie ujawnione próby przemycania korespondencji karano śmiercią przez rozstrzelanie lub powieszenie. Z tego też powodu życie straciło kilkunastu obozowych kurierów. Ich ciała grzebano między trzecim i czwartym pawilonem. Mimo dotkliwych kar korespondencja, notatki, wiadomości trafiały jednak do adresatów po stronie aryjskiej. Ryzykując życie, lekarze, dostawcy żywności, pracownicy stołecznego przedsiębiorstwa wodno-kanalizacyjnego oraz innych służb komunalnych dostarczali bowiem pocztę pod wskazane adresy (Kovač, 2010, s. 371). W ten sposób listy obozowe Hildy Deitch trafiły do rąk Nady Novak i Miriany Petrović. Tą samą drogą, inna żydowska więźniarka, Magda Kadelburg, przestrzegwała swych współplemieńców („uczynicie wszystko, by tutaj nie trafić”) przed ewentualnym internowaniem do obozu Sajmište. (Kovač, 2010, s. 391)

¹⁰ Jak zauważa Martin L. Hoffman „[...] warunkiem reakcji empatycznej jest zaangażowanie procesów psychicznych sprawiających, że dana osoba odczuwa emocje, które bardziej pasują do sytuacji innej osoby niż do jej własnej. Procesy wzbudzające empatię często wywołują u obserwatora takie same uczucia, jak odczucia ofiary”. Jednostka „pobudzona empatycznie” wykazuje gotowość do niesienia pomocy, rozumie ofiarę i cierpi wraz z nią, odczuwa gniew wobec oprawców”, konkluduje amerykański psycholog kliniczny.

bezinteresownej pomocy swym współplemieńcom. O podjęciu tak ważkiej decyzji Hilda informuje swą powierniczkę, Nadę Novak:

Moja Droga Nado,

Jutro rano idę do obozu. Nikt mnie do tego nie zmuszał. Nie czekam na oficjalne wezwanie. Zgłaszam się dobrowolnie. Wyruszam z pierwszą grupą o dziewiątej rano z placu Jerzego Waszyngtona numer dwadzieścia trzy. Moi rodzice sprzeciwiają się tej decyzji. Myślę jednak, że chociaż ty mnie zrozumiesz. Myśl o tych wszystkich ludziach, którzy potrzebują pomocy nakazuje mi, zgodnie z głosem sumienia, odrzucić wszelkie sentymenty związane z rodziną i domem i oddać się na służbę innym. Szpital pozostanie w mieście. Dyrektor złożył obietnicę, że ponownie przyjmie mnie do pracy, gdy tylko placówkę przeniosą na teren obozu. Odczuwam spokój, pewność siebie i wewnętrzną równowagę. Wierzę, że wszystko wypadnie dobrze, a może nawet lepiej, niż to optymistycznie zakładałam (...). (List Hildy Deitch do Nady Novak z 7.XII.1941, źródło: Almuli, 2010, s. 35–36).

Bezkompromisowa decyzja oznacza dla Hildy Deitch wspięcie się na wyższy stopień rozwoju duchowego i moralnego. Bezinteresowna miłość bliźniego, tj., taka, która, by rzec słowami św. Pawła z Tarsu „nie szuka swego, (...) wszystko przetrzyma i nigdy nie ustaje” (św. Paweł z Tarsu, 2012, s. 1671–1672) ma w przypadku żydowskiej wolontariuszki charakter czynny i sprowadza się w codziennej obozowej praktyce do ofiarowania siebie, poczucia odpowiedzialności oraz poszanowania innego człowieka (Fromm, 1971, s. 39; Masłow, 1986, s. 48, 49).

Aktowi bezwarunkowej miłości i oddania na rzecz innych towarzyszą jednak zawsze, co przeczuwać musi zapewne siostra miłosierdzia, cierpienie, a nawet śmierć. Bóle „wzrastania” do nowego poziomu człowieczeństwa tkwią bowiem pierwotnie, jak zauważa niemiecki filozof Max Scheler, „w (...) ofierze i ofiarnej miłości” (Scheler 1994, s. 54). Egzystencję Hildy Deitch można zatem określić jako uduchowioną, uprzytomnioną i obdarzoną sensem. Przyjęcie i znoszenie cierpienia tożsame jest wszakże ze wzrastaniem, czynem etycznym oraz „ofiara za kogoś bądź dla kogoś” (Frankl, 1988, s. 74, 76, 80).

Dla Hildy Deitch oraz jej towarzyszy niedoli przekroczenie bramy obozu Sajmište wyznacza kres dotychczasowego sposobu życia. Do podstawowych reakcji psychicznych, które występują u więźniów w pierwszym okresie ich pobytu¹¹ w granicach „kamiennego świata” zaliczyć należy wstrząs wywołany sytuacją zamknięcia, odebraniem przedmiotów osobistych, przymusową zmianą wizerunku, stłoczeniem w obozowych blokach, brakiem snu, dysfunkcją cielesną i chorobami, niedoborem żywności, limitowaniem czasu, ograniczaniem kontaktów międzyludzkich rygorystycznym i poniżającym sposobem traktowania kacetowców oraz menstruacyjnym czy ekskrementalnym skalaniem ciała (Frankl, 2009, s. 35, 38, 39).

¹⁰Na relacyjność procesu empatycznego zwraca także uwagę Carl R. Rogers w pracy *Sposób bycia*. (Rogers, 2002, s. 150, 156).

¹¹Do refleksji Viktora Frankla nawiązał wcześniej Milan Koljanin w monografii obozu Sajmište. (Koljanin, 1992, s. 85).

Tego rodzaju upokorzeń doświadcza także Hilda Deitch. W liście adresowanym do Miriany Petrović dobrowolna więźniarka, nie bez ironii, opisuje uwłaczające godności ludzkiej warunki życia w „czarodziejskim zamku”. Lektura poezji Heinricha Heinego, artysty, którego utwory usunięto z podręczników historii literatury niemieckiej w okresie rządów nazistowskich, pozwala jednak zapomnieć o udrękach obozowego życia. Potwierdza to fragment listu z dziewiątego grudnia 1941 roku:

Moja Droga Miriano,

Piszę do ciebie ze stajennej idylli, której centrum stanowi prycza wyściełana słomą. Nad moją głową miast gwiaździstego nieba rozpościera się drewniana konstrukcja dachowa pawilonu numer trzy. Z wysokości mojej galerii, na poziomie trzecim, (jest to konstrukcja zbita z kilku desek, na której, dla każdej z nas trzech przypada w udziale osiemdziesiąt centymetrów przestrzeni życiowej) spoglądam na ten labirynt, na to mrowie nieszczęśników. [...] Droga Miriano, słończono tutaj dwa tysiące kobiet i dzieci, w tym prawie sto niemowląt, dla których, z powodu braku opału nie można podgrzać mleka. A jednak brutalne fakty, iż oddalona o pół kilometra od pawilonu latryna wspólna jest dla piętnastu osób, że do godziny czwartej otrzymaliśmy zaledwie dwie porcje gotowanej w kapusty, że leżę na wiązce słomy, a paląca się całą noc żarówka oraz głosy i płacz dzieci nie pozwalają mi zasnąć, i że wrzeszczą na nas „idiotyczna, świńska bando”, wzywają na apele, surowo karząc wszelkie przewinienia, nie odbierają mi przyjemności płynącej z lektury Heinego.[...] Mówią, że dołączy do nas jeszcze dwa i pół tysiąca osób, a mamy przecież zaledwie dwa ujęcia wody. [...] Brakuje mi bardzo godziwych warunków do zachowania higieny osobistej. (List Hildy Deitch do Miriany Petrović, 9.XII. 1941, źródło: Almuli, 2010, s. 37- 38).

W drugiej fazie adaptacji w świecie ogrodzonym kolczastym drutem reakcje psychiczne więźniów w postaci szoku, wstrząsu czy przerażenia ustępują na rzecz apatii i przyzwyczajenia. Rutyna obozowego życia pozwala przezwyciężyć uczucie odrazy wywołane widokiem „otaczającej zewsząd ohydy”. (Frankl, 2009, s. 46) Pospolity i powszedni widok łachmanów, insektów, brudu, ludzkich wydzielin, jak również martwych, ciał staje się nieodłączną i aprobowaną przez zobojętniałych więźniów częścią obozowej rzeczywistości. Wśród przyjmowanych przez kacetowców zachowań obronnych odnotować należy postawę wycofania i zejścia do „prymitywnych form życia psychicznego.” (Frankl, 2009, s. 57) Wyjątek stanowią tutaj więźniowie, (do tej grupy należy Hilda Deitch), którzy przejawiają głęboko ludzkie odruchy szlachetności, zrozumienia, pomocy i dobroci wobec osób dzielących ten sam zły los. Nawet w warunkach obozowego koszmaru człowiek może bowiem „(...) decydować kim się stanie, zarówno pod względem psychicznym jak i duchowym” (Frankl, 2009, s. 108, 109). Działanie na rzecz innych tożsame jest wszakże nie tylko z przezwyciężeniem automatyzmu i bierności trwania, lecz przede wszystkim z akceptacją cierpienia, duchowym wzrastaniem oraz wzbogacaniem własnej egzystencji (Kępiński, 2005, s. 25). Fakt bycia dla innych i wśród innych łączyć należy także z wyborem określonej strategii przetrwania.

W portrecie psychologicznym Hildy Deitch dominują zatem reakcje empatyczne. Więźniarka deklaruje bowiem gotowość niesienia pomocy medycznej i duchowej towarzyszącom obozowej niedoli. Na codzienną aktywność Hildy składa się

praca w obozowym ambulatorium, odwszawianie kacetowców, gotowanie herbaty i podgrzewanie mleka dla dzieci. Istota ludzka odarta z godności, niezdolna do przywdziewania społecznej maski, wyniszczona chorobami staje obiektem szczególnej troski ze strony żydowskiej ochotniczki, co ilustrują fragmenty korespondencji do Mirany Petrović i Nady Novak:

Rozpoczęłam dziś pracę w tzw. ambulatorium, które składa się z jednego stołu, kilka buteleczek i opatrunków. W skład personelu wchodzi lekarz, farmaceutka oraz ja. Pracy jest wiele. Ludzie, tj. kobiety tracą przytomność. W większości przypadków trzymają się one jednak bardziej niż bohatersko. Łzy stanowią tu rzadkość, szczególnie wśród młodzieży. [...] Ani trochę nie wątpię w to, że stopniowo sprawy przybiorą dobry obrót. Szpital umieszcza w jakimś innym pawilonie. [...] W ogóle nie żałuję, że się tu zgłosiłam, przeciwnie, jestem zadowolona ze swojej decyzji. Jeśli w ciągu kolejnych dwóch dni będę mogła uczynić dla innych tyle, ile zrobiłam podczas dwóch minionych, cała moja aktywność nabierze głębokiego sensu. Wiem, jestem mocno przekonana, że wszystko to ma charakter przejściowy i zyska pozytywny finał. Nie wyklucza to jednak możliwości, że taki stan może potrwać nawet kilka miesięcy. Zawieram codziennie wiele znajomości, zbieram doświadczenia, poznaję ludzi z ich prawdziwej strony. Do mniejszości należą tutaj ci, którzy udają kogoś, kim w rzeczywistości nie są. (List Hildy Deitch do Miriany Petrović, 9.XII.1941 rok, źródło: Almuli, 2010, s. 37–38).

(...) Jestem zadowolona z faktu, że przebywam tu od samego początku. Człowiek doświadcza w obozie tylu interesujących i niepowtarzalnych rzeczy, że żał byłoby nie zaznać którejsz z nich. (...) Od kiedy się tu znalazłam odczuwam spokój, dużo pracuję i czynię to z ogromną energią. Zaszła we mnie jednak ważna zmiana. Na wolności obóz był częstym przedmiotem moich abstrakcyjnych rozmyślań. Teraz jednak, po zaledwie pięciu dniach izolacji, zdołałam przyzwyczaić się do panujących w nim warunków. (List Hildy Deitch do Nady Novak, 12.XII.1941, źródło: Almuli 2010, s. 40–41).

Należy podkreślić, iż nieustająca w czynieniu dobra autorka listów w sposób świadomy rezygnuje z tzw. obozowych „zaszczytów”. Funkcje blokowej, kapo, czy obozowej policjantki wzbudzają u wrażliwej i uduchowionej więźniarki uczucie abominacji. Niechęć Hildy Deitch budzi przede wszystkim oparty na nepotyzmie i kupczeniu kobiecym ciałem sposób wyboru obozowych nadzorców. Przypomnijmy, iż w świecie ogrodzonym drutem kolczastym więźniowie często stawali się trybikami systemu represji. Wysoka pozycja w obozowej hierarchii zapewniała im bowiem ochronę przed głodem, karą fizyczną lub śmiercią. Więźniowie funkcyjni, „obozowi arystokraci”, odznaczeni się określonymi cechami charakteru, wśród których, wymienić należy „(...) umiejętność wzbudzania zaufania wśród przełożonych, bezwzględność, upodobanie do sadyzmu, posłuch u podwładnych oraz (...) brak jakichkolwiek zasad moralnych (Bober, 2013, 177, 184). Istniała wszakże grupa kacetowców, którzy z obawy przed upodleniem usiłowali pielęgnować i ocalić w sobie „rdzeń cech przedobozowych” (Kępiński, 2005, s. 26). Tę ostatnią grupę osób reprezentuje wrażliwa i nieufna wobec wszelkiego rodzaju aparatu przemocy, Hilda Deitch. Potwierdza to fragment drugiego listu do Nady Novak:

Obozem zarządzają ludzie z Banatu. O przydziale funkcji decydują więzy krwi, powinowactwa lub sprzedajna miłość. My Belgradzycy jesteśmy zbyt szlachetni, a oni to wykorzystują. Bo przecież, jak głosi znane powiedzenie, kto pierwszy, ten lepszy. Każdą stuosobową grupę nadzoruje blokowa. Zwykle jest to jakaś smarkula w wieku od szesnastu do dwudziestu lat. Dziś spośród dziewcząt między szesnastym a dwudziestym trzecim rokiem życia wybrali sto obozowych policjantek. Kryterium ich wyboru pozostaje jednak nieznane. Niechęć wobec każdego typu policji nakazała mi jednak się ukryć. (List Hildy Deitch do Nady Novak, 12.XII.1941, Almuli 2010, s. 40).

Hilda przedkłada zatem życie wewnętrzne nad wątpliwe obozowe „zaszczyty”. Więźniarka przywołuje przeszłość, wkracza w świat marzeń i wspomnień o koleżankach z koła literackiego. W obozie koncentracyjnym istniała bowiem możliwość wzbogacania swego życia duchowego poprzez rekonstrukcję obrazów pamięci, modlitwę, kontemplację, czytanie oraz układanie listów i dzienników. Ludzie o dużej wrażliwości, intelektualności zdolni byli uciec przed pustką, nędzą i koszmarem obozowej egzystencji w „(...) bogactwo wewnętrznych wartości i wolność duchową (Frankl, 2009, s. 67, 71; Améry, 2007, s. 25). Pokarmem duchowym Hildy Deitch stają się, jak już pisano, ukrywane starannie przed wnikliwym wzrokiem blokowych, książki poetów i filozofów niemieckich (*sic!*) oraz francuskich. Myśl więźniarki kieruje się także ku obrazom przedwojennej egzystencji. Poparzone krezolem [substancja do odwszawiania, przyp. aut.] dłonie dziewczyny kreślą cyrylicą słowa miłości, głębokiej przyjaźni i szczerego podziwu dla Nady Novak i Miriany Petrović. Powierniczki z czasów gimnazjalnych stają się dla Hildy Deitch „utraconym rajem”, „świętością”¹² oraz dowodem normalnego życia, które toczy się w świecie poza kolczastym drutem. Regularne czytanie przemyconej do obozu literatury pięknej (stanowiła ona większą część bagażu osobistego Hildy) oraz korespondencji od

¹² Przypomnijmy, iż podczas przepraw na drugi brzeg Sawy (miały one całe usuwanie z obozu martwych ciał i osób chorych) Hilda trzykrotnie spotkała ze szkolnymi koleżankami. Do pierwszego spotkania z Nadą Novak doszło pod koniec stycznia lub z początkiem lutego 1942 roku w obskurnej knajpie portowej przy ulicy braci Krsmanovićów. W trakcie jego trwania Hilda opowiadała o trudnych warunkach życia obozowego, braku leków i opatrunków. Wyraziła ona także nadzieję, iż więźniowie Sajmišta zostaną przewiezieni do innych obozów na terenie Rumunii lub Polski. Z ust Nady padły natomiast optymistyczne informacje o przystąpieniu Stanów Zjednoczonych do wojny (Almuli, 2010, s. 50). Podczas kolejnego spotkania, tym razem z Mirianą Petrović, „uprzejmy” niemiecki strażnik umożliwił przyjaciółkom prowadzenie swobodnej rozmowy. Miriana odprowadziła wówczas Hildę nad brzeg skutej lodem Sawy. W jej pamięci pozostał obraz ubranej w strój narciarski, bladej i wychudzonej, acz niezmiennie energicznej, zdyscyplinowanej i nad wyraz spokojnej Hildy Deitch. Podczas ostatniego „widzenia” w nadbrzeżnej speluncie (uczestniczyły w nim wespół Nada i Miriana) niemiecki żołdak surowo zabronił jakiegokolwiek wymiany zdań. Miriana i Nada przemycały zatem pojedyncze informacje. Koleżanki wymieniały między sobą komunikaty dotyczące sytuacji na frontach drugiej wojny światowej, a wyraźnie zrozpaczona Hilda wypowiadała ledwie słyszalne, zdawkowe, przesycone niewiarą w odmianę swego tragicznego położenia, słowa. Na bladej, wychudzonej twarzy Hildy rysowało się już wyraźne przygnębienie. W pamięci Miriany utrwalił się także blask dużych, gorejących oczu i charakterystyczne drżenie głosu żydowskiej więźniarki (Almuli, 2010, s. 51–53).

przyjaciółek sprawia natomiast, iż żydowska ochotniczka przestaje być wyłącznie automatem, numerem, anonimową częścią obozowej społeczności. Potwierdzają to wyimki z listów obozowych Hildy Deitch:

(...) Wieczorem znajduję chwilę na czytanie. I choć mogliśmy zabrać ze sobą tylko tyle bagażu, ile będziemy w stanie udźwignąć, ja zdecydowałam się wziąć ze sobą Wertera, Heinego, Pascala, Monteskiusza oraz podręczniki do nauki języka angielskiego i hebrajskiego. Z tej biblioteczki czerpię wiele duchowej korzyści. (List Hildy Deitch do Nady Novak, 12.XII.1941, źródło: Almuli, 2010, s. 41).

(...) Przez dziewięć tygodni nie zatraciłam jeszcze zdolności pisania i myślenia. Każdego wieczoru, bez wyjątku, czytam listy od Ciebie i od Nady. To jest jedyny moment, kiedy staję kimś więcej, niż tylko więźniarką. (List Hildy Deitch do Miriany Petrović, początek lutego 1942, źródło: Almuli 2010, s. 43).

Stan psychiczny Hildy Deitch ulega radykalnemu pogorszeniu w marcu 1942 roku. W ostatnim liście obozowym silne przekonanie o słuszności dotychczasowych wyborów ustępuje na rzecz niewiary w możliwość odmiany złego, obozowego losu. Niechęć wobec „niewolników”, istot „trędowatych”, wygłodniałej i skoncentrowanej jedynie na zdobywaniu pożywienia ludzkiej „hordy” wydaje się dominować nad szlachetnymi uczuciami altruizmu i miłosierdzia. Człowiek we władaniu głodu podlega bowiem negatywnym stanom depersonalizacji, przewrażliwienia, wyostrzenia zmysłów, rozgorączkowania, oraz niekontrolowanej wściekłości. Wywołana głodem obniżenie nastroju może występować naprzemiennie ze stanami euforii (Russel, 2005, s. 12,13).

Autorka pożegnalnego listu wyraża także zwątpienie w przydatność filozofii, literatury i religii w obliczu faktu Zagłady niewinnych istnień ludzkich. Hilda Deitch antycypuje w ten sposób myśl wyrażoną przez niemieckiego filozofa Theodora Adorno, który, już w okresie powojennym, wskazał na niemożność kreowania twórców kultury po traumatycznych doświadczeniach Oświęcimia (Adorno, 1966, s. 500).

Hilda Deitch stawia również mieszkańcom Belgradu zarzut obojętności wobec tragicznego położenia żydowskich więźniów. Pasywność czyni z ludzi po aryjskiej stronie „pomocników śmierci” (Miłosz, 1985, s. 133). Powyższe przemyślenia więźniarki ilustruje cytat:

Kres każdej filozofii wyznacza drut kolczasty. Rzeczywistość, której nie możecie sobie wyobrazić z oddali (na jej widok zapewne krzyczelibyście z rozpaczy) – tu jawi się w całej pełni. Ta realność jest niedościgniona pod każdym względem. Nasza nędra zaś ogromna. Wszystkie frazesy o sile ducha niczym są wobec łez wywołanych głodem i zimnem. Wszelkie nadzieje o rychłym opuszczeniu obozu nikną wobec prostej perspektywy pasywnej vegetacji, która pod żadnym względem nie przypomina życia. To nie jest nawet ironia życia. To jest jego najgłębsza tragedia.[...] Ciężkie więzienie niczym jest wobec tego, czego tutaj doświadczamy. Nie wiemy za co, i na ile lat zostaliśmy skazani. Wszystko poza obozem jest takie piękne, nawet najnędrniejsza egzystencja. Tu zaś doświadczamy wszystkich możliwych postaci zła. Wszyscy stajemy się źli, gdyż jesteśmy głodni. Jesteśmy uszczypliwi, a jeden drugiemu liczy każdy kęs. Pograżyliśmy się w rozpaczy, lecz mimo to, nikt nie odbiera sobie życia. Przypominamy

masę zwierząt, do której czuję pogardę. Gardzę sobą i tymi wokół mnie, bo wszyscyśmy jednakowo doświadczyli upadku. Tak blisko jesteśmy świata i jednocześnie tak daleko od niego. Z nikim się nie kontaktujemy. Życie zwykłego człowieka poza obozem przebiega jak dawniej, podczas gdy pół kilometra dalej obywa się rzeź sześciu tysięcy niewinnych ludzi. Wszyscy jesteśmy tak samo tchórzliwi, i wy i my (List Hildy Deitch do Miriany Petrović, początek lutego 1942, źródło: Almuli, 2010, s. 43–44)

Zewnętrzny pejzaż głodu, upodlenia i śmierci staje się źródłem negatywnych przeżyć wewnętrznych żydowskiej więźniarki. Hilda wyraża bowiem *expressis verbis* strach przed zbliżającą śmiercią, która jest wszakże „[...] ostatecznym końcem i kressem, w owym ciągu chwil, których następstwo tworzy nasz los” (Vincent-Thomas, 1993, s. 61). Na lęk tanatyczny składają się zwykle różnorodne wyobrażenia i przeżycia związane z doświadczeniem bólu, cierpienia, zależnością od innych osób oraz możliwością bycia zapomnianym przez osoby z bliższego i dalszego otoczenia społecznego (Makselon, 1988, s. 19). Reakcje psychiczne Hildy nasycone są lękiem przed określonym typem śmierci. Autorka listów rozważa zatem możliwość zgonu pozornego i pogrzebienia jej żywcem, uduszenia w komorze gazowej i spalenia ciała czy też śmierci gwałtownej w postaci rozstrzelania. W refleksji więźniarki pojawiają się zarówno pytania dotyczące najbliższej przyszłości, jak również, naznaczone eschatologiczną bojaźnią, rozważania na temat pośmiertnych losów człowieka

Wszystko byłoby możliwe, gdybyśmy tylko wiedzieli to, czego dowiedzieć się nie sposób: kiedy mianowicie otworzą się bramy miłosierdzia i jakie zamiary żywią wobec nas? Żyjemy w ciągłym napięciu, gdyż nie wiemy, czy chcą nas rozstrzelać, puścić przez komin, czy też może przetransportować do Polski? [...] Nie wiesz Miriano, i ja także tego wcześniej nie wiedziałam, co znaczy znaleźć się w takim miejscu, jak to. Już jako dziecko bałam się, że mnie pogrzebią żywcem. I to, co się tutaj dzieje do złudzenia przypomina śmierć. Czy będzie po niej jakieś zmartwychwstanie? (List Hildy Deitch do Miriany Petrović, początek lutego 1942, źródło: Almuli, 2010, s. 44- 45).

Przypomnijmy, iż w ostatniej fazie przymusowego uwięzienia zrozpaczona i pełna złych przeczuć Hilda zwróciła się do komendanta Herberta Andorfera z oficjalnym wnioskiem o zwolnienie. Prośbę swą motywowała tym, że do obozu zgłosiła się na ochotnika. Niepokój „wesolej ochotniczki” budził także fakt, że Szpital Żydowski, mimo wcześniejszych deklaracji władz policyjnych i wojskowych, nie został przeniesiony na teren obozu Na Targach. Czy izolowana od świata więźniarka mogła wówczas przeczuwać jaki los spotkał personel medyczny szpitala na Dorćolu? Pytanie to pozostanie bez odpowiedzi. Wiemy jednak, że komendant Andorfer prośbę Hildy Deitch zdecydowanie odrzucił. (Almuli 2010, s. 42).

Nie znamy dokładnej daty i okoliczności zgonu Hildy. Korespondencja więźniarki urywa się bowiem w lutym 1942 roku. Można przypuszczać, a przypuszczenie to graniczy z pewnością, iż Hilda Deitch znalazła się w grupie kilku tysięcy więźniów, których uśmiercono w komorze gazowej ciężarówki marki „Saurer” (tzw. *dušegupka*) Wehikułem śmierci kierowali niżsi oficerowie formacji SS Wilhelm Götz i Erwin Meyer. W „ostatniej drodze” towarzyszył zawsze więźniom „skrupulatny” komendant

obozu Herbert Andorfer (Byford, 2011, s. 41). Ciała osób pomordowanych dowożono do położonej niedaleko stolicy miejscowości Jajinci i tam wrzucano do uprzednio przygotowanych jam mogiłnych. Przymusowi serbscy robotnicy wydobywali z samochodu „skłębione trupy (...) starając się rozplątać kończyny i skrzyżowane palce.” (Albahari, 2007, s. 13).

W połowie maja 1942 roku zakończyła się akcja likwidacji obozu. Zwolniono zeń zaledwie kilkanaście żydowskich kobiet, które pozostawały w formalnych związkach z Aryjczykami¹³. Po odejściu więźniów, jak zaświadcza David Albahari, „(...) na obóz opadł puszysty obłok ciszy. Ociężałe przetaczał się przez tę pustkę i jak gąbka wchłaniał dźwięki, które próbowały kryć się w opustoszałych pawilonach, w słomie zgniecionej między deskami łóżek, w tłuszczu osadzonym na dnie kuchennych kociołków, w papierach porozrzucanych po podłodze centralnej wieży, nieodebranych od zelowania butach, grobach pomiędzy trzecim a czwartym pawilonem, na których (...) zaczęła wyrastać trawa”. (Albahari 2007, s. 77–78).

Zamknięcie obozu Sajmište przez władze niemieckie w maju 1942 roku równoznaczne było z zakończeniem procesu zaplanowanej eksterminacji narodu żydowskiego na okupowanych przez hitlerowskie Niemcy ziemiach serbskich. SS-Oberführer Emanuel Schäfer, któremu podlegał obóz w Zemunie, powiadomił swoich zwierzchników z Głównego Urzędu Bezpieczeństwa Rzeszy, iż „w Serbii nie ma już Żydów. (Manošek, 2007, s. 185). Okupowana Serbia stała się zatem drugim po Estonii państwem, w którym dokonano „ostatecznego rozwiązania kwestii żydowskiej”. Dodajmy iż, w ramach przeprowadzonej w roku 1943 akcji zacierania śladów zbrodni kierowane przez Paula Blobela, „podłego alkoholika i byłego architekta”, *Sonderkommando 1005* zniszczyło i częściowo rozproszyło doczesne szczątki ofiar. (Rhodes, 2015, 10). Miejsce „pochówku” Hildy Deitch pozostaje zatem nieznanne.

Niniejszy tekst-cenotaf ma charakter prezentacyjny, komemoracyjny i ocalający. Autor podejmuje w nim próbę naszkicowania portretu socjalnego i psychologicznego Hildy Deitch, żydowskiej więźniarki obozu Sajmište i ofiary Holocaustu. Portret socjologiczny współtworzą ocalone z „potopu” (świadomie używam tym miejscu terminu wprowadzonego przez serbskiego pisarza Danila Kiša) fotografie z archiwum rodzinnego, świadectwa i kroniki szkolne oraz ustne relacje koleżanek i kolegów Hildy z okresu gimnazjalnego i studenckiego. Wzmiankowane artefakty ikonograficzne pozwalają ocalić od zapomnienia fizyczny obraz zgładzonej osoby. „Błyski” ludzkiej pamięci umożliwiają natomiast napisanie, osadzonej w konkretnych realiach czasoprzestrzennych, historii życia Hildy Deitch. Składają się na nią fakty dotyczące miejsca pochodzenia, narodowości, profesji rodziców, migracji, edukacji szkolnej, relacji społecznych oraz indywidualnych upodobań i licznych talentów Hildy Deitch.

Artefakty rękopiśmienne umożliwiają natomiast naszkicowanie portretu psychologicznego Hildy Deitch. Korespondencja obozowa ukazuje bogactwo duchowej

¹³ Zwolnione z Sajmišta więźniarki Debora Ostojic i Šarlota Roth pozostawiły wstrząsające świadectwo na temat warunków życia obozowego. Por. (Ostojic, 2001, s. 315–320, Rot, 2009, s. 438–441).

egzystencji żydowskiej więźniarki. Z listów wyłania się obraz człowieka, który w warunkach uwięzienia, stałego dozoru policyjno-wojskowego oraz niebezpieczeństwa utraty życia pielęgnuje w sobie, głównie za sprawą lektury, marzeń i wspomnień, świat uczuć wyższych. Materiał epistolarny stanowi także zapis skrajnych stanów emocjonalnych, którym podlega dobrowolna więźniarka obozu Sajmište. Czwarty list stanowi świadectwo zmian, (zachodzą one najpewniej pod wpływem zerwania więzi ze światem zewnętrznym oraz dokuczliwego głodu), „kolorytu uczuciowego” Hildy Deitch. Wyrażana przez nią początkowo wiara w słuszność podejmowanych decyzji i działań na rzecz współwięźniów ustępuje, co potwierdzają finalne fragmenty pożegnalnej korespondencji, na rzecz niechęci wobec towarzyszy niedoli oraz dojmującego lęku przed gwałtowną i anonimową śmiercią.

BIBLIOGRAFIA

Literatura prymarna

- List Hildy Deitch do Nady Novak z 7.XII.1941. (ss. 35–36). W Almuli, J. (2010). *Stradanje i spasavanje srpskih Jevreja*. (M. Bukwałt, Tłum. fragm.) Beograd: Zavod za udžbenike.
- List Hildy Deitch do Nady Novak z 12.XII.1941. (ss. 39–42). W Almuli, J. (2010). *Stradanje i spasavanje srpskih Jevreja*. (M. Bukwałt, Tłum. fragm.) Beograd: Zavod za udžbenike.
- List Hildy Deitch do Miriany Petrović z 9.XII.1941. (ss. 36–38) W Almuli, J. (2010). *Stradanje i spasavanje srpskih Jevreja*. (M. Bukwałt, Tłum. fragm.) Beograd: Zavod za udžbenike.
- List Hildy Deitch do Miriany Petrović z początków lutego 1942. (ss.43–45) W Almuli, J. (2010). *Stradanje i spasavanje srpskih Jevreja*. (M. Bukwałt, Tłum. fragm.) Beograd: Zavod za udžbenike.

Literatura sekundarna

- Adorno, T (1966). *Dialektyka negatywna*. (T. Krzemieniowa, Tłum.) Warszawa: PWN.
- Almuli, J. (2010). *Stradanje i spasavanje srpskih Jevreja*. Beograd: Zavod za udžbenike.
- Almuli, J. (2005). *Jevrejke govore*. Beograd: „Signature”.
- Albahari, D. (2007). *Götz i Meyer*. (M. Duškov, Tłum.). Biblioteka Balkan: Toruń.
- Améry, J. (2007). *U granic umysłu*. W *Poza winą i karą. Próby przełamania podjęte przez złamanego*. (ss. 23–66). Wstępem opatrzył P. Weiser. (R. Turczyn, Tłum.). Kraków: Wydawnictwo „Homini”.
- Barthes, R. (1995). *Światło obrazu. Uwagi o fotografii*. (J. Trznadel, Tłum.). Warszawa: Wydawnictwo KR.
- Belingar, B. Mijatović, B. (2015). *Ilustrovana istorija srpskih kafana. Od turskog hana do Aerokluba*. Beograd: „Arhipelag”.
- Bober, S. (2013). *Bóg i człowieczeństwo w niemieckich obozach koncentracyjnych*. Poznań: Wydawnictwo Nauka i Innowacje.

- Browning CH. (2007). (Memorijalni centar Yad Vashem, Jerusalem), Konačno rešenje u Srbiji – Judenlager na Sajmištu. (ss.172–197). W ”Hereticus: časopis za preispitivanje prošlosti”, Beograd: Centar za unapređivanje ljudskih prava, Astimbo-knjiga, vol. 5, no.1.
- Bukwałt, M. (2015). Kres kaŹdej filozofii wyznacza drut kolczasty... Korespondencja obozowa Hildy Deitch. (ss.145–161). „Serbian Studies Research”. Uredništvo: B. Bulatović, T. Longinović, S. Vladušić, Ala Tatarenko et alteri. Novi Sad: Izdavačka kuća „MALA KNJIGA”, 2015, br. 1 (6).
- Byford, J. (2011). *Staro Sajmište. Mesto sećanja, zaborava i sporenja*. Beograd: Beogradski centar za ljudska prava.
- Fogel, N., Fogel, M., Koljanin M. (2012). *Jevrejski logor Zemun: Holokaust i kolaboracija u Srbiji: izložba*. Beograd: Jevrejska opština Zemun.
- Frankl, V. E. (2009). *Człowiek w poszukiwaniu sensu*. (A. Wolnicka, Tłum.). Warszawa: Wydawnictwo „Czarna Owca”.
- Frankl, Viktor E. (1988). *Homo patiens*. Przeł. R. Czernecki i W. Jaroszewski, Warszawa: Instytut Wydawniczy „PAX”, Warszawa 1988.
- Fromm, E. (1971). *O sztuce miłości*. Wstępem opatrzył M. Czerwiński. (A. Bodański, Tłum.) Warszawa: PIW.
- Głowiński, M. (2002) *Czarne sezony*. Kraków: Wydawnictwo Literackie.
- Głowiński, M. (2016). *Carska filiżanka*. Warszawa: Wyd. „Wielka Litera”.
- Kępiński, A. (2005). *Refleksje oświęcimskie*. Wybór i wstęp Z. Ryn, Kraków: Wyd. Literackie.
- Heine, H. (1978). *Pobożna przestroga* [w:] *Poezje wybrane*. Wybrał, opracował i przełożył z niemieckiego R. Stiller, Warszawa: Ludowa Spółdzielnia Wydawnicza, s. 108.
- Hoffman, M.L. (1996). *Empatia i rozwój moralny*. (O. Waśkiewicz, Tłum.) Gdańsk: Wyd. „Marabut”.
- Katan Ben-Zion, D. (2018). A Symphony of Unique Voices: The Literary Testimony of Jewish Women Writers in Post-World War II Yugoslavia (ss. 55–76) W „Studia Judaica”. Red. M. Wodziński. Red. gościnni M. Koch i K. Taczyńska. Kraków: Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego, nr 1.
- Koljanin, M. (1992). *Nemački logor na beogradskom Sajmištu*. Beograd: Institut za savremenuIstoriju.
- Kovač, T. (2015). Kontakti zatočenih Jevreja u koncentracionim logorima u Beogradu saspoljnim svetom tokom drugog svetskog rata (ss. 363–378). W Zbornik. Studije, arhivska i memoarska građa o Jevrejima Jugoslavije. Beograd: Jevrejski istorijski muzej, br 10.
- Lebl, Ženi. (2016). *Do „konačnog rešenja”*. *Jevreji u Beogradu 1521–1942*. (M. Bukwałt, Tłum. fragm.). Beograd: Čigoja štampa.
- Lebl Ženi. (1990). *Dnevnik jedne Judite*. Gornji Milanovac: „Dečje novine”.
- Lechler, K. (2015). Das Grauenzeichnen. Der Comic-Kunstler Aleksandar Zograf will jungen Menschen Holocaust vermitteln. Pobrano ze strony www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/22434.
- Lučić, V., Grujić, S., Trkulja, M., Belić, I.M. et alteri. (2012). Priručnik za učenje o Holocaustu. Beograd: Savez jevrejskih opština, Novi Sad: „Platoneum”.
- Makselon, J. (1988), *Lęk wobec śmierci. Wybrane teorie i badania psychologiczne*. Kraków: Polskie Towarzystwo Teologiczne.

- Manošek, W. (2007). *Holokaust u Srbiji. Vojna okupaciona politika i uništavanje Jevreja 1941–1942.* (Eremija, A., Mošić, A., Kovač, T. Prevod). Beograd: Službeni list SRJ: Draslar partner.
- Maslow, A. (1986). *W stronę psychologii istnienia.* (I. Wyrzykowska, Tłum.) Instytut Warszawa: Instytut Wydawniczy „PAX”.
- Miłosz, Cz. (1985). *Biedny chrześcijanin patrzy na getto.* (ss. 133–134). W *Wiersze.* Kraków-Wrocław: Wydawnictwo Literackie, t.1.
- Ostojić, D. (2001). *Bila sam u logoru na Sajmištu.* (ss. 315–320). W *Mi smo preživeli... Jevreji o Holokaustu.* Odgovorni urednik A. Gaon. Beograd: Jevrejski istorijski muzej, t. 1.
- Pisari, M. (2016). *Opunomoćenici zla.* (ss.4–22) W Pisari, M., Radić-Lucati, M. *Oktobar 1941: 31 dan zločina Holokausta, genocida i terora nacističke i kolaboracionističke vlasti u Srbiji.* Beograd: Istorijski arhiv.
- Rhodes, R. *Mistrzowie śmierci. Einsatzgruppen.* (M. Urbański, Tłum.) Wydawnictwo WAB, Warszawa 2015.
- Rogers, C.R. *Sposób bycia.* (M. Karpiński, Tłum.) Poznań: Wydawnictwo „Zysk”.
- Romano, J. (1980). *Jevreji Jugoslavije 1941–1945. Źrtve genocida i učasnici narodno oslobodilačkog rata.* Beograd: Savez jevrejskih opština Jugoslavije.
- Roskies D.G. (2014). *Czym jest literatura Holokaustu? W Reprezentacje Holokaustu.* Wybór i opracowanie J. Jarniewicz i M. Szuster. Kraków-Warszawa: Instytut Książki, „Literatura na Świecie”, s. 26.
- Roth, Š. (2009), *Sajmište.* (ss. 438–441). W *Mi smo preživeli...Jevreji o Holokaustu.* Odgovorni urednik A. Gaon. Beograd: Jevrejski istorijski muzej, t. 5.
- Russel, A. S. (2011). *Głód. Historia nienaturalna.* (K. Orszulewska, Tłum.). Warszawa: Instytut Wydawniczy PAX.
- Shelach M. (1989). *Sajmište – An Extermination Camp in Serbia.* (ss.1168–1186). W „The Nazi Holocaust. Part 6. The Victims of the Holocaust”, London: “Meckler”, vol. 2.
- Scheler, M. (1994). *Cierpienie, śmierć, dalsze życie. Pisma wybrane.* A. Węgrzecki, Tłum.) Warszawa: PWN.
- Sontag, S. (1986). *O fotografii.* (S. Magala, Tłum.). Warszawa: Wydawnictwo Artystyczne i Filmowe.
- Św. Paweł z Tarsu. (2012). *I List do Koryntian (13, 1–13), W Pismo Święte. Stary i Nowy Testament.* Przekład z języków oryginalnych. Red. ks. M. Peter i ks. M. Wolniewicz, Poznań: Wydawnictwo Św. Wojciech, s.1671–1672.
- Taczyńska K. (2017). „Pamięć matki-pamięć o matce. O *Dzienniku pewnej Judyty ŻeniLebl.* (ss. 217–231) W „Miscellanea Posttotalitarians Wrocławiana”. Red. D. Kołodziejczyk i M. Świetlicki. Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego, nr VI.
- Vincent-Thomas, L. (1993). *Doświadczenie śmierci: jego granice i rzeczywistość.* W *Antropologia śmierci. Myśl francuska.* (S. Cichowicz i J.M. Godzimirski, Tłum.). (ss. 158–193). Warszawa: Wydawnictwo Naukowe PWN.
- Zawadzki, R. (2010). *Portrety psychologiczne.* Warszawa: Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego.

Słowa kluczowe

Hilda Deitch, portret społeczny, portret psychologiczny, fotografia-nośnik pamięci, obóz Sajmište, empatia, miłosierdzie, lęk przed śmiercią, anihilacja ciała, Holocaust

Abstract

Who will write my story? A sketch for the social and psychological portrait of Hilda Deitch

In this manuscript I made the first attempt in Poland to sketch the social and psychological portrait of Hilda Deitch, a Jewish prisoner of the Sajmište camp in Belgrade. I define social portrait here as a description of physical features, types of family and professional activities and social interactions of a person. I created the social portrait of Hilda Deitch on the basis of photographs (a kind of memory carriers) stored in the collection of the Jewish Historical Museum in Belgrade, a few school documents and oral accounts of Hilda's friends from the period of junior high school and college. Accounts submitted by Mirjana Petrović, Nada Novak, Olga Divac, Branka Milošević-Branković and Aleksandra Lebla provide knowledge about family relations, social contacts, educational successes, types of daily activities, interests and artistic talents of their classmate.

I define psychological portrait as an attempt to show what is internalised in an individual. The description of an intrapsychic world is connected with the complexity of human nature. This refers primarily to the world of emotions, reasoning and associating, decision uncertainty, remorse, moral conflicts, power of faith or sense of spiritual void, finally – awareness and ability to create.

The camp correspondence is the basic material for developing the psychological portrait of Hilda Deitch. The four manuscript disclose the conditions of spiritual and physical existence in a world restricted by barbed wire. In her letters, the author included valuable reflections on the manifestations of the inner life of individuals in the conditions of confinement, constant surveillance and forced labour under military and police supervision. The prisoner's inner experience is dominated by the feelings of love, empathy and mercy towards her companions of distress. However, during the final phase of forced isolation which preceded death, positive emotions are replaced by extreme resignation and fear of imminent physical extermination.

The social and spiritual portrait of Hilda Deitch was created using a conceptual apparatus involving photography, phenomenology, humanistic psychology, humanistic psychiatry and thanatology.

Keywords

Hilda Deitch, photography-memory carrier, social portrait, psychological portrait, Sajmište camp, empathy, mercy, fear of death, annihilation of the body, Holocaust

Piotr Przybyła (<https://orcid.org/0000-0002-6359-0293>)

Uniwersytet Wrocławski

Topologia Nicości. O Pomniku Pomordowanych Żydów Europy

Gdy w 1988 r. dziennikarka telewizyjna Lea Rosh i historyk Eberhard Jäckel wystąpili z inicjatywą ufundowania w Berlinie pomnika upamiętniającego żydowskie ofiary reżymu narodowosocjalistycznego, w miejscu, w którym pomnik ostatecznie stanął, rozpościerał się jeszcze tzw. pas śmierci, system granicznych zabezpieczeń po energo-dowskiej stronie muru. W zamierzeniach pomysłodawców pomnik ofiar Holokaustu miał wprawdzie stać się wspólnym berlińsko-berlińskim i niemiecko-niemieckim przedsięwzięciem¹, a ideę wsparły osobistości życia publicznego po obu stronach muru, wśród nich m.in. Willy Brandt, Günter Grass czy Christa Wolf. Jednak nikt nie mógł wówczas przypuszczać, że w ciągu kilku lat stanie się on „centralnym projektem polityki historycznej Republiki Berlińskiej”², a następnie najważniejszą komemoracją powstałą w pierwszym dwudziestoleciu zjednoczonych Niemiec. Nikt się też zapewne nie spodziewał, że droga do ostatecznej realizacji projektu będzie tak długa i kręta.

Projekt doczekał się finalizacji dopiero po 17 latach – ma więc, jak słusznie zauważono, historię dłuższą niż „tysiącletnia” Trzecia Rzesza – a prowadzone w tym czasie spory bynajmniej nie ustały w dniu odsłonięcia pomnika i uruchomienia znajdującej się w jego podziemiach placówki informacyjnej. Dlaczego trwało to aż tak długo? Warto szczegółowo odpowiedzieć na to pytanie nie tylko dlatego, że to najdłużej realizowany i dyskutowany projekt polityczny w historii Republiki Berlińskiej, i nie tylko dlatego, że uczestniczyli w nim (w projekcie bądź sporze) najważniejsi niemieccy politycy ostatniego dwudziestolecia, najbardziej utytułowani ludzie pióra, szanowani historycy, twórcy kultury, słowem: *public intellectuals* największego kalibru. To przede wszystkim spór o kluczową (meta-) narrację – czy, jak to się zwykło w Polsce mówić, „ideowy fundament” – zjednoczonych Niemiec, o matrycę wspólnotowego i wspólnototwórczego myślenia Niemców o własnej historii.

¹ Por. E. Jäckel, *Aufrufeiner Bürgerinitiative: An alle und jeden erinnern?*, „Die Zeit” z 7.04.1989, <https://www.zeit.de/1989/15/an-alle-und-jeden-erinnern> (ostatni dostęp: 12.12.2019).

² C. Leggewie, E. Meyer, *Schalten Sie nicht ab! Gedenkstätten in der Ökonomie der Aufmerksamkeit*, „Neue Zürcher Zeitung” z 9.08.2001, <https://www.nzz.ch/article7K8NT-1.463021> (12.12.2019). Wszystkie sporządzone na potrzeby niniejszego artykułu tłumaczenia z j. niemieckiego są mojego autorstwa. Teksty (bądź ich fragmenty) dostępne uprzednio w polskim tłumaczeniu cytuję według polskojęzycznych wydań.

Zagłada w historii i tożsamości niemieckiej *wspólnoty wyobrażonej*³ ma wszak znaczenie wyjątkowe, nieporównywalne z żadnym innym wydarzeniem. Jak pisze Jörn Rüsen, jeden z najznamienitszych niemieckich teoretyków historii:

Holocaust to najbardziej radykalne doświadczenie kryzysu w historii najnowszej (przynajmniej z punktu widzenia tych, którzy są weń bezpośrednio bądź pośrednio uwikłani jako współcześni mu świadkowie bądź historyczni spadkobiercy). Ludobójczy charakter oraz radykalna negacja i destrukcja fundamentalnych wartości nowoczesnej cywilizacji czynią Holocaust czymś absolutnie wyjątkowym [*einzigartig*]. [...] Często bywał określany mianem „czarnej dziury” sensu i znaczenia, która unieważnia każdą koncepcję interpretacji historycznej. Holocaust nie dopuszcza możliwości sensotwórczego powiązania narracyjnego z czasem go poprzedzającym i po nim następującym. Stanowi graniczne doświadczenie historii, niemożliwe do włączenia w spójną narrację.”⁴

Ujmując problem w bardziej poręcznej kategorii Aleidy Assmann: Holocaust (a wraz z nim uznanie niemieckiej winy i historycznej odpowiedzialności za zbrodnie III. Rzeszy) stanowi nie tyle główną narrację, co narracyjną *ramę* niemieckiej pamięci politycznej.⁵ Co to znaczy? *Pamięć polityczna*, nazywana przez Assmann także oficjalną, to ta część wspólnotowych wyobrażeń o przeszłości, która znajduje się w gestii czy pod kontrolą państwa i jego agend.⁶ W aspekcie „technologicznym” bazuje ona na kulturowych mediach i technikach, takich jak przekazy pisemne, ikonograficzne, pomniki, miejsca czy rytuały polityczne⁷; jej potencjał normotwórczy zasada się na szeregu instytucji, urzędów, uregulowań prawnych i rozporządzeń wykonawczych, takich jak archiwa, muzea czy podstawy programowe dla szkół⁸. Natomiast *ramy pamięci*⁹ to nic innego jak zbiór wartości i norm, które decydują o spójności tych wspólnotowych i wspólnototwórczych narracji o przeszłości.

³ Por. B. Anderson, *Wspólnoty wyobrażone. Rozważania o źródłach i rozprzestrzenianiu się nacjonalizmu*, Kraków 1997.

⁴ J. Rüsen, *Pamięć o Holokauście a tożsamość niemiecka*, [w:] *Pamięć zbiorowa i kulturowa. Współczesna perspektywa niemiecka*, pod red. M. Saryusz-Wolskiej, Kraków 2009, s. 411 i n.

⁵ A. Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München 2006, s. 203.

⁶ Na temat pamięci oficjalnej, politycznej i narodowej w rozumieniu A. Assmann por. zwał. eadem, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, s. 138 i n.; eadem, *Der lange Schatten...*, s. 36 i n.

⁷ W tym aspekcie jej zakres pojęciowy pokrywa się ze zdefiniowaną przez Jana Assmanna kategorią pamięci kulturowej. Pełny katalog cech i wyznaczników pamięci kulturowej (czyli niebiograficznej, sensotwórczej, zobiektywizowanej na kulturowych nośnikach i stabilizującej autoprojekcje politycznych zbiorowości) podaje J. Assmann, *Pamięć zbiorowa i tożsamość kulturowa*, „Borussia” 2003, nr 29, s. 11–16. Na temat pamięci kulturowej i tożsamości politycznych por. liczne niemieckojęzyczne prace tego autora oraz przetłumaczoną na j. polski: *Pamięć kulturowa. Pismo, zapamiętywanie i polityczna tożsamość w cywilizacjach starożytnych*, Warszawa 2008.

⁸ Na temat asymetrii w relacji pamięci politycznej i społecznej w Niemczech por. A. Assmann, *Der lange Schatten...*, s. 214 i n.

⁹ Assmann odwołuje się tu do kategorii społecznych ram pamięci Maurice’a Halbwachsa. Por. idem, *Spoleczne ramy pamięci*, Warszawa 1969.

To (nabyty np. w toku socjalizacji) „normatywny raster”¹⁰, który przykładamy do indywidualnych wspomnień, by uporządkować je w narrację zborną i sprzężoną z wyobrazeniami innych członków naszej zbiorowości. Można powiedzieć, że to predefiniowane ustawienia narzędzi optycznych, przy pomocy których dokonujemy oglądu i oceny wydarzeń z przeszłości.

Jakie konkretnie ustawienia i normy sterują oficjalną niemiecką polityką i kulturą pamięci oraz – mówiąc obrazowo – co według tych norm można dziś w Niemczech zbudować, a czego nie? O tym między innymi traktuje niniejszy tekst. W oparciu o źródła prasowe, opublikowane w druku i dostępne w internecie dokumenty urzędowe¹¹ i literaturę przedmiotu¹² zrekapituluję najpierw historię budowy pomnika, następnie wybrane wątki i stanowiska w sporze przezeń wywołanym, by potem skupić się na samym pomniku, na jego formie i (deklarowanym intencjonalnym braku) treści, wreszcie – w krótkim podsumowaniu – na oddziaływaniu pomnika na topograficzne i dyskursywne otoczenie.

Hardware: Krótka historia długiej budowy

Pomnik Holocaustu – jak projekt ten potocznie bywa nazywany – pierwotnie oddolna, niemal prywatna inicjatywa memorialna, z uwagi na swój *normatywny* potencjał stosunkowo szybko wchodzi w instytucjonalne tryby oficjalnej polityki pamięci i po kilku latach awansuje do roli ogólnopaństwowego i ogólnonarodowego projektu, o którego losach przez kilka lat decydują najważniejsze osoby w państwie, a o ostatecznym powodzeniu przesądzić ma organ ustawodawczy. Jak się okazuje, polityczny awans i wzmocnienie instytucjonalnego zaplecza pamięci wcale nie musi oznaczać, że szybciej przybiera ona trwałe formy.

Inicjatywa Rosh i Jäckela ze znaczącym politycznym odzewem spotyka się niedługo po zjednoczeniu Niemiec. W 1992 r. do projektu włącza się rząd federalny, który przeznacza na ten cel dwuhektarową działkę w bezpośrednim sąsiedztwie Bramy

¹⁰ A. Assmann, *Der lange Schatten...*, s. 157.

¹¹ Por. zwł. monumentalną, niespełna 1300-stronicową edycję źródłową U. Heimrod, G. Schlushego, H. Seferensa (red.), *Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das »Denkmal für die ermordeten Juden Europas«*. Eine Dokumentation, Berlin 1999.

¹² Por. m.in. J.-H. Kirsch, *Nationaler Mythos oder historische Trauer? Der Streit um ein zentrales »Holocaust-Mahnmal« für die Berliner Republik*, Köln 2003; K. Frahm, *Denkmal für die ermordeten Juden Europas*, Berlin 2005; C. Leggewie, E. Meyer, *»Ein Ort, an den man gerne geht«*. Das Holocaust-Mahnmal und die deutsche Geschichtspolitik nach 1989, München 2005. W Polsce pomnik i towarzysząca mu debata nie doczekały się jeszcze monograficznego opracowania. Kilkudziesięciostronicowy rozdział tej problematyce poświęca W. Pięciak, *Niemiecka pamięć. Współczesne spory w Niemczech o miejsce III Rzeszy w historii, polityce i tożsamości (1989–2001)*, Kraków 2002, s. 203–250. Najszerze jak dotąd omówienie zagadnienia przynosi praca magisterska K. Szulejewskiej: *Pomnik Pomordowanych Żydów Europy. Przyczynek do analizy niemieckiej pamięci o Holokauście*, Warszawa 2014, <https://depot.ceon.pl/bitstream/handle/123456789/9320/K.%20Szulejewska%2C%20Pomnik%20Pomordowanych%20Żydów%20Europy.pdf?sequence=1&isAllowed=y> (14.12.2019).

Brandenburskiej, a więc w najbardziej eksponowanej i przy okazji najdroższej możliwej lokalizacji. Jednak już rok później kanclerz Kohl postanawia, że centralnym miejscem upamiętniającym zbrodnie nazistowskie będzie Nowy Odwach (*Neue Wache*; stojąca tam dziś pieta Käthe Kollwitz to według deklaracji kanclerza jedno z jego ulubionych przedstawień figuralnych), miejsce dedykowane (wszystkim!) „Ofiarom wojny i tyranii”, a o poszczególnych grupach ofiar mają w tym miejscu dodatkowo informować poświęcone im tablice z brązu.¹³ Mija kolejny rok i kanclerz znowu zmienia zdanie, a rząd wspólnie z władzami Berlina i grupą skupioną wokół Rosh rozpisuje konkurs na projekt pomnika. Wśród nadesłanych ponad 500 propozycji szczególną uwagę i oburzenie jurorów wzbudził pomysł, by Bramę Brandenburską zetrzeć na proch i rozsypać na terenie przeznaczonym pod pomnik.¹⁴ Faworyzowany przez organizatorów konkursu¹⁵ projekt zespołu pod kierownictwem berlińskiej malarki Christine Jakob-Marks, w myśl którego dwuhektarową powierzchnię miałyby pokryć pochyła betonowa płyta, na której z czasem zostałyby wygrawerowane wszystkie znane nazwiska ofiar, spotkał się z krytyką zarówno ze strony środowisk żydowskich, jak i pozostałej części opinii publicznej (zarzucano mu m.in., że jest zbyt toporny, „płaski” i „niemiecki”) i zostaje ostatecznie odrzucony przez Kohla.¹⁶

W kolejnym konkursie, rozpisany w roku 1997, bierze udział już tylko 25 zaproszonych przez ekspertów uczestników, m.in. Daniel Libeskind, który zasłynął będącym wówczas w fazie realizacji projektem berlińskiego Muzeum Żydowskiego, oraz – zwycięski, jak się miało okazać – tandem: Richard Serra/Peter Eisenman. Skonfliktowany z Eisenmanem Libeskind będzie się później doszukiwał w zwycięskim projekcie podobieństw do własnego pomysłu „Ogródu Emigracji”, będącego jednym z elementów berlińskiego muzeum.¹⁷ Serra i Eisenman zaproponowali wypełnienie przepastnej przestrzeni 4 tysiącami masywnych betonowych stel o wysokości od kilkunastu centymetrów do kilku metrów. Projekt zyskał wielkiego entuzjastę w osobie kanclerza Kohla, co może o tyle dziwić, że obaj artyści mieli opinię – delikatnie rzecz ujmując – niemieszczących się w pomnikowym *mainstreamie*. Eisenman to jeden z najważniejszych przedstawicieli (a być może najważniejszy

¹³ Kontrowersje wywołane tą decyzją rekapitułuje U. Schlie, *Die Nation erinnert sich. Die Denkmäler der Deutschen*, München 2002, s. 174 i n.

¹⁴ S. Korn, *Rozdarty Reichstag. Gdy sztuka przedstawiać ma barbarzyństwo: planowany Pomnik Holocaustu w Berlinie i narodowa tożsamość*, [w:] *O kondycji Niemiec. Tożsamość niemiecka w debatach intelektualistów po 1945 roku*, wyb. i opr. J. Jabłkowska i L. Żyliński, Poznań 2008, s. 532.

¹⁵ Faktycznie sąd konkursowy pod przewodnictwem Waltera Jensa przyznał dwie różnorzędne pierwsze nagrody (drugą przyznano Simonowi Ungersowi, synowi znanego architekta Oswalda M. Ungersa), ostateczną decyzję pozostawiając organizatorom konkursu, czyli przedstawicielom rządu federalnego, władz Berlina i kierowanego przez Rosh i Jäckela Społecznego Komitetu Budowy Pomnika Pomordowanych Żydów Europy, Por. Heimrod, Schlusche, Seferens, op. cit., s. 269 i n.

¹⁶ Por. *Eine platte Platte*, „Der Spiegel” 28/1995, s. 54 i n.

¹⁷ Na „Ogród” Libeskinda składa się 49 wysokich prostopadłościennych filarów symbolizujących – jak dowiadujemy się z informacyjnej plakiety – powstanie państwa Izrael (48 filarów = rok 1948) i Berlin (49. filar).

teoretyk) architektonicznego dekonstrukcjonizmu – czy post-funkcjonalizmu, jak zwykł mówić o swojej estetyce. Zasłynął ideami i projektami nadzwyczaj trudnymi do zrealizowania, wysoce czaso- i kosztochłonnymi, programowo niefunkcjonalnymi oraz metodyczną niechęcią do ich ostatecznej finalizacji, przez co przyłgnęła do niego nawet etykieta: *paper architect*. Z kolei Serra, rzeźbiarz, kluczowa postać amerykańskiego minimalizmu, choć legitymujący się pozycją klasyka w galeriach, muzeach i encyklopediach sztuki XX wieku, swoimi pracami eksponowanymi w przestrzeni publicznej wzbudzał częściej kontrowersje niż zachwyty (by wspomnieć tylko „Terminal” w niemieckim Bochum). Zważywszy dotychczasową i późniejszą historię pomnika, na ironię losu zakrawa fakt, że projekt właśnie tej dwójki – choć już bez udziału Serry – *doczekał się* realizacji.

Serra zrezygnował z udziału w przedsięwzięciu po tym, jak swoje poprawki zgłosił kanclerz Kohl: w rezultacie Eisenman zmniejszył liczbę stel do 2711, skrócił ich wysokość i dodał kilkadziesiąt drzew wokół pomnika. Kolejny przestój spowodowany był odkryciem w północno-wschodniej części działki pozostałości trzypokojowego bunkra Josepha Goebbelsa, który zdecydowano się pozostawić w stanie nienaruszonym pod pomnikiem, nie włączając go jednak, jak chcieli tego niektórzy komentatorzy, w jego obręb. Sprawa jeszcze bardziej komplikuje się jesienią 1998 r. po przegranej Kohla w wyborach: burmistrz Berlina Eberhard Diepgen opowiada się za rozpisaniem kolejnego konkursu, zaś minister kultury w rządzie Gerharda Schrödera Michael Naumann forsuje pomysł uzupełnienia pomnika o placówkę o charakterze badawczo-informacyjnym. Gdy w czerwcu 1999 r. projekt wchodzi ostatecznie pod obrady Bundestagu, który ma przesądzić o jego sfinansowaniu, okazuje się, że głosowana będzie też konkurencyjna propozycja autorstwa teologa Richarda Schrödera, której ogólny zarys (szczegółowego Schröder nie przedstawił) sprowadza się do prostego pomnika z inskrypcją „Nie zabijaj” [w oryginale: *Du sollst nicht morden!*]. Ostatecznie zwycięża projekt Eisenmana w wersji z poprawkami (tzw. Eisenman II) uzupełniony o „Centrum Informacji”.¹⁸ Bundestag asygnuje na budowę pomnika 54 mln. marek (czyli ok. 28 mln. euro). Prace budowlane ruszają w kwietniu 2003 r.

Jednak już w październiku zostają wstrzymane. Znowu do głosu dochodzą cienie nazistowskiej przeszłości. Okazuje się, że firma Degussa, producent środka chemicznego mającego chronić powierzchnie stel przed graffiti, ma bliskie powiązania ze spółką Degesch, produkującą w czasie II wojny światowej cyklon B na potrzeby obozów zagłady. Po kilku tygodniach debaty, argumentach, że Degussa należy do przedsiębiorstw, które po wojnie wzorcowo przeprowadziły rozrachunek z przeszłością i publicystycznej interwencji Eisenmana na łamach opiniotwórczego tygodnika „Die Zeit”, prace zostają ponownie podjęte – z udziałem Degussy.¹⁹

¹⁸ Por. stenogram obrad Bundestagu z 25.06.1999 r.: *Deutscher Bundestag. Stenographischer Bericht. 48. Sitzung, Bonn, Freitag, den 25. Juni 1999*, <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/14/14048.pdf> (12.12.2019).

¹⁹ P. Eisenman, *Geisel der Geschichte*, „Die Zeit“ z 30.10.2003, <https://www.zeit.de/2003/45/Eisenman> (12.12.2019).

W lipcu 2004 zostaje ukończona budowa podziemnego Centrum Informacji. W kilku pomieszczeniach wystawowych prezentowane są zarówno dane statystyczne, jak i jednostkowe świadectwa, historie obrazujące losy wybranych rodzin, materiały informujące o miejscach, w których rozegrała się Zagłada, a także zawierające ponad trzy miliony wpisów tzw. *pages of testimony* udostępnione przez izraelski instytut pamięci Yad Vashem. Na stronie fundacji opiekującej się pomnikiem możemy przeczytać, że o ile pole stel jest sercem całego kompleksu, to Centrum Informacji ma być jego głową. W grudniu 2004 r. dobiega końca montaż stel, a 10 maja 2005 r., dwa dni po obchodach 60. rocznicy zakończenia II. wojny światowej, ma miejsce oficjalnie odsłonięcie pomnika.

Podczas uroczystości przewodniczący Centralnej Rady Żydów w Niemczech, Paul Spiegel, wyraził swoje uznanie dla całego przedsięwzięcia (z prowadzoną na jego marginesie debatą włącznie), które uznał za „ważny i niezbędny sygnał w walce przeciw zapomnieniu”.²⁰ Skrytykował jednak fakt, że pomnik uchyla się od odpowiedzi na pytanie, dlaczego Holocaust miał miejsce i kim byli jego sprawcy. Z kolei ówczesny przewodniczący Bundestagu, Wolfgang Thierse (ur. we Wrocławiu polityk SPD), długoletni entuzjasta pomnika i przewodniczący Rady Kuratorów w ostatniej fazie realizacji, mówił: „Sprzeciw i debata będą wszak dalej towarzyszyć pomnikowi, co z pewnością nie musi być rzeczą najgorszą”.²¹ Istotnie: kilkunastoletnie spory i debaty wokół pomnika pomogły wypełnić treścią dwuhektarową przestrzeń, w którą Eisenman intencjonalnie wpisał tak mało czytelnych znaków. Sprawily, że pomnik stał się obecny nie tylko w przestrzeni topograficznej Berlina, ale także – w równie eksponowanym miejscu – w ogólnoniemieckiej przestrzeni dyskursu. Że zgodnie z intencją architekta stał się miejscem żywej pamięci.

Software: Historia sporu o pomnik/pomnik sporu o historię

„Debata pomnikowa jest sporem o polityczną samoświadomość Niemców” – pisał w 1999 r. najbardziej znany i uznany żyjący niemiecki filozof Jürgen Habermas²². Nie chodziło wszak tylko o miejsce, w którym pomnik ma stanąć, i o to, jaką treścią i formą to miejsce ma zostać wypełnione; chodziło o miejsce Holocaustu we współczesnej, pojedynczeniowej kulturze politycznej Niemiec i w politycznej świadomości każdego Niemca z osobna. Także o miejsce i rolę samych Niemców w tej narracji: nie tylko jako tych, którzy upamiętniają, pamiętają o ofiarach, ale także jako (spadkobierców) sprawców. Co, zważywszy powojenne meandry polityki

²⁰ *Einweihung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas. Rede des Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. h.c. Paul Spiegel*, <https://www.zentralratderjuden.de/aktuelle-meldung/einweihung-des-denkmals-fuer-die-ermordeten-juden-europas/> (12.12.2019).

²¹ *Holocaust-Mahnmal in Berlin eröffnet. »Erinnerung an das entsetzlichste Nazi-Verbrechen«*, „Tagesschau“ <http://www.tagesschau.de/inland/meldung183642.html> (12.12.2019).

²² J. Habermas, *Der Zeigefinger. Die Deutschen und ihr Denkmal*, „Die Zeit“, https://www.zeit.de/1999/14/199914.denkmal.2_.xml (12.12.2019).

rozrachunkowej, mające się w obu niemieckich państwach nijak do siebie²³, było podwójnie trudne. Wyjątkowy charakter debaty bierze się także stąd, że właściwie wyprzedziła ona zjednoczenie (przypominam, że pomnik od początku pomyślany był jako wspólny niemiecko-niemiecki projekt), a następnie towarzyszyła procesom integracyjnym krok w krok i – jak to ujął Ulrich Schlie – była „intelektualnym zwierciadłem nastrojów i rozumienia historii niedawno sobie poślubionych Niemców i sama w sobie zyskała przez to pomnikowy wymiar”²⁴.

W ciągu minionych ponad dwudziestu lat głównych osi sporu wokół pomnika było kilka, wątki poboczne oraz pojedyncze ważne wystąpienia i kontrowersje trudno zliczyć. Poniżej omawiam jedynie kilka wybranych aspektów, które więcej niż o samym pomniku mówią o pamięci politycznej zjednoczonych Niemiec.

1. Ofiary. Jedną z pierwszych spornych kwestii, która pojawiła się właściwie wraz z samą inicjatywą (i po wielu latach ostatecznie doczekała się częściowego rozwiązania), dotyczyła grup ofiar, które pomnik miałby upamiętniać. Centralna Rada Niemieckich Sinti i Romów zgłosiła jeszcze w latach 80. postulat, by pomnik Holocaustu upamiętniał także cygańskie ofiary ludobójstwa. Na łamach „Die Zeit” Eberhard Jäckel²⁵ odpowiadał, że – po pierwsze – pomnik ma większą siłę oddziaływania wtedy, kiedy nie uogólnia, tylko specyfikuje i różnicuje. W Berlinie, pisał, jest już jeden pomnik poświęcony „Ofiarom Narodowego Socjalizmu”, a jego opłakany stan powinien raczej służyć za przestrożę. Po wtóre, pomnik upamiętniający żydowskie ofiary nie wyklucza kolejnych podobnych komemoracji, a „tak często pomijani” Sinti i Romowie w istocie powinni „niebawem” otrzymać własny pomnik.²⁶ Zagłada Żydów powinna zostać upamiętniona osobno, argumentował dalej, ponieważ także w ramach ludobójczej polityki nazistów zajmowała ona pozycję wyjątkową. Te wyjaśnienia sprawy oczywiście nie załatwiły: ani po stronie romskich aktywistów, ani niemieckich publicystów. Problem ofiar powracał²⁷ i właściwie rozrastał się. „Hierarchizacji ofiar” przeciwstawił się jeden z najbardziej wpływowych niemieckich historyków, Reinhart Koselleck, który upomniał się także o te grupy ofiar, o których pamiętano rzadziej:

Ale gdzie w takim razie podziąło się wiele milionów zabitych Rosjan, zamordowanych Polaków, zlikwidowanych homoseksualistów, zagazowanych niepełnosprawnych – nie wspominając o świadkach Jehowy i członkach politycznego ruchu oporu? Jako naród,

²³ Znakomity przegląd problematyki przynosi wydana w ramach Poznańskiej Biblioteki Niemieckiej antologia *O kondycji Niemiec. Tożsamość niemiecka w debatach intelektualistów po 1945 roku*, wyb. i opr. J. Jabłkowska i L. Żyliński, Poznań 2008; tam też dalsze wskazówki bibliograficzne.

²⁴ U. Schlie, *op. cit.*, s. 179 i n.

²⁵ E. Jäckel: *Aufruf einer Bürgerinitiative*, *op. cit.*

²⁶ *Ibidem*.

²⁷ Por. np. *Erster und zweiter Klasse*, „Der Spiegel” 25/1991, s. 67; M. Sack, *Es gibt kein geteiltes Gedenken*, „Die Zeit” (14.08.1992), <https://www.zeit.de/1992/34/Es-gibt-kein-geteiltes-Gedenken> (12.12.2019); R. Rose, *Welches Mahnmal für die ermordeten Sinti und Roma? Gedenken ohne Ausgrenzung*, „Die Zeit” (17.12.1993), <https://www.zeit.de/1993/51/Gedenken-ohne-Ausgrenzung> (12.12.2019).

który zorganizował te masowe mordy, musimy w centralnym narodowym miejscu pamięci uczcić pamięć naprawdę wszystkich ofiar.”²⁸

Koselleck przypominał także, że 3 mln. ofiar stanowiły kobiety. Podobne głosy można było usłyszeć ze strony społeczności żydowskiej w Niemczech, której prominentni przedstawiciele odrzucali uprzywilejowaną pozycję Żydów w planowanym upamiętnieniu.²⁹ Choć pomnik decyzją Bundestagu został ostatecznie poświęcony jedynie „pomordowanym Żydom Europy”, długoletni spór doprowadził do budowy w niedalekiej okolicy dwóch innych, upamiętniających nazistowskie zbrodnie na Sinti i Romach, osobach nieheteronormatywnych oraz chorych, upośledzonych bądź niepełnosprawnych zamordowanych w ramach tzw. akcji T4. Tym samym na górnych piętrach niemieckiej pamięci politycznej znaleziono miejsce także dla nieżydowskich ofiar nazistowskiego ludobójstwa. Teza o wyjątkowości, *syngularności* Zagłady Żydów³⁰ nie została jednak podważona.

2. Sprawcy. Koselleck upominał się nie tylko o ofiary, ale też o sprawców:

Skoro ma tu, w kraju sprawców, powstać pierwszy narodowy pomnik [ufundowany przez] sprawców dla ofiar, to musi być całkowicie jednoznaczne, kim byli sprawcy, a kim ofiary.³¹

Podobne stanowisko w tej sprawie reprezentował inny z luminarzy niemieckiej historiografii, Jürgen Kocka, który ponadto oczekiwał, że pomnik będzie także „sygnalizował wstyd” Niemców.³² Także Jürgen Habermas zwracał uwagę, że pomnik w Niemczech nie może być podobny do tych w Izraelu czy Stanach Zjednoczonych,

²⁸ D. Hacker, J. Saltzwedel, *Denkmäler sine Stolpersteine* [wywiad z R. Koselleckiem], „Der Spiegel“ (03.02.1997), <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-8654713.html> (12.12.2019). Por. także R. Koselleck, *Wer darf vergessen werden? Das Holocaust-Mahnmal hierarchisiert die Opfer: Die falsche Ungeduld*. „Die Zeit“ (19.03.1998), <https://www.zeit.de/1998/13/holocaust.txt.19980319.xml> (12.12.2019).

²⁹ Por. *Ein leeres Grabmal*, „Die Zeit“ (11.05.2005), https://www.zeit.de/2005/19/eroeffn_mahnmal (12.12.2019).

³⁰ Czyli stanowisko (funkcjonujące w niemieckim dyskursie historiograficznym jako *Singularitätsthese*), że Zagłada nie ma precedensu w historii, nie tyle gdy chodzi o rozmiary zbrodni, co o jej ideologiczne źródła, społeczno-kulturowy (cywilizacyjny) kontekst, szerokie administracyjno-instytucjonalne zaplecze, wreszcie systematyczny, przemysłowy i totalny (sięgający nawet doczesnych szczątków i pamięci o zmarłych) charakter. W uproszczeniu: Holocaust to więcej niż ludobójstwo. Dyskusję na ten temat zazwyczaj datuje się od „sporu historyków”, a jednym z najważniejszych jej uczestników był Eberhard Jäckel; por. idem, *Die elende Praxis der Untersteller*, „Die Zeit“ z 12.09.1986, <https://www.zeit.de/1986/38/Die-elende-Praxis-der-Untersteller> (12.12.2019). Por. także H.-U. Wehler, *Entsorgung der deutschen Vergangenheit? Ein polemischer Essay zum »Historikerstreit«*, München 1988, s. 131 i n.

³¹ D. Hacker, J. Saltzwedel, *Denkmäler sind Stolpersteine...* Por. także R. Koselleck, *Wer darf vergessen werden...*

³² *Umfrage zum Holocaust-Mahnmal und dem Vorschlag, den Potsdamer Platz umzubenennen. Namen oder Steine?*, „Die Zeit“ (12.03.1998), <https://www.zeit.de/1998/12/holocaust.txt.19980312.xml> (12.12.2019).

nie może się ograniczać do uczczenia pamięci ofiar. „Nie może chodzić o to, »żeby Żydzi od nas Niemców otrzymali pomnik Holocaustu«³³ – pisał. W kontekście niemieckiej kultury politycznej pomnik musi być formą politycznego *credo* współczesnych Niemców, potomków sprawców, wyrazem samoświadomości, na której „sprawstwo – popełnione i tolerowane w okresie narodowego socjalizmu zbrodnie na ludzkości” i „wstrząs wywołany niewysłowionymi krzywdami ofiar” odcisnęły się trwałym, niepokojącym piętnem.³⁴ Myślenie to znalazło swoje ujście także w debacie parlamentarnej, w której, jak z satysfakcją konstatował Habermas, była mowa o pomniku, którego sens byłby „zogniskowany wokół sprawstwa i sprawców” [*tat- und täterzentriert*].³⁵ O ile sam pomnik (ściślej: pole stel) ani jego nazwa nie noszą śladów tej dyskusji, wątpliwości nie pozostawiają zarówno Centrum Informacji, jak i dostępne tam materiały informacyjne, w których można przeczytać, że „uznanie zbrodni nazistowskich za jedyne w swoim rodzaju i historyczna odpowiedzialność za nie należy do fundamentów niemieckiej tożsamości państwowej.”³⁶

3. »Czarna dziura« sensu. Najdłuższą bodaj dyskusję, najwięcej kontrowersji i zaskakujących zwrotów akcji wywoływała jednak treść i forma pomnika: czy to na etapie planów, kolejnych konkursów, realizacji czy nawet już po ukończeniu prac. Można by ją podsumować konstatacją Salomona Korna, frankfurckiego architekta i jednego z liderów społeczności żydowskiej w Niemczech: „[n]ie ma optymalnej drogi prowadzącej do godnego Pomnika Holocaustu.”³⁷ Każdy kolejny przedstawiony opinii publicznej projekt spotykał się ze zmasowaną – i zazwyczaj niepozbawioną podstaw – krytyką. Projektowi Christine Jakob-Marks, który zwyciężył w pierwszym konkursie, zarzucano „monumentalną banalność” i „dziecięcą prostolinijność”.³⁸ Artystce wytykano, że w naiwny sposób próbuje przetransponować rozmiary zbrodni na rozmiary pomnika. Koncepcję Richarda Schrödera, której – przypomnę – kluczowym elementem miała być inskrypcja „Nie zabijaj”, negatywnie ocenił m.in. Habermas, zwracając uwagę, że odwołanie się do uniwersalnego, nieprzypisanego do konkretnego czasu ani kultury przykazania rozmywa to, co w Holocaustcie specyficzne, jedyne w swoim rodzaju.³⁹ Błąd Schrödera tkwił, zdaniem innego komentatora, także w tym, że zamiast zadbać, by pytania o Auschwitz pozostały żywe, sprawia wrażenie, jakby znał na nie odpowiedź.⁴⁰ Wreszcie projekt

³³ J. Habermas, *Der Zeigefinger...*

³⁴ *Ibidem*.

³⁵ *Ibidem*. Por. także stenogram debaty parlamentarnej: <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/14/14048.pdf> (12.12.2019).

³⁶ Cyt. za polskojęzyczną ulotką informacyjną dostępną w Centrum Informacji w latach 2000., w zbiorach autora.

³⁷ S. Korn, *op. cit.*, s. 533.

³⁸ J. Jessen, *Verdienstvolles Scheitern*, „Berliner Zeitung“ z 4.11.1997, <https://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/1997/1104/feuilleton/0035/index.html> (12.12.2019).

³⁹ H. Rauterberg, *Baut den Stelenwald! Das Mahnmal im Bundestag*, „Die Zeit“ z 24.06.1999, https://www.zeit.de/1999/26/199926.holocaust_.xml (12.12.2019).

⁴⁰ *Ibidem*.

Eisenmana (i Serry), który przez jednych bywał nazywany „placem zabaw” czy „wesołym miasteczkiem” (bo tak chyba najlepiej dałoby się tu spolszczyć iskrzące konotacjami określenie *Hüpfburg*)⁴¹, przez innych krytykowany jako „zagadkowy monument” (bo „bez odpowiedzi, bez pocieszenia”)⁴², u wspomnianego profesora Kosellecka wywoływał militarne asocjacje („defilada” betonowych stel przypominała mu „olbrzymich gwardzistów”) i zupełnie rozpraszał nastrój żałoby⁴³. Najbardziej w pamięci współczesnych zapisał się jednak werdykt Martina Walsera z pamiętnej mowy z okazji przyznania mu Pokojowej Nagrody Niemieckich Księgarzy, w której pomnik nazwał „koszmarem wielkości boiska sportowego” i „monumentalizacją hańby”.⁴⁴ Z emfazą napominał proponentów i decydentów, że „potomni będą mogli przekonać się o tym, co zrobili ludzie, którzy czuli się odpowiedzialni za sumienia innych.”⁴⁵

Nie brakło też liczących się w Niemczech głosów, by pomnika w ogóle nie stawiać. Jeden z najznamienitszych niemieckich reżyserów teatralnych, Peter Zadek, zaproponował, by zamiast niego zbudować w Berlinie teatr żydowski, „który służyłby nie tylko pamięci, ale także kontynuacji wielkiej żydowsko-niemieckiej tradycji”.⁴⁶ Publicysta tygodnika „Die Zeit”, Manfred Sack, przypominał z kolei, że „pomniki już dawno przestały do nas przemawiać. Po prostu sobie stoją.”⁴⁷ Przede wszystkim jednak nie zabrakło ludzi – nie tylko w gronie 312 deputowanych, którzy poparli projekt w Bundestagu – gotowych mimo zastrzeżeń bronić propozycji Eisenmana. Jürgen Habermas chwalił jego „nienarzucający się patos negatywności”⁴⁸, a krytyk architektury Hanno Rauterberg dostrzegał w nim pożądane „pole irytacji między kopułą Reichstagu i Placem Poczdamskim”, które zwiedzającego zostawia sam na sam z pytaniami, nie podsuwa łatwych ścieżek interpretacyjnych, nie daje wrażenia „fałszywego pojednania”.⁴⁹ Wśród entuzjastów projektu znalazł się też jeden z najbardziej uznanych autorytetów w dziedzinie badań nad kulturą memorialną Holocaustu, amerykański judaista James E. Young.

Trzeba tu wszak powiedzieć, że każdy projekt był z góry skazany na mniej lub bardziej spektakularną porażkę, żaden *pomnik* nie był w stanie spełnić oczekiwań niemieckich elit intelektualnych i politycznych, by dać artystyczny wyraz temu, co

⁴¹ Por. *Fünf Jahre Holocaust-Mahnmal in Berlin*, „Die Zeit” z 04.05.2010, <https://www.zeit.de/newsticker/2010/5/4/iptc-bdt-20100504-302-24726988xml> (12.12.2019); R. Schachtebeck, *Eisenmans Hüpfburg*, „ArtNet”, 15.07.2005, cyt. za C. Leggewie, *Holocaust Denkmal...*, s. 730.

⁴² M. Naumann, *Ohne Antwort, ohne Trost*, „Die Zeit” z 04.05.2005, <https://www.zeit.de/2005/19/Mahnmal> (12.12.2019).

⁴³ R. Koselleck, *Wer darf vergessen werden...*

⁴⁴ M. Walser, *Doświadczenia podczas pracy nad słowem na niedzielę. Mowa z okazji przyznania Nagrody Pokojowej Księgarzy Niemieckich*, [w:] *O kondycji Niemiec, op. cit.*, s. 542.

⁴⁵ *Ibidem*.

⁴⁶ *Umfrage zum Holocaust-Mahnmal...*

⁴⁷ *Ibidem*.

⁴⁸ J. Habermas, *Der Zeigefinger...*

⁴⁹ H. Rauterberg, *Baut den Stelenwald! Das Mahnmal im Bundestag*, „Die Zeit” z 24.06.1999, https://www.zeit.de/1999/26/199926.holocaust_.xml (10.12.2019).

niewyobrażalne, znaleźć adekwatną kulturową reprezentację dla „cywilizacyjnego tąpnięcia”⁵⁰, wreszcie wyrycić trwałe, czytelny i wychodzący poza dekoracyjny banał znak w „czarnej dziurze sensu”, jaką była Zagłada.

Na tropie potencjalnego rozwiązania zdawał się być wspomniany Salomon Korn, jednak i tu skończyło się jedynie na przychyłnej recenzji Habermasa.⁵¹ Zdaniem frankfurckiego architekta pomnik powinien oferować Niemcom pewien potencjał „negatywnej” identyfikacji⁵², boleśnie dotykać ich wspólnotowych autoprojekcji i narodowych świętości: „jak można inaczej godnie upamiętnić pomnikiem zbrodnię tysiąclecia, jeśli nie przez zakwestionowanie i wyobcowanie narodowych symboli i wywołane tym bolesne odczucia?” – pytał.⁵² Stąd też w ocenie Korna pomysł zmielenia Bramy Brandenburskiej zmierzał przynajmniej we właściwym kierunku, choć próbował osiągnąć cel nieodpowiednimi⁵³ środkami. Trwałe naruszenie integralności bądź funkcjonalności któregoś z ważnych pomników-symboli niemieckiej tożsamości narodowej (np. szklana ściana utrudniająca wejście do *Neue Wache* czy głęboki rów przed Reichstagem), argumentował Korn, byłoby bardziej na miejscu niż stawianie tradycyjnego pomnika, bowiem stanowiłoby akt wyrzeczenia się „pozornie nietkniętej tożsamości” i dałoby się odczuć „niczym cierń w sercu” każdego Niemca. A stąd niedaleko do konkluzji, iż:

Tradycyjne ujęcie, że pomniki są dziełami sztuki w przestrzeni publicznej, nie sprawdza się w przypadku narodowego Pomnika Holocaustu w kraju sprawców, ponieważ związany z nim problem ‘negatywnej’ identyfikacji, nie jest w pierwszym rzędzie natury artystyczno-estetycznej, lecz polityczno-moralnej.⁵⁴

Wydaje się, że do podobnych wniosków – choć niewątpliwie inną drogą – doszli z czasem posłowie do Bundestagu, którzy w kulminacyjnym momencie sporu, kiedy dało się słyszeć więcej głosów sprzeciwu i krytyki (także np. z ust G. Grassa) niż zachęty do szybkiego działania, kiedy więcej było pytań niż odpowiedzi, zdecydowali się projekt Eisenmana skierować do realizacji. Decyzja ta zdaje się mówić, że gdy idzie o Zagładę, oczywistych rozwiązań i prostych wyjaśnień nie ma, że pomnik nie jest po to, by udzielać jednoznacznej, wyczerpującej i czytelnej dla wszystkich odpowiedzi na pytanie, czym dla Niemców jest bądź ma być Holocaust. Jest raczej po to, by przypomnieć pytanie, by każdy Niemiec na własną rękę mógł przejść przez ten labirynt.

⁵⁰ Por. Dan Diner (red), *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*, Frankfurt am Main 1988.

⁵¹ J. Habermas: *Der Zeigefinger...*

⁵² S. Korn, *op. cit.*, s. 533. Jako uzupełnienie warto prześledzić idące nieco innym torem rozważania R. Kosellecka na temat negatywnej pamięci. Por. R. Koselleck, *Formen und Traditionen des negativen Gedächtnisses*, [w:] V. Knigge, N. Frei (red.): *Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord*, Bonn 2005, s. 21–32.

⁵³ Nieodpowiednimi, bo przenoszącymi na płaszczyznę estetyczną wprowadzaną przez nazistów w życie „zasadę totalnej Zagłady”. Upamiętnienie stałoby się wówczas samo w sobie „aktem barbarzyństwa”. Por. *ibidem*, s. 532.

⁵⁴ *Ibidem*, s. 534.

4. Gruba kreska. Przez z grubsza dwie dekady pomnikowi jak cień towarzyszyła obawa, że zostanie on potraktowany przez Niemców jako akt ostatecznego rozliczenia się z przeszłością albo że będzie „tylko kolejnym świadectwem zapomnienia, szyfrem niewidzialności”, jak to zgrabnie ujął Andreas Huyssen.⁵⁵ W wokabularzu debaty trwale miejsce znalazło określenie *steinerne Schlusstrich*, czyli w wolnym przekładzie na polski „kamienna gruba kreska”.⁵⁶ Przy jej pomocy Niemcy mieliby odgrodzić się od swojej przeszłości, uznać sprawę – mówiąc kolokwialnie – za załatwioną. Że problem traktowano z powagą także po stronie proponentów pomnika, świadczy pośrednio wypowiedź przewodniczącego Bundestagu, Wolfganga Thierse, który jeszcze w przeddzień odsłonięcia zapewniał, że „pomnik nie jest kamienną grubą kreską”.⁵⁷ Z piętnastoletniej perspektywy wydaje się, że się nie pomylił.

Tymczasem o to, by odsłonięcie pomnika nie stało się ostatnią kropką czy kreską prowadzonej debaty, zadbało kilka znanych nazwisk, które zabierały głos także wtedy, gdy pomnik był już gotowy. Jednak w odniesieniu do tej fazy debaty najbardziej trafna (w każdym razie bardziej niż w odniesieniu do poprzednich) wydaje się diagnoza historyka Heinza D. Kittsteina, że więcej niż o zbrodni stulecia dyskutowano o mającym ją upamiętnić pomniku i osobach z tą inicjatywą związanych.⁵⁸ Jeszcze na dzień przed odsłonięciem podczas konferencji prasowej z udziałem jego twórców zabrał głos Rolf Hochhuth, autor budzącego do dziś kontrowersje „Namiestnika” – dramatu, w którym oskarżył papieża Piusa XII o bezczynność w obliczu Zagłady. Hochhuth zarzucił Eisenmanowi, że ten nie umieszczając nazwisk ofiar na stelach przedłużył milczenie o Holokauście. Nie omieszkął przy tym przypomnieć, że sam był pierwszym twórcą, który wprowadził Auschwitz na deski teatrów.⁵⁹ Odpowiedź Eisenmana była krótka i wiele mówiąca: „Nie miałem zamiaru budować cmentarza.”⁶⁰ Inaczej chyba sprawy widziała Lea Rosh, która kilka dni po odsłonięciu pomnika ponownie pojawiła się w centrum medialnej uwagi. Rosh ogłosiła, że pod jedną ze stel zamierza umieścić ludzki ząb, który sama znalazła na terenie obozu w Bełżcu. Lawina krytyki ze strony środowisk żydowskich a także polskich urzędników – dyrektorów miejsc pamięci w Bełżcu i Oświęcimiu, interpretujących fakt zabrania „suweniru” z miejsca kaźni nie tylko jako złamanie prawa, ale też religijną

⁵⁵ A. Huyssen, *Po wojnie: Berlin jako palimpsest*, [w:] *Pamięć zbiorowa i kulturowa...*, s. 467.

⁵⁶ K. Hartung, *Schlußstein über die Vergangenheit*, „Die Zeit“ (30.06.1995), https://www.zeit.de/1995/27/Schlussstein_ueber_die_Vergangenheit (12.12.2019); *Holocaust-Mahnmal: »Kein steinerne Schlusstrich«*, <https://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/holocaust-mahnmal-kein-steinerner-schlussstrich-a-355286.html> (12.12.2019); *Fünf Jahre Holocaust-Mahnmal...*

⁵⁷ *Holocaust-Mahnmal: »Kein steinerne Schlusstrich«*, „Der Spiegel“ <https://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/holocaust-mahnmal-kein-steinerner-schlussstrich-a-355286.html> (12.12.2019).

⁵⁸ H.D. Kittsteiner, *„Gedächtniskultur“ und Geschichtsschreibung*, [w:] V. Knigge, N. Frei (red.): *Verbrechen erinnern...*, s. 326.

⁵⁹ *Holocaust-Mahnmal: »Kein steinerne Schlusstrich«*, „Der Spiegel“ <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/0,1518,355286,00.html> (12.12.2019).

⁶⁰ *Ibidem*.

profanację – spowodowała, że Rosh odstąpiła od swojego pomysłu, a ząb pogrzebała w miejscu, w którym go znalazła.⁶¹

Także po kilku latach od odsłonięcia pomnika nie brakuje opinii mogących wzbudzać dalsze kontrowersje. Jeden z najbardziej nieprzejednanych jego krytyków, słynący z ostrego pióra publicysta tygodnika „Der Spiegel” Henryk M. Broder, pisał o nim na okoliczność piątego jubileuszu z sarkazmem jako o obliczonej na zysk okolicznych lokali gastronomicznych atrakcji turystycznej, która dotąd „wielokrotnie się zamortyzowała”.⁶² Sam pomnik – argumentuje Broder – wywołuje wprawdzie u zwiedzających szok, jednak ten mija już przy najbliższej budce z kiełbaskami. Inicjatorom budowy zarzucił natomiast, że z okazji pięciolecia organizują fetę głównie na własną cześć i pamiątkę. Jedyną, a przy tym, zdaniem publicysty, wątpliwą, zasługą pomnika pozostaje to, że „centralizuje” on pamięć o Zagładzie: „Służy zbiorowemu odciążeniu, nie indywidualnemu rachunkowi sumienia”.⁶³

Broder zdaje się być jednak w mniejszości. Jak pisze Claus Leggewie, gros dotychczasowych krytyków (w tym także np. Martin Walser) zrewidowało bądź zrelatywizowało swoje poglądy na temat pomnika.⁶⁴ Na jego korzyść świadczy też z pewnością „głosowanie nogami”⁶⁵, czyli tłumy zwiedzających pomnik i Centrum Informacji, nawet tych zwiedzających je w podskokach i z kanapkami w dłoni. Spory i kontrowersje są nie tylko produktem ubocznym oddziaływania Pomnika Holokaustu, są jednym z jego konstytutywnych elementów:

Jak długo toczyć się będzie wśród Niemców debata na temat tego pomnika, [znaczyć to będzie, że] moja architektura osiągnęła tak wiele, jak to tylko możliwe. Jeśli pomnik nie wzbudzi niczyjego zainteresowania i będzie tam sobie stał niezauważony, wówczas mój cel pozostanie niezrealizowany.⁶⁶

– deklarował w 2003 r Peter Eisenman.

5. Hiper(k)łącza. Pomnik w pewnym sensie upamiętnił także toczony wokół niego spór⁶⁷, stworzył coś w rodzaju memorialnego hiperłącza odsyłającego do długoletniej debaty. O pomniku trudno dziś mówić w oderwaniu od wywołanych przezeń kontrowersji i dyskusji, także zatrudnieni przez Fundację przewodnicy szeroko się do tego sporu o historię odnoszą. Trudno też o debacie nie pisać: łatwiej chyba dziś

⁶¹ Por. H.M. Broder, *Holocaust-Mahnmal. Der Zahn und die Halacha*, „Der Spiegel“ <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/holocaust-mahnmal-der-zahn-und-die-halacha-a-356137.html> (12.12.2019); H.M. Broder, *Fünf Jahre Holocaust-Mahnmal. Fiddeln und jiddeln am Stelenfeld. Eine Polemik*, „Der Spiegel“, <https://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/fuenf-jahre-holocaust-mahnmal-fiddeln-und-jiddeln-am-stelenfeld-a-692904.html> (12.12.2019)

⁶² H.M. Broder, *Fünf Jahre Holocaust-Mahnmal...*

⁶³ *Ibidem*.

⁶⁴ C. Leggewie, *Holocaust-Denkmal. Stolpersteine im Regierungsviertel*, [w:] G. Paul (red.): *Das Jahrhundert der Bilder. Band II: 1949 bis heute*, Bonn 2008, s. 728.

⁶⁵ *Ibidem*.

⁶⁶ Cyt. za *ibidem*.

⁶⁷ W odniesieniu do którego Habermas z zadowoleniem konstatawał, że był prowadzony „z powagą i na wysokim poziomie”. Por. J. Habermas, *Der Zeigefinger...*

znaleźć zwarte (naukowe czy popularne) publikacje na temat samej debaty niż na temat samego pomnika, przeważnie jednak zachodzi tutaj merytoryczna koniunkcja. Centrum Informacji, znajdujący się w nim terminal z dokumentacją debaty, wreszcie kolejne dwa pomniki, które powstały w bliskiej okolicy to bezpośrednie, trwałe i namacalne pokłosie tego sporu. A przy okazji też pomniki niemieckiej *Streitkultur*, kultury sporu publicznego.

Place of no meaning? albo Pomnik, który nie opowiada historii

Miejsce, w którym zlokalizowany jest pomnik, wprost kipi znaczeniami, nie tylko z politycznego słownika. Niektóre da się odczytać gołym okiem. Parędziesiąt metrów od pomnika stoi Brama Brandenburska, ikona Berlina i symbol Prus, nieco dalej Reichstag, symbol m.in. niemieckiej demokracji, i jego kopuła, architektoniczna metafora transparentności polityki Republiki Berlińskiej. Dalej dzielnica rządowa. Po przeciwległej stronie zupełnie inna semantyka: Plac Poczdamski, ikoniczna projekcja nowego, XXI-wiecznego Berlina. Niewielka przestrzeń, na której przemysł motoryzacyjny styka(ł) się z rozrywkowym, menedżerowie globalnych korporacji (dawna DaimlerCity) przepychają się z administratorami masowej wyobraźni (Sony Center i Berlinale-Palast). Po zachodniej stronie Tiergarten, okazały park, Berlin mieszczkański. Po wschodniej rzadkie w tym miejscu relikty enerdowskiego budownictwa wielkopłytkowego.

Czego nie widać? Nie widać muru ani »pasa śmierci«, na terenie którego stoi pomnik. Poza zasięgiem wzroku jest być może najważniejszy punkt referencyjny: nieistniejący dziś budynek Kancelarii Rzeszy i bunkier Hitlera; w miejscu tego ostatniego zobaczymy tylko plac zabaw i niezbyt okazałą tablicę informacyjną. Pod pomnikiem, o czym informują ulotki, drugi bunkier – Goebbelsa. A w centrum tego semantycznego pejzażu oprawione w dwuhektarową betonową ramę „Nie”, „*der Ort des Nichts*” – jak swoje dzieło opisał Eisenman.⁶⁸

Pomnik jest zaprzeczeniem swojego otoczenia, jest semiotyczną próżnią, niezapisaną, szarą, sprasowaną jak kartka papieru materią o nieczytelnej, nieorganicznej fakturze. W jego wnętrzu niewiele z otaczającego go kolorowego świata widać, niewiele słychać. Jego specyficzna akustyka tłumi odgłosy z zewnątrz. „Świat jest przepelniony informacją, a tu jest miejsce bez informacji.”⁶⁹ To nie fanaberia przeintelektualizowanego oryginała. „Bezsens i beznadzieja masowej eksterminacji nie może się wyrażać w klasycznej formie architektonicznej. Pomnik musi wyrażać bezsens.” – nie ma wątpliwości Eisenman.⁷⁰ Jego „niema” architektura ma prowokować pytania, ma ewokować „*strangeness*”, jak sam mówi (czy to znaczy, że ma być *atopiczna*: nie na miejscu, inna, dziwna, o niedającym się odgadnąć

⁶⁸ Cyt. za *Deutscher Bundestag. Stenographischer Bericht...*, s. 4091/10.

⁶⁹ *Interview mit Mahmmal-Architekt Peter Eisenman. „Es ist kein heiliger Ort”, „Der Spiegel”* <https://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/0,1518,355383,00.html> (12.12.2019).

⁷⁰ Cyt. za C. Leggewie, *Holocaust Denkmal...*, s. 728.

porządku?).⁷¹ Wierzy w moc tego, co wzniosłe⁷², ale nie zagradza drogi temu, co zwykłe, banalne.⁷³ To w istocie nie jest święte miejsce.⁷⁴ Trywialna codzienność wlewa się w nie, banalność staje przed oczami niemal każdemu zwiedzającemu. Czy tego chcemy czy nie, potykamy się o bawiące się dzieci, zaglądamy w niemieckie kanapki. Każdy za siebie decyduje, co z tym zrobi, czy zechce skorzystać z tego interfejsu banalności, czy zechce poznać jego kody źródłowe, czy i jak głęboko zechce się zapuścić w labirynt bez centrum, bez celu, bez *sensu*.

Ale gdy decydujemy się wejść w ten labirynt, pomnik zaczyna wchodzić w relacje z otoczeniem, relacje zwrotne. Z jednej strony oddziałuje na otoczenie, irytuje, narusza dotychczasowy porządek, zmienia linie sił w jego polu grawitacyjnym. Z drugiej generuje układ semiotycznego podciśnienia, zasysa znaczenia z zewnątrz, z otoczenia. Nie tylko topograficzno-symbolicznego krajobrazu, w którym został umieszczony, także z prywatnego ekwipunku zwiedzającego, którego pozostawia bez wskazówek, bez kompasu, samego siebie, z własnym przeżyciem, ale też z własnym zasobem wiedzy i wrażliwości, własną mapą mentalną. Nie transformuje, nie transcenduje, nie estetyzuje, nie funkcjonalizuje, nie sankcjonuje jego osobistej marszruty i indywidualnego doświadczenia. Tworzy dla tego doświadczenia miejsce, neutralne, pozbawione wszelkiej charakterystyki naczynie, Derridowską *chorę*, w którą wlewa się i wzbiera (albo wylewa?) myślenie i odczuwanie *po Auschwitz*.

***Memory district* albo Pomnik, który pisze historię**

Chętnych do (przynajmniej fizycznego) przejścia przez berliński labirynt pamięci nie brakuje: niektórzy przychodzą z kanapkami, inni z kredą i mazakami, jeszcze inni w stroju gimnastycznym, większość pewnie wychodzi z pytaniami – kwestią otwartą pozostaje, dokąd ich te pytania prowadzą. Liczbę osób, które w ciągu pierwszych pięciu lat przeszły między betonowymi stelami szacuje się na 8 mln., z tego 2,3 mln. wybrało się potem do podziemnego Centrum Informacji (dla porównania: najpopularniejsze polskie muzeum, Muzeum Powstania Warszawskiego, w ciągu pierwszego pięciolecia zwiedziło około 2 mln. osób, po dziesięciu latach liczba zwiedzających przekroczyła 4,6 mln.).⁷⁵ Rzadko przychodzą natomiast pod pomnik ci, których najbardziej się obawiano, a więc neonaziści czy negacjoniści, aktów wandalizmu odnotowano stosunkowo niewiele.

Sprawczość pomnika wykracza w sposób namacalny poza dwuhektarową powierzchnię w centrum Berlina. Dyskusja wokół Pomnika Holokaustu miała bezpośrednie przełożenie na powstanie kolejnych upamiętnień poświęconych

⁷¹ *Holocaust-Mahnmal. Peter Eisenman im Stelengang*, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (16.08.2003), <http://www.faz.net/s/RubCC21B04EE95145B3AC877C874FB1B611/Doc~E-E3E6AEFF94724F3B9251C03AD49B2592~ATpl~Ecommon~Scontent.html> (12.12.2019).

⁷² *Ibidem*.

⁷³ *Interview mit Mahnmal-Architekt...*

⁷⁴ O czym Eisenman zapewnia w tytule; *ibidem*.

⁷⁵ Por. *Fünf Jahre Holocaust-Mahnmal...* („DIE ZEIT“).

zamordowanym i prześladowanym w III Rzeszy osobom homoseksualnym (2008, autorzy pomnika: Michael Elmgreen, Ingar Dragset), Sinti i Romom (2012, Dani Karavan) oraz ofiarom tzw. eutanazji (2014, Heinz W. Hallmann, Ursula Wilms). Zlokalizowane w bezpośrednim sąsiedztwie, częściowo na trasie prowadzącej od pomnika w stronę Bundestagu, tworzą z nim swoisty memorialny kompleks, „*memory district*”, jak nazywa go Claus Leggewie.⁷⁶ Dodatkowo ten pierwszy swoją formą i użytym materiałem nawiązuje do projektu Eisenmanna. Ponadto popularność Pomnika Holokaustu – co warto w tym miejscu szczególnie podkreślić – na przekór obawom sceptyków promieniuje także na inne, „autentyczne” elementy berlińskiej topografii pamięci, jak znajdująca się nieopodal „Topografia Terroru” (w miejscu dawnych głównych siedzib Gestapo i SS) czy oddalone o kilkadziesiąt kilometrów Miejsce Pamięci i Muzeum Sachsenhausen, które odnotowały zwiększone zainteresowanie od momentu, gdy pojawił się pomnik.⁷⁷

Stalowszare stele niemal od razu zajęły eksponowane miejsce w ikonosferze niemieckiej stolicy i dyskursie wizualnym Republiki Berlińskiej⁷⁸: można je znaleźć na widokówkach czy materiałach promocyjnych berlińskich agencji turystycznych, stały się też emblematyczną reprezentacją niemieckiej kultury pamięci w dyskursie naukowym.⁷⁹ Podczas zorganizowanej w pięciolecie odsłonięcia pomnika uroczystości słyhać było niemal wyłącznie zachwyty. Zadowolonia nie kryli ani inicjatorka jego powstania Lea Rosh, ani ówczesny przewodniczący Bundestagu Norbert Lammert. Ten ostatni z wdzięcznością i radością konstatawał, że pomnik bez przeszkód znalazł miejsce „w życiu i kulturze politycznej” Niemiec.⁸⁰ Pomnik Holokaustu w Niemczech rzeczywiście spotkał się nie tylko ze sporym zainteresowaniem, ale i szeroką akceptacją. Nawet Martin Walser zrewidował swój wcześniejszy pogląd. Kilka dni po odsłonięciu pomnika indagowany przez watykańskie radio powiedział:

[...] berlińczycy mają naprawdę szczęście, to jest dzieło sztuki, to jest prawdziwe dzieło sztuki. I nie trzeba teraz przepytwać ludzi, kiedy wchodzi do środka i chodzą wokół, „Jakie myśli kłębią wam się w głowach?”. [...] To jest tak imponujące, że tam każdy naprawdę może nie wiedzieć, co z sobą począć.”⁸¹

Zdjęcia tych, którzy w zetknięciu z pomnikiem — z zupełnie innych powodów niż te, które Walser miał na myśli — nie wiedzą, co z sobą począć i „niewiedzę” tę

⁷⁶ C. Leggewie, *Holocaust-Denkmal...*, s. 730.

⁷⁷ Por. *ibidem*, s. 729.

⁷⁸ Por. C. Leggewie, *Holocaust-Denkmal...*, *passim*.

⁷⁹ O czym łatwo się przekonać, przeglądając niemieckie relacje prasowe na temat Międzynarodowego Dnia Pamięci o Ofiarach Holokaustu. Wymowny jest w tym kontekście fakt, że zdjęcie pomnika zamieszczono na okładce wydanego przez Niemiecką Centralę Edukacji Obywatelskiej tomu esejów poświęconych powojennym kulturom pamięci, w którym — głównie z uwagi na czas powstawania tekstów — o samym pomniku mówi się tylko incydentalnie. Por. V. Knigge, N. Frei (red.): *Verbrechen erinnern...*

⁸⁰ *Fünf Jahre Holocaust-Mahnmal...*

⁸¹ Transkrypcja wypowiedzi dla Radia Watykan: <http://storico.radiovaticana.org/ted/storico/2005-05/36809.html> (12.12.2019).

oblekają w formy wizualne trywialne, jarmarczne i powszechnie nieakceptowane, zalewają od dawna internet i doczekały się nawet własnego opisu taksonomicznego w postaci terminu *yolocaust*, od turystyczno-instagramowego hashtagu *yolo* = *you only live once*. Swą nazwę zjawisko to zawdzięcza budzącemu kontrowersje projektowi mieszkającego w Berlinie izraelskiego artysty Shahaka Shapiry, który uśmiechnięte postaci ze znalezionych w internecie zdjęć z pomnikiem w tle wmontowuje w kadry naświetlone w autentycznych miejscach kaźni.⁸² Jak można wnosić z licznych, choć niejednoznacznych deklaracji Eisenmana yoga między stelami albo selfie z pomnikiem⁸³ należą do katalogu działań wkalkulowanych przezeń w performatywny scenariusz społecznego (u)życia⁸⁴ pomnika. Eisenman konstatawał swego czasu nie bez satysfakcji, że pomnik „znalazł swoje miejsce w świadomości i podświadomości Niemców”⁸⁵. No, właśnie... Pomnik Pomordowanych Żydów Europy jest nie tylko starszy⁸⁶ niż Republika Berlińska i zajmuje więcej przestrzeni niż jej parlament, ale także nie mieści się w normatywnym rastrze jej pamięci politycznej. To pomnik rozpostarty między pamięcią i niepamięcią, żałobą i życiem, Sensem i Nicością.

Wybrana literatura

- Assmann Aleida, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München 2006.
- Assmann Aleida, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.
- Broder Henryk M., *Holocaust-Mahnmal. Der Zahn und die Halacha*, „Der Spiegel“, <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/holocaust-mahnmal-der-zahn-und-die-halacha-a-356137.html>.
- Broder Henryk M., *Fünf Jahre Holocaust-Mahnmal. Fiddeln und jiddeln am Stelenfeld. Eine Polemik*, „Der Spiegel“, <https://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/fuenf-jahre-holocaust-mahnmal-fiddeln-und-jiddeln-am-stelenfeld-a-692904.html>.
- Deutscher Bundestag. Stenographischer Bericht. 48. Sitzung, Bonn, Freitag, den 25. Juni 1999*, <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/14/14048.pdf>.

⁸² Por. dostępne w internecie archiwum projektu: www.yolocaust.de (12.12.2019).

⁸³ Por. także liczne przykłady podejmujących zagadnienie trywializacji i komercjalizacji Zagłady projektów artystycznych — zwłaszcza: „Oryginalne pamiątki z Auschwitz-Birkenau” A. Siwek — omówionych w: Jałowik Delfina, Polska – Niemcy – Izrael. *Doświadczenie Auschwitz dzisiaj*, Kraków 2015, *passim*. Na temat selfie i Zagłady por. *Ślady Holocaustu w imaginarium kultury polskiej*, pod red. I. Kurz et al., Warszawa 2017, zwł. s. 490–493. W tym kontekście warto też zwrócić uwagę na album P. Szypulskiego, *Pozdrowienia z Auschwitz*, Kraków 2015.

⁸⁴ Na temat niekoncesjonowanych sposobów społecznego użycia pomnika i ich funkcji por. wstęp w: *Pomnik. Europa Środkowo-Wschodnia*, [katalog wystawy] pod red. A. Tarasiuk i A. Miczko, Warszawa 2018.

⁸⁵ *Fünf Jahre Holocaust-Mahnmal...*

⁸⁶ W swym niematerialnym wymiarze oczywiście.

- Einweihung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas. Rede des Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. h.c. Paul Spiegel*, <https://www.zentralratderjuden.de/aktuelle-meldung/einweihung-des-denkmals-fuer-die-ermordeten-juden-europas/>.
- Eisenman Peter, *Geisel der Geschichte*, „Die Zeit“ z 30.10.2003, <https://www.zeit.de/2003/45/Eisenman>.
- Habermas Jürgen, *Der Zeigefinger. Die Deutschen und ihr Denkmal*, „Die Zeit“, https://www.zeit.de/1999/14/199914.denkmal.2_.xml.
- Heimrod Ute, Schlusche Günter, Seferens Horst (red.), *Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das »Denkmal für die ermordeten Juden Europas«*. Eine Dokumentation, Berlin 1999.
- Interview mit Mahnmal-Architekt Peter Eisenman*. „Es ist kein heiliger Ort“, „Der Spiegel“ <https://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/0,1518,355383,00.html>.
- Jäckel Eberhard, *Aufruf einer Bürgerinitiative: An alle und jeden erinnern?*, „Die Zeit“ z 7.04.1989, <https://www.zeit.de/1989/15/an-alle-und-jeden-erinnern>.
- Jałowik Delfina, *Polska – Niemcy – Izrael. Doświadczenie Auschwitz dzisiaj*, Kraków 2015.
- Korn Salomon, *Rozdarty Reichstag. Gdy sztuka przedstawiać ma barbarzyństwo: planowany Pomnik Holocaustu w Berlinie i narodowa tożsamość*, [w:] *O kondycji Niemiec. Tożsamość niemiecka w debatach intelektualistów po 1945 roku*, wyb. i opr. Joanna Jabłkowska i Leszek Żyliński, Poznań 2008.
- Koselleck Reinhart, *Wer darf vergessen werden? Das Holocaust-Mahnmal hierarchisiert die Opfer. Die falsche Ungeduld*. „Die Zeit“ (19.03.1998), <https://www.zeit.de/1998/13/holocaust.txt.19980319.xml>.
- Koselleck Reinhart, *Formen und Traditionen des negativen Gedächtnisses*, [w:] V. Knigge, N. Frei (red.): *Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord*, Bonn 2005, s. 21–32.
- Leggewie Claus, *Holocaust-Denkmal. Stolpersteine im Regierungsviertel*, [w:] G. Paul (red.): *Das Jahrhundert der Bilder. Band II: 1949 bis heute*, Bonn 2008.
- Leggewie Claus, Meyer Erik, *»Ein Ort, an den man gerne geht«*. *Das Holocaust-Mahnmal und die deutsche Geschichtspolitik nach 1989*, München 2005.
- Pięciak Wojciech, *Niemiecka pamięć. Współczesne spory w Niemczech o miejsce III Rzeszy w historii, polityce i tożsamości (1989–2001)*, Kraków 2002.
- Pomnik. Europa Środkowo-Wschodnia*, [katalog wystawy] pod red. A. Tarasiuk i A. Miczko, Warszawa 2018.
- Rüsen Jörn, *Pamięć o Holokauście a tożsamość niemiecka*, [w:] *Pamięć zbiorowa i kulturowa. Współczesna perspektywa niemiecka*, pod red. Magdaleny Saryusz-Wolskiej, Kraków 2009.
- Schlie Ulrich, *Die Nation erinnert sich. Die Denkmäler der Deutschen*, München 2002.
- Szulejewska Karolina, *Pomnik Pomordowanych Żydów Europy. Przyczynek do analizy niemieckiej pamięci o Holokauście*, Warszawa 2014 (praca magisterska dostępna na <https://depot.ceon.pl/bitstream/handle/123456789/9320/K%20Szulejewska%2C%20Pomnik%20Pomordowanych%20Żydów%20Europy.pdf?sequence=1&isAllowed=y>).
- Ślady Holocaustu w imaginariu kultury polskiej*, pod red. Iwony Kurz et al., Warszawa 2017.

Słowa kluczowe

pamięć polityczna, Zagłada, pomnik, metanarracja

Abstract

Topology of Nothingness: On the Memorial to the Murdered Jews of Europe

The political memory of the Berlin Republic has a slightly longer history than the Republic itself. 1988 marks the start of a – maybe not transnational but in any case *transmural* – commemorative project that prefigured the reunification of both Germany and Berlin and was soon to become one of the most crucial and widely debated projects of the new edition of the Bundesrepublik — the Memorial to the Murdered Jews of Europe. It not only engaged broad public attention before and after its erection in May 2005 but also triggered a large scale rhizomatic memorial complex in the heart of Berlin and, metaphorically speaking, in the heart of the German society. Drawing inspiration from the theoretical intersections of memory studies and metahistory the article aims at analysing the anatomy and agency of a political dispositif that spotlights the normative (i.e. moral, ideological) settings of the Berlin Republic.

Keywords

political memory, Holocaust, memorial, metanarrative

Krzysztof Polechoński (<https://orcid.org/0000-0003-3422-0864>)

Uniwersytet Wrocławski

Kresowa epopeja przemysłowa, *Kochanek Wielkiej Niedźwiedzicy* Sergiusza Piaseckiego, w oczach dwóch niemieckich pisarzy „kresowych”: Hansa Lipinsky’ego-Gottersdorfa i Siegfrieda Lenza. Przyczynek do recepcji literatury polskiej w Niemczech

Kochanek Wielkiej Niedźwiedzicy, książka-legenda¹, która w 1937 r. wyprowadziła autora z ciężkiego więzienia i wprowadziła do świata literatury, szybko zdobyła krajowy i zagraniczny rozgłos, błyskawicznie ukazując się w tłumaczeniach na języki obce. W ślad za niezwykłym sukcesem niezwykłego utworu pojawiły się nawet pogłoski, jakoby kandydaturę Sergiusza Piaseckiego, nieznanego do niedawna debiutanta, w 1938 r. brało pod uwagę jury literackiej Nagrody Nobla². Powieść, napisana w więzieniu na Świętym Krzyżu jesienią 1935 r., w ciągu półtora miesiąca, wyszła w druku w Polsce w połowie 1937 – i do końca tego roku ukazały się jej trzy wydania³, co stawiało ją w rzędzie międzywojennych bestsellerów. Literacki debiut więźnia nie tylko stał się sensacją w kraju, ale szybko został dostrzeżony także za granicą. W krótkim czasie, do wybuchu II wojny światowej, książkę wydano w tłumaczeniu na języki: czeski, szwedzki, angielski, holenderski i estoński⁴. Zawarte wtedy (lub nieco później) przez polskiego wydawcę, Towarzystwo Wydawnicze „Rój”, umowy owocowały kolejnymi tłumaczeniami: na francuski, duński i norweski

¹ To określenie ma swoje potwierdzenie w okolicznościach debiutu literackiego i jego recepcji literackiej, jak również w utrwalonym wizerunku autora (zob.: K. Polechoński, *Legenda literacka Sergiusza Piaseckiego*, „Odra”, 1998, nr 6; por. także: *idem*, *Żywoć człowieka uzbrojonego. Biografia, twórczość i legenda literacka Sergiusza Piaseckiego*, Warszawa – Wrocław 2000). Dodatkowo niedostępność twórczości S. Piaseckiego, w okresie PRL-u objętej bezwzględnym zapisem cenzury, powodowała, że jego powieści – jak zauważała Irena Skwarek – żyły w „polonistycznej legendzie” (I. Skwarek, *Dlaczego autobiografizm? Powieści autobiograficzne dwudziestolecia międzywojennego*, Katowice 1986, s. 131).

² Tak utrzymywała po latach Maria Danilewicz Zielińska: *Szkice o literaturze emigracyjnej*, Paryż 1978, s. 263.

³ Por. K. Polechoński, *Dzieje wydawnicze twórczości Sergiusza Piaseckiego. (Wersje tekstów, wydania i nakłady powieści)*, „Orbis Linguarum”, 1998, vol. 9.

⁴ *Literatura polska w przekładach*, „Rocznik Literacki”, 1938, t. VII, s. 289; *Literatura polska w krajach bałtyckich*, „Kronika Polski i Świata”, 1938, nr 39; *Sergiusz Piasecki po angielsku*, [w rubryce:] *Kronika literacka*, „Kurier Poznański”, 1938, nr 287; *Z zagranicy*, „Pion”, 1938, nr 49; *Polska za granicą*, „Wiadomości Literackie”, 1939, nr 8.

(1940), włoski (1942) oraz hiszpański (1944). Wedle doniesień prasowych oraz informacji autora *Kochanek Wielkiej Niedźwiedzicy* miał się ukazać w przekładach: łotewskim, litewskim, fińskim, rosyjskim (w Rydze), białoruskim (w Berlinie), jidysz (w Warszawie), a także niemieckim (w Wiedniu), jednak przygotowywane edycje nie zostały sfinalizowane⁵.

Ostatecznie do edycji niemieckiej – bo ona nas tutaj najbardziej interesuje – doszło dopiero po wojnie, dwadzieścia lat od momentu sensacyjnego debiutu więźnia, w 1957 r., kiedy powieść, w przekładzie Güntera Walzela⁶, wprowadziło na rynek niemieckojęzyczne kolońskie wydawnictwo Kiepenheuer & Witsch. Warto zauważyć, że był to rok przełomowy dla literatury polskiej wydawanej w Republice Federalnej Niemiec – po latach stagnacji i znikomego zainteresowania zachodnioniemieckich wydawców polskimi książkami zaczęto częściej sięgać po dzieła twórców znad Wisły, zwłaszcza współczesnych; „również od 1955 r. rozpoczyna się informowanie o życiu literackim w Polsce”⁷. Od tego czasu sukcesywnie rosła liczba tłumaczonych z języka polskiego tytułów (i ta tendencja wzrostowa utrzymywała się przynajmniej w ciągu kolejnych kilkunastu lat, by następnie osiągnąć względnie stały poziom). „Zanotowany w 1959 r. nagły wzrost przekładów na język niemiecki zapoczątkował trwającą do 1971 r. intensywną fazę udostępniania tej [polskiej – przyp. K.P.] literatury. Charakteryzowała się ona nowymi edycjami dzieł dotąd niepublikowanych w Niemczech (z 3 na 15 rocznie), jak również zwiększonymi nakładami dodatkowymi i reedycjami”⁸. Następujący w literaturze krajowej po dogmatycznym socrealizmie okres odwilży sprzyjał zainteresowaniu za granicą nowymi zjawiskami i nieznanymi dotychczas autorami. Jak pisał badacz zajmujący się recepcją polskiego

⁵ Informacje z międzywojennej prasy polskiej o planowanych (bądź zrealizowanych) wydaniach zagranicznych: *Książka Piaseckiego przekładana na obce języki*, „Kurier Wileński”, 1937, nr 231; *Przekłady z Sergiusza Piaseckiego*, [w rubryce:] *Tydzień kulturalny*, „Prosto z Mostu”, 1938, nr 7 (ta notatka zawierała m.in. wiadomość o zakupie przez wiedeńskiego wydawcę praw do niemieckiej edycji *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy*); J.Sz., *Literatura polska po litewsku*, „Tygodnik Ilustrowany”, 1938, nr 28. Również sam autor w jednym z wywiadów mówił o przygotowywanych tłumaczeniach swojej pierwszej powieści: Chicot, *Wywiad z autorem „Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy”*, „Słowo”, 1938, nr 146.

⁶ W zestawionej przez Krzysztofa A. Kuczyńskiego bibliografii literatury polskiej tłumaczonej na język niemiecki znajdujemy następującą identyfikację w indeksie osób: „Walzel, Günter (=Günzel, Walter)” (*Personenregister*, [w:] K.A. Kuczyński, *Polnische Literatur in deutscher Übersetzung von den Anfängen bis 1985. Eine Bibliographie*, Darmstadt 1987, s. 282). Zwraca uwagę fakt, że nie są znane inne – przynajmniej wydane jako książki – przekłady tego tłumacza.

⁷ H. Kneip, *Znana, czy tylko obecna? Recepcja literatury polskiej w Republice Federalnej Niemiec 1945–1990*, „Zbliżenia Polska-Niemcy”, 1992, nr 1, s. 8. Jako jeden z nielicznych powojenną sytuację w polskiej prozie narracyjnej przedstawiał niemieckiemu odbiorcy Otto Forst-Battaglia w szkicach: *Zehn Jahre erzählender Prosa in Polen 1945–54*, „Der Europäische Osten”, 1955, z. 3, s. 186–189; *Erzählende Prosa in Polen. Ein Überblick über Roman und Kurzgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg, 1945–1954*, „Neue Deutsche Hefte”, 1956, z. 28, s. 309–316 (przedruk ostatniego z wymienionych tekstów w: O. Forst de Battaglia, *Ein Erasmus unserer Zeit. Schriften zur polnischen Literatur*, herausgegeben von M. Zybura, Darmstadt 1992, s. 99–111).

⁸ H. Kneip, *Znana, czy tylko obecna?...*, *op. cit.*, s. 8.

piśmiennictwa w Niemczech, „społeczno- i kulturalno-polityczny zwrot na jesieni 1956 r. oraz wynikające z niego radykalne odejście od socrealistycznych zasad w sztuce wzbudziło naturalnie wzrost zainteresowania tą literaturą na Zachodzie. [...] Bunt przeciwko modelowym wyobrażeniom o sztuce socjalistycznej nadawał literaturze polskiej w oczach Zachodu charakter politycznej egzotyki i umieszczał ją tym samym na eksponowanym miejscu pośród literatur z pozostałych krajów socjalistycznych. W staraniach wydawniczych wykorzystywano tę siłę politycznie uwarunkowanej atrakcyjności polskiej twórczości dla prezentacji niemieckiemu czytelnikowi całego jej współczesnego bogactwa”⁹. Można uzupełnić, że na Zachodzie,

⁹ *Ibidem*. Jest to powszechnie przyjmowane wyjaśnienie zwiększonego zainteresowania literaturą polską w tym czasie – zob. m.in.: H. Kneip, „*Bollwerke gegen die Barbarei der Geschichte...*”. *Polnische Literatur in der Bundesrepublik*, [w:] *Die Rezeption der polnischen Literatur im deutschsprachigen Raum und die der deutschsprachigen in Polen 1945–1985*, herausgegeben von H. Kneip und H. Orłowski, Darmstadt 1988, s. 21. Niekiedy przełom lokowany jest w innych, chociaż sąsiednich latach – Marian Szyrocki pisał, że „w RFN wzrost zainteresowania literaturą pol.[ską] nastąpił ok.[oło] 1958” (M. Szyrocki, *Niemiecko-polskie związki literackie*, [w:] *Literatura polska. Przewodnik encyklopedyczny*, pod red. J. Krzyżanowskiego, następnie C. Hernasa, t. II, Warszawa 1985, s. 29). Natomiast według Ireny Światłowskiej dopiero rok 1959 należy uznać za „początek nowego rozdziału w dziejach recepcji polskiej literatury pięknej w RFN” [„der Anfang neuen Kapitels in der Rezeptionsgeschichte der schöngeistigen polnischen Literatur in der BRD”] (I. Światłowska, *Polnische Literatur in der Bundesrepublik Deutschland bis 1970*, Wrocław 1996, s. 22 – tłumaczenie własne K.P.; jeśli nie podano inaczej, w dalszej części tekstu przekład sporządzony został przez autora niniejszego artykułu). Wtedy w RFN wyraźnie wzrasta liczba tłumaczeń z języka polskiego (choć czasem odbiegają od siebie uwzględniane przez badaczy dane statystyczne w różnych zestawieniach, nieraz tego samego autorstwa, por. H. Kneip, *Übersetzungen polnischer Literatur in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR in chronologischer Übersicht*, [w:] *Fragen der polnischen Kultur im 20. Jahrhundert. Vorträge und Diskussionen der Tagung zum ehrenden Gedenken an Alexander Brückner*, Bd. 2, herausgegeben von R. Olesch und H. Rothe, Gießen 1980, zwł. s. 109–110, oraz późniejszą tabelę zamieszczoną w: H. Kneip, „*Bollwerke gegen die Barbarei der Geschichte...*”, *op. cit.*, s. 36 – i tak odnośnie do 1957 r. w pierwszym zestawieniu odnotowanych jest 6 pozycji tłumaczeń z literatury polskiej wydanych po raz pierwszy, w drugim 7; odnośnie do 1959 r. jest to odpowiednio 14 oraz 11, co daje już znaczącą różnicę – Światłowska korzysta z wcześniejszego zestawienia Kneipa, choć znana jej jest również jego późniejsza publikacja, zawierająca zapewne skorygowane i dzięki temu dokładniejsze dane liczbowe). Wyznaczony początek (1959) wolno traktować orientacyjnie – mieści się on w ramach proponowanej w pracy I. Światłowskiej periodyzacji, z której zresztą, jak można zauważyć, wymyka się jeden rok (okres wcześniejszy został ograniczony latami 1945–1957 [„die erste Etappe der Aufnahme der polnischen Belletristik in der BRD (in der Zeitspanne 1945–1957)"]; okres następny przypada na lata 1959–1970 – I. Światłowska, *Polnische Literatur in der Bundesrepublik Deutschland bis 1970*, *op. cit.*, s. 22), jednak autorka dostrzeżę istotne zmiany, które wystąpiły jeszcze przed 1959 r., jak założenie w 1956 czasopisma „Mickiewicz-Blätter” czy obserwowana od 1958 w tłumaczonej z polskiego literaturze przewaga utworów współczesnych (*ibidem*, s. 22–23). Niewątpliwie polska germanistka korzysta z ustaleń niemieckiego slawisty, który pisał: „[...] po stosunkowo długim, trwającym do 1958 r. etapie początkowym, nastąpiła od 1959 r. faza intensywnej i stosunkowo szeroko zakrojonej adaptacji literatury polskiej, aby z początkiem lat siedemdziesiątych wejść w fazę stałej liczby wydań pierwszych, przy równocześnie podwojonej w stosunku do lat sześćdziesiątych

wkraczającym w okres odprężenia (*détente*) w stosunkach ze Związkiem Sowieckim i podporządkowanymi mu krajami Europy Środkowo-Wschodniej, z uwagą i pewnym uznaniem śledzono dokonujące się w Polsce przemiany polityczne oraz idące za nimi ożywienie kulturalne. Przyglądano się temu również w podzielonych Niemczech, choć odmiennie przebiegało to w Republice Federalnej Niemiec i w Niemieckiej Republice Demokratycznej.

Pośród przyswajanej w Niemczech Zachodnich literatury polskiej przypadek Sergiusza Piaseckiego trzeba jednak rozpatrywać inaczej, a nawet należałoby uznać go za szczególnie i nietypowy. O ile *Kochanek Wielkiej Niedźwiedzicy* został napisany i wydany jeszcze przed II wojną światową, tym samym należąc do literatury okresu międzywojennego, o tyle jego autor po wojnie stał się wychodzącą politycznym, niepokodzonym z narzuconym po wojnie systemem i za granicą występującym w obronie wolności własnego kraju. Swą antykomunistyczną postawę zaświadczył Piasecki znacznie wcześniej, między innymi w latach 20. XX w., podejmując służbę w polskim wywiadzie wojskowym na terytorium sowieckiej Białorusi (stało się to później tematem jego zabarwionej autobiograficznie, wydanej w 1938 r., dylogii powieściowej *Piąty etap i Bogom nocy równi*). W latach II wojny światowej uczestniczył w polskim ruchu oporu, a przed ucieczką z kraju w 1946 r., wciąż uczestnicząc w strukturach podziemnych, wystosował polityczny protest skierowany do redaktora jednego z prominentnych pism literackich tużpowojennego okresu (jego list otwarty do Karola Kuryluka, redaktora tygodnika „Odrodzenie”, wielokrotnie drukowany we fragmentach w prasie polskiego wychodźstwa, został wydany rok później we Włoszech w osobnej broszurze pt. *Sto pytań pod adresem „obecnej” Warszawy*). Po nielegalnym wydostaniu się za granicę brał udział w wystąpieniach i deklaracjach emigracji, na przykład w 1947 r. złożył podpis pod uchwałą Związku Pisarzy Polskich na Obczyźnie o niedrukowaniu własnych utworów w Polsce¹⁰; również sam inicjował akcje skierowane przeciwko sowietyzmowi¹¹. Jako twórca, otwarcie głoszący antykomunistyczne poglądy i angażujący się polityczną walkę o niepodległość,

liczbie reedycji i nakładów dodatkowych. Rozwój ten pokazuje, że zapoczątkowane w 1959 r. stałe rozszerzanie propozycji translatorskich zaowocowało w latach siedemdziesiątych – oraz jeszcze wyraźniej w latach osiemdziesiątych – wzrastającym zapotrzebowaniem na tę literaturę i szerokim jej oddziaływaniem” (H. Kneip, *Znana, czy tylko obecna?*, *op. cit.*, s. 6). Por. także: K. Staemmler, *Polska literatura po niemiecku*, przeł. F. Przybylak, „Odra”, 1985, nr 12, s. 43–47, gdzie statystyka przekładów opiera się na nieco innych założeniach (m.in. poprzez uwzględnienie również innych kategorii tłumaczonych z języka polskiego książek).

¹⁰ Informowała o tym polska prasa emigracyjna: *Uchwała Zw. Pisarzy*, „Dziennik Polski i Dziennik Żołnierza” (Londyn), 1947, nr 159; *Uchwała Związku Pisarzy Polskich*, „Orzeł Biały” (Bruksela), 1947, nr 29; *Deklaracja pisarzy polskich poza granicami Kraju*, „Przegląd Polski” (Londyn), 1947, nr 8.

¹¹ Większość jego wypowiedzi i wystąpień o podobnym charakterze znalazła się w tomie: S. Piasecki, *Autodenuncjacja. Teksty autobiograficzne, wywiady, wspomnienia, publicystyka*, zebrał, opracował i przedmową poprzedził K. Polechoński, [wyd. II:] Łomianki 2013. Zob. tamże m.in.: *Czy wracać?* z 1946 r. (*ibidem*, s. 261–265) albo *Wniosek*, skierowany w 1949 r. do Związku Pisarzy Polskich na Obczyźnie, w sprawie podjęcia na Zachodzie akcji propagandowej przeciw komunizmowi (*ibidem*, s. 207–213).

był w kraju objęty zapisem cenzury, wyrażającym się w całkowitym zakazie druku. Tym samym został restrykcyjnie wykluczony z obiegu czytelniczego w pojałtańskiej Polsce (a jako nieobecny nie miał też udziału – choćby tylko przez swoją bytność – w kształtowaniu literatury krajowej). Jako taki Sergiusz Piasecki znalazł się pośród polskich autorów przekładanych w Niemczech Zachodnich, choć stwierdzić należy, że jego aktualna sytuacja pisarza na wygnaniu nie tylko nie była eksponowana, lecz nawet wyraźniej konstatowana.

Polska literatura emigracyjna raczej rzadko uzyskiwała dostęp do zachodniego odbiorcy¹². Udawało się to tylko nielicznym autorom, jak związanym z paryskim Instytutem Literackim i miesięcznikiem „Kultura” Czesławowi Miłoszowi i Witoldowi Gombrowiczowi, w znacznej mierze dzięki zabiegom redaktora Jerzego Giedroycia oraz personalnym i instytucjonalnym kontaktom wśród opiniotwórczych i wpływowych kręgów na Zachodzie (na przykład z Kongresem Wolności Kultury). Dorobek intelektualny polskiej emigracji skupionej w Londynie, centrum politycznym i kulturalnym polskiego wychodźstwa z władzami Rzeczypospolitej Polskiej na wygnaniu czy siedzibą Związku Pisarzy Polskich na Obczyźnie, z trudem (lub części wcale nie) przebijał się do świadomości społeczeństw demokratycznych. Gros twórczości literackiej polskich autorów emigracyjnych było nieznane, pozostawało poza zainteresowaniem wydawców.

Jak wyglądała obecność pisarzy-emigrantów na zachodnim rynku niemieckojęzycznym we wczesnym okresie powojennym? Tuż po zakończeniu wojny sporadycznie pojawiali się pojedynczy autorzy, nie zawsze zresztą identyfikowani jako polityczni wychodźcy¹³, na przykład w Szwajcarii wydawane były w tłumaczeniu na

¹² Hubert Orłowski w hasłowym opracowaniu *Polska literatura emigracyjna w krajach niemieckiego obszaru językowego po 1945 [roku]* stwierdzał, że „przegląd czysto bibliogr.[aficzny] pozwala odnotować wcale liczne przekłady dzieł pol.[skich] emigrantów” (H. Orłowski, *Polska literatura emigracyjna w krajach niemieckiego obszaru językowego po 1945*, [hasło w:] *Leksykon kultury polskiej poza krajem od roku 1939*, pod red. K. Dybciaka, Z. Kudelskiego, t. 1, Lublin 2000, s. 350). Trudno przy tym nie zauważyć znaczących pomyłek, jakie germanista popełnił m.in. w przykładowym wycięciu autorów i tytułów – umieścił wśród nich także pozycje z ewidentnie przedemigracyjnego dorobku twórców, np. *Sól ziemi* Józefa Wittlina, *Pomarańcze na drutach* Witolda Wirpszy czy *Miejsca nawiedzone i Wyspa ocalenia* Włodzimierza Odojewskiego (*ibidem*). Zarazem swoje stwierdzenie wpisywał Orłowski w kontekst odbioru, zwłaszcza w niemieckojęzycznej krytyce literackiej. Prowadziło to u niego do następujących konstatacji: „1) Świadomość istnienia literatury pol.[skiej] jako emigracyjnej w obszarze jęz.[yka] niem.[ieckiego] datować należy na moment dość późny, bo wyróżnienia Czesława Miłosza Nagrodą Nobla (1980); 2) Literatura pol.[ska], przy całościowo niewątpliwie zaskakująco korzystnym przyswojeniu edytorskim, odnalazła się w stopniu znacznie mniejszym aniżeli czes.[ka] czy też ros.[yjska] w samym niem.[ieckim] dyskursie »emigracyjności«” (*ibidem*). Biorąc pod uwagę ilościowe proporcje tłumaczonej na język niemiecki polskiej literatury powojennej powstałej w kraju oraz na emigracji, nie ma powodu wycofywać się z tezy o wyraźnym niedowartościowaniu, a nawet braku znacznie większego zainteresowania piśmiennictwem polskiego wychodźstwa politycznego w RFN, Austrii i Szwajcarii.

¹³ Niezłą orientację w sytuacji polskich twórców tego czasu wykazywał we wzmiankowanym szkicu Otto Forst-Battaglia, wskazując niektórych pisarzy emigracyjnych wczesnego okresu powojennego: Zofię Kossak, Czesława Miłosza, Zygmunta Nowakowskiego, Józefa Wittlina,

język niemiecki utwory Zofii Kossak (*Beatum scelus – Frommer Frevel*, przeł. Alfred Loepfe, 1947; *Das Antlitz der Mutter. Bilder und Gedanken zur Geschichte Polens*, przeł. Alfred Loepfe, 1948; kilka lat później doszedł jeszcze przekład *Szaleńców Bożych – Die Perlen der heiligen Ursula. Legenden*, przeł. Eustachy Świeżawski i Elisabeth Mayer, 1956); tamże na początku lat 50. ukazał się również przekład eseju biograficznego Stanisława Cata-Mackiewicza o Dostojewskim (*Der Spieler seines Lebens. F.M. Dostojewskij*, 1952)¹⁴. Po utworzeniu dwóch państw niemieckich w 1949 r. sytuacja ta nie od razu uległa zmianie. Rok 1953 (a więc jeszcze w czasie trwania „zimnej wojny”) przyniósł przekład kanonicznej pozycji polskiej literatury łagrowej, *Innego Świata* Gustawa Herlinga-Grudzińskiego (*Welt ohne Erbarmen*, przeł. z języka angielskiego Hansjürgen Wille)¹⁵. W tym czasie pojawił się na Zachodzie jako twórca Czesław Miłosz, który zwrócił na siebie uwagę po zerwaniu ze służbą dyplomatyczną Polski Ludowej i uzyskaniu azylu politycznego we Francji w 1951 r. Wkrótce pierwsze jego utwory prozatorskie, napisane już po „wyborze wolności”, ukazały się w przekładach. W 1953 r. w tłumaczeniu niemieckim wyszły dwie jego książki: esej *Zniewolony umysł* (*Verführtes Denken*, przeł. Alfred Loepfe) oraz nagrodzona Prix Littéraire Européen powieść *Zdobycie władzy* (*Das Gesicht der Zeit*, przeł. Alfred Loepfe), a w 1957 druga (i ostatnia) jego powieść *Dolina Issy* (*Tal der Issa*, przeł. Maryla Reifenberg). Mieszkający w Monachium Józef Mackiewicz próbował swoją autorską obecność zaznaczyć w przekładach. Jako powieściopisarz tłumaczony

Michała Choromańskiego, Witolda Gombrowicza, Melchiora Wańkowicza, Ferdynanda Goetla oraz Marię Kuncewiczową (O. Forst de Battaglia, *Erzählende Prosa in Polen...*, *op. cit.*, [w:] *idem*, *Ein Erasmus unserer Zeit...*, *op. cit.*, zvl. s. 99–101; wypada zauważyć, iż wymieniony w tekście jedynie z nazwiska Nowakowski, „der ausgezeichnete Feuilletonist und Maler seiner Kindheit” [*ibidem*, s. 100], został w końcowym indeksie osób zidentyfikowany przez edytora tomu jako Tadeusz [*ibidem*, s. 262], co jednak jest mylną atrybucją – w omawianym przez autora okresie chodziło niewątpliwie o Zygmunta Nowakowskiego).

¹⁴ W przypadku tej książki nie udało się ustalić nazwiska tłumacza. Najpewniej nie jest nim podawany niekiedy jako autor przekładu pisarz Edzard Schaper.

¹⁵ W wydaniu książkowym *Inny Świat* ukazał się najpierw w 1951 r. w tłumaczeniu angielskim Josepha Marka (czyli Andrzeja Ciołkosza), a dopiero po dwóch latach w języku oryginału. W każdym razie uznać trzeba, że przekład niemiecki został stosunkowo szybko przygotowany i wydany. Trudno jednakże pominąć fakt, iż w różnych opracowaniach istnieją poważne rozbieżności co do roku pierwszego wydania po niemiecku, liczby wydań, a nawet nazwiska tłumacza. Krzysztof A. Kuczyński odnotowuje dwa odrębne wydania w RFN w przekładzie H. Willego w 1953 r. (K.A. Kuczyński, *Polnische Literatur in deutscher Übersetzung...*, *op. cit.*, s. 66). Nota edytorska, zamieszczona w wydaniu *Innego Świata* w ramach *Pism zebranych* Herlinga-Grudzińskiego podaje „przekłady książkowe na podstawie tłumaczenia angielskiego” – „niemiecki, Köln 1952, tłumaczenie drugie: Köln-Marienburg 1953 oraz Köln 1953” (*Wydania książkowe*, [w:] G. Herling-Grudziński, *Pisma zebrane*, pod red. Z. Kudelskiego, t. 1: *Inny świat. Zapiski sowieckie*, Warszawa 1994, s. 327). Natomiast w emigracyjnym „Pamiętniku Literackim” znalazła się informacja o edycji niemieckiej (Kiepenheuer & Witsch, Köln) z roku 1952, gdzie jako tłumacz figuruje Wolfgang von Einsiedel (B. Przyłuski, *Przekłady dzieł pisarzy polskich stale przebywających poza krajem*, „Pamiętnik Literacki” [Londyn], 1976 [t. I], s. 107). Pracowicie sporządzona *Polska literatura w przekładach. Bibliografia 1945–1970* Ludomiry Ryll i Janiny Wilgat (Warszawa 1972) Gustawa Herlinga-Grudzińskiego – najpewniej ze względów cenzuralnych – w ogóle pomija.

był najpierw w kraju osiedlenia, gdzie w 1957 r. ukazała się *Kontra (Tragödie an der Drau oder die verratene Freiheit)*, przeł. Armin Dross), a w 1959 *Droga donikąd (Der Weg ins Nirgendwo)*, przeł. Armin Dross)¹⁶; doliczyć do tego należy wydania dokumentalnego opracowania, poświęconego zbrodni katyńskiej: po niemiecku (pt. *Katyn – ungesühntes Verbrechen*) w Szwajcarii w 1949, a następnie w RFN w 1958 r. Do tłumaczonych na niemiecki emigrantów w 1959 r. dołączyły zamieszkały także w Monachium i zatrudniony w rozgłośni polskiej Radia Wolna Europa Tadeusz Nowakowski, gdy ukazał się przekład jego powieści *Obóz Wszystkich Świętych (Polonaise Allerheiligen)*, przeł. Armin Dross)¹⁷. Od 1958 r., kiedy autor opuścił kraj, a w RFN po raz pierwszy pojawił się tom opowiadań *Der achte Tag der Woche und andere Erzählungen* (przeł. Vera Cerny, Maryla Reifenberg i Hans Goerke), rozpoczyna się kilkunastoletnia stała obecność na rynku niemieckojęzycznym Marka Hłaski, którego status emigranta nie był jednak oczywisty i jednoznaczny¹⁸. Koniec lat 50. przyniósł antologię polskiej poezji współczesnej *Lektion der Stille. Neue*

¹⁶ Heinz Kneip publikację tych tytułów w RFN tłumaczył ówczesną intencją polityczną: „W cienu polskich klasyków, od 1953 r., pojawiały się stopniowo utwory autorów współczesnych. Wybór odpowiadał, jak można się było spodziewać, nastawionym na konfrontację poglądom politycznym, Byli to pisarze emigracyjni C. Miłosz (*Zniewolony umysł* 1953; *Zdobycie władzy* 1953; *Dolina Issy* 1957), J. Mackiewicz (*Kontra* 1957), G. Herling-Grudziński (*Inny świat* 1953) oraz dzieła powstałe po tzw. Polskim Październiku 1956, które dokonywały rozliczenia z mechanizmami władzy, z cynizmem i zakłamaniami czasów stalinowskich. Do nich należały: wzbudzający już w oryginale sensację *Poemat dla dorosłych* (1957) A. Ważyka czy opowiadania M. Hłaski (*Ósmy dzień tygodnia i inne opowiadania*, 1958)” (H. Kneip, *Znana, czy tylko obecna?*, op. cit., s. 7). Warto rozważyć, czy tak opisaną rolę mogła spełnić znikoma właściwie reprezentacja pisarzy i dzieł emigracyjnych. Przy okazji można dostrzec, że tego kryterium nie można zastosować do – wymienionej przez Kneipa – absolutnie apolitycznej *Doliny Issy* Miłosza.

¹⁷ W porównaniu z innymi polskimi literatami sytuacja T. Nowakowskiego w Niemczech była szczególna, ponieważ często publikował swoje teksty (przeważnie publicystyczne i krytycznoliterackie) na łamach niemieckiej prasy, współpracował też z rozgłośniami radiowymi w RFN i – jako jedyny z polskich pisarzy – od 1959 r. należał do zachodniemieckiej grupy literackiej Gruppe 47.

¹⁸ Podczas pobytu na Zachodzie Hłasko, po opublikowaniu swoich utworów (*Cmentarze – Następny do rajy*, 1958) w wydawnictwie emigracyjnym (Instytut Literacki w Paryżu), a zwłaszcza gdy w Berlinie Zachodnim – z powodu braku zgody na przedłużenie ważności paszportu – poprosił w październiku 1958 r. o azyl polityczny, stał się dla władz PRL *persona non grata*. Gdy międzynarodowy już rozgłos „buntownika z za «żelaznej kurtyny»”, „polskiego Jamesa Deana” był dla komunistycznych władz kłopotliwy, próbowano go początkowo nakłonić do powrotu, a gdy te zabiegi nie przyniosły rezultatu, konsekwentnie odmawiano mu wizy wjazdowej do Polski, o którą później się starał (zob.: B. Marzec, *Na powrocie Hłaski nam nie zależy*, „Rzecz o Książkach”, 2010, nr 2 [dod. „Rzeczpospolitej”, 2010, nr 43]). Rozpatrując przypadek Hłaski należy zauważyć, że nie cała jego twórczość należy do literatury emigracyjnej. W Polsce powstały jego wczesne opowiadania, zamieszczone w tomie *Pierwszy krok w chmurach* (1956) oraz w czasopiśmie (m.in. *Ósmy dzień tygodnia*, „Twórczość”, 1956, nr 11); na Zachód wywiózł autor także maszynopisy powieści, które notabene drukowane były w krajowej prasie albo w całości (*Następny do rajy*, znany początkowo pt. *Głupcy wierzą w poranek*, „Panorama”, 1957, nr 2–22), albo we fragmencie (*Cmentarze*, „Kulisy”, 1957, nr 29).

polnische Lyrik (1959), w wyborze i tłumaczeniu Karla Dedeciusa, w której oprócz poetów krajowych reprezentowani byli także emigranci (w alfabetycznej kolejności: Bogdan Czaykowski, Janusz Ihnatowicz, Zygmunt Ławrynowicz, Józef Łobodowski, Czesław Miłosz, Jerzy Pietrkiewicz, Jerzy Stanisław Sito, Florian Śmieja, Bolesław Taborski i Kazimierz Wierzyński). W latach 60. XX w. w Niemczech Zachodnich zagościł Witold Gombrowicz z praktycznie całą swoją twórczością, co właściwie potwierdzało międzynarodowe zainteresowanie tym autorem – również w strefie niemieckojęzycznej¹⁹. W tej dekadzie – oprócz przyswajanych całościowo – Gombrowicza i Hłaski²⁰ pojawiali się w przekładzie na niemiecki tłumaczeni już wcześniej pisarze-emigranci: C. Miłosz (esej *Rodzinna Europa – West- und östliches Gelände*, przeł. Maryla Reifenberg, 1961), T. Nowakowski (opowiadania *Syn zadżumionych, Piknik wolności i Wyprowadzenie wiedeńskie* – zebrane w tomie *Picknick der Freiheit*, przeł. Armin Dross, 1962; nieznana wtedy w wersji oryginalnej jako książka *Saga rodu Radziwiłłów*²¹ – przetłumaczona z autorskiego maszynopisu pt. *Die Radziwills. Die Geschichte einer großen europäischen Familie*, przeł. Janusz von Pilecki i Josef Hahn, 1966), G. Herling-Grudziński (tom opowiadań *Skrzydła ołtarza – Der Turm und die Insel. Zwei Erzählungen*, przeł. Maryla Reifenberg, 1966) czy J. Mackiewicz (tom publicystyki politycznej *Zwycięstwo prowokacji – Sieg der Provokation. Die Phasen der Entwicklung des Kommunismus in Rußland und Polen und die Frage der deutsch-polnischen Beziehungen*, przeł. Wolfgang Dohrmann i Artur Roland, 1964; powieść *Sprawa pułkownika Miasojedowa – Der*

¹⁹ Począwszy od 1960 r. w ciągu dekady ukazały się następujące pozycje książkowe Witolda Gombrowicza w RFN: powieść *Ferdynand* (1960), części *Dziennika* (*Das Tagebuch des Witold Gombrowicz*, 1961; *Berliner Notizen*, 1965; *Aus dem Tagebuch des Witold Gombrowicz*, 1966; w końcu 3-tomowa całość *Die Tagebücher*, 1970), opowiadania w różnych edycjach i konfiguracjach (*Die Begebenheiten auf der Brigg Banbury*, 1963; *Jungfräulichkeit. 6 Texte*, 1966; *Die Ratte und andere Erzählungen*, 1966), powieść *Pornografia* (*Verführung*, 1963), dramaty *Iwona, księżniczka Burgunda* i *Ślub* (*Die Trauung. 2 Dramen*, 1964), powieść *Trans-Atlantyk* (*Trans-Atlantik*, 1964), powieść *Kosmos* (*Indizien*, 1966), dramat *Operetka* (*Operette*, 1970). Dodać do tego należy również *Rozmowy z Gombrowiczem* rzekomego współautorstwa Dominique’a de Roux, a w rzeczywistości – jak się później okazało – dzieło wyłącznie samego Gombrowicza (W. Gombrowicz, D. De Roux, *Gespräche*, 1969).

²⁰ W RFN opublikowano wszystkie ważniejsze utwory Hłaski właściwie za jego życia. Oto wydania zachodniemieckie (z pominięciem wznowień): wybór opowiadań *Ósmy dzień tygodnia* (*Der achte Tag der Woche und andere Erzählungen*, 1958), *Następny do raju* (*Der Nächste ins Paradies*, 1960), tom zawierający opowiadanie *Ósmy dzień tygodnia* oraz powieść *Cmentarze* (*Der achte Tag der Woche – Die Friedhöfe*, 1962), *Brudne czyny* (*Peitsche deines Zorns*, 1963), *Wszyscy byli odwrócenii* (*Alle hatten sich abgewandt*, 1965), tom mieszczący dwie opowieści *W dzień śmierci Jego* – *Drugie zabicie psa* (*Am Tage seines Todes – Die zweite Ermordung des Hundes*, 1969), *Sowa, córka piekarza* (*Folge ihm durchs Tal*, 1970). Brakujący w tym zestawie tytuł – autobiografia *Piękni dwudziestoletni* – został uzupełniony dopiero po wielu latach: *Die schönen Zwanzigjährigen* (2000).

²¹ Fragmenty *Sagi rodu Radziwiłłów* T. Nowakowskiego były drukowane na łamach londyńskich „Wiadomości” w latach 1964–1966. Dopiero po wielu latach (i po śmierci autora) książka ta ukazała się we wtórnym tłumaczeniu z języka niemieckiego na polski pt. *Radziwiłłowie*, przeł. A. Marcinek, Warszawa 2005.

Oberst. Die Affäre Mjassojedow, przeł. Wolfgang Grycz, 1967). Nowymi – to znaczy nieznanymi dotychczas w RFN, Austrii czy niemieckojęzycznej Szwajcarii – autorami w tym zestawie byli: Zofia Romanowiczowa z powieścią *Przejsie przez Morze Czerwone* (*Der Zug durchs Rote Meer*, przeł. Josef Hahn, 1962, wznowienie 1964), Józef Czapski z tomem wspomnień *Na nieludzkiej ziemi* (*Unmenschliche Erde*, przeł. Willy Gromek, 1967, późniejsze wydanie 1969), Leo Lipski z mikropowieścią-„apokryfem” *Piotruś* (*Piotruś. Ein Apokryph*, przeł. Oskar Jan Tauschinski, 1967), Roman Orwid-Bulicz z pamiętnikiem z lat II wojny światowej (*Der Preis des Sieges*, przeł. Peter Emil Nasarski, 1967) oraz Piotr Guzy z powieścią *Krótki żywot bohatera pozytywnego* (*Kurzer Lebenslauf eines positiven Helden*, przeł. Rolf Leitner, 1968). Osobną kategorią wśród tłumaczonych na język niemiecki polskich autorów byli (w sumie nieliczni) pisarze, którzy – przebywając na emigracji – tworzyli w językach obcych²². Taki był przypadek Jerzego Pietrkiewicza (napisana i wydana po angielsku powieść *Loot and Loyalty*²³ ukazała się w RFN jako *Sold und Beute*, przeł. Curt Meyer-Clason, 1957) oraz Sławomira Rawicza (opublikowany najpierw po angielsku *The Long Walk*, sensacyjny, rzekomo pamiętnikarski zapis ucieczki z sowieckiego łagru przez Himalaje do Indii, wyszedł w niemieckim tłumaczeniu w RFN pt. *Der lange Marsch*, przeł. Toni Lips, 1956 – i późniejsze liczne wznowienia, a także wydanie w Austrii). Zatem, nie wykraczając poza dekadę lat 60. XX w. (choć i później sytuacja bynajmniej nie poprawiała się²⁴), w przekładach na niemiecki

²² Zazwyczaj w bibliografiach i opracowaniach te pozycje są pomijane. Warto zwrócić uwagę, że międzywojenny bestseller Ferdynanda Antoniego Ossendowskiego *Przez kraj ludzi, zwierząt i bogów*, nim ukazał się w polskiej wersji (1923), miał swoją wcześniejszą edycję anglojęzyczną, przygotowaną przy współpracy L. Stanton Palena pt. *Beasts, Men and Gods* (1922). Ta właśnie wersja służyła przeważnie jako podstawa przekładów na języki obce, także tłumaczenia niemieckiego *Tiere, Menschen und Götter* (przeł. Wolf von Dewall, 1923, kolejne wydania 1924 i 1937; tytuł został wznowiony również po II wojnie światowej w RFN w 1955 r.).

²³ Dopiero niedawno powieść doczekała się polskiego wydania: J. Pietrkiewicz, *Zdobyc i wierność*, przeł. J. Dehnel, Warszawa 2018.

²⁴ W późniejszych latach liczba wydań tłumaczonej na niemiecki literatury polskiej sukcesywnie wzrastała, jednak nie dotyczyło to w zasadzie obecności w RFN polskiego piśmiennictwa emigracyjnego. Niedostępność dla pisarzy emigrantów powołanych do popularyzacji polskiej literatury instytucji, jak w szczególności Deutsches Polen-Institut w Darmstadt, sygnalizował Janusz Reński w artykule zamieszczonym w organie Polskiego Stronnictwa Ludowego na wychodźstwie „Jutro Polski” (J. Reński, *L. Kruczkowski „liberal”*, „Jutro Polski” [Londyn], [31 I] 1984, nr 1, s. 4). Spowodowało to polemikę – zob.: G. Rhode, *List do redakcji. W sprawie Leona Kruczkowskiego*, „Jutro Polski”, [25 III] 1984, nr 3, s. 3 (prof. Gotthold Rhode sugerował w swej polemicznej odpowiedzi, że Janusz Reński to nikt inny jak publicysta Joachim G. Görlich). Perypetie związane z (nie)wydaniem utworów J. Mackiewicza (w szczególności powieści *Nie trzeba głośno mówić*) w założonej przez Karla Dedeciusa serii wydawniczej Biblioteka Polska (Polnische Bibliothek) przedstawił Andreas Lawaty w przyczynku: *Józef Mackiewicz, Gotthold Rhode i „niemiecki czytelnik”. Powinowactwa z wyboru i mielizny recepcji w Niemczech*, przeł. J. Dąbrowski, [w:] *Józef Mackiewicz (1902–1985). Świadek „krótkiego stulecia”*, studia i materiały pod red. K. Ruchniewicza i M. Zybury, Łomianki 2013, s. 163–207. W swojej wieloletniej i wielostronnej działalności na rzecz udostępniania i popularyzacji literatury polskiej w Niemczech Dedecius bodajże tylko jeden raz odnotował Sergiusza Piaseckiego: *Polonica w wydawnictwach Niemieckiej Republiki Federalnej 1946–1966. Wybór*

zaistniało jedynie kilku polskich autorów emigracyjnych, którzy zresztą nie wywołali większego rezonansu lub byli odbierani w bardzo ograniczonych kręgach (można stwierdzić, że wyjątkami byli wprowadzani systematycznie i praktycznie z całą swoją twórczością Gombrowicz i Hłasko).

Nasuwa się pytanie, dlaczego Sergiusz Piasecki ze swoją pierwszą powieścią akurat wówczas, w 1957 r., „przebił się” w Niemczech Zachodnich. Trudno, zwłaszcza po latach, zrekonstruować motywy, jakimi kierowała się oficyna Kiepenheuer & Witsch, która nabyła prawa do wydania *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy* na rynku niemieckojęzycznym. Niewykluczone, że do niemieckiego wydania przyczyniły się zabiegi agenta literackiego Piaseckiego, którego pośrednictwo w tego rodzaju pertraktacjach było nieodzowne²⁵. Z pewnością nie zdecydował o tym fakt przebywania pisarza na emigracji. Można domniemywać, iż argumentem przemawiającym za decyzją opublikowania książki w RFN było powodzenie, jakim od końca okresu międzywojennego w wielu państwach Europy cieszył się niecodzienny, dokonujący się w sensacyjnych okolicznościach debiut Piaseckiego, a także niektóre inne jego tytuły. To zainteresowanie potwierdzały niedawne, powojenne już wydania obcojęzyczne, które odniosły czytelniczy sukces (wymiernie wyrażający się w sprzedanych egzemplarzach i kolejnych nakładach książki), jak miało to miejsce szczególnie we Włoszech, gdzie oprócz udostępnienia w przekładzie większości utworów tego autora, doszło z czasem do dwóch (kinowej i telewizyjnej) adaptacji filmowych *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy*.

Na rynku niemieckojęzycznym *Der Geliebte der Großen Bärin* cieszył się powodzeniem²⁶, czego dowodem były wznowienia oraz odrębne wydania na prawach licencji, uzyskanej od oficyny Kiepenheuer & Witsch²⁷. Powieść spotkała się – jak można sądzić – ze znacznym czytelniczym zainteresowaniem²⁸ i przeważnie po-

wystawiony na XI Międzynarodowych Targach Książki w Warszawie. *Polonica in den Verlagen der Bundesrepublik Deutschland 1946–1966. Auswahl ausgestellt auf der XI. Internationalen Buchmesse in Warschau* [herausgegeben von K. Dedecius], Frankfurt am Main 1966, s. 30–31.

²⁵ W okresie emigracyjnym Sergiusz Piasecki nie prowadził sam swoich spraw wydawniczych za granicą (w językach obcych), lecz powierzał je agentom literackim. Byli nimi: początkowo Maurice A. Michael, następnie – od 1955 r. – Peter Janson-Smith.

²⁶ Zastanawia całkowite niedostrzeżenie Sergiusza Piaseckiego, a także brak innych pisarzy emigrantów wydawanych w RFN w opracowaniu Ireny Światłowskiej: *Polnische Literatur in der Bundesrepublik Deutschland bis 1970, op. cit.*

²⁷ Podajemy wykaz edycji licencyjnych *Der Geliebte der Großen Bärin* (w przekładzie Güntera Walzela) w strefie niemieckojęzycznej (RFN, Austria, Szwajcaria) – tylko do lat 80. XX w.: Europäischer Buchklub, Stuttgart – Zürich – Salzburg 1958; Buchclub Ex libris, Zürich 1958; Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main – Wien – Zürich 1961; Buchgemeinschaft Donauland, Wien 1961; Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1963, wyd. 2: 1971, wyd. 3: 1978; Lingen, Köln 1979; Deutscher Bücherbund, Stuttgart – München 1986. W oficynie Kiepenheuer & Witsch w tym samym okresie ukazało się 5 wydań: 1957, 1960, 1962, 1975, 1986.

²⁸ Nie mamy dotychczas innego sposobu potwierdzenia czytelniczego powodzenia aniżeli poprzez liczbę wydań oraz ilość sprzedanych egzemplarzy względnie podanie nakładu. Według – częściowych jedynie – danych wydawcy, Verlag Kiepenheuer & Witsch, nakład powieści tylko do roku 1975 wyniósł około 26 000 egzemplarzy (list Astrid Rauße z wydawnictwa Kiepenheuer & Witsch do K.P. z 23 VII 1990 r.). W wydaniu kieszonkowym Deutscher Taschenbuch Verlag (dtv) nakład powieści Piaseckiego osiągnął 60 000 egzemplarzy (list Konstanze Spiess

zytywnym, a niekiedy wręcz entuzjastycznym przyjęciem w niemieckojęzycznej prasie²⁹. Należy przy tym zauważyć, iż historycznoliteracki kontekst polskiego utworu pozostał kompletnie nieznanym niemieckim recenzentom. Jedyne, do czego mogli się odwołać (i co zazwyczaj czynili), to – raczej swobodnie posługująca się faktografią, sporządzona bez dbałości o ścisłość i fragmentarycznie ukazana – biografia autora, wybiórczo udostępniona w (anonimowym) posłowniu wydawcy. Stąd podejmowane w omówieniach powieści próby porównania polskiego pisarza ze znanymi twórcami (tak różnymi jak np. Ernest Hemingway³⁰, Ernst Jünger³¹ albo Marek Hłasko³²), ze względu na daleko idącą dowolność, wydają się tyleż oryginalne, co – jeśli nie chybione, to – mało przekonujące.

z Deutscher Taschenbuch Verlag do K.P. z 26 III 1991 r.). Sumaryczny nakład *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy* na rynku niemieckojęzycznym jest oczywiście znacznie większy niż podane tu liczby, jednak nie dysponujemy danymi pozostałych wydawnictw, które od oficyny Kiepenheuer & Witsch uzyskały licencję na wydanie *Der Geliebte der Großen Bärin*.

²⁹ Mimo że nie zawsze dysponujemy kompletnymi danymi (materiały pochodzą częściowo z archiwów wydawniczych), podajemy wybrane recenzje, omówienia i noty towarzyszące ukazaniu się powieści (przy czym w tym miejscu nie dublujemy adresów bibliograficznych, które zostaną jeszcze przywołane w dalszej części artykułu): B.K., „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, [w rubryce:] *Kultur und Unterhaltung*, „Ost-West Kurier” (Frankfurt nad Menem), 11 V 1957; E., „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, „Buch Wissenschaft”, 1 VI 1957; F., „*Der Geliebte der Großen Bärin*”. *Das sollten Sie lesen*, „Der Flüchtling” (Bonn), maj 1957; G., *Ein Stück tatsächlichen Lebens. Sergiusz Piasecki*, „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, „Das Gute Buch” (Neustadt) 1957; „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, *Westdeutsche Allgemeine*” (Essen), 21 V 1957; M.Gh., „*Der Geliebte der Großen Bärin*”. *Roman aus der Welt der Schmuggler*, „Tages-Anzeiger” (Zurych), 22 VI 1957; E. Hornik, *Sergiusz Piasecki*, „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, „Buchbrief/Kultur” (Hamburg), 14 V 1957; Knor, „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, „Neues vom Büchermarkt” (Stuttgart), kwiecień 1957; KR, *Sergiusz Piasecki*, „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, „Unsere Straße” (Karlsruhe), 1957, nr 7/8; G. Meierling, *Im Zuchthaus geschrieben*, „Ruhr-Nachrichten” (Dortmund), 18 V 1957; C. Menck, *Der „interessante” Autor*, „Frankfurter Allgemeine Zeitung”, 13 VII 1957; *Neu in Deutschland*, [w rubryce:] *Bücher*, „Der Spiegel” (Hamburg), 4 IX 1957, nr 36; K. Rauch, *Aus dem Polnischen. Sergiusz Piasecki*, „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, „Die Bücher-Kommentare”, 2. kwartał 1957; S., *Neuerscheinungen. Sergiusz Piasecki*, „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, „Bücherkommentare” (Stuttgart), 2 VI 1957; S., *Sergiusz Piasecki*, „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, „Schwabinger Bücherbrief” (Monachium), 1 VII 1957; *Sergiusz Piasecki*, „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, „Das Antiquariat – Kommende Bücher” (Wiedeń), luty 1957; *Sergiusz Piasecki*, „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, „Freude durch Bücher” (Kolonja), 3 III 1957; *Sergiusz Piasecki*, „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, „Die Leihbücherei” (Frankfurt nad Menem), kwiecień 1957; *Sergiusz Piasecki*, „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, „Lies mit”, maj 1957, nr 11; *Sergiusz Piasecki*, „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, „Presse-Nachrichten” (Essen-Katernberg), 25 IV 1957; *Unter dem Strich. Sergiusz Piasecki*, „*Der Geliebte der Großen Bärin*”, „Osteuropa-Bibliographie” (Berlin), 18 II 1957; W. Wilk, *Freibeuterromantik*, „Neue Deutsche Hefte” (Gütersloh), wrzesień 1957, nr 38.

³⁰ Kasch, *Der polnische Hemingway*, „Abendzeitung” (Monachium), 15–17 VI 1957, nr 144/145.

³¹ K. Skalnik, *Er ging vor Ernst Jünger in den Wald*, „Die Furche” (Wiedeń), 3 VIII 1957, nr 31.

³² Zob. np.: L. Hoffmann, *Sergiusz Piasecki. Schmuggler, Freiheitskämpfer und Schriftsteller*, „Die Warte – Perspectives” [dodatek kulturalny do „Luxemburger Wort”] (Luksemburg), 8 II 1961, nr 6.

Obecność Sergiusza Piaseckiego w niemieckojęzycznej strefie związana jest głównie z *Kochankiem Wielkiej Niedźwiedzicy*. O ile „polska ballada o wolnym życiu”³³ odniosła widoczny sukces, to inny tytuł tego samego autora, *Żywot człowieka rozbrojonego*³⁴, wprowadzony na niemiecki rynek również przez oficynę Kiepenheuer & Witsch, nie miał podobnego powodzenia u czytelniczej publiczności, co pośrednio potwierdza brak wznowień – wydawca poprzestał tylko na jednym wydaniu tej powieści³⁵.

³³ Przywołujemy charakterystyczny tytuł jednej z recenzji *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy*: P. Hühnerfeld, *Polnische Ballade vom freien Leben*, „Die Zeit” (Hamburg), 4 VII 1957. Omówienie zamieszczone w niemieckim tygodniku zostało odnotowane i przytoczone miesiąc później w polskiej prasie emigracyjnej, skąd cytujemy odpowiedni fragment: „[...] w [...] »Die Zeit« znajdujemy obszerną recenzję niemieckiego wydania powieści Sergiusza Piaseckiego *Kochanek Wielkiej Niedźwiedzicy*, pióra Pawła Hühnerfelda. Znamienny jest tytuł recenzji: *Polska ballada o wolnym życiu*. Autor jest powieścią polską zachwycony i żałuje tylko, że tak późno udostępniona została niemieckim czytelnikom. Treść recenzji uwydatnia się najlepiej w ostatnich zdaniach: »Albowiem obok literackiej rozkoszy, którą nam sprawia książka Piaseckiego, daje ona powód do zastanowienia się nad ową absolutną wolą wolności. Wola ta nie tylko jest tematem powieści, nie tylko gwiazdą przewodnią w życiu Piaseckiego, ale bardziej jeszcze czerwoną nicią w historii naszego polskiego sąsiada. Zastanović się nad tym wydaje mi się właśnie dzisiaj rzeczą istotną«” (A.T., *Czesi i Polacy w oczach niemieckich*, „Orzeł Biały” [Londyn], 1957, nr 32/33, s. 9).

³⁴ *Żywot człowieka rozbrojonego*, rozpoczęty przez Sergiusza Piaseckiego jeszcze podczas odbywania kary więzienia w 1935 r., przez długie lata – aż do 1957 r. – pozostawał nieukończony. Powieść, zanim została wydana na emigracji po polsku (1962), ukazała się najpierw w przekładzie na język włoski (1958), a dwa lata później w tłumaczeniu niemieckim Hansa Goerkego, pod zmienionym tytułem: S. Piasecki, *Straßenballade*, przeł. H. Goerke, Köln – Berlin 1960.

³⁵ Mimo jednego tylko wydania w RFN (i prawdopodobnie mniejszego zainteresowania) *Żywot człowieka rozbrojonego* miał całkiem pokaźną liczbę recenzji, not i omówień drukowanych w niemieckojęzycznej prasie (tutaj zwróćmy jedynie uwagę, że wśród recenzujących utwor znalazł się znany pisarz ze Śląska August Scholtis): A.D., *Sergiusz Piasecki*, „Straßenballade”, „Düsseldorfer Wochenspiegel”, 29 XI 1960; A.D., *Sergiusz Piasecki*, „Straßenballade”, „Freude durch Bücher” (Kolonia), 9 V 1960; A.D., *Sergiusz Piasecki*, „Straßenballade”, „Klarer Kurs” (Bonn), 25 V 1961; A. Dempf, *Gesetzloses Leben*, „Zeitwende” (Hamburg), czerwiec 1961, nr 6; FE, *Moral und Kraft*, „Welt der Arbeit” (Kolonia), 10 XI 1961, nr 45; H. Goerke, *Sergiusz Piasecki*, „Straßenballade”, „Die Kiepe” (Kolonia), 1960, nr 2; KOS, *Rebellion der Außenseiter*, „Neues Österreich”, 6 VIII 1961; *Neu in Deutschland*, [w rubryce:] *Bücher*, „Der Spiegel” (Hamburg), 10 V 1961, nr 20; P.Z., „Straßenballade” von *Sergiusz Piasecki*, „Bücherspiegel für Werksbibliotheken”, październik 1961; H. Reimelt, *Gesetzloses Leben*, „Literaturblatt 1960 des Deutschen Ostdienstes” (Bonn), 19 XII 1960, nr 51/52 [Ausgabe B]; R. Röder, *Sergiusz Piasecki*, „Straßenballade”, „Welt und Wort” (Tybinga), 1961, z. 10; A. Scholtis, *Aus dem Leben eines Entwaffneten*, „Christ und Welt” (Stuttgart), 30 VI 1961, nr 26; „Neue Deutsche Hefte” (Gütersloh), lipiec-sierpień 1961, nr 82; *Sergiusz Piasecki*, „Straßenballade”, „Argentinisches Tageblatt” (Buenos Aires), 12 V 1961; *Sergiusz Piasecki*, „Straßenballade”, „Bücher” (Hamburg), 11 XI 1960; *Sergiusz Piasecki*, „Straßenballade”, „Die Landschaft” (Hamburg), 1960, nr 12; WE, *Sergiusz Piasecki*, „Straßenballade”, „Buchbrief/Kultur” (Hamburg), 2 XI 1961; V. Wehling, *Scharf umstritten*, „BZ Berater”, 5 X 1960; A. Wimberger, *Sergiusz Piasecki*, „Straßenballade”, „S.B.Z. Kurier” (Linz), 7 X 1960.

Próba zarysowania literackiej współczesności w Polsce drugiej połowy lat 50. XX w., a więc po przełomie politycznym 1956 r., jest szkic Gerdy Hagenau pt. *Das Schweigen gebrochen. Zur literarischen Situation in Polen* [*Przerwane milczenie. O sytuacji literackiej w Polsce*], opublikowany w prasie austriackiej³⁶, w dzienniku „Salzburger Nachrichten”. Osiadła w Wiedniu, a pochodząca z Łodzi popularyzatorka polskiej literatury, teatru, kultury i historii w niemieckojęzycznej strefie w obszernym artykule starała się ukazać zmiany dokonujące się w polskiej literaturze ze szczególnym uwzględnieniem dramaturgii³⁷. Już na początku autorka powoływała się na październikowy (z 1956 r.) zeszyt warszawskiego miesięcznika „Dialog”, w którym ukazała się pisana od 1951 r., lecz oczekująca w szufladzie na lepsze czasy sztuka teatralna Romana Brandstaettera *Milczenie* (od tego utworu zresztą pochodził tytuł artykułu), podejmująca próbę rozrachunku z minionym okresem stalinowskim. W ocenie Hagenau był to „dramat o wymiarach niemal antycznych, również w swej lapidarnej formie i języku”³⁸. Dalej przedstawiała, niekiedy dość szczegółowo,

³⁶ Fakt ten modyfikuje nieco – nie wiadomo, na jakiej podstawie oparty – wniosek Huberta Orłowskiego, który w przywoływanym już tutaj hasle słownikowym przyjął, że „formułowany na wyrost zasięg obszaru jęz.[yka] niem.[ieckiego] sprowadza się w przypadku recepcji pol. [skiej] literatury (zwl.[aszczą] emigr.[acyjnej] do obszaru RFN” (H. Orłowski, *Polska literatura emigracyjna w krajach niemieckiego obszaru językowego po 1945*, op. cit., s. 350). Akurat Gerda Hagenau w swym przeglądzie polskiej twórczości nie powołuje się na literaturę emigracyjną, jednak biorąc pod uwagę nawet tylko recepcję prasową wychodzącego piśmiennictwa polskiego w strefie niemieckojęzycznej dostrzec można bez trudu pewien udział strony austriackiej, jak również szwajcarskiej, co potwierdzają dostępne bibliografie – przykładowo zob.: Biblioteka Muzeum Polskiego w Rapperswilu, *Materiały do recepcji twórczości Józefa Mackiewicza w niemieckim kręgu językowym 1949–2012*, [w:] *Józef Mackiewicz (1902–1985). Świadek „krótkiego stulecia”. Studia i materiały*, pod red. K. Ruchniewicza i M. Zybury, Łomianki 2013, s. 209–230 (we wstępie redaktorów tomu można znaleźć informację, że wspomniana bibliografia została „przygotowana przez Annę Buchmann i Annę Piotrowską z Muzeum Polskiego w Rapperswilu, przejrzana i uzupełniona w CSNE [Centrum Studiów Niemieckich i Europejskich im. Willy’ego Brandta Uniwersytetu Wrocławskiego]” – *ibidem*, s. 9).

³⁷ Tę nadreprezentację współczesnej dramaturgii w tekście wyjaśnia okoliczność, że Gerda Hagenau miała dostęp do nowych polskich sztuk teatralnych, które w tym czasie z ramienia wiedeńskiego Burgtheater opiniowała na potrzeby festiwalu w Bregencji (Bregenzer Festspiele). Sama po latach wspominała tę sytuację: „[...] doszło do tego, że Burgtheater prosił mnie w roku 1956, abym lektorowała wszystkie sztuki polskie, które zostały nadesłane z Polski na konkurs dramatów w Bregenz. Polska pierwszy raz po wojnie mogła brać udział w takiej imprezie, było to po »polskiej wiośnie«” (G. Leber-Hagenau, *Moi przyjaciele – Polacy*, [w:] *Gerda Leber-Hagenau a stosunki polsko-austriackie w XX wieku*, pod red. K.A. Kuczyńskiego i D. Kucharskiej, Toruń – Płock 1998, s. 23).

³⁸ G. Hagenau, *Das Schweigen gebrochen. Zur literarischen Situation in Polen*, „Salzburger Nachrichten”, 7 V 1957, nr 106, s. 3 (za pomoc w uzupełnieniu danych bibliograficznych artykułu dziękuję Monice Muskale). Autorka w cytowanych już wspomnieniach pisała, jak w trakcie lektury polskich sztuk na festiwal w Bregencji „zaskoczył mnie dramat jakiegoś Romana Brandstaettera pod tytułem *Milczenie*. Pamiętam jak dziś. Czytałam ten dramat, oczywiście w manuskrypcie, późnym wieczorem w Thumersbachu, byłam już bardzo zmęczona i tylko przedziutko i nie bardzo uważnie przeczytałam. Rano zerwałam się z myślą: »Co tam czytałam wczoraj wieczorem?«. I jeszcze raz przeczytałam, tym razem uważnie. I myślałam, że niedo-

twórczość innych dramatopisarzy, różnych zresztą pokoleń³⁹: poza Brandstaetterem zwracała uwagę na Juliusza Wirskiego (*Kawiarnia na Olimpie czyli Tancerz wiosennych nocy*⁴⁰), Artura Marię Swinarskiego (*Achilles i panny, Złota wieża, Ararat*), Ludwika Hieronima Morstina (wymienione z tytułu dramaty: *Penelopa, Obrona Ksantypy, Kleopatra*, bliżej omówieni *Rycerze Antychrysta*⁴¹, ponadto przywołany przedwojenny, ale wznowiony w 1956 r. tom eseistyczno-krajoznawczy *W kraju Latynów*) i Jerzego Zawieyskiego (*Mąż doskonały, Miecz obosieczny, Rzeka niedoli*). Swoją szkic kończyła krótką prezentacją dokonań dwóch poetów: Stanisława Jerzego Leca⁴² (*Rękopis jerozolimski*) oraz Adolfa Sowińskiego (w którego dorobku godne zauważenia okazały się także dokonania translatorskie – tłumaczenia m.in. Schillera, Heinego i Lessinga), natomiast centralną część tekstu poświęciła epice, reprezentowanej przez Sergiusza Piaseckiego oraz Marię Dąbrowską⁴³. Zwraca uwagę niezbyt spójny (a przy tym nie zawsze reprezentatywny) dobór omawianych przykładów, na postawie którego autorka starała się nakreślić obraz – w zamierzeniu niewątpliwie

brze widzę, że to niemożliwe. Ten dramat, pochodzący z komunistycznej Polski, z »Volksrepublik Polen«, rozliczył się z komunizmem, z tymi wszystkimi problemami, które spadły na Polskę po wojnie. Byłam zafascynowana i napisałam do Brandstaettera i poprosiłam o prawo tłumaczenia” (G. Leber-Hagenau, *Moi przyjaciele – Polacy, op. cit.*, s. 24).

³⁹ Przedstawiani w tekście pisarze należeli do dojrzałych, a nieraz starszych wiekiem twórców. Wszyscy urodzeni przed pierwszą wojną światową (niektórzy – jak Morstin, Dąbrowska i Wirski – jeszcze w wieku XIX) debiutowali w okresie międzywojennym (a niekiedy wcześniej). Autorka nie zaprezentowała natomiast nikogo z młodych, żadnego z debiutantów czasu „odwilży”.

⁴⁰ Tytuł sztuki, jak zresztą tytuły pozostałych utworów wymienionych w artykule, został podany w tłumaczeniu na niemiecki: *Das Kaffeehaus zum Olymp*. Hagenau sygnalizuje jej treść, wymienia z nazwiska główną postać (Georges Bernandos), co więcej, cytuje (oczywiście po niemiecku) fragment, dlatego trzeba uznać, że autorka знаła treść i dysponowała tekstem tego utworu, który – jak się okazuje – nie był drukowany. Odnotowuje go Stanisław Marczak-Oborski w swojej *Bibliografii dramatu polskiego 1939–1964*, wydanej jako t. 3 *Bibliografii dramatu polskiego 1765–1964* (Warszawa 1972, s. 1231) – i dzięki temu możliwa była identyfikacja. Najprawdopodobniej J. Wirski wysłał swoją „komedię w trzech aktach” w postaci maszynopisu na festiwal teatralny w Bregencji i tą drogą trafiła ona do autorki artykułu.

⁴¹ Jeszcze jeden urywek ze wspomnień Gerdy Hagenau: „Jeden dramat specjalnie mnie zafascynował, a mianowicie *Rycerze Antychrysta* Ludwika Hieronima Morstina”, który – jak podaje autorka – za tę sztukę otrzymał wyróżnienie na festiwalu w Bregencji (G. Leber-Hagenau, *Moi przyjaciele – Polacy, op. cit.*, s. 24).

⁴² Z Lecem Hagenau zetknęła się osobiście wcześniej niż z innymi polskimi twórcami. Jak pisała: „[...] długo przed Morstinem poznałam Stanisława Jerzego Leca w Wiedniu, gdzie był attaché kulturalnym przy Ambasadzie Polskiej, Polski Ludowej wtedy. Było to chyba w roku 1947. Przyjechałam do Wiednia na odczyt mego dramatu *Kassandra* [...]. Wtedy poznałam Leca. Ofiarował mi swoją książeczkę *Notatnik polny* [sic! – przyp. K.P.] z dedykacją” (*ibidem*, s. 24–25). Przywoływany tom poetycki nosił tytuł *Notatnik polowy* (1946).

⁴³ W połowie lat 50. XX w. w obu państwach niemieckich *Noce i dnie* (*Nächte und Tage*) ukazały się w nowym przekładzie Leo Lasinskiego. Trzytomowe wydanie całości zostało wydane w NRD (Berlin 1955–1957), natomiast Gerda Hagenau w swoim artykule powołuje się na jednotomową (zawierającą dwie pierwsze części powieści) edycję zachodnioniemiecką (Karlsruhe 1956). Należy jednak odnotować, że już przed wojną dwa pierwsze tomy (odpowiadające dwu początkowym częściom) dzieła Dąbrowskiej wyszły w tłumaczeniu Heinricha Koitza (Breslau 1938).

współczesnej – „sytuacji literackiej w Polsce”. Zestaw utworów, którymi posługiwała się Hagenau, jedynie w części odzwierciedlał przemiany dokonujące się około 1956 r. Jeśli niektóre z przywoływanych dramatów wpisywały się w aktualne przeobrażenia literatury krajowej, to epika powieściowa – mimo swych niedawnych niemieckich wydań – należała bez wątpienia do minionej już przeszłości, sytuując się wśród dokonanych międzywojennych, nie mogła zatem świadczyć o stanie obecnym twórczości literackiej. Stąd ocena *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy*, mimo że entuzjastyczna, razi pominięciem historycznoliterackiego kontekstu. Autorka uznała powieść za „absolutne *novum* w literaturze polskiej”. Pisała o niej z najwidoczniej szczerym zachwytem: „Ta książka nie pozwala się nigdzie zaszeregować, najbardziej jeszcze przypomina brutalną siłę Grahama Greene’a, lecz w powieści Piaseckiego wieje świeższe tchnienie; tu manifestują się siła i wspaniałość w największym stopniu ziemskie. I jak wspaniała wolnością oddycha tu każda linijka, jaka wspaniała odwaga w grze z niebezpieczeństwem! Nie ma tu nic chorego, nic chorobliwego, nic perwersyjnego; jest to niczym dzika gonitwa nieokiełznanych koni stepowych”⁴⁴. Sama będąc pisarką i krytykiem, Hagenau orzekała o Piaseckim: „W nim narodził się dla polskiej literatury twórca wielkiego formatu”⁴⁵. Ocena *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy* uderza w zestawieniu z wyrażoną bezpośrednio po niej opinią o Marii Dąbrowskiej, którą co prawda recenzentka w istotny sposób doceniała (jako „najważniejszą pisarkę w dzisiejszej Polsce”), nie widać jednak w omówieniu jej dzieła (*Noce i dnie*) podobnego entuzjazmu co w przypadku Piaseckiego⁴⁶.

Można sądzić, Gerda Hagenau nieprzypadkowo (a wręcz przeciwnie: świadomie i z pełnym przekonaniem) wprowadziła fragmenty *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy* do swojej – wydanej dwa lata później – antologii *Liebesgeschichten der slawischen Völker* (1959)⁴⁷.

⁴⁴ G. Hagenau, *Das Schweigen gebrochen...*, *loc. cit.*

⁴⁵ *Ibidem.*

⁴⁶ Wydaje się niezrozumiałe, dlaczego Dorota Kucharska, omawiając treść tego artykułu w swojej monografii Gerdy Hagenau, opuściła jedynie nazwisko Piaseckiego (oraz pominęła obszerny fragment poświęcony jego powieści), podczas gdy wszyscy inni wymienieni w tekście pisarze zostali uwzględnieni (zob.: D. Kucharska, *Gerda Leber-Hagenau austriacka popularyzatorka kultury polskiej*, Łódź 2005, s. 46–47).

⁴⁷ Prawdopodobnie wykorzystanie fragmentu powieści polskiego autora w antologii nastąpiło bez uzyskania zgody, a nawet chyba bez powiadomienia autora względnie jego pełnomocnika. Wspominał o tym Sergiusz Piasecki swemu agentowi literackiemu Peterowi Jansonowi-Smithowi: „W styczniu br. [1963 – przyp. K.P.] się dowiedziałem, że w Oldenburgu, nakładem wyd. Gerharda Stallinga, wydano duży zbiór opowiadań prozą pt. *Liebesgeschichten der slawischen Völker*. Tom ma 592 strony. Spośród pisarzy polskich, piszących obecnie, zamieszczono utwory: Marii Dąbrowskiej, Sergiusza Piaseckiego i Marka Hłaski. Tom opracowała pani G. Hagenau. Podaję Panu tę informację. Sprawa jest drobna, ale może Pana zainteresuje. Chodzi o to, że nas nie spytano, czy się zgadzamy na publikację. Pani Hagenau mieszka stale w Wiedniu. Mógłbym poinformować się w tej sprawie w Związku Pisarzy Polskich [na Obczyźnie] w Londynie, bo jest w nim kilku prawników, ale nie warto. Sprawa drobna. A może, gdy Pan będzie w Niemczech (jesienią) na Targach Książki, spyta Pan wyd. G. Stallinga, co jest z tą sprawą? Przypuszczam, że moje informacje są dobre” (suplement „Myśli i zwierzenia” w liście S. Piaseckiego do Petera Jansona-Smitha z 6 VII 1963 r. [kopia listu

Oprócz krytycznoliterackiego odbioru prasowego innym kanałem informacji o nowościach książkowych i popularyzacji wydawanej aktualnie literatury było radio. Mimo że recepcja radiowa nie zawsze bywa dostatecznie dokumentowana, znajdziemy również tego rodzaju świadectwa lektury *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy* w RFN i Austrii. Powieść Piaseckiego była prezentowana w kilku rozgłoszeniach radiowych⁴⁸. Wśród tych tekstów znajduje się omówienie Hansa Lipinsky'ego-Gottersdorfa z 1957 r.⁴⁹, które najprawdopodobniej nie zostało wykorzystane na antenie radiowej (świadczy o tym niepodpisany odręczny dopisek na końcu manuskryptu, zawierający informację o decyzji odmownej⁵⁰). Co ciekawe, nieco wcześniej

w posiadaniu K.P., udostępniona przez Ryszarda Demla, wykonawcę testamentu Sergiusza Piaseckiego]). Przy okazji można zaznaczyć, że w krótkiej charakterystyce tej antologii we wspomnianej monografii udział S. Piaseckiego również nie został dostrzeżony. Autorka pisała: „[...] do opublikowanej w 1959 roku antologii słowiańskiej prozy miłosnej – *Liebesgeschichten der slavischen [sic] Völker* – Hagenau włączyła m.in. prozę Prusa (*Die Weste – Kamizelka*), Sienkiewicza (*Der Dorforganist*) czy Żeromskiego (*Berge, Täler* – fragment *Popiołów*). Obok polskich autorów odnajdujemy w tomie utwory pisarzy rosyjskich, czeskich, bułgarskich czy serbskich w przekładach takich tłumaczy jak m.in. Paul Breitenkamp, Günter Walzel, Hans Goerke czy Xaver Schaffgotsch” (D. Kucharska, *Gerda Leber-Hagenau...*, *op. cit.*, s. 32). Zwracamy uwagę, że wymieniony Günter Walzel był tłumaczem *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy*, którego fragment zamieszczono w antologii.

⁴⁸ Opiaramy się na materiałach udostępnionych przez archiwa wydawnicze Verlag Kiepenheuer & Witsch w Kolonii i Deutscher Taschenbuch Verlag w Monachium: Sender Freies Berlin, program I, audycja „Welt im Wort”, 27 VIII 1957; Österreichischer Rundfunk [?], audycja „Bücherecke”, R.H. Strand [R. Hrstka], 14 V 1964; Norddeutscher Rundfunk (Hamburg), program 2, audycja „Taschenbücher und Krimis”, H. Lützkendorf, 15 XII 1971; Süddeutscher Rundfunk (Monachium), Südfunk 3, audycja „Taschenbuchtipp”, H. Ebeling, 17 VII 1971.

⁴⁹ Tekst jest co prawda niedatowany, jednak w nagłówku tekstu Lipinsky-Gottersdorf podaje swój przejściowy adres kontaktowy („z. Zt. Cuxhaven – Döse / Strandstraße 90”) z zaznaczeniem, że jest aktualny tylko do 31 VIII 1957 r. („bis zum 31.8.57”) (H. Lipinsky-Gottersdorf, *Besprochene Bücher: Sergiusz Piasecki, Der Geliebte der Großen Bärin, bei Kiepenheuer & Witsch, Köln, 1957 und Jerzy Pieterkiewicz, Sold und Beute, bei Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1957*, [maszynopis] s. 1, Archiwum Hansa Lipinsky'ego-Gottersdorfa; za życzliwe udostępnienie dokumentu dziękuję prof. Wojciechowi Kunickiemu). Należy zatem przyjąć, że recenzja została przez autora przekazana do redakcji radiowej odpowiednio wcześniej, by odpowiedź mogła jeszcze trafić pod wskazany adres. Poza tym przemawia za tym fakt, że dwie omawiane powieści zostały opublikowane w Niemczech Zachodnich w 1957 r. i traktowane były jako nowości wydawnicze. Recenzent na początku swojego tekstu odniósł się ponadto do „zeszłej jesieni”, kiedy to „ukazało się kilka polskich książek, między innymi wydawnictwo Eugena Diederichsa ponownie udostępniło niemieckiej publiczności we wspomniałym wydaniu wiekopomną epopeję chłopską Reymonta” (*ibidem*). Powieść *Chłopi*, przetłumaczona na niemiecki przez Jeana Paula d'Ardeschaha jeszcze przed I wojną światową, wydana została przez Diederichs Verlag w dawnym przekładzie w 1956 r. Zatem manuskrypt owej podwójnej recenzji autorstwa H. Lipinsky'ego-Gottersdorfa musiał powstać w 1957 r. (zapewne latem, nie później jednak niż w sierpniu tego roku, co ustalamy jako *terminus ante quem*).

⁵⁰ Cytuję w oryginale odręczny, anonimowy (sporządzony zapewne w redakcji radiowej) dopisek, umieszczony na końcu maszynopisu: „Absage: Wir wiesen in unserer Sendung »N.[eues] v.[om] B.[üchermarkt]« hin auf Sergiusz Piasecki, *Der Geliebte der Großen Bärin*, erschienen im Verlag Kiepenheuer + Witsch, Köln, und auf Jerzy Pieterkiewicz, *Sold und Beute*, erschie-

przez radio, w zachodniobermlińskiej rozgłośni Sender Freies Berlin, wypowiadał się o literaturze polskiej inny pisarz o śląskim rodowodzie, Gerhart Pohl⁵¹. Jego wypowiedź znamy jedynie pośrednio, z anonimowego omówienia zamieszczonego w londyńskim tygodniku „Wiadomości”, najważniejszym wówczas czasopiśmie literackim polskiej emigracji. Nieujawniony sprawozdawca nie ukrywał rozczarowania z powodu powierzchowności wypowiedzianych przez Pohla opinii. Nie wiadomo, czy wynikało to z niedostatecznej znajomości zagadnienia, czy dostosowania audycji do poziomu przeciętnego odbiorcy radiowego w Niemczech, na ogół niezorientowanego w literaturze polskiej. Wśród przedstawianych zjawisk i autorów Pohl – jak czytamy w relacji – „dalej wyraża się bardzo przychylnie o Sergiuszu Piaseckim. Ma on »przyrodzony Słowianom dar opowiadania«, dzięki czemu w jego opisach przeżyte przemycników jest poetycki rozmach. [...] Krytyk podkreśla brutalną prawdomówność tej książki, dokument epoki wyzutej z człowieczeństwa i nie mniej straszliwej dla Polaków niż dla Niemców”⁵². (Sprawozdawca wyraził w tym miejscu uzasad-

nen in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart. Das Manuskript schrieb Hans Lipinsky-Gottersdorf” (H. Lipinsky-Gottersdorf, *Besprochene Bücher...*, op. cit., s. 6, uzupełnienia K.P.; dalsze cytaty z tego maszynopisu, również w tłumaczeniu na język polski, będą lokalizowane bezpośrednio po przytoczeniu czy to w tekście głównym, czy w przypisie). Przy okazji należy zaznaczyć, że tego istotnego dopisku nie odnotował w swojej monografii poświęconej Lipinsky’emu Wojciech Kunicki, stwierdzając na temat wykorzystania owej przeznaczonej dla radia (i zachowanej w manuskrypcie) recenzji, co następuje: „Die Sendung wurde in der Reihe »Neues vom Büchermarkt« wohl im Jahr 1957 oder 1958 vom Radio Bremen ausgestrahlt” (W. Kunicki, *Hans Lipinsky-Gottersdorf. Leben und Werk*, Wrocław – Dresden 2006 [Beihefte zum „Orbis Linguarum”, Band 46], s. 202–203).

⁵¹ Urodzony w Żmigrodzie Gerhart Pohl (1902–1966) miał znaczący dorobek literacki i publicystyczny już w latach międzywojennych. W latach III Rzeszy, mieszkając w Wilczej Porębie na przedgórzu Karkonoszy, był w bliskim relacjach z osiadłym w nieodległym Jagniątkowie Gerhartem Hauptmannem, po którego śmierci opuścił Dolny Śląsk w lipcu 1946 r. razem z transportem wiozącym zwłoki i dobytek pisarza do sowieckiej strefy okupacyjnej Niemiec (ostatni okres życia Hauptmanna opisał Pohl w książce z 1953 r. *Bin ich noch in meinem Haus?* – wyd. pol. *Czy jestem jeszcze w swoim domu?*, 2010). Interesował się sprawami polskimi, nawiązał kontakty z polskimi pisarzami, przyjeżdżał do Polski; w 1948 r. brał udział w Światowym Kongresie Pokoju we Wrocławiu; jako pracownik wydawnictwa Aufbau oraz redaktor miesięcznika „Aufbau”, wydawanego przez Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, przygotowywał antologię współczesnej polskiej prozy. W 1950 r., po przyjęciu członkostwa w kuratorium zachodnioniemieckiej Akademii für Sprache und Dichtung, z powodów politycznych spotkał się w NRD z agresywną krytyką i w rezultacie przeniósł się do Berlina Zachodniego, gdzie kontynuował twórczość w innym już duchu. Z ostatnich publikacji na jego temat zob.: M. Miodek, *Mit dem ‘alten Merlin’ vom Riesengebirge über den Aufbau-Verlag zur Vertriebenen-Presse. Gerhart Pohl und seine Wandlungen um 1945*, [w:] *Ästhetik und Ideologie 1945. Wandlungen oder Kontinuität poetologischer Paradigmen in Werken deutschsprachigen Schriftsteller*, hrsg. von D. Haberland, München 2017 [seria: Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Band 67], s. 271–287; o kontaktach G. Pohla z polskimi literatami, zwł. z T. Borowskim, piszą również: E. Matkowska, K. Polechoński, J. Rzeszutnik, *Literatura polska w tajnych dokumentach NRD. Portrety i szkice*, Warszawa 2017 [Centralny Projekt Badawczy IPN: Władze PRL wobec środowisk twórczych, dziennikarskich i naukowych], s. 81–83.

⁵² *W Niemczech o twórczości polskiej*, „Wiadomości” (Londyn), 1957, nr 43, s. 6.

nioną wątpliwość: „To określenie brzmi nieco zagadkowo. Czy mowa o epoce przedwojennej? Odkąd, dokąd?”⁵³).

W przygotowanym dla Radio Bremen omówieniu Lipinsky-Gottersdorf przedstawił dwie nowości książkowe: pierwszą był *Kochanek Wielkiej Niedźwiedzicy*, druga – napisana w oryginale po angielsku i wydana w Wielkiej Brytanii (pt. *Loot and Loyalty*) powieść *Sold und Beute* innego polskiego emigranta, Jerzego Pietrkiewicza. W fakcie częstszej obecności polskich pisarzy w aktualnej ofercie zachodnioniemieckich wydawnictw recenzent dostrzegał „znakę obudzonego zainteresowania naszym wschodnim sąsiadem”, co – ponieważ pomijał kwestię emigracyjnego statusu obu autorów – mogło być mylące, mogło sugerować, że i Piasecki, i Pietrkiewicz żyją i tworzą w powojennej Polsce. Lipinsky omawiał treść i walory utworów, rezygnując właściwie z prezentacji sylwetek twórców. Pewne odniesienia życiorysowe (w powiązaniu z prezentowaną powieścią) czynił w stosunku do Piaseckiego, natomiast recenzując drugą omawianą książkę zaznaczał jedynie, że utwór jest „pierwszą powieścią młodego Jerzego Pietrkiewicza”, która „ukazała się w tysiąc dziewięćset pięćdziesiątym piątym roku w Anglii” (s. 4). Dalej już kierował uwagę całkowicie na historyczną fabułę, osadzoną w Rosji za czasów Dymitra Samozwańca.

Radiowe omówienie, kierowane do możliwie szerokiego kręgu odbiorców, budowane bywa zwykle wedle przyjętego – niekoniecznie zresztą ściśle przestrzegane, ale bądź co bądź powtarzane – ogólnego schematu, wykorzystującego przeważnie stałe elementy. Zatem prezentuje, zazwyczaj przystępnie, treść utworu, wydobywa jego specyfikę i atrakcyjność, osadza w literackim kontekście, wskazuje na artystyczne parantele, często posługuje się odpowiednio dobranym cytatem. Wszystkie te składniki znajdziemy w tekście przygotowanym przez Lipinsky’ego.

Prezentację rozpoczynał recenzent od cytatu pochodzącego ze wstępu do powieści (notabene napisanego przez autora dopiero w 1946 r., już na emigracji, i dodanego do kolejnych wydań utworu). Lipinsky wprowadzał kontekst biograficzny, w skrócie przedstawiając awanturnicze losy pisarza do momentu podjęcia pracy nad powieścią podczas odbywania kary w więzieniu. Jego powieść uznał za autobiograficzną (s. 1), nie mając wątpliwości, że pod postacią bohatera-narratora ukrywa się Piasecki: „W ten anarchiczny, wyjęty spod prawa świat wpadł Włodek, osoba narratora, za którą, jak nietrudno odgadnąć, kryje się sam autor”, który „pojawia się tam jako nowicjusz i przyłącza się do jednej z band, jakie z szaloną odwagą, zmiennym

⁵³ *Ibidem*. Z oczywistych względów uwagę zwracamy szczególnie na sądy dotyczące Piaseckiego, choć niewątpliwie ta prezentacja Pohla w całości warta byłaby dokładniejszego omówienia. Przeszkodą jest jednak niedostępność oryginalnego tekstu wygłoszonego przez radio. U komentatora „Wiadomości” kompetencje autora budziły poważne wątpliwości, a jego nastawienie wywoływało sprzeciw: „Pohl z widocznym wysiłkiem zachowuje postawę dobrej woli w stosunku do rzeczy polskich, ale za dużo jest między nim a nami przemilczeń, żeby jego słowa nie raziły sztucznością. Od przedwojennego szmuglu przerzuca się wprost do stalinizmu i barbarzyńskiego traktowania Niemców przez Polaków, jak gdyby bez precedensów. Zastanawia nas też tak gruntowna nieznajomość przedmiotu. Tytu Niemców przez tyle lat siedzielo w Polsce i co? Tylko wojna? Tylko zagłada? Niczego nie zdążyli się dowiedzieć? Graf Krasiński, egzotyczny Ossendowski, sensacyjny Piasecki, to cała »literarische Landkarte Polens«?” (*ibidem*).

powodzeniem i w ciągłych starciach ze strażą graniczną i Czeka to na jedną, to na drugą stronę przemycają raz towary, a raz ludzi” (s. 2). „W ten sposób dla młodego Władka obraz na niebie staje się symbolem nieograniczonej wolności, w ten sposób staje się on kochankiem Wielkiej Niedźwiedzicy, a zimne, błyszczące światło jej gwiazd wskazuje mu drogę, po której bez zastanowienia podąży i wkrótce zostaje słynnym, osławionym przemycnikiem” (s. 3).

Nadgraniczny proceder nie jest jednak ani pewny, ani bezpieczny, podobnie jak los powieściowych postaci, z opowiadającym swoje przemycnicze przygody Władkiem Łabrowiczem na czele. Jak pisał recenzent, „został on [bohater i zarazem narrator powieści – przyp. K.P.] przez Sowietów złapany i skazany na trzy lata zsyłki” (s. 3), jednak „podczas transportu w głąb kraju udaje mu się uciec. Wędruje pieszo z powrotem nad granicę, dociera śmiertelnie wyczerpany do Polski i z miejsca zaczyna dawne życie na nowo” (s. 3). Po utracie towarzyszy „w końcu sam staje się rekinem granicy, unikany, budzącym strach i ściganym – człowiekiem na wilczej ścieżce” (s. 3). Zaznaczał przy tym Lipiński, że „zakończenie powieści przyćmione jest melancholią samotności” (s. 3). Podejmując próbę znalezienia kontekstu dla cokolwiek nietypowego i egzotycznego dzieła polskiej literatury, szukał go w równie egzotycznych dla niemieckiego czytelnika przykładach dawnych podań i przekazów wschodniej Słowiańszczyzny. Pisał: „Jednak generalnie książka ta daje przecież znacznie więcej niż odpowiednik kryminalnych i więziennych wspomnień, które ostatnimi laty obrotni wydawcy zachwalali nam jako objawienia najprawdziwszego człowieczeństwa. Nieokiełznane pragnienie wolności, dzika surowość, które określają tok i melodię opowiadania, także smutek zakończenia przypominają co rusz mroczny ton dawnych wschodnich ballad zbójceckich o Stence Razinie i atamanie Kudejarze” (s. 3).

W obiektywnym i wyważonym na ogół omówieniu Lipiński wprowadzał niekiedy element subiektywny, nie unikał bynajmniej wyrażenia osobistej oceny, co znać w przywołaniu jednego z powieściowych epizodów, rozgrywających się „w leśnym chutorze na odludziu, gdzie zdradzony przez szpicli i ścigany przez policję Władek znajduje podczas długiej zimy gościńnię, zgodnie ze wschodnim zwyczajem udzieloną bez zadawania pytań. Zresztą tutaj, w opisach tego gospodarstwa i jego mieszkańców, wyłania się naraz ów inny świat Wschodu, ów świat pokornej pobożności, w którym przed złoconymi ikonami migocą wieczne lampki, a brodaci chłopci ze swymi rodzinami wiodą cierpliwe życie” (s. 3–4). Nieznany i niepowtarzalny, a dla Lipińskiego jego bez wątpienia fascynujący obraz wschodnioeuropejskiego życia znajduje w utworze Sergiusza Piaseckiego swój – w oczach recenzującego powieść pisarza godny najwyższego uznania, sugestywny i autentyczny – literacki wyraz. „Ma się rozumieć i Bogu dzięki: również ten chutor stoi pośród naszej ziemi i zamieszkują go nie schematyczne figury, lecz żywi ludzie” (s. 4). Aprobata na tym się nie wyczerpywała – w następnym zdaniu otrzymała pełniejszy wyraz: „Miłosna przygoda, którą Władek przeżywa z jedną z czterech córek [gospodarza – przyp. K.P.] – albo i z wszystkimi czterema, tego narrator dokładnie nie wie – ta przygoda miłosna należy do najzgrabniejszych szelmowskich historii, na jaką dawno już nie natrafiłem w żadnej książce” (s. 4).

Na koniec recenzent polemicznie odnosił się do uwag wydawcy zawartych w posłowiu. Zamykający tę część fragment w znacznej mierze odsłania zarazem poglądy

Lipinsky'ego-Gottersdorfa na literaturę, przeto wart jest przytoczenia: „Trzeba jeszcze coś zauważyć: wydawnictwo twierdzi w swym posłowniu do tej powieści, że napisał ją nie literat, lecz »poeta rzeczywistego życia«. Cóż to miałoby znaczyć? Czy jest gdzieś literatura zasługująca na to miano, która nie miałaby do czynienia z realnym życiem, obojętne jakimi formami się posługując? A może wybrano tutaj pojęcie poety, ponieważ zachodzi wątpliwość, czy opowiedzianą »tylko« książkę można zaszeregować do właściwej literatury? Jednak wydaje mi się, że sztuka opowiadania należy do literatury od dawien dawna, a u nas niestety prawie wymarła. Piasecki jednak bez wątpienia należy do tych nielicznych, którzy tę sztukę opanowali po mistrzowsku. Zatem powinniśmy jego utwór powitać z należytyym szacunkiem i nie wciągać go w jakiegokolwiek ambarasujące kategorie” (s. 4).

Przytoczony passus wart jest uważniejszego odczytania⁵⁴. Hans Lipinsky-Gottersdorf z nieskrywanym sceptycyzmem odnosi się do reklamowej w istocie formuły, rekomendującej autentyzm powieściowego przekazu, którą posłużył się w *Kochanku Wielkiej Niedźwiedzicy* niemiecki wydawca („poeta rzeczywistego życia”) – i stanowczo dystansuje się od tego sformułowania. Odslania przy tym własne rozumienie literatury i jej roli, znanej, utwierdzonej i respektowanej przez wieki, a dość powszechnie kwestionowanej w ostatnich czasach. Przez autora, przywiązanego raczej do tradycyjnego modelu powieści, opartego o uniwersalną zasadę realizmu, przemawia tęsknota za epiką (również w jej dawniejszych formach), której niewątpliwy przejaw dostrzega w omawianej powieści Piaseckiego, a której dotkliwy brak rozpoznaje (i dobitnie odczuwa) we współczesnej prozie narracyjnej. Pisarz Lipinsky-Gottersdorf – bez wątpienia z żalem i ubolewaniem – obserwuje niedostatek, uwiąd czy wręcz rozkład tradycyjnej „epickości” i sztuki opowiadania. Nowatorstwo formalne ani awangardowe eksperymenty bynajmniej go nie pociągają; w równym stopniu nie ufa postawom twórców społecznie i politycznie „zaangażowanych”. Wzorców i punktów odniesienia poszukuje zatem gdzie indziej. Właśnie wydany po niemiecku w 1957 r. i przeczytany przezeń *Kochanek Wielkiej Niedźwiedzicy*, w którym odnajduje „ducha Wschodu”, jest dlań czymś nieznanym i odmiennym od ówczesnych dokonań literatury (zachodnio)niemieckiej, jak również – szerzej – literatur zachodnioeuropejskich lat 40. i 50. XX w. Dla Lipinsky'ego-Gottersdorfa czytelnika, recenzenta i pisarza ta „inność” jest zarazem obiecująca i pociągająca, nawet fascynująca. I nie przeszkadza temu zauroczeniu nieznamość historycznoliterackiego kontekstu, w jakim ta polska powieść dwadzieścia lat wcześniej się pojawiła w międzywojennej Polsce i jak została wówczas przyjęta w krytycznoliterackim odbiorze.

⁵⁴ Warto przytoczyć, jak komentował to w swojej monografii śląskiego pisarza Wojciech Kunicki, którego spostrzeżenia podzielimy (i z którego ustaleń częściowo korzystamy): „Es handelt sich bei dieser Stellungnahme keineswegs um eine höflichkeitsbedingte Rezensentengeste, sondern um das ureigene Literaturverständnis des realistischen Erzählers Lipinsky-Gottersdorf, der sehr deutlich das Unzeitgemäße dieser von ihm (zu recht) so positiv eingeschätzten Schreibweise schon damals (in den späten 50er Jahren) empfand. Zugleich bekennt er sich zum eigentlichen Kontext seines Schaffens, nicht so sehr zur experimentierfreundlichen und »sozial« engagierten Literatur des Westens, sondern zu den realistischen Epen osteuropäischen Autoren, in denen er seine Welt und sich selbst wiederfindet” (W. Kunicki, *Hans Lipinsky-Gottersdorf...*, s. 209).

Lipinsky-Gottersdorf, autor śląskiego pogranicza, z polskimi korzeniami (do których się przyznawał, a nawet je eksponował i nimi się szczyił), w tekstach krytycznoliterackich i publicystycznych nieraz zajmował się literaturą polską. Świadectwem jego zainteresowań są omówienia polskich utworów, ukazujących się na niemieckojęzycznym rynku. Z dużym uznaniem odniósł się do *Chłopów* Władysława Reymonta, których wznowienie ukazało się w RFN w 1956 r. Z autorów współczesnych recenzował Jarosława Iwaszkiewicza *Stawę i chwałę* (1960) oraz tom jego opowiadań (*Die Liebenden von Marona* [Kochankowie z Marony]. *Erzählungen*, 1962), Jerzego Andrzejewskiego *Popiół i diament* (1961) oraz *Bramy raję* (1963), a także Tadeusza Nowakowskiego *Obóz Wszystkich Świętych* (1959).

Na polskie piśmiennictwo – wnikliwą i życzliwą – uwagę kierował także inny autor z niemieckich „Kresów”, wywodzący się z Mazur Siegfried Lenz. O polskich książkach pisał co prawda niezbyt intensywnie, jednak starannie wybierał autorów i dzieła, a poświęcone im teksty tworzą rozpoznawalny, znaczący wątek w jego publicystyczno-eseistycznym dorobku. W ciągu kilku dekad powstały jego szkice, artykuły i recenzje (także radiowe)⁵⁵ o polskiej literaturze. W tej grupie tekstów chyba jednym z pierwszych była recenzja *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy*, zamieszczona w wydawanym w Hamburgu dzienniku „Die Welt”. Obszerne omówienie, opublikowane w niedzielnym wydaniu gazety, oprócz tego, że zapoznawało niemieckiego czytelnika z treścią utworu i wydobywało jego niepowtarzalność i specyfikę⁵⁶, zdradzało również literackie preferencje recenzenta. W ocenie Lenz okazał się bardziej

⁵⁵ Oprócz ogólniejszych ujęć (S. Lenz, *Die Deutschen, die Polen und die Literatur* (1965), [w:] *idem, Beziehungen. Ansichten und Bekenntnisse zur Literatur*, München 1970, s. 270–277) autor *Lekcji niemieckiego* pisał m.in. o Czesławie Miłoszu (*Elegische Bilanz. Zu Czesław Miłosz: „West und Östliches Gelände”* [sic] (1962), [w:] S. Lenz, *Beziehungen...*, *op. cit.*, s. 266–269), Stanisławie Lemie (*Schwejk als Weltraumfahrer. Über das Vergnügen, Stanisław Lem zu lesen*, [pierwodruk:] „Frankfurter Allgemeine Zeitung”, 29 VI 1974, [przedr. w tomie:] S. Lenz, *Elfenbeinturm und Barrikade. Erfahrungen am Schreibtisch*, Hamburg 1983, s. 240–244) oraz Jerzym Andrzejewskim (*Illusion und Opfer. Über Jerzy Andrzejewski*, [pierwodruk 1990, przedr. w tomie:] S. Lenz, *Über das Gedächtnis. Reden und Aufsätze*, Hamburg 1992, s. 166–173), a dla radia przygotował omówienie twórczości Brunona Schulza, emitowane przez Norddeutscher Rundfunk w Hanowerze 9 I 1966 r. (informację podają za: I. Światłowska, *Polnische Literatur in der Bundesrepublik Deutschland...*, *op. cit.*, s. 165 i s. 213, przyp. 59). Niektóre z tych tekstów ukazały się po latach w polskim tłumaczeniu – zob.: S. Lenz, *Bilans elegijny. Nad Czesława Miłosza „Rodzinną Europą”*, przeł. K. Polechoński, „Kresy”, 1992, nr 11, s. 164–165; *idem, Schwejk jako kosmonauta. O przyjemności czytania Stanisława Lema*, przeł. K. Polechoński, „Odra”, 1996, nr 9, s. 55–57; *idem, Złudzenie i ofiara. O Jerzym Andrzejewskim*, przeł. K. Polechoński, „Fraza”, 2002, nr 3, s. 179–183.

⁵⁶ Tuż pod tytułem recenzji zostały wyeksponowane dwa hasłowe odniesienia do treści omawianego utworu: „Grenzgänger sind das Symbol unserer Zeit – Ein Buch, das im Zuchthaus entstand: Piaseckis *Der Geliebte der Großen Bärlin*” (S. Lenz, *Schmuggeln ist mehr als den Staat über-tölpeln*, „Die Welt” [Hamburg], 10 V 1958, nr 108 [bez paginacji; w dziale: *Die geistige Welt*, w kolumnie: *Literatur*]). O ile okoliczność napisania dzieła podczas odbywania kary więzienia została przez autora w tekście recenzji nieco szerzej potraktowana, o tyle pierwsze, wiele obiecujące stwierdzenie (o przechodzących, przekraczających granicę jako symbolu naszych czasów) nie doczekało się rozwinięcia. (Dopowiedzmy – niewątpliwie ze szkodą dla tekstu!)

wstrzemięźliwy, natomiast – podobnie jak Lipinsky-Gottersdorf – był niewątpliwie zafascynowany niepowtarzalnym kolorytem utworu. Podobieństw między tymi dwoma recenzentami znajdzie się zresztą więcej. Również późniejszy autor *Muzeum ziemi ojczystej* cytował obficie przedmowę do *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy*, którą – jak pisał – „czyta się niczym przyzywanie, niczym zaklęcie utraconego, anarchicznego szczęścia”⁵⁷. W oczach Lenza powieść Piaseckiego przywoływała „gwałtowny, chropowaty, szorstki oraz imponujący świat przemytników”⁵⁸. Jednym z niezwyklej zewnętrznym wyróżników tego świata były nadawane przezwiska – „każde imię posiada epitet, wiecznie zielone określenie, które swojego posiadacza trzyma się jak zapach lasu: nazywani są Felek Maruda albo Bolek Kometa, ich przezwiskami są określenia takie jak Mamut i Szczur, Słowik i Smoczek, a każda z tych nazw coś znaczy, określa charakter lub pamiętne przeżycie”⁵⁹.

Recenzję poświęconą powieści o szmuglerach znad polsko-sowieckiej granicy Lenz zatytułował *Przemyt to coś więcej niż wystrychnąć państwo na dudka*. Bowiem – jak zauważał – nie o pieniądze przemytnikom chodzi: „szmuglerzy nie są gospodarnymi ludźmi – co zarobią, to szybko przepuszczą. [...] Tu przemyt jest z gatunku całkiem osobliwego nałogu; nie można go już porzucić. Opętanie i szaleństwo ogarnia ludzi [...]”⁶⁰.

W podsumowaniu recenzent dokonywał oceny dzieła. Nie upatrywał w nim „rewelacyjnej książki” ani „wydarzenia literackiego”, stwierdzał natomiast, że „jednak spośród poddanych doświadczeniom mroków i tajemniczości jego [S. Piaseckiego – przyp. K.P.] książka mimo to godna jest uwagi, uderza z jednego całkowicie wystarczającego powodu: mamy tu opowieść i jest tu coś do lektury. Zaś w sposobie opowiadania zjawia się niekiedy epicki wiew Wschodu”⁶¹. Dostrzegane przez pisarza-recenzenta pewne – ogólnikowo zaznaczone – niedostatki artystyczne „nie powinny nas w tej książce pozbawić przyjemności czytania”.

Piasecki jest przedstawiany przez Lenza w podwójnej roli, jako „autor i przemytnik”, a jego dzieło „to powieściowa dokumentacja świata, w której autorowi bardziej chodziło o przekazanie wiedzy aniżeli o wywołanie estetycznego zachwyty; podczas lektury należy o tym pamiętać.

A kiedy się tak postąpi – to niewątpliwie w tej książce wiele można znaleźć, co lekturę uczyni więcej niż opłacalną: nocne przygody i nędze dnia, wilczy apetyt na życie i równe mu wilcze szczęście – dzika, gwałtowna i ochrypla spowiedź wielkiego przemytnika”⁶².

Trudno oprzeć się wrażeniu, że Siegfried Lenz zachował w pamięci odmalowany przez Sergiusza Piaseckiego świat kontrabandy, „cały kosmos ludzi nielegalnie przekraczających granicę”⁶³. Może to właśnie *Kochanek Wielkiej Niedźwiedzicy* stał się później inspiracją albo reminiscencją wcześniejszej lektury we wprowadzonym

⁵⁷ *Ibidem*.

⁵⁸ *Ibidem*.

⁵⁹ *Ibidem*.

⁶⁰ *Ibidem*.

⁶¹ *Ibidem*.

⁶² *Ibidem*.

⁶³ *Ibidem*.

do *Muzeum ziemi ojczystej* malowniczym epizodzie z udziałem szmuglerów i ich przywódcy, „króla mazurskich przemysłowców”, Hugona Bandilli?...

*

Końcowa konkluzja nie rości sobie bynajmniej pretensji do ostatecznych ustaleń, a sprowadza się jedynie do kilku uwag i spostrzeżeń, dotyczących specyfiki odbioru przetłumaczonego na język niemiecki i wydanego po raz pierwszy w RFN w 1957 r. polskiego utworu.

1) Można stwierdzić, iż żaden z niemieckich recenzentów *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy* nie występował z pozycji eksperta, znawcy literatury polskiej – i wydaje się, że z oczywistych względów nie był w stanie temu sprostać. Zakładało to sięganie po inne literackie punkty odniesienia, przeważnie znane sobie (a potencjalnie też niemieckiemu czytelnikowi) konteksty, a w rezultacie pozwalało na większą swobodę interpretacyjną, choć zarazem w sposób oczywisty ograniczało trafność historycznoliterackich rozpoznań.

2) Powieść Sergiusza Piaseckiego w chwili pojawienia się na niemieckim rynku wydawniczym w 1957 r. była czymś – przekonuje o tym jej krytycznoliteracka recepcja – oryginalnym, nieznanym i odmiennym od ówczesnych dokonań literatury (zachodnio)niemieckiej, a także literatur zachodniego kręgu kulturowego lat 40. i 50. XX w. I Hans Lipinsky-Gottersdorf, i Siegfried Lenz mieli tego świadomość. Odrębność utworu Piaseckiego okazała się w tym wypadku czynnikiem stymulującym uwagę i zainteresowanie recenzentów (będących jednocześnie rozwijającymi własną twórczość powieściopisarzami i nowelistami). „Pograniczny” rodowód pisarza wpłynął tak na podejmowanie problematyki pogranicza we własnej twórczości, jak na dostrzeżenie (i refleksowanie) jej w dziełach innych autorów.

3) Odbiór *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy* w niemieckojęzycznej strefie funkcjonował w oderwaniu od rodzimego (czyli polskiego) kontekstu recepcji w Drugiej Rzeczypospolitej u schyłku lat 30. XX w., ewentualnie też późniejszego przyjęcia (za sprawą wznowień powieści), dokonującego się jednak nie w Polsce, lecz na emigracji (ponieważ w komunistycznym kraju autor ze swoją twórczością został bezwzględnie wykluczony przez cenzurę). Polska recepcja powieści dla niemieckiego odbiorcy była i pozostała nieznaną.

4) „Epos przemysłowy” Sergiusza Piaseckiego odnosił się do świata, który został bezpowrotnie zniszczony przez polityczny porządek, ustanowiony po II wojnie światowej, a sam autor dzieła padł ofiarą tego stanu rzeczy. Ten problem nie był jednak przez Hansa Lipinsky’ego-Gottersdorfa i Siegfrieda Lenza podejmowany. Szansa na zbudowanie „kresowej” analogii między własną sytuacją śląskiego lub mazurskiego pisarza a omawianym autorem z polsko-sowieckiego pogranicza – może w imię obowiązującej wówczas „poprawności politycznej”⁶⁴ – nie została wówczas wykorzystana. Niemieccy recenzenci podkreślali raczej egzotykę „wschodniego” świata,

⁶⁴ W przypadku Lipinsky’ego-Gottersdorfa można się zastanawiać, jaki wpływ na przygotowywane dla radia recenzje miały oczekiwania kierownictwa zachodnoniemieckich rozgłośni. Warto natomiast pamiętać, że po zakończeniu wojny Lenz wcześniej nawiązał współpracę

funkcjonujące w nim jeszcze archaiczne formy bytowania, stosunek do przyrody, pierwotność życia, możliwość realizacji (cokolwiek anarchicznej) wolności w XX stuleciu, która w Europie powojennej była w zasadzie już niemożliwa.

5) Mimo że w omówieniach funkcjonowało przeciwstawienie Wschodu i Zachodu, niemieccy recenzenci *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy* nie zauważali obecnego w nim podziału, dokonanego w wyniku rewolucji bolszewickiej, na świat wolny i zniewolony. Tego rodzaju polityczny wymiar powieści nie był dostrzegany. Zgodnie podnoszony walor autentyzmu, osadzany w – podkreślanym i niepodważanym w omówieniach – autobiografizmie powieści, nie wpływał na odbiór utworu jako świadectwa politycznego rozdarcia XX-wiecznej Europy⁶⁵ (dokumentaryzm dostrzegano w sposób selektywny, redukując go przeważnie do osobistych losów autora).

Bibliografia (wybór)

- M. Danilewicz Zielińska, *Szkice o literaturze emigracyjnej*, Paryż 1978; [wyd. poszerz.:] Wrocław – Warszawa – Kraków 1992;
- R. Demel, *Sergiusz Piasecki (1901–1964). Życie i twórczość*, Warszawa 2001; [wyd. II] Łomianki 2012;
- K.A. Kuczyński, *Polnische Literatur in deutscher Übersetzung von den Anfängen bis 1985. Eine Bibliographie*, Darmstadt 1987;
- Leksykon kultury polskiej poza krajem od roku 1939*, pod red. K. Dybciaka, Z. Kudelskiego, t. 1, Lublin 2000;
- S. Piasecki, *Autodenuncjacja. Teksty autobiograficzne, wywiady, wspomnienia, publicystyka*, zebrał, opracował i przedmową poprzedził K. Polechoński, Warszawa 2002; [wyd. II:] Łomianki 2013;
- S. Piasecki, *Der Geliebte der Großen Bärin*, übersetzt von G. Walzel, Köln 1957;
- K. Polechoński, *Żywoć człowieka uzbrojonego. Biografia, twórczość i legenda literacka Sergiusza Piaseckiego*, Warszawa – Wrocław 2000;
- Polonica w wydawnictwach Niemieckiej Republiki Federalnej 1946–1966. Wybór wystawiony na XI Międzynarodowych Targach Książki w Warszawie. Polonica in den Verlagen der Bundesrepublik Deutschland 1946–1966. Auswahl ausgestellt auf der XI. Internationalen Buchmesse in Warschau* [herausgegeben von K. Dedecius], Frankfurt am Main 1966;

z dziennikiem „Die Welt”, który był początkowo organem brytyjskich władz okupacyjnych, by z czasem objąć w nim redakcję działu kulturalnego.

⁶⁵ Wyjątkowo zdarzały się takie stwierdzenia jak poniższe, wyemitowane 27 VIII 1957 r. przez Sender Freies Berlin w audycji „Welt im Wort” (w programie I). W krótkim, anonimowym i przygotowanym do odczytania przez dyżurnego spikera, wprowadzeniu do lektury fragmentów *Kochanka Wielkiej Niedźwiedzicy* zasygnalizowano ten problem w następujących słowach: „Jego [Sergiusza Piaseckiego – przyp. K.P.] książka jest reportażem z przemytu przez ówczesną »żelazną kurtynę«, która przed II wojną światową została założona, o czym wiadomo, na wschodniej granicy Polski za pomocą drutu kolczastego, dołów z wodą i pasa »ziemi niczyjej«, jak obecnie w Europie Środkowej” (maszynopis bez paginacji, kopia w zbiorach K.P.).

Die Rezeption der polnischen Literatur im deutschsprachigen Raum und die der deutschsprachigen in Polen 1945–1985, herausgegeben von H. Kneip und H. Orłowski, Darmstadt 1988;

L. Ryll, J. Wilgat, *Polska literatura w przekładach. Bibliografia 1945–1970*, Warszawa 1972;

I. Światłowska, *Polnische Literatur in der Bundesrepublik Deutschland bis 1970*, Wrocław 1996.

Słowa kluczowe

Recepcja literatury polskiej w krajach języka niemieckiego, Sergiusz Piasecki, *Kochanek Wielkiej Niedźwiedzicy*, problematyka pogranicza w literaturze, krytyka literacka, niemieccy pisarze ze Śląska, Hans Lipinsky-Gottersdorf, Siegfried Lenz

Abstract

A borderland smuggling epic, *Lover of the Great Bear* by Sergiusz Piasecki, as perceived by two German »borderland« writers: Hans Lipinsky-Gottersdorf and Siegfried Lenz

The article entitled „A borderland smuggling epic, *Lover of the Great Bear* by Sergiusz Piasecki, as perceived by two German »borderland« writers: Hans Lipinsky-Gottersdorf and Siegfried Lenz” discusses the problems of reception of Polish literature in German-speaking countries. It focuses on the reception of the inter-war novel *Lover of the Great Bear*, the author of which was forced to leave Poland after World War Two. Known in many countries, the novel depicting a circle of smugglers at the Polish-Soviet border aroused considerable interest when it was eventually printed in the German language in 1957. The novel by Sergiusz Piasecki was discussed by, among others, two writers of the Polish-German borderland. Hans Lipinsky-Gottersdorf, originally from Silesia, wrote a review for a radio programme; Siegfried Lenz, originally from Masuria, had his review printed in the press. Both of them paid a lot of attention to the issue of borderland; what won their acknowledgement was „the spirit of the East” of the novel as well as the faithful rendition of the exotic reality and the circle of smugglers.

Keywords

reception of Polish literature in German-speaking countries after World War Two, literary criticism, Sergiusz Piasecki, *Kochanek Wielkiej Niedźwiedzicy* [*Lover of the Great Bear*], border territories in literature, German writers from the Polish-German borderland, Hans Lipinsky-Gottersdorf, Siegfried Lenz

Agnieszka Zakrzewska-Szostek (<https://orcid.org/0000-0003-1978-4522>)
Uniwersytet Wrocławski

Od „sensacjonizmu“ do „duchowego gotyku“ – *Das spanische Buch* Hermanna Bahra

Wśród dzienników i notatek Hermann Bahra, powstałych na początku jego kariery literackiej, a opublikowanych dopiero po śmierci pisarza, można odnaleźć jego zapiski z podróży do Hiszpanii w 1889 roku. W tym niezbyt obszernym zbiorze, roboczo zatytułowanym przez autora *Das spanische Buch* (*Księga hiszpańska*), fikcja miesza się z rzeczywistością. To z jednej strony szkic nigdy nieopublikowanej powieści Bahra *Der Einzige*, z drugiej zaś dziennik, w którym autor opisuje swoje wrażenia z podróży (w tekście pojawiają się daty, a często także nazwy miejscowości, w których przebywał).¹ Reinhard Farkas określa *Das spanische Buch* „protokołem podróży przez kulturowe krajobrazy Francji i Hiszpanii, poszerzonym o fantastyczną fikcję”². To wzajemne przenikanie się fikcji i rzeczywistych przeżyć autora, nie jest niczym szczególnym ani w dziennikach, ani w literackiej twórczości młodego Bahra. Pisarz nie tylko często opisywał własne doświadczenia w utworach, ale też, jak pokazują to jego dzienniki, płynnie przechodził od opisu rzeczywistych przeżyć do literackiego ich przetwarzania w szkicach planowanych utworów.³ Celem niniejszego artykułu nie jest jednak rozsądzenie, co w *Das spanische Buch* jest prawdą, a co fikcją, co autentycznym przeżyciem, a co jedynie pisarską kreacją, lecz spojrzenie na ten tekst jako ciekawy opis wewnętrznego rozwoju głównego bohatera, będącego przynajmniej częściowo, *alter ego* Bahra. Ważna jest także odpowiedź na pytanie o możliwe inspiracje dla stworzenia *Das spanische Buch*.

W *Das spanische Buch* na pierwszy plan wysuwają się doznania głównego bohatera. Jest on maksymalnie skoncentrowany na poszukiwaniach kolejnych bodźców dla swoich zmysłów, chce swoje wrażenia udokumentować i utrwalić w dzienniku, traktowanym jako swoisty ich rejestr: „[...] to protokół wszystkich wrażeń, tego skąd się wzięły, jak zadomowiły się na moich zmysłach, jak wpłynęły na moje

¹ Por. komentarz wydawcy, w: Hermann Bahr, *Tagebücher. Skizzenbücher. Notizhefte*, red. Moritz Csáky, Bd. 1: 1885–1890, Wien-Köln-Weimar 1994, s. 236. Zeszyty stanowiące *Das spanische Buch* ujęte są w niniejszym wydaniu dzienników i notatek Bahra jako kolejne dzienniki pisarza z roku 1889 (od dziennika drugiego do siódmego).

² Reinhard Farkas, *Kommentar zu den Tagebüchern*, w: Hermann Bahr, *Prophet der Moderne. Tagebücher 1888–1904*, wybór i komentarz Reinhard Farkas, Wien-Graz-Köln 1987, s. 33. Wszystkie cytowane fragmenty literatury źródłowej i sekundarnej w przekładzie autorki artykułu.

³ Por. Helene Zand, *Identität und Gedächtnis. Die Ausdifferenzierung von repräsentativen Diskursen in den Tagebüchern Hermann Bahrs*, Tübingen 2003, s. 29.

nerwy”⁴. Pisanie może zmieniać się w doznawanie.⁵ W *Das spanische Buch* pisanie staje się aktem, w którym to, czego się doświadczyło, może być przeżywane na nowo, wcześniejsze doznania ulegają wzmocnieniu, pojawiają się nowe. Bohater widzi swój dziennik jako „pomoc dla rozkoszy”⁶, a jego celem jest uniezależnienie się od świata zewnętrznego, utrwalenie przeżyć za pomocą słowa, po to, by w dowolnym momencie móc do nich powrócić i je zaktualizować:

„tak oto w oddali mający ideał, w którym skolekcjonowanym doznaniom [Sensationen] dawałbym nową przyszłość, która poza sobą samą nie potrzebowałaby niczego, mogłaby istnieć samotna i niezależna, wtedy, by wywołać u siebie konkretne doznanie, musiałbym jedynie wybrać stronę, podaną w dokładnym spisie, tak stałbym się Bogiem.”⁷

Główny bohater chce całkowicie oddać się swojej nowej filozofii życiowej, określonej przez niego mianem „sensacjonizmu”. Świat staje się w owej filozofii jedynie „pokarmem dla zmysłów”, a na pierwszy plan wysuwają się „wrażenia, doznania [Sensationen], emocje, wiraze nerwów, podniety dla zmysłów”⁸, zaś *diaryczne zapiski* stają się jedynie „instrumentem” nowej filozofii.⁹ Podobny cel stawia sobie bohater napisanej w formie dziennika powieści Hermanna Bahra *Russische Reise*, opublikowanej zaledwie dwa lata po jego podróży hiszpańskiej:

„Łapać wrażenia [Sensationen] wyostrzonymi zmysłami. Rozkoszować się nimi za pomocą wprawionych nerwów. Zapamiętać je za pomocą najbliższego hasła, które wpadnie mi do głowy. Później znowu stylistyczna akrobatyka. Dopiero kiedy będę bogaty, bogaty w nerwowe doświadczenia.”¹⁰

Bohater *Russische Reise* wątpi, czy możliwe byłoby przekazanie innym własnych wrażeń jedynie za pomocą słowa. Pospolity niemiecki wydaje się do tego niewystarczający, konieczne byłoby stworzenie nowego języka.¹¹ Również on chce spisywać swoje doznania, po to, by móc je przywołać w dowolnym momencie:

„Gdybym tylko sam doznawał i doznanie swe zanotował za pomocą koniecznych znaków, mógłbym je przywoływać w dowolnym momencie! Kolekcjonować doznania, żeby później mieć ich zapas. Zapamiętać za pomocą pierwszych lepszych słów po-

⁴ Hermann Bahr, *Tagebücher...*, Bd. 1, dz. cyt., s. 237. Przekładając fragmenty *Das spanische Buch* starałam się oddać roboczy charakter niniejszego tekstu, stąd też, podobnie jak w oryginale, w tłumaczeniu pojawiają się niekiedy niedomówienia, powtórzenia i błędy w interpunkcji.

⁵ Por. Andreas Berlage, *Empfindung, ich und Sprache um 1900. Ernst Mach, Hermann Bahr und Fritz Mauthner im Zusammenhang*, Frankfurt a. M.-Berlin 1994, s. 94 [Europäische Hochschulschriften, Reihe XX, Philosophie, Vol. 414].

⁶ Hermann Bahr, *Tagebücher...*, Bd. 1, dz. cyt., s. 235.

⁷ Tamże, s. 237.

⁸ Tamże.

⁹ Por. tamże.

¹⁰ Hermann Bahr, *Russische Reise*, Dresden-Leipzig 1891, s. 7.

¹¹ Por. tamże, s. 6.

spolitego języka, które wpadną mi do głowy. Powinny to być jedynie nuty dla mnie i wirtuozów doznań [...].”¹²

Podobnie jak bohater *Russische Reise*, będący *alter ego* Bahra¹³, protagonista *Das spanische Buch* staje się prawdziwym impresjonistą, wyruszającym „na polowanie na potężne doznania [...], impresje, będące podniecią dla nerwów, dekadencją i łaskoczącą.”¹⁴

Das spanische Buch ukazuje całe spektrum „materiału” zmysłowej podnieci. Niekiedy przyziemne czynności stają się dla bohatera prawdziwym przeżyciem. Z rozkoszą i uwagą oddaje się on opisowi spożywanego jedzenia, a jego działanie na zmysły porównuje nawet z ogromnie podziwianym w tym okresie przez Bahra malarstwem Puvisa de Chavannesa¹⁵:

„Wyborny bażant, na déjeuner, ale niewypowiedzianie rozkoszny, delikatny, mięciutki, łagodny, świeży jak młodość, całkiem wspaniały bażant, cudnie przypieczony, ta sama radość dla smaku i oka, w nadobnym, łagodnym, pochlebczym sosie, prześlizgującym się po języku jak aksamit truskawki, a mięso, delikatne mięso było jak brzoskwinia – ach, tego nie da się powiedzieć, cóż za bażant! Pobudzał moje nerwy jak Puvis de Chavanne [!].”¹⁶

Koncentracja na zmysłach jest tutaj bardzo dobrze widoczna. Większość z użytych przymiotników i porównań odnosi się do zmysłów. Bohater stara się przedstawić smak potrawy, już nie jedzenie, lecz samo myślenie o nim, opisywanie go, zdaje się pobudzać jego zmysły – pisanie staje się doznawaniem. Wszystko to stanowi jednak tylko preludeum do mocniejszych przeżyć. Pobudzony przez cudowny wygląd i smak bażanta bohater zaczyna fantazjować, a jedzenie staje się przeżyciem religijnym:

„Uległem wzruszeniu, stałem się pobożny – i modliłem się jak dziecko. [Bażant] przeniósł mnie w podniosłe marzenia, marzenia o szczęściu, wysoko na górze przed szczupłym, radosnym kościółkiem, dumnie górującym nad wsią, nad błogosławionymi niwami leniwej, połyskującej Loary, rozmyślającej – w słodkim, śmiejącym się śnie pachnącym jaśminem, jednym z tych niezapomnianych, które się zapomniało po przebudzeniu, ponieważ umysł, ten prymitywny, surowy, ocięzwały umysł, nie był w stanie go pojąć. Och, cóż za bażant! Chcę tu zostać.”¹⁷

¹² Tamże, s. 6–7.

¹³ W *Russische Reise* Hermann Bahr opisał swoje wrażenia z pobytu w Sankt Petersburgu. Karl Nirschl określa tę powieść mianem „autobiografii, napisanej w dużym stopniu szczerze”. Karl Nirschl, *In seinen Menschen ist Österreich. Hermann Bahrs innerer Weg*, Linz 1964, s. 50 [Schriftenreihe des Oberösterreichischen Volksbildungswesens, Band 14].

¹⁴ Tamże.

¹⁵ Por. Agnieszka Zakrzewska-Szostek, *Hermann Bahr w Paryżu, czyli o narodzinach pisarza-modernisty*, „Orbis Linguarum”, Vol. 48 (2018), s. 379–380. W owym okresie Bahr uważał, że malarstwo Chavannesa jako jedyne potrafi nim wstrząsnąć, podziwiał jego działanie na zmysły.

¹⁶ Hermann Bahr, *Tagebücher...*, Bd. 1, dz. cyt., s. 234.

¹⁷ Tamże.

Żeby wywołać emocje bohater posługuje się także innymi środkami, zażywa bromu by następnie opisać swój stan:

„Brom znów otworzył Eden, wszystkie nieba, bardzo niebieskie i z zielonymi gwiazdami, wielkimi jak słoneczniki i z ogniem szmaragdów. Mieszają się radość i strach, wszystkie nerwy się rozdzwoniły. Cóż za rozkosz, cóż za odurzenie! Gdyby dało się to opisać, gdyby dało się to przedstawić! Jaśmin, truskawka, daleki wiejski dzwon, podczas gdy czerwone słońce śpiewa. Ale rozkosz została pożarta przez świadomość.”¹⁸

Z wielką fantazją autor opisuje stan odurzenia, przyjęcie bromu przenosi bohatera w inny świat. Kolejny raz opis przestaje być realistyczny. Bahr próbuje bowiem opisać to, co dzieje się ze zmysłami, zadanie nie jest jednak łatwe i wymaga tego, co pisarz w swoim eseju o dziennikach braci Goncourt określił mianem *écriture artiste*. *Écriture artiste* to, jak ujmuje to Kurt Ifkovits, „uwolniony od znaku i tego, co jest oznaczane, bazujący na pewnej korespondencji język, pracujący na skojarzeniach”¹⁹. W opisie Bahra pojawiają się jaśmin (zapach), truskawka (zapach i smak), wiejski dzwon (dźwięk) i czerwone śpiewające słońce (kolor i dźwięk). Pisarz ukazuje w ten sposób rozbudzenie zmysłów, stara się za pomocą słowa oddać stan zmysłowego upojenia, w którym znajduje się bohater. Wszystko to ma również w potencjalnym czytelniku wywołać określone skojarzenia i podobne wrażenia. Autor za pomocą tekstu chce oddziaływać na zmysły odbiorcy, co jest głównym celem *écriture artiste*, „szukającego dla tego, co chce się przekazać, nie słów, które odpowiadają sensowi rzeczy, lecz słów, które powinny tak samo oddziaływać na zmysły i nerwy.”²⁰

Jedzenie i zażywanie bromu nie wystarczają głównemu bohaterowi, wciąż głodnemu nowych wrażeń. Z nadzieją, że zapewni sobie nowy pokarm dla zmysłów, wybiera się do prostytutek, które jednak opuszcza ze wstrętem, nie mogąc przezwyciężyć własnej o ciężkości i niewrażliwości. Dopiero, gdy przypomina sobie, co robił z kobietami, czuje się nieco pobudzony. Wcześniej rozkosz odczuwało tylko jego ciało, ale nie dusza.²¹ By zapewnić sobie nowe doznania, bohater często posługuje się fantazją, wyobraża sobie siebie w nowych sytuacjach i rolach, a swoje fantazje opisuje w dziennikach. Ciekawie przedstawia swoje wymaginowane spotkanie z pielgrzymem zmierzającym do Lourdes. Po oddaniu mu swoich ubrań, konia i pieniądze, bohater wędruje jako biedny pielgrzym do francuskiego sanktuarium, próbuje sam siebie przekonać, że jest wierzący: „Robię wszystko by sobie wyobrazić, że jestem prawdziwym pielgrzymem, żeby uwierzyć, że naprawdę wierzę.”²² Bohater oczekuje religijnych przeżyć, które mogłyby poruszyć jego zmysły, jego oczekiwania zostają jednak zawiedzione. Iluzję, którą tworzy, burzy wreszcie wyobrażenie

¹⁸ Tamże, s. 238.

¹⁹ Kurt Ifkovits, *Vom Impressionismus zum Nationalismus. Anmerkungen zur Sprachbetrachtung von Hermann Bahr*, w: *Sprache – Denken – Nation. Kultur- und Geistesgeschichte von Locke bis zur Moderne*, red. Volker Munz, Katalin Neumer, Wien 2005, s. 212 [Studien zur Moderne 23].

²⁰ Hermann Bahr, *L'écriture artiste*, w: tegoż, *Bildung. Essays*, Berlin-Leipzig 1900, s. 62.

²¹ Tenże, *Tagebücher...*, Bd. 1, dz. cyt., s. 249.

²² Tamże, s. 250.

świętyni: „Ależ ten kościół jest za bardzo w stylu Folies-bègere, w środku ze złotem i sztandarami i tralalala, żeby to mogło być prawdziwe. Moja krytyczność została podrażniona.”²³ Bohater nie poddaje się jednak całkowicie i przedstawia jeszcze wymaginowaną spowiedź, wymyśla najcięższe grzechy z nadzieją, że wywołają one u niego jakieś emocje:

„Ze świeżą nadzieją oskarżam sam siebie, że zamordowałem moją matkę, żeby zabrać jej pieniądze. Drobiazgowo opowiadam o tym wydarzeniu, o wszystkich jego okolicznościach, strasznych okropnościach bogiń Erynie, żeby tylko wszystko przed sobą uwiarygodnić, a gdy to nic nie daje i tylko muszę się śmiać z przerażenia starego, grubego klechy, dodaję, że poza tym jeszcze zbezczeszczyłem jej [matki] zwłoki.”²⁴

Wszystkie fantazje i wyobrażenia bohatera na dłuższą metę go nie zadawalają. W *Das spanische Buch* ciągłe szukanie nowych wrażeń i doznań prowadzi w końcu do jego kryzysu wewnętrznego:

„Nie wiem, jak to wyjaśnić, żeby dało się to zrozumieć. Zdaje mi się, jakby połączenie między ciałem i duszą zostało przerwane, a więc jakby nie były już one ze sobą powiązane. Mianowicie: dusza może sobie zapewnić przez wyobraźnię wszystkie uczucia, ale nie towarzyszy im nic w ciele, tak więc nie mogą być one prawdziwe; a ciało, dzięki zmysłom, może rozkoszować się wszystkimi bodźcami, które jednak nie oddziałują na ducha, nie mogą stać się zatem świadome [...]”²⁵

Przedstawione tu rozdarcie ciała i duszy wydaje się być wynikiem ciągłego stymulowania zmysłów i „symulowania” doznań. Bahr ukazuje tu jednocześnie charakterystyczny dla postawy dekadencej rozłam między światem wewnętrznym a zewnętrznym. *Das spanische Buch* jest bowiem, jak przekonuje Reinhard Farkas, „wnikliwą sejsmografią dekadencej rozłączenia ciała i psychiki, racjonalności i emocjonalności, świadomości i podświadomości”²⁶. Kryzys głównego bohatera potęguje także strach przed niewrażliwością na wszelkie bodźce. Bohater wielokrotnie ma wrażenie, że traci zdolność odczuwania, że dochodzi u niego do pewnego „paraliżu nerwów”. Próbuje temu zaradzić szukając nowych doznań, coraz częściej jego poszukiwania kończą się jednak niepowodzeniem, pozostawiając po sobie jedynie pustkę:

„3 października

Gdy przybyłem nad morze powiedziałem ach! I położyłem się spać. Gdy przybyłem w góry znów powiedziałem ach! I położyłem się spać. Na wieży Eiffla również za pierwszym razem powiedziałem ach!, po czym położyłem się spać. To wszystko oszustwo, jak wszystko inne, co jest poza nami. To musi być w nas, w nas!

²³ Tamże.

²⁴ Tamże, s. 253.

²⁵ Tamże, s. 249.

²⁶ Reinhard Farkas, *Das spanische Buch Hermann Bahrs. Zur Diagnose des Dilemmas der Dekadenz*, „Modern Austrian Literature. Journal of the International Arthur Schnitzler Research Association”, Vol. 22, Number 2 (1989), s. 2.

Ale we mnie już niczego więcej nie ma, nawet ból mnie opuścił. Martwy wypalony. Tylko bestia została, wciąż szykowna wesoła i rześka.²⁷

Wspomniana bestia zdaje się symbolizować ciągłą i niepochoamowaną żądzę zdobywania nowych emocji i wrażeń, która zaczyna zagrażać głównemu bohaterowi, niszczy go. Kiedy nic już nie pomaga, nawet lektura dzieł Goethego, gdy nerwy wydają się całkowicie sparaliżowane, bohater rozpaczliwie rozgląda się za czymś, co mogłoby go jeszcze wzruszyć, jakoś pobudzić.²⁸ W swojej desperacji jest nawet w stanie zaakceptować ból i uczucia negatywne, byleby tylko odzyskać zdolność odczuwania.²⁹ Nic już mu jednak nie pomaga.

Wybawieniem dla protagonisty *Das spanische Buch* staje się wreszcie kontakt ze sztuką gotycką i refleksja dotycząca jej twórców. Gotyckich mistrzów bohater ceni wyżej niż artystów sobie współczesnych – reprezentantów modernistycznych, widząc w nich artystów, którzy tworzyli wszystko kierując się uczuciem, słuchając swojej duszy każdego dnia na nowo:

„Każdego dnia, każdej godziny oddawać, co w duszy gra i jak gra; nawet po raz tysięczny, jeśli się tak czuje, [...] tak często, jak tylko uczucie się zmienia; ciemne i zammatwane, aż samo z siebie nie stanie się wyraźne i jasne [...] – a jeśli się komu nie podoba, niechże sobie sam zrobi inaczej.”³⁰

Gotyccy mistrzowie mieli tworzyć w harmonii z własnymi uczuciami, kierowali się nimi. Dzięki ich sztuce i refleksji nad nią, bohaterowi udaje się przezwyciężyć kryzys wewnętrzny i odrzucić postulowany wcześniej „sensacjonizm” na rzecz nowej filozofii życiowej, nazywanej przez niego „duchowym gotykiem”, czy też „gotykiem wewnętrznym”. Wzorując się na twórcach sztuki gotyckiej, protagonista chce z uwagą wsłuchiwać się w swoją duszę i swoje uczucia, skoncentrować się na własnym wnętrzu, nie bacząc na świat zewnętrzny, modę i na to, co myślą, czy czynią inni:

„To, czemu się teraz oddaję, wsłuchiwanie się we własne uczucia i odkrywaniu ich tajemnic, to jest prawdziwym gotykiem, całkowicie wewnętrznym, będącym ciągłym dążeniem, całkowitą prawdą, taką, która nie potrzebuje zewnętrznej obłudy odpoczywającego zadowolonego z siebie dzieła.”³¹

„Duchowy gotyk, jaki teraz uprawiam, to jest sztuka, bezustanny duchowy gotyk – tylko czuć, nic tylko czuć, całe życie, ale zamiast w tępych, niejasnych instynktach masy, w wolności i świadomie, w eskorcie umysłu, który słucha i zapamiętuje. Żadnego przesłania na zewnątrz, które mogłoby ten związek zniszczyć, wewnętrzny, wewnętrzny gotyk.”³²

Dzięki sztuce gotyckiej bohaterowi *Das spanische Buch* udaje się znieść „dychotomię świata wewnętrznego i zewnętrznego”³³. Sztuka gotycka nie staje się kolejnym

²⁷ Bahr, *Tagebücher...*, Bd. 1, dz. cyt., s. 239.

²⁸ Por. tamże, s. 239.

²⁹ Por. tamże, s. 247, 255.

³⁰ Tamże, s. 258.

³¹ Tamże, s. 259.

³² Tamże, s. 260.

³³ Reinhard Farkas, *Das spanische Buch...*, dz. cyt., s. 3.

bodźcem dla jego zmysłów, refleksja nad nią stanowi impuls do wewnętrznej przemiany i krytycznego spojrzenia na siebie i swoje dotychczasowe dążenia. Bohater odwraca się od świata zewnętrznego i zwraca się ku swojemu wnętrzu. Podobny zwrot można zauważyć także u *alter ego* Bahra z *Russische Reise*, jednak w tym tekście siłą napędową dla wewnętrznej przemiany bohatera i odrzucenia dotychczasowej pogoni za wciąż nowymi doznaniem, jest nie sztuka gotycka lecz kobieta:

„To wszystko to oszustwo i szaleństwo, to wsłuchiwanie się w świat dla nowych doznań [Sensationen]. W nas samych jest szczęście. Są w nas wielkie, święte, posiadające cudowną moc instynkty; nic się nie równa ich błogosławieństwu. Ale wprawdzie musi przyjść łaska, która je obudzi. Moją łaską była mała panienka.”³⁴

Wydaje się, że pewną inspiracją dla napisania *Das spanische Buch* mogły być teksty austriackiego fizyka i filozofa Ernsta Macha, dotyczące poznawania świata przez zmysły. Jego teoria zaprezentowana w wydanym 1886 roku zbiorze *Beiträge zur Analyse der Empfindungen*, określona przez Dagmar Lorenz „sensualistycznym pozytywizmem”³⁵, wywarła ogromne wrażenie nie tylko na Hermannie Bahrze, ale także na innych reprezentantach Młodego Wiednia. Lorenz przybliżyła teorię Macha:

„Rzeczywistość rozplywa się w subiektywnie odbieranych faktach zmysłowych, albo, ujmując to inaczej: rzeczywistość istnieje jedynie jako kompleks doznań. Według Macha zarówno świat wewnętrzny jak i świat zewnętrzny w swojej całości składają się z ‘tego samego rodzaju elementów’ doznań i odbioru, których każdorazowe różne kombinacje tworzą zarówno rzeczywistość zewnętrzną, jak również subiektywny świat przeżywania, uczucia i myślenia.”³⁶

Mach przypisuje zatem doznaniom czy też wrażeniom ogromną rolę. W jego teorii wszystko, co otacza człowieka, każda rzecz, staje się jedynie kompleksem kolorów i dźwięków, który jednakże nie jest stały i niezmienny.³⁷ Zmienne jest także „ja”, również i ono tworzone jest przez wrażenia i jako takie nie powinno być uważane za coś pierwotnego czy prymarne.³⁸ Mach zasugerował, że wszystko, co otacza człowieka, jest pewną iluzją, a także postawił pod znakiem zapytania istnienie „ja”. Jego teoria spotkała się w Wiedniu ze szczególnym zainteresowaniem: „Teoria ta wyszła naprzeciwko duchowej atmosferze Wiednia, która od zawsze była przeniknięta wyobrażeniem, że rzeczywistość nie może być niczym innym niż iluzją.”³⁹

Bahr z całą pewnością znał *Beiträge zur Analyse der Empfindungen*, dowodem na to są przede wszystkim eseje *Das unrettbare Ich* i *Impressionismus*, które ukazały się w zbiorze *Dialog vom Tragischen* (1904). Pisarza w sposób szczególny interesowała teoria Macha, była ona odpowiedzią na zadawane sobie od dłuższego czasu pytania:

³⁴ Hermann Bahr, *Russische Reise*, dz. cyt., s. 161.

³⁵ Dagmar Lorenz, *Wiener Moderne*, Stuttgart-Weimar 2007, s. 112.

³⁶ Tamże.

³⁷ Por. Ernst Mach, *Antimetaphysische Vorbemerkungen*, w: tegoż, *Beiträge zur Analyse der Empfindungen*, Jena 1886, s. 2.

³⁸ Por. tamże, s. 17–18.

³⁹ Hilde Spiel, *Glanz und Untergang. Wien 1866–1938*, Wien 1988, s. 127.

„Tutaj znalazłem wypowiedziane to, co dręczy mnie od trzech lat: »Ja« *nie da się uratować*. To tylko nazwa. To tylko iluzja. To tylko coś pomocniczego, czego praktycznie potrzebujemy, żeby uporządkować nasze wyobrażenia. Nie ma niczego więcej ponad połączenia kolorów, dźwięków, temperatur, ciśnień, przestrzeni, czasów [...]. Wszystko podlega wiecznym zmianom.”⁴⁰

Dagmar Lorenz przekonuje, że Bahr zareagował na teorię Macha z pewnym opóźnieniem, bowiem dopiero w *Dialog vom Tragischen*,⁴¹ a zatem kilkanaście lat po opublikowaniu *Beiträge zur Analyse der Empfindungen*. Nazwisko filozofa rzeczywiście pojawia się we wczesnych dziennikach Bahra bardzo rzadko, po raz pierwszy w roku 1900 i to bez żadnego komentarza.⁴² Wzmogoną recepcję tekstów filozofa i większe zainteresowanie literaturą ich dotyczącą można zaobserwować dopiero w 1903 roku, co związane jest z pracami nad esejem *Das unrettbare Ich*.⁴³ Na podstawie lektury *Das spanische Buch* można jednak dojść do przekonania, że Bahr musiał znać teorię Macha już w 1889 roku. W tekście nie pojawia się wprawdzie nazwisko filozofa, ale można odnaleźć w nim „ślady” jego teorii:

„Gdy czytam te wersy, uderza mnie to, jak słabo są napisane. Okazja dla potomnych, by zauważyć, że jedynym zadaniem tej książki jest udokumentowanie tych moich wszystkich nastrojów, których sumą jestem.”⁴⁴

„Wiem z doświadczenia, że wszystko poza mną jest kłamstwem [...] Wiem, że moje ‘ja’ jest jedynie szeregiem wrażeń i jest tym potężniejsze, im bogatsze i mocniejsze są wrażenia. Tylko nimi chcę żyć, gorliwie służąc tym stwarzającym świat wrażeniom [Sensationen].”⁴⁵

W podobnym tonie o wrażeniach i „ja” pisze Bahr także w eseju *Wahrheit! Wahrheit!*, który ukazał się w zbiorze *Die Überwindung des Naturalismus* (pierwsza publikacja w roku 1891):

„Tylko wrażenia [Sensationen] są prawdą, niezawodną i nie dającą się obalić prawdą; ‘ja’ to jedynie konstrukcja, przypadkowy układ, reinterpretacja i opracowanie prawdy, która każdej chwili wydaje się inna, jaka się komu podoba, właśnie zgodna z samowolą danego nastroju [...]”⁴⁶

W eseju i zawartych w *Das spanische Buch* stwierdzeniach, że „ja” jest jedynie „sumą nastrojów” czy „szeregiem wrażeń” rozpoznać można wpływ teorii Macha, ujmującego „ja” jako pewien „kompleks wspomnień, nastrojów i odczuć”⁴⁷, podkreślającego, że „ja” jest zbiorem wrażeń, określanym przez niego mianem elementów.⁴⁸

⁴⁰ Hermann Bahr: *Das unrettbare Ich*, w: tegoż, *Dialog vom Tragischen*. Berlin 1904, s. 97.

⁴¹ Dagmar Lorenz, dz. cyt., s. 115.

⁴² Por. Hermann Bahr, *Tagebücher. Skizzenbücher. Notizhefte*, Bd. 2: 1890–1900, red. Moritz Csáky, Wien-Köln-Weimar 1996, s. 406.

⁴³ Por. Hermann Bahr, *Tagebücher...*, Bd. 1, dz. cyt., s. 275, 410.

⁴⁴ Tamże, s. 241.

⁴⁵ Tamże, s. 235.

⁴⁶ Hermann Bahr, *Wahrheit! Wahrheit!*, w: tegoż, *Die Überwindung des Naturalismus*, Weimar 2004, s. 126.

⁴⁷ Ernst Mach, dz. cyt., s. 3.

⁴⁸ Tamże, s. 17.

Koncentracja głównego bohatera *Das spanische Buch* na własnych doznaniach może być w tym kontekście ujmowana jako swoista walka o jego „ja”. Im mocniejsze i bogatsze wrażenia konstytuują „ja”, tym jest ono bogatsze i mocniejsze. Bohater zbyt szybko zatracza się jednak w swoich poszukiwaniach wciąż nowych bodźców czy zmysłowych wrażeń, a ciągła stymulacja zmysłów prowadzi wreszcie do wewnętrznego kryzysu, niemocy odczuwania czegokolwiek. Czy brak wrażeń oznacza, że „ja” już nie istnieje? Zgodnie z założeniem Macha, jeśli zaakceptuje się, że „ja” nie ma już żadnej wartości, nie będzie się już przeceniać jego znaczenia, ale i też nie będzie się pogardzać cudzym „ja”, co miało stanowić swoiste „uwolnienie” jednostki. Dekonstrukcja „ja” oznaczała jednak dla przedstawicieli wiedeńskiego modernizmu katastrofę, jeszcze bardziej pogłębiała ich kryzysy tożsamościowe.⁴⁹

Bahr serwuje w kryzysie bohaterowi *Das spanische Buch* szybką, aczkolwiek skuteczną arteterapię. Kontakt ze sztuką gotycką przeistacza wcześniejszego kolekcjonera doznań w człowieka uważnie wsłuchującego się we własne wnętrze i w to, co czuje. Odrzucenie „sensacjonizmu” nie wydaje się jednak całkowitym odrzuceniem teorii Ernsta Macha. Bohater kieruje wprawdzie całą swą uwagę na swoje wnętrze i uczucia, deprecjonując tak ważne wcześniej dla siebie doznania czy wrażenia, podkreśla jednakże jednocześnie, że są to uczucia, które wciąż się zmieniają, podobnie jak u gotyckich twórców, oddających „każdego dnia, każdej godziny [...], co gra w duszy i jak gra”⁵⁰, a zmienność wpisana była przecież w koncepcje Macha.⁵¹ „Ja” bohatera wciąż jawi się, jak w teorii filozofa, pewnym „tranzytorycznym, ulotnym fenomenem”⁵², nie składa się już z doznań i wrażeń lecz ze zmiennych uczuć.

Jeśli spojrzeć na *Das spanische Buch* jako przynajmniej częściowo autentyczny dziennik Bahra z hiszpańskiej podróży, tekst ten może się stać ciekawym dokumentem, ukazującym refleksję pisarza nad teorią Macha, ale też jego poszukiwania własnej pisarskiej czy artystycznej drogi. Znamienne, iż zmienność wpisana w *Das spanische Buch* w artystyczną twórczość gotyckich „mistrzów”, „aktualizujących” swoje dzieła zależnie od pojawiających się w nich uczuć, była również domeną Bahra. Już na początku swojej literackiej kariery podniósł on ową zmienność do rangi swej artystycznej i życiowej filozofii⁵³, często irytując sobie współczesnych licznymi „metamorfozami” i ciągłą zmianą poglądów, zapewniając sobie liczne przydomki m.in. „człowieka z kauczuku” czy „kulturowego Hanswursta”.⁵⁴

⁴⁹ Por. Dagmar Lorenz, dz. cyt., s. 113.

⁵⁰ Hermann Bahr, *Tagebücher...*, Bd. 1, dz. cyt., s. 258.

⁵¹ Por. Ernst Mach, dz. cyt., s. 4, 7–8.

⁵² Dagmar Lorenz, dz. cyt., s. 113.

⁵³ Por. Svjetlan Lacko Vidulić, „Kautschukmann“: Hermann Bahrs Identitätskonzepte, w: *Germanistik im Kontakt: Tagung österreichischer und kroatischer Germanist/inn/en, Opatjka, 29.09.-1.10.2005*, red. Svjetlan Lacko Vidulić, Zagreb 2006, s. 158 [Zagreber Germanistische Beiträge. Beiheft 9 (2006)].

⁵⁴ Por. Gottfried Schnödl, *Poetik der Assimilation – Hermann Bahrs Wandelbarkeit und das Wissen der Angleichung um 1900*, w: *Traditionsbrüche. Neue Forschungsansätze zu Hermann Bahr*, red. Tomislav Zelić, Frankfurt am Main 2016, s. 49.

Bibliografia

Literatura podmiotu:

- Bahr Hermann, *Das unrettbare Ich*, w: tegoż, *Dialog vom Tragischen*, Berlin 1904, s. 79–101.
- Bahr Hermann, *Die Moderne*, w: tegoż, *Die Überwindung des Naturalismus*, Weimar 2004, s. 11–15.
- Bahr Hermann, *Wahrheit! Wahrheit!*, w: tegoż, *Die Überwindung des Naturalismus*, Weimar 2004, s. 120–127.
- Bahr Hermann, *L'écriture artiste*, w: tegoż, *Bildung. Essays*, Berlin-Leipzig 1900, s. 60–64.
- Bahr Hermann, *Prophet der Moderne. Tagebücher 1888–1904*, wybór i komentarz Reinhard Farkas, Wien-Graz-Köln 1987.
- Bahr Hermann, *Russische Reise*, Dresden-Leipzig 1891.
- Bahr Hermann, *Tagebücher. Skizzenbücher. Notizhefte*, Bd.1: 1885–1890, red. Moritz Csáky, Wien-Köln-Weimar 1994.
- Bahr Hermann, *Tagebücher. Skizzenbücher. Notizhefte*, Bd. 2: 1890–1900, red. Moritz Csáky, Wien-Köln-Weimar 1996.
- Bahr Hermann, *Wahrheit! Wahrheit!*, w: tegoż, *Die Überwindung des Naturalismus*, Weimar 2004, s. 120–127 [Hermann Bahr. Kritische Schriften in Einzelausgaben].
- Mach Ernst, *Antimetaphysische Vorbemerkungen*, w: tegoż, *Beiträge zur Analyse der Empfindungen*, Jena 1886, s. 1–24.

Literatura przedmiotu

- Berlage Andreas, *Empfindung, ich und Sprache um 1900. Ernst Mach, Hermann Bahr und Fritz Mauthner im Zusammenhang*, Frankfurt a. M.-Berlin 1994 [Europäische Hochschulschriften, Reihe XX, Philosophie, Vol. 414].
- Farkas Reinhard, *Das spanische Buch Hermann Bahrs. Zur Diagnose des Dilemmas der Dekadenz*, "Modern Austrian Literature. Journal of the International Arthur Schnitzler Research Assosiation", Vol. 22, Nr. 2 (1989), s. 1–13.
- Ifkovits Kurt, *Vom Impressionismus zum Nationalismus. Anmerkungen zur Sprachbetrachtung von Hermann Bahr*, w: *Sprache – Denken – Nation. Kultur- und Geistesgeschichte von Locke bis zur Moderne*, red. Volker Munz, Katalin Neumer, Wien 2005, s. 211–222 [Studien zur Moderne 23].
- Lorenz Dagmar, *Wiener Moderne*, Stuttgart-Weimar 2007.
- Schnödl Gottfried, *Poetik der Assimilation – Hermann Bahrs Wandelbarkeit und das Wissen der Angleichung um 1900*, w: *Traditionsbrüche. Neue Forschungsansätze zu Hermann Bahr*, red. Tomislav Zelić, s. 49–62.
- Spiel Hilde, *Glanz und Untergang. Wien 1866–1938*, Wien 1988.
- Vidulić Svjetlan Lacko, „Kautschukmann“: *Hermann Bahrs Identitätskonzepte*, w: *Germanistik im Kontakt: Tagung österreichischer und Kroatischer Germanist/innen, Opatja, 29.09.-1.10.2005*, red. Svjetlan Lacko Vidulić, Zagreb 2006, s. 157–167 [Zagreber Germanistische Beiträge. Beiheft 9 (2006)].

Nirschl Karl, *In seinen Menschen ist Österreich. Hermann Bahrs innerer Weg*, Linz 1964 [Schriftenreihe des Oberösterreichischen Volksbildungswesens, Band 14].

Zakrzewska-Szostek Agnieszka, *Hermann Bahr w Paryżu, czyli o narodzinach pisarza-modernisty*, „Orbis Linguarum”, Vol. 48 (2018), s. 373–382.

Zand Helene, *Identität und Gedächtnis. Die Ausdifferenzierung von repräsentativen Diskursen in den Tagebüchern Hermann Bahrs*, Tübingen 2003.

Słowa kluczowe:

Hermann Bahr, *Das spanische Buch*, wrażenia, doznania, dziennik, Ernst Mach, „sensacjonizm“, duchowy gotyk

Abstract

From ‘Sensationnismus’ to ‘spiritual Gothic’- *Das spanische Buch* by Hermann Bahr

The aim of the following article is to analyse the text of *Das spanische Buch* by Hermann Bahr. The text takes form of a diary in which the author describes experiences gained by him during his journey to Spain. However, it simultaneously serves as an outline of his never completed novel *Der Einzige*. The author of the following article depicts *Das spanische Buch* as a peculiar diary of impressions and sensations of the protagonist and in his constant quest for them she discerns the influence of Ernst Mach’s philosophy. Owing to Gothic art the protagonist is able to overcome the crisis brought on by continual stimulation of the senses and regain balance. The previous ‘Sensationnismus’ (life philosophy created by the protagonist based upon maximal concentration on impressions and sensations) is rejected in favor of a new life philosophy (‘*spiritual Gothic*’) based on listening to yourself and to your soul.

Keywords

Hermann Bahr, *Das spanische Buch*, impression, sensation, diary, Ernst Mach, Sensationnismus, spiritual Gothic

Joanna Nawrocka (<https://orcid.org/https://orcid.org/0000-0002-3098-7382>)
Uniwersytet Wrocławski

«Na styku miłości, fizjologii i śmierci»¹ – poetyckie obsesje w twórczości Jarosława Markiewicza

Wizjoner, mistyk, katastrofista, ekspresjonista, nadrealista, ironista, szyderca, milczący moralista – w szeregu tak rozlicznych formuł, wprowadzonych przy okazji recenzowania *Wyboru wierszy* Jarosława Markiewicza z 1988 roku, Konstanty Pieńkosz starał się zawrzeć esencjonalną charakterystykę sylwetki twórcy, zastrzegając przy tym, iż zarówno wykreślenie któregoś z terminów, jak i pozostawienie któregoś z nich samoistnie, byłoby błędem, znacznie zubażającym pełen obraz poezji warszawskiego autora². Bogactwo i złożoność rozwijającej się na przestrzeni bez mała czterdziestu lat liryki, właściwa jej mnogość problemów oraz wielość tradycji, skonfrontowane z przypisywaną poecie rolę ważnego współtwórcy Nowej Fali, czynią tym bardziej zastanawiającym fakt, iż do tej pory nie doczekała się ona opracowania całościowego, a same przyczynki, stanowiące inspirację do dalszych eksploracji historycznoliterackich, są tak nieliczne³.

Pomimo aprobatywnych rozpoznań krytycznoliterackich, dominujących w recepcji dziewięciu tomów żyjącego w latach 1942–2010 poety, malarza oraz wydawcy⁴, przywoływany dorobek twórczy pozostaje wciąż właściwie zapoznany⁵. Zarówno

¹ Tytuł artykułu został zaczerpnięty z recenzji *Wyboru wierszy* Markiewicza autorstwa Janusza Koryla, por. J. Koryl, *Na styku miłości, fizjologii i śmierci*, „Odra” 1990, nr 2.

² Por. K. Pieńkosz, *«Z tych pomysłów nie daje się ułożyć świata»*, „Literatura” 1989, nr 9.

³ Por. B. Chelstowski, *O poezji Jarosława Markiewicza*, „Poezja” 1972, nr 2; K. Rodowska, *Ruchome święto niespodzianki*, „Nowa Okolica Poetów” 1999, nr 2; A. Tomczyszyn-Harasy-mowicz, *Kobieta (nie)obecna a postrzeganie nagości. Na podstawie dwóch wierszy Jarosława Markiewicza*, „Kwartalnik Opolski” 2017, nr 4.

⁴ W latach 1982–1989 Markiewicz współprowadził razem z Wacławem Holewińskim drugie co do wielkości – po NOWEJ – wydawnictwo podziemne. Sprofilowany literacko *Przedświt* był przedsięwzięciem umożliwiającym czytelnikom zapoznanie się nie tylko z literaturą o charakterze politycznym, lecz również m.in. z beletrystyką, esejami historycznymi czy poezją. Spośród około 130 wydań książkowych samizdatu warto przywołać chociażby tak kanoniczne pozycje, jak *Oni* Teresy Torańskiej, *Wojnę w eterze* Jana Nowaka-Jeziorańskiego czy wywiad-rzekę *Sto lat czyścica* Stanisława Beresia z Tadeuszem Konwickim. Por. T. Dolecki, K. Wójcik, *Wydawnictwo Przedświt. Historia i ludzie*, Warszawa 2018.

⁵ Entuzjastyczny ton krytyki czasopiśmienniczej, co znamienne, najregularniej wyrażał się w recenzjach krytyków niezajmujących na ogół w przyszłości pozycji kodyfikatorów najnowszej historii literatury. Zainteresowanie poezją artysty nie znalazło odzwierciedlenia w książkach m.in. Karola Maliszewskiego, Mariana Stali czy Piotra Śliwińskiego, uchodzących za jednych

w publikacjach książkowych poświęconych autorom Orientacji Poetyckiej Hybrydy⁶, z których środowiska Markiewicz wyrastał, debiutując w 1965 roku jako dość typowy reprezentant owej formacji, jak i tych skoncentrowanych wokół twórców opozycyjnie nastawionych wobec Pokolenia '60⁷, w kręgu których usytuowała go pomarcowa aktywność⁸, próżno szukać o wybranej poezji informacji dłuższych niż zaledwie lapidarna wzmianka. Przysługująca twórcy pierwszej publikacji nowofalowej⁹ wysoka pozycja wewnątrz generacyjnej hierarchii, jednogłośnie przyznawana tak przez współreprezentantów Pokolenia '68¹⁰, jak i przez XX-wiecznych badaczy¹¹, w syntetyzujących ujęciach historycznoliterackich zazwyczaj jest jedynie odnotowywana. Jego nazwisko pojawia się w nich najczęściej wyłącznie w celach rejestracyjnych, ginąc w istocie w gąszczu mnogości nazwisk pozostałych poetów. Podobnie rzecz przedstawia się w przypadku czasopiśmienniczych artykułów obejmujących twórczość przedstawicieli wspomnianej generacji. Ich autorzy nadmieniają tylko zazwyczaj w różnych kontekstach o warszawskim artyście lub też świadomie rezygnują z opisywania jego liryki¹². Zjawisko pomijania lub znikomego omawiania poezji twórcy *Papierowego bębna* w pracach literaturoznawczych uprawomocnia wręcz posługiwanie się we wskazanym kontekście określeniem białej plamy.

z najważniejszych badaczy współczesnej liryki; nie opublikowano również dotychczas krytycznego wyboru wierszy autora.

⁶ P. Majerski, *Hybrydy. O „młodej poezji” z lat sześćdziesiątych*, Katowice 2011.

⁷ J. Kozaczewski, *Polska tradycja literacka w poezji Nowej Fali*, Kraków 2004, A. Nasiłowska, *Nowa Fala* [hasło], [w:] *Słownik literatury polskiej XX wieku*, red. A. Brodzka i in., Wrocław 1993, M. Szulc Packalén, *Pokolenie 68. Studium o poezji polskiej lat siedemdziesiątych. Na przykładzie poezji S. Barańczaka, J. Kornhausera, R. Krynickiego i A. Zagajewskiego*, Warszawa 1997, B. Tokarz, *Poetyka Nowej Fali*, Katowice 1990.

⁸ Definitywne odcięcie się autora, zyskującego przez wspomniany akces znaczącego miana „dezertera z Orientacji”, od ideowo-artystycznych realizacji formacji potwierdza nieprzedeukowanie przez niego utworów z debiutanckiego tomu w datowanym na 1988 rok *Wyborze wierszy*. Por. M. Kisiel, *Nazwy młodej poezji po 1968 roku. Szkic materiałowy* [w:] *Wokół 1968 roku. Studia i szkice o polskiej literaturze współczesnej*, red. W. Wójcik, Katowice 1992, s. 37, J. Markiewicz, *Wybór wierszy*, Warszawa 1988.

⁹ Por. L. Szaruga, *Kłopoty z czasem*, „Literatura” 1997, nr 1.

¹⁰ Poezja Markiewicza została zaklasyfikowana przez głównych programotwórców Nowej Fali jako jeden z pierwszych pozytywnych przejawów rewolucji młodej poezji. Ważną rolę w budowaniu tożsamości formacji potwierdza także udział autora w kluczowych dla krystalizacji stanowisk Pokolenia '68 dyskusjach, w tym m.in. w polemice ze Zbigniewem Herbertem. Por. S. Barańczak, *Stalość i ruch*, [w:] idem, *Nieufni i zadufani. Romantyzm i klasycyzm w młodej poezji lat sześćdziesiątych*, Wrocław 1971, s. 169–173, J. Kornhauser, *Ekstaza przeszła w ironię*, [w:] idem, A. Zagajewski, *Świat nie przedstawiony*, Kraków 1974, s. 258–263, *Demokratyzacja poezji. Młodzi poeci wśród nowej publiczności*, „Polityka” 1974, nr 19, *Spór o nową sztukę. Dyskusja na IX Kłodzkiej Wiośnie poetyckiej 1972* (fragmenty), „Nowy Wyraz” 1973, z. 1–2.

¹¹ P. Czaplinski, P. Śliwiński, *Być świadectwem epoki* [w:] idem, *Literatura polska 1976–1998. Przewodnik po prozie i poezji*, Kraków 1999, s. 37; W. Bolecki, *Język jako świat przedstawiony. O wierszach Stanisława Barańczaka* [w:] idem, *Pre-teksty i teksty. Z zagadnień związków międzytekstowych w literaturze polskiej XX wieku*, Warszawa 1991, s. 196.

¹² Por. J. Maciejewski, *Etyka i „słowiarstwo”. Młoda poezja polska wobec tradycji*, „Więź” 1978, nr 6.

Syntezytwórczy ruch historycznoliteracki i związane z nim konsekwentne przemilczanie dorobku poety „obsesji ciała i śmierci, rozpadu i cierpienia”¹³ zachęca więc, zwłaszcza dzisiaj, w dobie przewartościowań i rewaloryzacji symbolicznego statusu poetów Nowej Fali tak w naszym życiu literackim, jak i w obrębie samego pokolenia, do bliższego przyjrzenia się sylwetce twórczej Markiewicza¹⁴. Nie chodzi oczywiście o dokonanie obrazoburczego przesunięcia analizowanej poezji w centrum współczesnego życia literackiego, a tym samym przeorganizowanie historycznoliterackich hierarchii, lecz o towarzyszenie komentarzem tym zmianom, które już zachodzą, a które wiążą się z próbą pomyślenia Nowej Fali szerzej, również jako tego, co umknęło badaczom po przełomie 1989 roku i skutek tego ukształtowało raczej retorykę zerwań, niż kontynuacji.

Celem niniejszego artykułu jest prześledzenie, zgodnie ze szlakiem rozpoznania Janusza Koryla, zamykającego się w aspekcie somatycznym sprzężenia „okrucieństwa miłości”, „bezwzględności fizjologii” oraz „punktualności śmierci” – zasadniczej osi tematycznej fundującej sporą część utworów autora *Stadionu słonecznego*. Szkic obejmuje szczególnie wiersze powstałe we wczesnym i środkowym okresie aktywności twórczej Markiewicza, w dwóch ostatnich zbiorach sugerowany spłot ulegał bowiem stopniowemu wyciszaniu, by – ostatecznie – objawiać się wyłącznie marginalnie i tylko w nielicznych tekstach¹⁵.

Rozważania obejmujące zasygnalizowane w tytule szkicu trzy silnie na siebie oddziałujące kręgi problemowe omawianej poezji wypada rozpocząć od przeanalizowania względnie krótkiego, lecz wyrazistego fragmentu:

Posmutniała kobieta mojego życia,
zawsze piękna i zawsze młoda,
choć przedstawią ją także
jako wyschniętą staruchę ze szkieletem
na wierzchu
i wspartą na kosie,
ale nie takiej jak spod Raclawic. (PB, s. 79)¹⁶

¹³ I. Smolka, *Opuszczając Patmos*, „Twórczość” 1989, nr 6.

¹⁴ Aktualnie w środowisku literaturoznawczym można zaobserwować wzmożone zainteresowanie poezją członków Pokolenia '68; staje się ona także ostatnią pozytywną tradycją, do której w sposób inny niż atakujący odnosi się pokolenie najmłodszych autorów. Wspomniana tendencja obejmuje zarówno przypominanie dokonań twórców już kanonicznych (jak Stanisława Barańczaka, którego utwory były wznawiane przez Ossolineum i Znak, czy Juliana Kornhausera, którego twórczości poświęcono blisko 700-stronicowy tom krytyczny, wydany przez WBPiCAK), jak i eksponowanie dzieł poetów mniej uznanych, czego dowodzi popularność najnowszych zbiorów Jerzego Kronholda oraz liczne ich nominacje do nagród literackich.

¹⁵ Warto nadmienić, że warszawski poeta był w latach 70. jednym z niewielu poetów „postorienteacyjnych” (obok m.in. Krynickiego) zawierających w swojej twórczości erotyki. Por. L. Szaruga, *Wyjaśnienie w sprawie zaniedbań na odcinku erotyki*, „Teksty”, nr 1.

¹⁶ Wszystkie cytaty z wierszy Markiewicza opatruję skrótami odsyłającymi do następujących tomów: PZ – *Przyszedłem zapytać o własne imię czasu, który wnoszę*, Warszawa 1968; PR – *Podtrzymując radosne pozory trwania pochodu*, Warszawa 1971; WC – *W ciałach kobiet wschodzą słońce*, Warszawa 1976; I – *i*, Warszawa 1980; PB – *Papierowy bęben*, Warszawa 1996.

Przedstawiona w utworze sytuacja komunikacyjna przybiera postać barokowej psychomachii – rozmowy z osobliwie zaprezentowaną śmiercią: niewątpliwie bliską i oswojoną, wzbudzającą w osobie mówiącej raczej nostalgiczny podziw i fascynację, aniżeli tak typowe dla przywołanej postaci strach czy przygnębienie. Dokonując się za przyczyną określeń „zawsze pięknej i zawsze młodej” wyeksponowanie osobistego stosunku podmiotu do spersonifikowanej śmierci, jak również zdecydowane zaakcentowanie jej ponadczasowości oraz swoistej witalności, pozwala wysunąć wniosek o występującej w tekście figurze śmierci-kochanki.

Na wstępie tak zarysowanych rozpoznań należy jednocześnie zaznaczyć pewną wyjątkowość przywołanego wiersza, wyraźnie odróżniającą go od reszty obfitujących w motywy mortualne liryków poety. Mianowicie, pomimo obsesyjnego powracania przez Markiewicza do tematu tanatologii, trudno byłoby mówić o regularności uosabiania śmierci na kartach jego kolejnych tomów. Wszechobecna, „przenikająca ludzkie życia”¹⁷ i niemalże namacalna, pozostaje ona w większości przypadków doskonale znanym, ale wciąż – tylko zjawiskiem. Dlatego też szczególnie warto pochylić się w tym miejscu nad poetyckim, opozycyjnym wobec stereotypowych wyobrażeń, ujęciem skonkretyzowanej zwiastunki kresu życia.

Odmierna, by nie rzec wręcz: całkowicie przeciwstawna w stosunku do „wspartej na kosie” „wyschniętej staruchy ze szkieletem na wierzchu”, wykreowana przez Markiewicza śmierć pozostaje odległa od wpisującej się w kontekst narodowy śmierci martyrologicznej i historycznej, a zatem – politycznej i ofiarniczej. To kochanka niebanalna – dominująca, wygłaszająca surrealistycznie wybrzmiewającą frazę, pozwalającą zauważyć odwróconą zależność – to nie ona bowiem wdarła się w sen podmiotu, lecz to on „przekroczył granicę” jej snu.

I choć mówienie zarówno o obecnym w przywoływanym utworze toposie *homo viator*, jak i o przecinającym go toposie życia-snem w przypadku zacytowanego poniżej wiersza jest całkowicie nieuzasadnione, warto przybliżyć powracający w nim w specyficzny sposób impresjonistyczny wizerunek pierwszoplanowej bohaterki:

Tej nocy zamiast snu przyszła kobieta,
otworzyła mnie tym samym kluczem,
który widywałem w rękach snu.
Odkurzyła moje półki i książki,
zamiotła pod sufitem,
prześcieliła łóżko,
rozłożyła nogi.
Kochałem się z nią ostrożnie,
bo tak czy owak była zjawą,
kiedy przestawałem się orientować
czy przyszła do mojego umysłu
czy do mojego ciała. (PB, s. 72)

¹⁷ Por. L. Szaruga, *Nowa Fala*, [w:] idem, *Walka o godność. Poezja polska w latach 1939–1988*, Wrocław 1993, s. 260.

Zestawienie w opowieści podmiotu snu i śmierci nie następuje oczywiście przypadkowo – wskazana zależność od dawna funkcjonuje przecież w kulturze, uświadamiając odbiorcom, jak cienka granica oddziela oba wspomniane stany¹⁸. Podobnie silne zakorzenienie kulturowe zawiera w sobie wzajemne związanie nocy i śmierci; przy czym warto zaznaczyć, iż to właśnie ta pora doby, nasycona tajemniczością i pewnym niedopowiedzeniem, szczególnie sprzyja ukazywaniu się istot o nie do końca określonym statusie ontologicznym.

Nie inaczej dzieje się zatem w przytoczonym utworze. I chociaż osoba mówiąca nie jest w stanie jednoznacznie określić sfery bytowania kobiety-zjawy (opanowanie fizyczności czy tylko psychiczności podmiotu), a w konsekwencji tego nie potrafi również doprecyzować stopnia realności opisywanego spotkania, czytelnik bez chwili zawahania może stwierdzić, iż bohaterką wiersza ponownie staje się upersonifikowana śmierć.

Niezależnie jednak od wariantu dopuszczającego wyłącznie imaginacyjny aspekt wzmiankowanego doświadczenia, w kontekście zaprojektowanych przeze mnie dociekań o wiele istotniejszy wydaje się wyłaniający się z tekstu wątek erotyczny.

Makabryczny erotyzm, wyeksponowany za sprawą chociażby drugiego z przywoływanych wierszy, stanowi bez wątpienia stałą cechę twórczości „najlepszego [...] w Polsce ostatnich kilku-kilkudziesięciu lat poety miłosnego”¹⁹. Tak postawioną tezę warto podeprzeć dwoma głosami krytycznymi, należącymi odpowiednio do Bogdana Chelstowskiego, a także do Piotra Kuncewicza. Jak zauważa pierwszy z nich:

Pojmujemy [...] bez trudu, że miłość w poezji Markiewicza kojarzy się nierozzerwalnie ze śmiercią. [...] Symbol: śmierć jest tu zresztą wieloznaczny. Ciało, które pożąda drugie ciało – oto treść miłości. Ponieważ człowiek musi zdać sobie sprawę z tej prawdy przerażającej, że posiada ciało. I stosunek seksualny jest zawsze, w miarę jak się je powierza innemu, narażeniem ciała – a tym samym życia – na śmiertelne niebezpieczeństwo [...]²⁰.

Zgodnie z kontynuacją myśli badacza, należy w tym miejscu wyraźnie podkreślić pewną ambiwalencję Markiewicza w poetyckim przetwarzaniu motywu ciała. Dla autora staje się ono bowiem – podobnie jak wzmiankowana śmierć – równie wieloznaczne, a sam stosunek do niego częstokroć ewoluuje, nie tyle nawet na przestrzeni lat, co już w obrębie poszczególnych tomów:

Lecz „ostatecznie ciało jest zbawieniem...”. Nadzwyczajne ciało! Ileż to znaczeń potrafi ono dźwigać! To od niego przychodzi nadzieja – mocna, dotykalna – na ten świat, który, niepewny nawet swojego istnienia, nie napawał nas dotąd żadną nadzieją. W miłości i poprzez miłość, w której ciało jest naszym głównym instrumentem, wspinamy się na stok życia do krawędzi, za którą osuwa się ono w śmierć; lecz w tej samej chwili,

¹⁸ S. Kopaliński, *Słownik symboli*, Warszawa 1990, s. 436, s. 1297.

¹⁹ K. Karasek, *Opowieści nowofalowca*, <https://www.polskieradio.pl/8/380/Artykul/1735067,-Krzysztof-Karasek-Opowiesci-nowofalowca> [dostęp 29.07.2020].

²⁰ Chelstowski, op. cit.

jaszczurka lacerta agilis przeżycia erotycznego „otwiera swoje trzecie oko, z nieba odczytuje minutę wieczności...”: śmierć okazuje się brzemienna w swoje przeciwieństwo – w wieczne odradzanie się samego życia²¹.

Nieco bardziej ogólnikowo, lecz w istocie analogicznie do konstatacji Chełstowskiego, wybrzmiewa lakoniczna uwaga autora *Samotnych wobec historii*, według której w poezji warszawskiego artysty „wielką rolę odgrywa ciało – początek i koniec, przekleństwo i wybawienie”²².

Aby zrealizować możliwie w pełni naszkicowany uprzednio kierunek interpretacyjny, konieczne należy poczynić jeszcze jedno zastrzeżenie, opierające się na teorii Georges’a Bataille’a. Otóż, jak dowodzi francuski filozof, a co w kontekście poetyckiej wizji twórcy *Stadionu słonecznego* zdaje się szczególnie istotne, trzeba wyraźnie odróżnić przypisywany wyłącznie ludziom erotyzm od opozycyjnej wobec niego zwierzęcej aktywności seksualnej:

Erotyzm jest w istocie aktywnością seksualną człowieka przeciwstawioną takiejż aktywności zwierzęcej. Nie każda forma ludzkiej seksualności ma charakter erotyczny, ale ma go zawsze, ilekroć nie jest zwyczajnie i po prostu zwierzęca²³.

W liryce Markiewicza funkcjonują bowiem nie tylko – wspomiane przez Karaska – wysublimowane i zmysłowe realizacje miłości, ale również, wpisujące się ściśle w destrukcyjną koncepcję świata autora, obrazy pośpiesznie zaspokajanych popędów płciowych, zdecydowanie odległe od ukazania intencjonalnego dążenia człowieka do osiągnięcia rozkoszy, a zatem – istoty erotyzmu²⁴.

Jeden z najbardziej wyrazistych przykładów nieomal animalnego dopełniania aktu seksualnego przynosi *passus* poematu pt. *Fragmenty, całość została ukradziona*:

Przypomnił sobie, że był niedawno
w muzeum śmierci,
gdzie kobiety rozbierały się,
niepohamowane i niezaspokojone
zdejmowały skórę,
zsypywały do otwartych dołów swoje kości,
mężczyźni w pośpiechu spuszczały się do grobów,
skrząc w ten sposób cykl produkcyjny
pokoleń, które niestrudzenie
przemieniały się w brzozy, cyprysy,
gaje pomarańczy. (I, s. 90)

Wskazany utwór, łączący w sobie dwa kluczowe dla środkowego okresu twórczości autora motywy: śmierci i fizjologii, nakierowuje za ich przyczyną uwagę

²¹ Ibidem.

²² P. Kuncewicz, *Agonia i nadzieja*, Gdańsk 2001, s. 297.

²³ G. Bataille, *Historia erotyzmu*, przeł. I. Kania, Warszawa 2008, s. 27.

²⁴ Idem, *Lzy Erośa*, przeł. T. Swoboda, Gdańsk 2009, s. 52.

czytelnika na kwestię porodu – swoistego lejtmotywu omawianej poezji²⁵. Poprzez zestawienie brutalnie zaprezentowanego aktu seksualnego – a zatem najwymowniejszego symbolu życia, z następującym niemalże równoległe do niego aktem śmierci, Markiewicz zarysowuje dobrze znaną z poprzednich tomów koncepcję rzeczywistości. Uwzględniając dominujące w jego ówczesnej wizji poetyckiej przeświadczenie o destrukcji jako jedynej możliwej formie uczestniczenia w świecie, nie może naturalnie jawić się jako zaskakujące utożsamianie znanej przestrzeni egzystencjalnej z przywołanym w wierszu „muzeum śmierci”.

Jak sugeruje poeta, nie tylko oczywiście w przytoczonym poemacie, ciało, instrument służebny wobec zniewalającej potęgi Erosa, jest zdolne do otworzenia perspektywy narodzin i nowego początku. Równocześnie jednak, przy wciąż niecichnącym akompaniamencie wszechobecnego Tanatosa, otwiera ono perspektywę nieuniknionej agonalności. Kobiety, rodzące w tekstach twórcy *Stadionu słonecznego* „rozkraczone nad grobem” (PZ, s. 35), nie konotują narodzin nowego życia, lecz wyłącznie narodziny śmierci – stanu już od kołyski przesycającego każde kolejne istnienie.

Co warte podkreślenia, prezentowany przez Markiewicza obraz podmiotu obarzonego od chwili przyścia na świat piętnem śmierci ewokuje charakterystyczny dla barokowej poezji wanitatywnej topos „kolebki grobem”. Wspomniany motyw, eksponujący jednoczesność momentu narodzin oraz rozpoczęcia drogi zmierzającej bezpośrednio ku śmierci, w liryce omawianego autora pobrzmiewa szczególnie silnym echem jednego z wierszy Daniela Naborowskiego. Spośród niezbyt obfitego dorobku literackiego autora *Błędu ludzkiego* największą zbieżność z pesymistyczną wizją świata warszawskiego artysty wykazuje *Krótkość żywota*:

W ten czas, kiedy ty myślisz, jużś był, nieboże.
Między śmiercią, rodzeniem byt nasz, ledwie może
Nazwan być czwartą częścią mgnienia; wielom była
Kolebka grobem, wielom matka ich mogiła²⁶.

Analogiczna refleksja naznacza zatem koncepcję losu ludzkiego przyjętą przez Markiewicza, który – podobnie do barokowych poetów metafizycznych – ujmuje życie jako „byt-ku-śmierci”²⁷. I tak jak „w sztuce [baroku] śmierć towarzyszyła życiu”²⁸, tak również komplementarnie dopełnia ona antynomię istnienia w liryce twórcy *Papierowego bębna*. W wykreowanym przez niego „świecie zarażonym śmiercią”²⁹, gdzie „miasta wypełnione są żywymi trupami”, a „zmarli wracają pociągami z wakacji”³⁰, wolnym od tanatycznego unicestwienia nie pozostaje nawet płód.

²⁵ Por. Koryl, op. cit.

²⁶ D. Naborowski, *Krótkość żywota*, [w:] idem, *Poezje*, Kraków 2003, s. 22.

²⁷ A. Czyż, *Ja i Bóg. Poezja metafizyczna późnego baroku*, Wrocław 1988, s. 72.

²⁸ J. Pelc, *Barok. Epoka przeciwieństw*, Kraków 2004, s. 149. Barokowe nawiązania w poezji Markiewicza można pośrednio zaklasyfikować jako jeden z objawów rehabilitacji wskazanej epoki w polskiej literaturze powojennej. Por. Ibidem, s. 303–335.

²⁹ Smolka, op. cit.

³⁰ Ibidem.

„Jak można mówić «jestem», skoro poród jest otwarciem drogi ku niebyciu?”³¹ – retorycznie pyta Iwona Smolka, mając na uwadze być może m.in. autorefleksyjne wspomnienie podmiotu *W konstelacji Bliźniąt*:

Kiedy nas już urodzono martwych, mnie i moją siostrę,
to powiedzieliśmy sobie, trudno, trzeba jakoś żyć. (WC, s. 58)

Zauważane przez Barańczaka już w trakcie recenzowania drugiego zbioru warszawskiego poety „ciągłe przechodzenie życia w śmierć i śmierci w życie”³² konkretyzuje się również niewątpliwie na kartach jego kolejnych tomów. Wizję życia jako śmiertelnej pętli szczególnie dobrze egzemplifikuje poniższy ustęp:

Jako coś co powstaje
widzę że umieram
jako coś co umiera
widzę że powstaję (PR, s. 32)

Spójna i konsekwentnie rozwijana na przestrzeni lat poetycka wizja rzeczywistości, w której „wszystko zmierza do końca”, a jej twórca „głosi jedną wiarę – «ktoś się rodzi i potem trzeba go pochować»”³³ przywodzi na myśl jeszcze co najmniej dwie inne, zdecydowanie bliższe autorowi pod względem chronologicznym, asocjacje.

Jako pierwszy z istotnych kontekstów należy przywołać pogląd wygłaszany przez Marię Pawlikowską-Jasnorzewską, wyraziście akcentujący bezzasadność powoływania na świat kolejnych istnień. Otóż, jak wspomina Robert Stiller, pomimo trzech małżeństw (i licznych związków nieformalnych), autorka „nie miała dziecka, uważając, że powoływanie do życia tych, co muszą umrzeć, nie ma sensu”³⁴.

Jeszcze bliższe powinowactwo z artystycznym przeświadczeniem Markiewicza można dostrzec w stanowisku filozoficznym reprezentowanym przez Samuela Becketta. To właśnie kwestie wypowiedane przez bohaterów jego sztuki zostały przenieśniane w niemalże niezmiennym brzmieniu do wspomnianego *Kaukazu* (PZ, s. 35). Tak bowiem fatalistycznie w *Czekając na Godota* Vladimir definiował wanitatywny charakter ludzkiej kondycji:

Okrakiem na grobie i trudny poród. Grabarz z głębi dołu zakłada opieszale kleszcze.
Jest czas, żeby się zestarzeć. **Powietrze pełne jest naszych krzyków**³⁵.

Zainspirowanie się Markiewicza twórczością jednego z inicjatorów teatru absurdu nie stanowi oczywiście przypadku. Podobnie jak w dramatach Irlandczyka, tak również w utworach autora *Papierowego bębna* pojawiają się – choć z naturalnie mniejszym

³¹ Ibidem.

³² S. Barańczak, *Zapowiedź odnowy*, „Twórczość” 1969, nr 8.

³³ Ibidem.

³⁴ R. Stiller, *Maria o czterech nazwiskach*, [w:] M. Pawlikowska-Jasnorzevska, *Mam oczy na skrzydłach*, wybór i posłowie R. Stiller, Warszawa 1989, s. 86.

³⁵ S. Beckett, *Czekając na Godota*, przeł. A. Libera, Warszawa 1985, s. 34.

natężeniem – elementy tragizmu, bezcelowości egzystencji oraz istnienia pojmowanego jako ekspresja nicości³⁶. „Rozpacz bycia poraża sama siebie” – pisała charakteryzując w 1988 roku *Wybór wierszy* polskiego poety przywoływana już krytyczka³⁷.

Nieobce świadomości omawianego twórcy pozostaje także Beckettowskie przekonanie o beznadziejnej powtarzalności losu kolejnych pokoleń. Tak negatywnie werbalizowana prawidłowość najprecyzyjniej zamyka się w znaczącej konstatacji Pozza:

Któregoś dnia [...] urodziliśmy się, któregoś dnia umrzemy, tego samego dnia, w tej samej chwili, nie wystarczy to panu? (Spokojniej) One rodzą okrakiem na grobie, światło świeci przez chwilę, a potem znów noc, znów noc³⁸.

Mimo iż nie wydaje się uzasadnione mówienie o nacechowaniu liryki Markiewicza aż tak skrajnym pesymizmem, w jego wierszach mroczne projekcje egzystencjalne również często dochodzą do głosu. Zbliżony w repetycyjnej wymowie do cytowanego spostrzeżenia obraz przynosi tekst zatytułowany *Środa popielcowa, czwartek*:

widzę z przyszłości jak nadchodzą
ci sami ludzie
on i on
ty i ty
ja i ja
te same twarze
na ulicach tych samych miast
nieco przesunięte w czasie
w czasie co wskrzesza zmarłych
i znowu
ci którzy walczą polegną
będę ich musiał grzebać
i ty razem ze mną
w mundurach grabarzy
z łopatami wzniesionymi wysoko
obejdziemy miasto (WC, s. 76)

Warto przypomnieć, iż w posępnej aurze spowijającej poetyckie fobie autora jedną z najistotniejszych ich realizacji staje się, jaskrawo uwidocznione we wzmiankowanym uprzednio poemacie, ujęcie Erosa jako ekstremalnego mechanizmu napędzanego niepoohamowaną siłą libido. Podobnie wyraziście rzecz prezentuje się

³⁶ O paralelach utworów warszawskiego twórcy ze wskazanym kierunkiem filozoficznym wspominał Ryszard Krynicki przy okazji recenzowania jego trzeciej propozycji lirycznej: „Poezji epatującej jedynie wzruszeniami i nastrojami przeciwstawił Markiewicz poezję, która wynika z określonej rzeczywistości i określonej postawy filozoficznej. Moglibyśmy ją nazwać egzystencjalizmem, gdyby pojęcia tego nie zdewaluował «światopogląd gazetowy»”. Krynicki, *Tu, teraz, potem i zawsze*, „Poglądy” 1972, nr 1.

³⁷ Smolka, op. cit.

³⁸ Beckett, op. cit.

w przypadku *Śpiewu centaurów* – utworu zgodnie z tytułem z jednej strony eksponującego „zwierzęcą chuć”, „nieposkromioną żądzę” oraz „niskie instynkty”³⁹, z drugiej zaś – mądrość jego bohaterów. Zaprezentowany w tekście korowód nostalgicznej erotyki przypomina nieco galery, a cała metempsychoza stanowi organiczny proces wchłaniania i wydalania; swoisty pijany karnawał, którego nie można przerwać. Ciała dominujących, śmiertelnych i nienasyconych kobiet stają się przestrzenią zniewolenia poddających się namiętnościom mężczyźni; zarówno jego źródłem, jak i warunkującym mechanizmem. Najprostsze potrzeby fizjologiczne, których podstawą jest cielesność, okazują się zatem więzieniem:

Pijani i przenoszeni godzimy się
na powtórne narodziny, na śmierć,
na cokolwiek o czym rozmawiamy,
gdyż wszystko jest wchłaniane.

I wydalane, z ich ciał
wychodzą bezgłowi mężczyźni
i biegną na oślep,
żeby połączyć się z gilotyną.

Ciała kobiet ciągle rodzą
na naszych oczach, rodzą
i wchłaniają wszystko,
cokolwiek zostało powiedziane. (PR, s. 36)

Istotną cechą świata przedstawionego Markiewicza staje się więc, przywoływane już przez Chełstowskiego, zredukowanie miłości wyłącznie do pożądania, a ludzi do organizmów pragnących zaspokajać najbardziej elementarne potrzeby fizjologiczne. Dopełniając bliską poecie pesymistyczną koncepcję ludzkiej egzystencji, można zaryzykować wniosek, iż bohaterowie jego utworów są związani erotyką, ale zarazem niezdolni do wykraczającego poza czystą somatyczność uczucia. W zrelatywizowanej rzeczywistości, determinowanej przez nieustanne konflikty, wojny oraz etyczną degrengoladę⁴⁰, brak szans na autentyczne spełnienie stygmatyzuje bowiem także uczucia i więzi międzyludzkie. Wyjątkowo jednoznacznie owa właściwość została ukazana we fragmencie mini-poematu zatytułowanego *Strona zewnętrzna*, choć bardziej uzasadnione od odwoływania się do kategorii relatywności wydaje się w kontekście omawianego tekstu posługiwanie się pojęciem obojętności, a doprecyzowując – zobojętnienia na wszystko poza samym przetrwaniem:

Szukałem jej
Szukałem swojego ciała
na brzegu jej ciała
Ciągnąłem trupa za włosy

³⁹ W. Kopaliński, op. cit., s. 28–29.

⁴⁰ Koryl, op. cit.

w strumieniu który ona napinała jak linę
Odszedłem na chwilę
żeby wrócić Bałem się śmierci
Ona też trzęsa się
jakby pod powiewem wieczności
Potem marzenia nasze złączyły się
jedno chciało podróżować
drugie umrzeć Wreszcie
zamieszkał w nas jeden kolor
czerwonego domu, w którym wszystko to
się zdarza
Tak więc ubrani w dom
my w domu i dom w nas
stoimy na ulicy w tłumie gapiów
Prawda lub fałsz cieszą nas
jak dobry obiad Liczy się tylko
wysilek kucharza
i trud istnienia zwierząt (PR, s. 11)

Spotkanie dwojga ludzi, zdeterminowane wyłącznie czysto zwierzęcym przyciąganiem, okazuje się być autentycznym tylko w momencie fizycznego zbliżenia; wszystko następujące, istniejące oraz wydarzające się po nim i wokół znamionuje już eskapizm, ucieczka od egzystencji w doraźne schematy i pozory. Wynikające z konsekwencji aktu seksualnego związanie bohaterów w sposób przekraczający cielesność, a opierający się na idei – tworzeniu nowego życia – wprowadza w ową relację fałsz. Wizja „czerwonego domu, w którym wszystko to / się zdarza”, utożsamianego ze szpitalem, a zatem – z powołaniem na świat kolejnej jednostki, to wizja nie tyle potencjalności, co klęski i zniewolenia.

Warto również zaakcentować, że życie przez autora *Stadionu słonecznego* z jednej strony definiowane jest przy pomocy czysto naturalistycznej, biologicznej i medycznej metafory „poczekalni do gabinetu ginekologicznych przyjęć” (PR, s. 56), w trakcie którego rozstrzyga się kwestia przyszłego istnienia lub nieistnienia, z drugiej zaś – pojmowane jako wina lub dług, z których należy się usprawiedliwić. Możliwość takiej czynności, odnoszącej się właściwie do aktu poczęcia i narodzin, rozważa podmiot wiersza *Drzewa ukwiecone wisielcami*, obejmując chęcią usprawiedliwienia zarówno siebie, jak i podejmującą decyzję o powołaniu go do życia matkę:

Cokolwiek będzie, widzę swoją matkę,
kobieta z krwi i kości, nie jest zachwycona
życiem, ale żyje. Ktoś ją kochał
i być może ona kochała, to wystarczy,
żeby się usprawiedliwić.

Za nią stoi cmentarz.
Światło w szybie rodzinnego grobu.
Został wybrany dzień oraz obrządek.
Napisy na ścianie są zupełnie świeże. (PR, s. 31)

„Wszędzie czai się śmierć”⁴¹ – pisała wielokrotnie cytowana już Smolka. „Płód w brzuchu matki rodzicielki, miłość, gdy się spełnia, czułość, gdy odnajduje się w obcości”⁴² – wszystkie z wymienionych elementów konstytuują „zarażony śmiercią świat”⁴³, jednoczesną przestrzeń „ciągłych iluzji i ciągłych rozterek”⁴⁴. Trzeba przy tym jednak zdecydowanie zaznaczyć, zgodnie z zasugerowaną powyżej konkluzją, iż w tak rozchwanym, pozbawiającym jednostki stałych i wiarygodnych punktów oparcia świecie, miłość i inne pozytywne uczucia, takie jak chociażby przyjaźń, czułość czy serdeczność należą do bezsprzecznej rzadkości.

W obliczu swoistej anomii oraz bezpowrotnego utracenia, także w sferach najbardziej elementarnych i intymnych, jakiegokolwiek poczucia sensu, akt narodzin i powołania do życia kolejnego istnienia wydaje się tym bardziej absurdalnym pomysłem. Odzwierciedlenie tego rodzaju irracjonalności wyraża się w niezwykle sugestywnej scenie „penetrowania spodu matki”⁴⁵, przywoływanej w wierszach warszawskiego autora dwukrotnie. Wskazana aktywność, uobecniona na kartach datowanego na 1976 roku tomu *Podtrzymując radosne pozory trwania pochodu*, odległa jest od pożądanego i intencji erotycznych, nie podejmuje się jej również w celu wyrażenia chęci powrotu do łona matki. Podobnie jak przy analizie innych tekstów Markiewicza, zarówno w przypadku fragmentu poematu *Ryba walczy z rakiem, a rak walczy z rybą*, jak też i utworu [**** Jako coś co powstaje*], mówić trzeba nie o fizjologii dotykanej wprost i dosłownie, a raczej ujmowanej poprzez prowadzenie różnorodnych obserwacji, np. na skutek obnażania intymnych rytuałów, takich jak poród czy pogrzeb. Zagładanie pod suknię matki służy więc poszukiwaniu pewnego rodzaju prawdy – prawdy naturalistycznie „mięsistej”, nie zaś rozumianej jako wartość przyswajana umysłowo.

Zgodnie z rozpoznaniem Bogdana Chelstowskiego, obsesyjne wypełnianie owej czynności można interpretować jako „węszenie oszustwa”⁴⁶, wyraz podejrzliwości i nieufności człowieka w stosunku do innych, decydujących się na danie mu życia, ludzi; co zresztą wydaje się potwierdzać towarzyszące wspomnianej penetracji poczucie zawodu i rozczarowania:

NASZA MATKA SCHODZI Z GÓRY
WIDZIMY CO MA POD SUKNIĄ
ZUPEŁNIE TO SAMO
CO WIDZIMY
ach
gdyby to było to samo (PR, s. 32)

Uwzględniając natomiast kontekst historyczno-polityczny, warto rozszerzyć wcześniejsze uwagi o jeszcze jeden wniosek, wykazujący imperatyw odwrócenia

⁴¹ Smolka, op. cit.

⁴² Ibidem.

⁴³ Ibidem.

⁴⁴ Koryl, op. cit.

⁴⁵ Chelstowski, op. cit.

⁴⁶ Ibidem.

się w przekłamanym świecie PRL-u od zakwestionowanego porządku Ojca i, wobec tego, pozorne przynajmniej i wynikające z desperacji, poszukiwanie oparcia u Matki:

w latach siedemdziesiątych stulecia
kiedy nie mówiło się o szczęściu
kiedy synowie nie wierzyli ojcom
zaglądali pod suknie matkom
nie spodziewając się tam zresztą znaleźć tego
czego szukali (PR, s. 49)

Jeszcze dosadniej o „nieprawdopodobnym dziwactwie”⁴⁷ wskazanej, z pewnością trudnej do pojęcia, czynności zaświadcza tekst *Śpiewy małżonków*:

Bo jest gorąco, bo niedawno rodziła.
I urodziła płot.
Drogowskaz lepszy, mówi mąż, też syn.
Ale wiadomo.

Bo jest gorąco, bo niedawno rodziła.
Czy to możliwe, zastanawia się, płot?
Czy jestem zdrowa?
Czy dobrze rozumiem, płot?

Co to jest płot? Sztachety
przybite do żerdzi. U dołu
trawa, a u góry niebo.
Słońce rzuca długi lub krótki cień. (PR, s. 35)

Monstrualny rezultat tak niedorzecznej sytuacji bezpośrednio koresponduje z surrealistycznym sztafażem utworu. Uwypuklona w wierszu oniryczność zdaje się jedynym możliwym środkiem poetyckim zdolnym do wyrażenia osobliwości oraz nonsensowności aktu prokreacji. Co ważne, za sprawą m.in. przytoczonego powyżej wiersza uwydatniony zostaje towarzyszący bohaterom Markiewicza ustawiczny strach – strach nie tyle przed śmiercią, co przed samym życiem właśnie⁴⁸.

Jednocześnie, co warte odnotowania, rozpościerające się w owej liryce egzystencjalne ciemności zdolne są rozświetlić wyłącznie chwile fizycznego zbliżenia, jako jedyne z dostępnych podmiotowi doznań kryjące w sobie pierwiastki optymizmu. Ta konstatacja, zdaniem Jadwigi Zacharskiej zamykająca się już we frazie sygnującej jeden ze zbiorów (*W ciałach kobiet wschodzi słońce*)⁴⁹, sprzęga się pośrednio z towarzyszącym poecie przeświadczeniem o tym, iż „każdy jest «człowiekiem erotycznym» i że rzeczywistość naprawdę w swojej całości i naturze przejawia się w erotyzmie”⁵⁰. Należy przy tym zdecydowanie podkreślić, że doświadczenia erotyczne, stanowiące dla podmiotu wykreowanego przez warszawskiego autora

⁴⁷ Ibidem.

⁴⁸ Por. Koryl, op. cit.

⁴⁹ Por. J. Zacharska, *Między Pelargonią a Patagonią*, „Literatura” 1977, nr 4.

⁵⁰ Por. M. Baranowska, *Jesteśmy drzwiami?*, „Twórczość” 1977, nr 7.

najsilniejsze źródło przeżyć⁵¹, mogą przybierać nierzadko charakter eskapistyczny. Traktowane jako swoiste remedium, umożliwiają one chwilowe przynajmniej wyzwolenie z nieprzyjemnej rzeczywistości zewnętrznej; okazują się także środkiem zaradczym przeciwko popolitości życia – tak, jak zostało to przedstawione np. w utworze *Brzytwa, która cię zarzyna, ostrzy się na twoim gardle*:

Urodziła cię kobieta w obronie przed nudą
wczesnej młodości. Ta chwila
ekstatycznego pomysłu zniszczyła życie.
Rosłeś w niej wraz ze strachem.
Nie wiedziała, co będzie. Podglądała zwierzęta.
Z ogrodu zoologicznego biegała na cmentarz. (PR, s. 15)

Miłość, fizjologia i śmierć, ujmowane w czysto somatyczne ramy, to kluczowe problemy wczesnego i środkowego okresu rozwoju poezji autora *Podtrzymując radosne pozory trwania pochodu*. Ich silne zazębianie, stanowiące konsekwencję erotyczno-tanatycznych eksploracji lirycznych, przejawia się przede wszystkim w intensywnie przetwarzanym na przestrzeni lat motywie narodzin. Utożsamiany w pesymistycznie wykreowanym świecie z rozpoczęciem nieuchronnego zmierzania ku śmierci akt powołania nowego życia Markiewicz postrzega jako niedorzeczność, zniewolenie, ale także czynność wymagającą usprawiedliwienia. Jednocześnie zwierzęce pożądanie, przyciągające tymczasowo bohaterów utworów warszawskiego autora i niemożliwiające zbudowania ponadsomatycznych więzów, zyskuje w poetyckiej wizji status jedynie autentycznego spośród wszystkich przeżyć konstytuujących istnienie jednostki. Chwile fizycznego zbliżenia nie zapewniają jednostkom oparcia, przyczyniają się natomiast – poprzez utworzenie nowego życia, współtworzenie wzmiankowanego w jednym z utworów „cyklu produkcyjnego pokoleń”, do umacniania poczucia klęski, poczucia absurdalności i bezcelowości istnienia. Bohaterom analizowanych wierszy obca staje się czułość, motywowana inaczej niż cieleśnie miłość czy inne pozytywne uczucia; w poetyckiej kreacji dominują natomiast rozpacz oraz strach – tak przed wszechogarniającą śmiercią, jak i przed samym życiem.

Bibliografia podmiotowa

- J. Markiewicz, *Stadion słoneczny*, Warszawa 1965.
J. Markiewicz, *Przyszedłem zapytać o własne imię czasu*, który wnoszę, Warszawa 1968.
J. Markiewicz, *Podtrzymując radosne pozory trwania pochodu*, Warszawa 1971.
J. Markiewicz, *W ciałach kobiet wschodzi słońce*, Warszawa 1976.
J. Markiewicz, *i*, Warszawa 1980.
J. Markiewicz, *Papierowy bęben*, Warszawa 1986.
J. Markiewicz, *Wiersze wybrane*, Warszawa 1988.

⁵¹ Zacharska, op. cit.

Bibliografia przedmiotowa

- M. Baranowska, *Jesteśmy drzwiami?*, „Twórczość” 1977, nr 7.
- S. Barańczak, *Stalość i ruch*, [w:] idem, *Nieufni i zadufani. Romantyzm i klasycyzm w młodej poezji lat sześćdziesiątych*, Wrocław 1971.
- S. Barańczak, *Zapowiedź odnowy*, „Twórczość” 1969, nr 8.
- G. Bataille, *Historia erotyzmu*, przeł. I. Kania, Warszawa 2008.
- G. Bataille, *Lzy Erosa*, przeł. T. Swoboda, Gdańsk 2009.
- S. Beckett, *Czekając na Godota*, przeł. A. Libera, Warszawa 1985.
- W. Bolecki, *Język jako świat przedstawiony. O wierszach Stanisława Barańczaka*, „Pamiętnik Literacki” 1985, z. 2.
- B. Chelstowski, *O poezji Jarosława Markiewicza*, „Poezja” 1972, nr 2.
- P. Czaplinski, P. Śliwiński, *Być świadectwem epoki* [w:] idem, *Literatura polska 1976–1998. Przewodnik po prozie i poezji*, Kraków 1999.
- A. Czyż, *Ja i Bóg. Poezja metafizyczna późnego baroku*, Wrocław 1988.
- Demokratyzacja poezji. Młodzi poeci wśród nowej publiczności*, „Polityka” 1974, nr 19.
- K. Karasek, *Opowieści nowofalowca*, <https://www.polskieradio.pl/8/380/Artykul/1735067,Krzysztof-Karasek-Opowiesci-nowofalowca> (dostęp: 29.07.2020)
- M. Kisiel, *Nazwy młodej poezji po 1968 roku. Szkic materiałowy* [w:] *Wokół 1968 roku. Studia i szkice o polskiej literaturze współczesnej*, red. W. Wójcik, Katowice 1992.
- S. Kopański, *Słownik symboli*, Warszawa 1990.
- J. Kornhauser, *Ekstaza przeszła w ironię*, [w:] idem, Adam Zagajewski, *Świat nie przedstawiony*, Kraków 1974.
- J. Koryl, *Na styku miłości, fizjologii i śmierci*, „Odra” 1990, nr 2.
- J. Kozaczewski, *Polska tradycja literacka w poezji Nowej Fali*, Kraków 2004.
- R. Krynicki, *Tu, teraz, potem i zawsze*, „Poglądy” 1972, nr 1.
- P. Kuncewicz, *Agonia i nadzieja*, Gdańsk 2001.
- J. Maciejewski, *Etyka i „słowiarstwo”*. *Młoda poezja polska wobec tradycji*, „Więź” 1978, nr 6.
- P. Majerski, *Hybrydy. O „młodej poezji” z lat sześćdziesiątych*, Katowice 2011.
- D. Naborowski, *Krótkość żywota*, [w:] idem, *Poezje*, Kraków 2003.
- A. Nasiłowska, [hasło:] *Nowa Fala*, [w:] *Słownik literatury polskiej XX wieku*, red. A. Brodzka i in., Wrocław 1993.
- J. Pelc, *Barok. Epoka przeciwieństw*, Kraków 2004.
- K. Piękosz, *«Z tych pomysłów nie daje się ułożyć świata»*, „Literatura 1989”, nr 9.
- K. Rodowska, *Ruchome święto niespodzianki*, „Nowa Okolica Poetów” 1999, nr 2.
- I. Smolka, *Opuszczając Patmos*, „Twórczość” 1989, nr 6.
- Spór o nową sztukę. Dyskusja na IX Kłodzkiej Wiosnie poetyckiej 1972* (fragmenty), „Nowy Wyrz” 1973, z. 1–2.
- R. Stiller, *Maria o czterech nazwiskach*, [w:] M. Pawlikowska-Jasnorzewska, *Mam oczy na skrzydłach*, wybór i posłowie R. Stiller, Warszawa 1989.
- L. Szaruga, *Kłopoty z czasem*, „Literatura” 1997, nr 1.
- L. Szaruga, *Nowa Fala*, [w:] idem, *Walka o godność. Poezja polska w latach 1939–1988*, Wrocław 1993.
- L. Szaruga, Wyjaśnienie w sprawie zaniedbań na odcinku erotyki, „Teksty” 1975, nr 1.
- T. Dolecki, K. Wójcik, *Wydawnictwo Przedświt. Historia i ludzie*, Warszawa 2018.

- M. Szulc Packalén, *Pokolenie 68. Studium o poezji polskiej lat siedemdziesiątych. Na przykładzie poezji S. Barańczaka, J. Kornhausera, R. Krynickiego i A. Zagajewskiego*, Warszawa 1997.
- B. Tokarz, *Poetyka Nowej Fali*, Katowice 1990.
- A. Tomczyszyn-Harasymowicz, *Kobieta (nie)obecna a postrzeganie nagości. Na podstawie dwóch wierszy Jarosława Markiewicza*, „Kwartalnik Opolski” 2017, nr 4.
- J. Zacharska, *Między Pelargonią a Patagonią*, „Literatura” 1977, nr 4.

Słowa kluczowe

Jarosław Markiewicz, miłość, fizjologia, śmierć, somatyzm, Nowa Fala, Orientacja Poetycka Hybrydy

Abstract

At the crossroads of love, physiology and death – poetic obsessions in Jarosław Markiewicz’s creativity

The aim of the article, devoted to the poetic work of Jarosław Markiewicz, is to bring the obsessively returning on the pages of his subsequent collections of weave of love, physiology and death, which is in somatic aspect. In particular, works from the early and middle period of the Warsaw author’s activity, identified at the beginning of the creative journey with the *Orientacja Poetycka Hybrydy* and with the lyrical search of the New Wave, after the events of march 1968 were analysed. The body, which is one of the overarching motifs in Markiewicz’s poetry, becomes the object of desire (often animal), opening the way to the birth of a new life, and therefore-according to the vision of the author of the *Stadionsłoneczny*- at the same time to the inevitable impending death. In a hostile, saturated death and a destructive world enslaved by the power of Eros heroes, the vocation of the new unit appears as absurd and irrational.

Keywords

Jarosław Markiewicz, love, physiology, death, somatism, New Wave, *Orientacja Poetycka Hybrydy*

Anna Wzorek (<https://orcid.org/0000-0003-1853-9154>)

Uniwersytet Jana Kochanowskiego w Kielcach

Umuzycznione wiersze księdza Franciszka Kameckiego. O płycie „Kamecki”

Śpiewanie poezji, przerabianie wierszy na piosenki czy pieśni nie jest zjawiskiem ani nowym, ani rzadkim. Wystarczy przypomnieć legendarny utwór Juliana Tuwima *Miłość ci wszystko wybaczy*, po raz pierwszy zaśpiewany przez Hankę Ordonównę (ta piosenka stała się jej wizytówką, zapewniła nieśmiertelność, potem znaleźli się naśladowcy, m.in. Hanna Banaszak, Marta Mirska, Malwina Koteluk), mistrzowskie wykonanie *Karuzeli z madonnami* Mirona Białoszewskiego przez Ewę Demarczyk¹, *Wspomnienie* oraz *Jeżeli* Juliana Tuwima, *Bema pamięci żałobny rapsod* Cypriana Kamila Norwida, wyśpiewane przez Czesława Niemena czy cały jego album *Enigmatic*, w którym znalazły się utwory Adama Asnyka (*Jednego serca*), Tadeusza Kubiaka (*Kwiaty ojczyste*) oraz Kazimierza Przerwy-Tetmajera (*Mów do mnie jeszcze*). Elżbieta Adamek pięknie zinterpretowała poezję Zbigniewa Herberta (*Jesienna zaduma*), Konstantego Ildefonsa Gałczyńskiego (*Wierszyk o wronach*), Józefa Barana (*Szara piosenka*, *Prośba o nadzieję*, *Najlepsze lata – Atlantyda*), Józefa Czechowicza (*Kołysanka dla Mateusza*, *W czereśniach nad gankiem*). Wiele wierszy znalazło się w repertuarze Marka Grechuty. Jak wiadomo, sięgnął on po utwory wieszczów, m.in. *W pamiętniku Zofii Bobrowskiej* Juliusza Słowackiego, *Niepewność* Adama Mickiewicza; zainspirowała go także poezja Bolesława Leśmiana (płyta *W malinowym chruśniaku*), Józefa Czechowicza (*Motorek*), Juliana Tuwima (*Zadymka*). Grzegorz Turnau udanie zmierzył się z liryką Józefa Czechowicza (*Przez kresy*), Ewy Lipskiej (*Nie baw się więcej kulą ziemską*), Bolesława Leśmiana (*Jakieś inne słowa*, *We śnie*), Krzysztofa Kamila Baczyńskiego (*Z wiatrem*, *Znów wędrujemy*), Juliana Tuwima (*Miejscowa idiotka z tutejszym kretynem*). Znany przedwojenny wiersz ostatniego z wymienionych poetów *Pokoik na Hożej* przed laty z sukcesem wykonała Kalina Jędrusik, nie tak dawno zaś Stanisława Celińska.

Inaczej rzecz się ma z tzw. „poezją kapłańską”², ta bowiem znacznie rzadziej wykonywana jest przy akompaniamencie muzycznym. W ostatnim czasie

¹ W. Panek i L. Terpiłowski (*Piosenka polska*, Warszawa 1979, s. 111) powiadają trochę patetycznie, że dzięki temu wykonaniu E. Demarczyk „ponad wszelką wątpliwość pozostanie polskiej piosenki »panną, madonną, legenda tych lat«”.

² Określenie „poezja kapłańska” – i słusznie – budzi wiele kontrowersji. Wielu uważa je za niefortunne, zdecydowanie lepiej jest mówić o poezji tworzonej (uprawianej) przez kapłanów. W pionierskiej na rynku antologii *Słowa na pustyni. Antologia współczesnej poezji kapłańskiej*, wybór tekstów i opracowanie B. Miązek (Londyn 1971) pojawia się to określenie. Ja-

śpiewaną poezję kapłańską (religijną) upowszechnia warszawski zespół „Krakowskie Przedmieście” z solistką Agatą Bernadt, wykonujący na swoich koncertach utwory Janusza Stanisława Pasierba czy Jana Twardowskiego. Spośród wierszy księży-poetów – bez wątplenia – największą popularnością wśród muzyków cieszą się utwory tego ostatniego – najbardziej uznanego poety w sutannie. Można powiedzieć tak: poezja ks. Twardowskiego doczekała się nie tylko wielu opracowań historycznoliterackich³, ale również interpretacji muzycznych. Trzeba przypomnieć, że III Ogólnopolski Fetting Festiwal w całości poświęcony był tej twórczości. Laureatami tego wydarzenia artystycznego zostali Weronika Korthals (I miejsce), Adam Wasieła (II miejsce) oraz Adrianna Wojtaś (III miejsce). Do tej pory liryki Twardowskiego wyśpiewali (oprócz wymienionego już „Krakowskiego Przedmieścia”): znana sopranistka Justyna Reczeniedi (płyta *Pomiędzy światem a nami*, wspólnie z Jerzym Zelnikiem), Krzysztof Napiórkowski (płyta *10 x Twardowski*), również Mieczysław Szcześniak (płyta *Nierówni*).

Na płycie Szcześniaka znalazło się 11 piosenek, przerobionych z następujących wierszy ks. Twardowskiego: *Sprawiedliwość*, *O miłości bez serca*, *Poczekaj (Nie wierzysz – mówiła miłość)*, *Pokochać (Pokochać człowieka by stać się samotnym)*, *Prośba (Modlę się o miłość)*, *Z Ziemią krążymy*, *Święty gapa*, *Jeden świat*, ****Nie mów do pustej ściany*, *Do domu*, *Za wiosnę*, ****Za listy bez odpowiedzi*. Szcześniak zaadoptował wymienione utwory (na ogół zmienił tytuły, niektóre partie wyeksponował, innym nadał formę refrenu), skomponował oryginalną, latynoską muzykę, zaprosił do współpracy brazylijski zespół z Paulinho Garcia na czele. Stefan Bolcman z uznaniem zapowiadał to artystyczne przedsięwzięcie: „*Nierówni* to płyta z wierszami Jana Twardowskiego. Wierszami mądrymi, wierszami o życiu, wierszami o nas samych, o rzeczach ważnych pisanych bez zadęcia, z dystansem, nierzadko z humorem. Przetłumaczyć taką twórczość na język muzyki trzeba umieć. Trzeba uważać, by uzyskać odpowiednią proporcję i wyekstrahować, a nie stłumić

nusz Stanisław Pasierb w jednym z wierszy pisze przekornie: „Poezja to wielka pani \ rzadko bywa na plebanii”. W komentarzu dołączonym do tego dwuwiersu dodaje: „Jest tylko poezja albo jej nie ma” (zob. J. S. Pasierb, „*poezja kapłańska*”, w: tegoż, *Poezje wybrane*, Warszawa 1998, s. 92.). Od sformułowania poezja kapłańska dystansuje się również Franciszek Kambecki, o czym świadczy jego refleksja odnotowana przez Ilonę Stojewską: „Poezja w życiu księdza, jak i każdego człowieka, spełnia taką samą rolę” (zob. I Stojewska, *Ogarnąć świat wszystkimi zmysłami*, „Akant” 2005, nr 13, s. 20). Chyba najbardziej niechętny, wręcz negatywny, stosunek do wyrażenia „poezja kapłańska” prezentuje Marek Skwarnicki; nazywa je „niefortunnym”, uważa za nieistniejące „dziwo w literaturze” (zob. M. Skwarnicki, *Poetycka droga papieża Wojtyły*, w: K. Wojtyła, *Poezje, dramaty, szkice*, Kraków 2014, s. 9).

³ Oto niektóre monograficzne opracowania poezji J. Twardowskiego: A. Sulikowski, *Świat poetycki księdza Jana Twardowskiego*, Lublin 1995; Tenże, *Na początku był wiersz, czyli 13 nowych odczytań ks. Jana Twardowskiego*, Kraków 1998; Tenże, „*Serce czyste*”: *świat poetycki księdza Jana Twardowskiego*, Lublin 2001; M. Karwala, *Metafizyka codzienności: (o poezji księdza Jana Twardowskiego)*, Kraków 1996; A. Iwanowska, *Serdecznie niemodny i szczęśliwie zapóźniony: Jan Twardowski w oczach własnych, recenzentów i czytelników*, Poznań 2000; W. Smaszcz, *Ks. Jan Twardowski – poeta nadziei: życie i twórczość*, Białystok 2003; A. Stempka, *Tradycja religijna w poezji Jana Twardowskiego i Janusza Stanisława Pasierba*, Bydgoszcz 2006.

przekaz. Mieczysławowi Szcześniakowi się to udało w sposób (omal) idealny⁴. Przy tej okazji dziennikarz wypowiedział piękną frazę, nawiązującą do znanych słów C. K. Norwida: „Odpowiednie dać rzeczy słowo – odpowiednią dać słowu muzykę”⁵.

Dużym wydarzeniem literacko-muzycznym była płyta z wierszami ks. Franciszka Kameckiego w opracowaniu muzycznym Janusza Zielińskiego, śpiew siostra Imelda i Janusz Zieliński, recytacja Janusz Kasak. Krążek wyszedł w 2010 roku. Znalazły się na nim wiersze pochodzące – z wyjątkiem liryku *Skarga księdza* (znajdującego się w tytule tomu z 2002 roku) – ze zbioru *Tam gdzie pędraki, zielsko i cisza* (Bydgoszcz 2008). Są to następujące tytuły: *Zaufaj, Kreski, Coś metaforycznego, Wizja siedmiu gwiazd, Patrząc z wnętrza, Nie jestem gołębiem, Jak gdyby modlitwa, Pejzaż osobisty, Skarga księdza*. Z dziewięciu liryków Kameckiego w sumie powstało dziesięć kompozycji słowno-muzycznych. W dwóch przypadkach (*Kreski* oraz *Pejzaż osobisty*) można mówić o piosenkach, pozostałe utwory to recytacje z muzyką w tle.

W jednym z wywiadów ks. Kamecki obszernie mówił o powstaniu płyty: „Tu u nas w okolicy Hanna i Marek Wojciekiewiczowie wraz z Januszem Zielińskim prowadzą firmę o nazwie *Projekt Topolinek* i zajmują się wydawaniem płyt. Kiedyś przyjechali do mnie na plebanię i zaproponowali mi, że mogą nagrać płytę, na której będą recytowane moje wiersze do podkładu muzycznego. Ja im powiedziałem tak – skoro macie taki pomysł, to róbcie. Ja się na muzyce nie znam, a więc wszystko pozostawiam wam. Co zrobicie, to będzie. Nie miałem wpływu na dobór repertuaru, bo wszystko zostawiłem w gestii pomysłodawców projektu. Tak więc wybrali wiersze według swojego uznania. [...] Większość bardzo spokojnym, ciepłym głosem recytuje Janusz Kasak. Kilka z kolei silnymi głosami zostało wyśpiewanych przez Zielińskiego i siostrę Imeldę”⁶.

Sformułował także ocenę: „Ogólnie płyta bardzo mi się podoba. Jest to coś innego, coś nowatorskiego i tak też została oceniona przez krytyków. Co prawda troszkę tytuł wolałbym inny, nie *Kamecki* a *Pejzaż bardzo osobisty*. No i niektóre wiersze zostały skrócone. To takie kosmetyczne drobiazgi. Ogólnie bardzo dobrze to wyszło. Teraz przy różnych okazjach rozdaję płytę bliskim, znajomym i nieznanym. Ta płyta to taki prezent jubileuszowy podsumowujący pewien etap mojej twórczości i mojego życia”⁷.

Skoro mamy mówić o kompozycjach słowno-muzycznych i piosenkach (zatem utworach wielokodowych) z płyty *Kamecki*, trzeba podkreślić, że w niniejszym szkicu jedynie wspominam o warstwie muzycznej, przyjmuję natomiast założenia analizy filologicznej. Jeszcze odnośnie metodologii. Otóż istnieją różne strategie (czasem wręcz wykluczające się) badania piosenki. Jedną reprezentuje m. in. Simon Frith, który deprymuje rolę tekstu w piosence, podnosząc jednocześnie rangę kodu muzycznego. Krzysztof Gajda powie, że „jeden z najpoważniejszych w ostatnich latach ataków na rolę tekstu w piosence”⁸ pochodzi właśnie od tego

⁴ S. Bolcman, *Nierówni – Mietek Szcześniak*, strefapiosenki.pl (dostęp 6 września 2019 r.)

⁵ Tamże.

⁶ MP., *Podróże i przystanki ks. Kameckiego*, „Czas Świecia” 2010, numer z 14 listopada.

⁷ Tamże.

⁸ K. Gajda, *Szarpi druty i poeci. Piosenka wobec przemian społecznych i kulturowych ostatnich dekad*, Poznań 2017, s. 8.

badacza. Zresztą przywołajmy fragment wyводу Fritha: „[...] Funkcjonowanie słów w piosence nie zależy po prostu od tego, co zostało powiedziane; od treści słownej, lecz także od tego, jak to zostało powiedziane – od rodzaju użytego języka i jego znaczenia retorycznego. Od głosu, jakim zostało wypowiedziane”⁹. Inną perspektywę przyjmuje Kamil Dźwinel, badający spuściznę pieśniarza Jacka Kaczmarskiego. Ten podkreśla konieczność badania związków tekstu z melodią; więcej: opowiada się za wprowadzeniem do refleksji naukowej terminu „melosemia” na nazwanie melodii odzwierciedlającej elementy tekstu, zajmuje się melosemią w poezji Kaczmarskiego (np. omawia budowanie nastroju przez muzykę, gradację napięcia, poszerzanie możliwości interpretacji piosenki dzięki warstwie muzycznej itp.)¹⁰. Jednakże przy innej okazji mówi o bezsprzecznym primacie tekstu nad warstwą dźwiękową: „Postrzeganie pieśni [...] przez ich pryzmat tekstualny powinno dominować w dyskursie naukowym”¹¹. Taką właśnie perspektywę przyjmuję przy opisie piosenek i recytacji z muzyką w tle, znajdujących się na płycie *Kamecki*.

Jak powiedzieliśmy, w wytwórni *Projekt Topolinek* umuzyczniono 9 liryków Kameckiego; dwóm wierszom nadano postać piosenki, pozostałe utwory wygłaszane są przy akompaniamencie muzycznym. Do adaptacji wybrano filozoficzne teksty Kameckiego, głęboko humanistyczne (np. *Nie jestem gołębiem*, *Coś metaforycznego*, *Zaufaj*, *Wizja siedmiu gwiazd*), nierzadko o podbudowie teologicznej (np. *Patrząc z wnętrza*, *Pejzaż osobisty*), także z akcentami osobistymi (*Pejzaż osobisty*). Można powiedzieć, że wydawcy płyty, selekcionując materiał poetycki, zastosowali klucz osobisty. Wybrali utwory – ich zdaniem – najpiękniejsze, te, które zachwyciły głębią myśli, urzekły trafnością refleksji, zdumiały podbudową filozoficzną. Żadnego utworu nie wyekspowowali w tytule płyty, zatem żadnemu tekstowi nie przyznali primatu. Nagłówek krążka – jak się wydaje – trafny, ustala zasadę równorzędności wszystkich prezentowanych wierszy Franciszka Kameckiego.

Utwory zamieszczone na płycie w przeważającej większości zachowały pierwotny kształt i tytuły; wyjątkiem są dwie kompozycje: *Sęk* oraz *Dotykamy kamienia*. Pierwsza została stworzona na bazie wiersza *Nie jestem gołębiem*, druga jest fragmentem liryku *Patrząc z wnętrza*. Nowe nagłówki zostały wyjęte z monologów lirycznych, więcej: stanowią niezwykle ważny element refleksji podmiotu mówiącego. W wierszu *Nie jestem gołębiem* „ja” liryczne dokonuje autoprezentacji, najpierw poprzez zaprzeczenie:

Nie jestem gołębiem
ani gąbką
nikogo nie zamieniam w jelenia
nie jestem barankiem

⁹ S. Frith, *Sceniczne rytuał. O wartości muzyki popularnej*, tłum. M. Król, Kraków 2011, s. 221.

¹⁰ Zob. K. Dźwinel, *Piosenki Jacka Kaczmarskiego w aspekcie zagadnienia melosemii*, „Folia Litteraria Polonica” 2012, nr 2, s. 110–111.

¹¹ Tenże, *Struktura ironii w programie Sarmatia Jacka Kaczmarskiego*, „Acta Universitatis Wratislaviensis. Prace Literackie” 2013, nr 53, s. 99.

ani figą z palcem w środku pięści
ani trzcina chwiejącą się na wietrze¹².

W końcu przechodzi do meritum, wreszcie mówi twierdząco i metaforycznie: „jestem sęk w desce”¹³, pokazując w ten sposób, że stanowi część wyższej całości, nosi w sobie ślad istoty nadprzyrodzonej. Ten fragment autoprezentacji jest najważniejszy, nie dziwi przeto fakt, że nośnik zastosowanej przez poetę metafory (sęk) posłużył jako tytuł kompozycji słowno-muzycznej. Nagłówek *Dotykamy kamienia* także pochodzi z monologu lirycznego; to wers bardzo istotny dla wymowy tekstu, który w całości jest pochwałą dzieła stworzenia, próbą dowiedzenia, iż „rzeczy nie są sensem”¹⁴. Trzeba raczej pytać o ich pochodzenie – jak sugeruje podmiot liryczny. Kamecki podkreśla, iż ludzki ogląd świata jest przede wszystkim sensualistyczny (nie zaś metafizyczny); twórcy płyty to spostrzeżenie księdza-poety wyeksponowali w tytule kompozycji.

Twórcy płyty *Kamecki* prawie w ogóle nie ingerowali w materię poetycką; najwięcej zmian dokonali w obrębie wiersza *Patrząc z wnętrza*. Na skutek czynności adaptacyjnych uległ on rozbiciu; stał się kanwą dla dwóch kompozycji słowno-muzycznych – *Patrząc z wnętrza* i *Dotykamy kamienia*. Najpierw posłuchajmy liryku:

ciemność wycofuje się z podwórka
odsłania kształty zabudowań
dachów bryły marzeń
odkryte rzeczy zbyt pewne siebie
walczą o pierwszeństwo w naszych oczach

wewnętrzny głos woła:
nie zatrzymuj się na złudzeniu
rzeczy nie są sensem
najważniejsze jest niewidzialne
to co widzisz jest śladem kogoś mądrzejszego

dotykamy kamienia
po co kamień
chwytamy resztki jesiennej pajęczyny
po co pajęczyna
patrzmy na zgrabną dziewczynę w żółtej sukience
po co dziewczyna
ona jest rozwijającym się wokół murów miasta
pięknem
podziwu godnym środkiem świata¹⁵.

¹² F. Kamecki, *Nie jestem gołębiem*, w: tegoż, *Tam gdzie pędraki, zielsko i cisza*, Bydgoszcz 2008, s. 47.

¹³ Tamże.

¹⁴ Tenże, *Patrząc z wnętrza*, w: tegoż, *Tam gdzie pędraki, zielsko i cisza...*, s. 31.

¹⁵ Tamże.

Teraz niech wybrzmiały kompozycje z płyty w następującej kolejności: *Dotykamy kamienia* oraz *Patrzę z wnętrza*:

Dotykamy kamienia
po co kamień
chwytny resztki jesiennej pajęczyny
po co pajęczyna
patrzmy na zgrabną dziewczynę w żółtej sukience
po co dziewczyna
ona jest rozwijającym się wokół murów miasta
pięknym
podziwu godnym środkiem świata

Wewnętrzny głos woła
nie zatrzymuj się na złudzeniu
rzeczy nie są sensem
najważniejsze jest niewidzialne
to co widzisz jest śladem kogoś mądrzejszego.

Jak widać, przerobienie liryku na kompozycje słowno-muzyczne polegało na usunięciu pierwszej strofy i podzieleniu pozostałej całości na dwa samodzielne utwory.

Mówiąc o czynnościach adaptacyjnych, trzeba podkreślić, że wiersze *Pejzaż osobisty* i *Wizja siedmiu gwiazd* – o czym zdawkowo wspomina Kamecki w cytowanym powyżej wywiadzie – zostały mocno skrócone, ściślej: zrezygnowano z obszernych partii, pozostawiając jedynie wyimki (w przypadku *Pejzażu osobistego* zachowano ostatnią strofoidę, w *Wizji siedmiu gwiazd* z kolei zaledwie trzy środkowe linijki wierszowe). Zapewne zdecydowały o tym względy praktyczne, oba teksty bowiem są mocno rozbudowane. Recytowane w całości z pewnością wyróżniałyby się na tle pozostałych kompozycji czasem trwania, być może zdominowałyby płytę. I jeszcze jedna ważka uwaga – nie dokonano kompilacji kilku wierszy Kameckiego. Co ciekawe, tego rodzaju zabieg zastosował Mieczysław Szczepniak wobec wierszy Twardowskiego. Na wspomnianej płycie *Nierówni* znajduje się piosenka *Modłę się o miłość*, która stanowi zręczną syntezę dwóch wierszy – *Prośba (Modłę się o miłość)* oraz *Pokochać (Pokochać człowieka by stać się samotnym)*. Szczepniak dostrzegł podobieństwo treściowe wspomnianych tytułów, uznał, że uzupełniają się, zawierają podobne przesłanie, toteż zespolił je w jedno. Wiersze *Prośba* i *Pokochać* przeplatają się w piosence; pierwszy liryk zachowuje oryginalny kształt, drugi natomiast w niewielkim stopniu został zmodyfikowany, ściślej: zmieniła się kolejność wersów, dwie ostatnie linijki tekstu – dzięki powtórzeniu – stały się refrenem. Ciekawa jest kompozycja piosenki *Za wszystko dziękuję*, ta bowiem powstała na bazie trzech wierszy ks. Twardowskiego: *Za wszystko*, *Za wiosnę* oraz ****Za listy bez odpowiedzi*. Dominuje pierwszy z wymienionych utworów, z niego został zaczerpnięty tytuł piosenki; poza tym duża część wiersza spełnia rolę refrenu. Dwa pozostałe tytuły nie zostały w całości wprowadzone do piosenki, z kilku linijek artysta zrezygnował, m.in. „za rozpacz w kratkę/ za dziwaczka co zakwita kiedy leje/ [...] za to że po

Annie Jagiellonce/ został tylko jeden kubek”¹⁶ z wiersza *Za wiosnę* czy „prymule z lekka wyśmiane”¹⁷ z liryku o incipicie ****Za listy bez odpowiedzi*. Warto wspomnieć, że utwór *Za wszystko* Twardowskiego znalazł się też w repertuarze Krzysztofa Napiórkowskiego (płyta *10 x Twardowski*). Co ważne – piosenka skomponowana przez tego ostatniego nosi taki sam tytuł jak u Szcześniaka (*Za wszystko dziękuję*); jest jednak przetworzeniem tylko jednego utworu księdza-poety, dochowuje przy tym wierności lirycznemu pierwowzorowi.

Wróćmy jednak do płyty *Kamecki*. Składają się nań głównie utwory wygłaszane z towarzyszeniem muzyki; ta zaś jest nostalgiczna, poważna, skłaniająca do refleksji, zadumy, zatem adekwatna do recytowanych tekstów. Generalnie kompozycje słowno-muzyczne przyjmują następujący kształt: najpierw rozbrzmiewa partia liryczna z delikatnym akompaniamentem muzycznym w tle, później pojawia się dłuższy fragment instrumentalny, zdecydowanie donośniejszy niż na początku, okazjonalnie występuje scat (np. w *Wizji siedmiu gwiazd*). Wyjątkowo rozbudowana partia muzyczna zamyka ostatnią kompozycję *Skarga księdza*, dodatkowo tu muzyka jest pełna napięcia, akordy najpierw cichną, potem znów rozbrzmiewają z większą mocą. Nieco inaczej jest w kompozycjach *Coś metaforycznego* oraz *Patrząc z wnętrza*, w których recytacja poprzedzona jest i zakończona stosunkowo długim motywem muzycznym. Ten ostatni utwór słowno-muzyczny wyróżnia się na tle pozostałych także dlatego, że podczas recytacji pojawia się pogłos, efekt echa, dzięki czemu kilkakrotnie powtarzają się słowa:

nie zatrzymuj się na złudzeniu
rzeczy nie są sensem
najważniejsze jest niewidzialne
to co widzisz jest śladem kogoś mądrzejszego.

Pewną odmienność wykazuje również kompozycja *Sęk*, gdzie tekst wiersza słyszymy dwukrotnie, przy czym pierwsza recytacja oddzielona jest od drugiej fragmentem muzycznym. Na koniec pojawia się uporczywe powtórzenie: „jestem sęk w desce”. Trzeba w tym miejscu wyjaśnić, iż Krzysztof Gajda wyróżnia dwa rodzaje powtórzeń w piosence – zwykłe, czyli standardowe, pod względem częstotliwości występowania nieodbiegające od przysłowiowej normy (w poezji odgrywają doniosłą rolę, prowadzą bowiem ku wyeksponowaniu sensów, w piosence natomiast sprzyjają banalizacji przekazu¹⁸) oraz „doprowadzone do skrajności, [...] do poziomu ekstremum”¹⁹, czyli występujące nagminnie, wciąż rozbrzmiewające, a przez to uwydatniające określone sensory.

Twórcy zajmującej nas płyty, biorąc we władanie lirykę Kameckiego, zastosowali – i to niezbyt często – powtórzenia doprowadzone do skrajności, jeszcze rzadziej

¹⁶ J. Twardowski, *Za wiosnę*, w: tegoż, *Nie przyszedłem pana nawracać. Wiersze 1945–2006*, wybór i opracowanie A. Iwanowska, Poznań 2011, s. 437.

¹⁷ Tenże, ****Za listy bez odpowiedzi*, w: tegoż, *Nie przyszedłem pana nawracać...*, s. 436.

¹⁸ Zob. Tamże, s. 223.

¹⁹ K. Gajda, *Szarpidruty i poeci...* s. 228.

wprowadzili zwykłe powtórzenia. Te ostatnie znajdziemy zaledwie w jednym utworze-piosence *Kreski*, gdzie trzykrotnie rozbrzmiewa fraza: „naiwnie wierzę że cokolwiek można/ odciąć od całości”. Na marginesie dodajmy, że przywoływany już kilkakrotnie Szcześniak, umuzyczniając wiersze Twardowskiego, dość śmiało wprowadził zarówno powtórzenia zwykłe, funkcjonujące zazwyczaj na prawach refrenu, jak i ekstremalne. Dla przykładu: w piosence *Modłę się o miłość* zasada standardowej powtarzalności dotyczy następujących fragmentów: „Modłę się o miłość/ prawdziwą co się nie zmieni/ taką co przyjdzie od razu/ bez nadziei”²⁰, a także: „miłości ludzkiej stacyjka uboga/ kochać człowieka by zdążyć do Boga”²¹. W piosenkach z płyty *Nierówni* dość często spotykamy powtórzenia doprowadzone do skrajności. Artysta niejednokrotnie wybierał krótkie liryki, by w piosence rozbudować je poprzez ciągle powtarzanie wersów o szczególnym ładunku treściowym czy emocjonalnym. Dobitym tego dowodem są utwory *Święty gapa* czy *Jest jeden świat*, oparte na lakonicznych lirykach, w wersji muzycznej zaś rozszerzone dzięki uporczywym powtórzeniom.

Spośród utworów z płyty *Kamecki* powtórzenia doprowadzone do ekstremum dotyczą dwóch kompozycji – *Sęk* oraz *Pejzaż osobisty*. W pierwszym tytule – o czym już pisaliśmy – ze wzmogoną częstotliwością występuje kluczowy dla wymowy utworu wers „jestem sęk w desce”, w drugim natomiast powtarza się dystych: „I jest piękny jak tęcza/ Jak śmiech Pana Boga”.

Powtórzmy, na płycie *Kamecki* dominują kompozycje recytatorsko-muzyczne, dwa utwory (*Kreski* i *Pejzaż osobisty*) są śpiewane, przyjmują postać piosenki. Tu pojawia się bardziej rytmiczna, jakby „lżejsza” muzyka. Piosenka *Pejzaż osobisty* wykonywana jest w duecie damsko-męskim, śpiewają ją siostra Imelda i Janusz Zieliński.

Spróbujmy określić przynależność gatunkową umuzycznionych utworów ks. Kameckiego. Nie jest to łatwe zadanie ze względu na wielość istniejących klasyfikacji oraz nieostre kryteria podziału. Paweł Tański używa określenia „wiersze umuzycznione”²². Przypomnijmy jego stanowisko: „W dzisiejszej kulturze rocka istnieją [...] takie utwory, które zostały napisane jako wiersze, a następnie zaczęły funkcjonować jako piosenki. To wiersze umuzycznione [...]. Tego rodzaju utwory oczywiście wytrzymują <próbę dźwięku> – z banalnego powodu, iż powstały właśnie jako wiersze. Ale istnieją również piosenki, które możemy uznać za specyficzną odmianę poezji oralnej. Nie należą one do poezji drukowanej, a z prostego powodu – jako fenomeny poezji oralnej – nie muszą tej <próby dźwięku> wytrzymywać. [...] Tym się różnią od dobrych piosenek, że cechuje je szczególna organizacja językowa”²³. Zatem – w opinii Tańskiego – istnieją piosenki (pełnią głównie funkcje rozrywkowe,

²⁰ J. Twardowski, *Prośba (Modłę się o miłość)*, w: tegoż, *Nie przyszedłem pana nawracać...*, s. 338.

²¹ Tenże, *Pokochać*, w: tegoż, *Nie przyszedłem pana nawracać...*, s. 459.

²² P. Tański, *Piosenki z północy. Rafał Skonieczny z Zespół Hotel Kosmos*, w: *Unisono w wielogłosie 5. W stronę typologii i terminologii rocka*, pod red. M. Marcinkiewicza, Sosnowiec 2014, s. 85.

²³ Tamże.

organizacja warstwy słownej nie zwraca szczególnej uwagi, występują powtórzenia na prawach refrenu), poezja oralna (utwory o oryginalnym uporządkowaniu materii słownej) oraz wiersze umuzycznione.

Paweł Łuszczkiewicz z kolei opowiada się za następującym podziałem: piosenka literacka (jej odmianami są: piosenka poetycka oraz autorska), taneczna i popularna²⁴. Warto przypomnieć, iż niegdyś rozgorzała dyskusja (z udziałem Agnieszki Osieckiej, Jacka Kaczmarskiego, Jacka Korczakowskiego, Elżbiety Wojnowskiej) na temat poezji śpiewanej, piosenki poetyckiej, piosenki literackiej, wreszcie piosenki artystycznej. Rozmowa, utrwalona na łamach „Nowych Książek”, przybrała taki oto kształt: „Jak nazwać zjawisko – to już pierwsza trudność – któremu poświęcamy naszą rozmowę? Poezją śpiewaną? Piosenką literacką? Trudność tym większa, że przejawia się ono w różny sposób. Po pierwsze – śpiewa się wiersze przez ich autorów nieprzeznaczone do śpiewania, jak to robią Ewa Demarczyk, Elżbieta Wojnowska, Magda Umer, Marek Grechuta, Czesław Niemen. Po drugie – śpiewa się wiersze po to właśnie pisane; przykładem twórczość Agnieszki Osieckiej, Wojciecha Młynarskiego. Wreszcie – i to wydaje się najciekawsze – istnieje coś, co nazwę piosenką autorską, reprezentowaną przez Jacka Kaczmarskiego”²⁵. Z racji nierozstrzygnięcia powyższego sporu wydaje się, że wszystkie określenia, tj. poezja śpiewana, piosenka poetycka, piosenka artystyczna można stosować wobec dwóch kompozycji wyśpiewanych na płycie *Kamecki*. Na krążku – raz jeszcze podkreślmy – przeważają jednak recytacje wzbogacone podkładem muzycznym.

Dla płyty *Kamecki* dobry kontekst tworzą album Szcześniaka *Nierówni* oraz kompozycje Napiórkowskiego, zatytułowane *10xTwardowski*. Spośród wymienionych artystów najbardziej twórczy i oryginalny jest – bez wątpienia – Mieczysław Szcześniak, który zespolił muzykę latynowską z filozoficznymi, egzystencjalnymi wierszami ks. Twardowskiego. Poza tym odważył się na ingerencje w tekst liryków. Krzysztof Napiórkowski z kolei, przetwarzając utwory Twardowskiego na piosenki, zachował ich pierwotny kształt. Zastosował przede wszystkim powtórzenia standardowe (stąd niektóre linijki wierszowe stały się refrenami), bardzo rzadko zaś ekstremalne. Piosenkom z płyty *10 x Twardowski* praktycznie obce są ekstremalnie zagęszczone powtórzenia. Wytwórcy płyty *Kamecki* (pomijając drobne wyjątki) w zasadzie nie ingerowali w materię poetycką; prymat przyznali recytacjom (nie zaś piosenkom), w kilku zaledwie przypadkach (*Kreski*, *Pejzaż osobisty* czy *Sęk*) zastosowali powtórzenia zwykłe oraz doprowadzone do skrajności.

Zestawiając płyty *Kamecki*, *10xTwardowski* oraz *Nierówni*, trzeba przyznać jedno: twórcy/artyci zrealizowali ten sam cel – umuzycznili „poezję kapłańską”, a przez to upowszechnili ją, uczynili łatwiejszą w odbiorze. „Piosenka znajdzie się zawsze w rejonach niższych, popularnych”²⁶ – powiada znawca problemu Krzysztof Gajda.

²⁴ Zob. P. Łuszczkiewicz, *Piosenka w poezji pokolenia ery transformacji 1984–2009*, Poznań 2009, s. 25.

²⁵ *O poezji śpiewanej*, rozmawiają A. Osiecka, E. Wojnowska, J. Korczakowski, J. Kaczmarski..., „Nowe Książki” 1981, nr 12, s. 1.

²⁶ K. Gajda, *Szarpidrutny i poeci...*, s. 7.

Dzięki dodaniu podkładu muzycznego wiersze Kameckiego czy Twardowskiego docierają do szerszego grona odbiorców.

Zakończmy refleksją Janusza Szroma, który komentując płytę Krzysztofa Napiórkowskiego *10xTwardowski*, podkreślał, jak ogromną trudnością jest umuzycznienie wierszy ks. Twardowskiego: „Napisanie muzyki do wcześniej skonstruowanego wiersza jest zadaniem niełatwym. Już na samym <progu> należy zmierzyć się z klimatem wytworzonym przez poetę (czynnik niewymierny) oraz z formalną konstrukcją dzieła (czynnik wymierny). Pół biedy, gdy kompozytor ma do czynienia z konstrukcją o charakterze parzystym, symetrycznym. Schody zaczynają się w momencie, kiedy przed przyszłym autorem muzyki leży wiersz daleki od symetrycznej budowy. Podczas, gdy sama treść poezji Twardowskiego, głęboka, ale podana w przystępnej formie, wydaje się być świetnym <piosenkowym> materiałem wyjściowym, to już sama formalna konstrukcja wierszy może stwarzać kompozytorowi pewien warsztatowy kłopot. Nawet jeśli sukcesem zakończą się zmagania z transakcentacjami czy niezgodnościami delimitacyjnymi, czyli z ogólnie rzecz ujmując prozodią, to częsty brak symetrii w budowie wiersza nadal pozostanie nie lada wyzwaniem, co będzie miało bezpośredni wpływ na frazy, które spłyną spod palców kompozytora”²⁷.

Ogólnie o trudnościach połączenia tekstu poetyckiego z muzyką pisze Krzysztof Hoffmann: „Piosenka – nie tylko rozrywkowa – musi posługiwać się wyrazistą i łatwą do wychwycenia tezą, co z kolei w wypadku utworu poetyckiego jest wartością wysoce niepożądaną”²⁸.

Wydaje się, że twórcy płyty *Kamecki* dobrze poradzili sobie z trudnym wyzwaniem, jakim jest przerobienie wierszy na utwory muzyczne czy kompozycje słowno-muzyczne.

Bibliografia

- Panek W. i Terpiłowski L., *Piosenka polska*, Warszawa 1979.
- Słowa na pustyni. Antologia współczesnej poezji kapłańskiej*, wybór tekstów i opracowanie B. Miązek, Londyn 1971.
- Pasierb J. S., „*poezja kapłańska*”, w: tegoż, *Poezje wybrane*, Warszawa 1998.
- Słojewska I., *Ogarnąć świat wszystkimi zmysłami*, „Akant” 2005, nr 13.
- Skwarnicki M., *Poetycka droga papieża Wojtyły*, w: K. Wojtyła, *Poezje, dramaty, szkice*, Kraków 2014.
- Bolcman S., *Nierówni – Mietek Szcześniak*, strefapiosenki.pl (dostęp 6 września 2019 r.)
- MP., *Podróże i przystanki ks. Kameckiego*, „Czas Świecia” 2010, numer z 14 listopada.
- Gajda K., *Szarpidrutry i poeci. Piosenka wobec przemian społecznych i kulturowych ostatnich dekad*, Poznań 2017.
- Frith S., *Sceniczne rytuał. O wartości muzyki popularnej*, tłum. M. Król, Kraków 2011.

²⁷ J. Szrom, *Krzysztof Napiórkowski 10 x Twardowski*, „Jazz Forum” 2016, nr 12.

²⁸ K. Hoffmann, *Sens do muzyki. Glosa do melicznej poezji Jacka Kaczmarskiego*, „Polonistyka” 2005, nr 3, s. 42–43.

- Dźwiniel K., *Piosenki Jacka Kaczmarskiego w aspekcie zagadnienia melosemii*, „Folia Litteraria Polonica” 2012, nr 2.
- Dźwiniel K., *Struktura ironii w programie Sarmatia Jacka Kaczmarskiego*, „Acta Universitatis Wratislaviensis. Prace Literackie” 2013, nr 53.
- Kamecki F., *Tam gdzie pędraki, zielsko i cisza*, Bydgoszcz 2008.
- Twardowski J., *Nie przyszedłem pana nawracać. Wiersze 1945–2006*, wybór i opracowanie A. Iwanowska, Poznań 2011.
- Tański P., *Piosenki z północy. Rafał Skonieczny z Zespół Hotel Kosmos*, w: *Unisono w wielogłosie 5. W stronę typologii i terminologii rocka*, pod red. M. Marcinkiewicza, Sosnowiec 2014.
- Łuszczkiewicz P., *Piosenka w poezji pokolenia ery transformacji 1984–2009*, Poznań 2009.
- O poezji śpiewanej*, rozmawiają A. Osiecka, E. Wojnowska, J. Korczakowski, J. Kaczmarski..., „Nowe Książki” 1981, nr 12.
- Szrom J., *Krzysztof Napiórkowski 10xTwardowski*, „Jazz Forum” 2016, nr 12.
- Hoffmann K., *Sens do muzyki. Glosa do melicznej poezji Jacka Kaczmarskiego*, „Polonistyka” 2005, nr 3.

Słowa kluczowe

Franciszek Kamecki, poezja śpiewana, poezja kapłańska, piosenka poetycka

Abstract

Musical poems by priest Franciszek Kamecki. About the „Kamecki” music disc

The article is made to present disc Kamecki created in Projekt Topolinek works in 2010, containing musicalized Franciszek Kamecki's poems – nowadays living priest poet from Bydgoszcz diocese. Disc contains songs from – except lyric Skarga księdza (appearing in volume's title from 2002) – collection *Tam gdzie pędraki, zielsko i cisza* (Bydgoszcz 2008). From the nine lyrics in total, ten verbal and musical compositions were created. Two poems (Kreski and Pejzaż osobisty) became songs, the other poems are recitations with background music. Adaptive treatments were made to philosophical texts of Kamecki, deeply humanistic (e.g. *Nie jestem gołębiem*, *Coś metaforycznego*, *Zaufaj*, *Wizja siedmiu gwiazd*), theological (e.g. *Patrząc z wnętrza*, *Pejzaż osobisty*), also with personal accents (*Pejzaż osobisty*). The album publishers used a personal key during selecting poetic material. They have chosen – in their opinion – the most beautiful, the most valuable poems. They did not expose any song in album title, therefore, they did not confer primacy on any text. The poet's name has become the header of the disc.

The article is subordinated to the rules of philological analysis, respected the primacy of the text over music. In description of musicalized Kamecki's poems,

above all, attention was paid to used adaptive procedures, these – as it turns out – were extremely discreet. By combining Kamecki's lyrics with music, the creators basically did not interfere in poetic matter. Only in two cases: *Sęk* and *Dotykamy kamienia* publishers abandoned original names; in two other (*Pejzaż osobisty*, *Wizja siedmiu gwiazd*), texts have been shortened. What is important, publishers did not combine several poems. What is more, creators, that took Kamecki's poems in possession, applied – not very often – repetitions taken to the extreme, less often, normal repetitions.

Keywords

Franciszek Kamecki, sung poetry, priestly poetry, poetic poetry

Piotr Obrączka (<https://orcid.org/0000-0001-5472-6411>)
Uniwersytet Opolski

Jan Paclawski – historyk literatury

Jednym z najbardziej zasłużonych mieszkańców współczesnej Kielecczyny jest niewątpliwie Jan Paclawski – profesor zwyczajny, historyk literatury polskiej, współtwórca kieleckiej polonistyki, wychowawca kilku pokoleń filologów, którego życie i działalność naukowa są od ponad 50 lat związane ściśle z regionem świętokrzyskim.

Urodził się 14 lutego 1935 r. w rodzinie Józefa i Marii z Horbów w Leszczawie Dolnej (w powiecie przemyskim)¹. Do szkoły podstawowej uczęszczał we wsi rodzinnej i w Birczy. Naukę wielokrotnie przerywały wypadki wojenne i powojenne działania partyzanckie UPA na terenach powiatu przemyskiego. W latach 1951–1955 uczył się w Liceum Pedagogicznym w Przemyśle, które ukończył z wyróżnieniem, co skutkowało zwolnieniem z nakazu pracy oraz przyjęciem na studia bez egzaminu. Studiował na Uniwersytecie Jagiellońskim filologię polską, a przez trzy lata również filozofię (pod kierunkiem prof. Romana Ingardena). Podczas studiów działał w Kole Naukowym Polonistów UJ. Zainteresował się przede wszystkim polskim romantyzmem, co wiązało się z przygotowywaną na seminarium magisterskim prof. Kazimierza Wyki pracą na temat dramatu Juliusza Słowackiego *Samuel Zborowski* (1960). Kilka lat później napisze pod kierunkiem prof. Wyki rozprawę doktorską poświęconą twórczości literackiej późnoromantycznego dramaturga i historyka – Karola Szajnochy (Uniwersytet Jagielloński, 1967).

Po ukończeniu studiów pracował dziewięć lat (1960–1969) na Opolszczyźnie: po krótkim epizodzie bibliotekarskim w Opolu został nauczycielem języka polskiego w liceach ogólnokształcących: w Głuchołazach (jeden rok; tu jego uczennicą była Irena Sikora, obecnie Jokiel, emerytowana profesor Instytutu Polonistyki i Kulturoznawstwa Uniwersytetu Opolskiego), następnie w Brzegu (gdzie w okresie trzech lat zorganizował i kierował opolską filią liceum dla pracujących), w końcu w Koźlu. W ostatniej miejscowości był pięć lat dyrektorem liceum, wówczas też napisał i obronił wspomnianą już rozprawę doktorską. W roku 1969 debiutował artykułem o Karolu Szajnosze wobec spraw Śląska, ogłoszonym w „Kwartalniku

¹ Wykorzystano tu m. in. informacje o życiu i działalności naukowej Jana Paclawskiego zawarte w trzydziściowym wywiadzie, jaki przeprowadziła z nim w 2019 roku w Kieleckim Towarzystwie Naukowym Iwona Gądek (Gralak, doktorantka Paclawskiego). Zob. <http://ludzie.kieleckietowarzystwonaukowe.pl/wywiady>.

Opolskim”². Wkrótce wyjechał do Kielc, nadal jednak utrzymywał żywe kontakty z uczelnią opolską. Uczestniczył w kilku sesjach naukowych zorganizowanych przez Uniwersytet Opolski, publikował w wielu opolskich tomach zbiorowych (*Tradycja i nowatorstwo w prozie polskiej po roku 1945; Henryk Sienkiewicz, twórca i obywatel; Spotkania Sienkiewiczowskie*; księgi pamiątkowe poświęcone Marianowi Kaczmarskiemu i Zdzisławowi Piaseckiemu), ponadto pięciu (spośród ośmiu) jego doktorów uzyskało stopień doktora nauk humanistycznych na uczelni opolskiej. Należy też wspomnieć o innych współpracownikach prof. Paclawskiego, którzy dzięki jego inspiracji uzyskali w Opolu doktoraty. Współpracował z opolskim środowiskiem polonistycznym także jako recenzent rozpraw doktorskich i recenzent wydawniczy. Prof. Paclawski, którego droga zawodowa prowadziła z Opolszczyzny na Kielecczyznę, stał się przeto swoistym łącznikiem między Opolem i Kielcami.

W 1969 roku związał się z uczelnią kielecką – ówczesną Wyższą Szkołą Nauczycielską, przekształconą później w Wyższą Szkołę Pedagogiczną, w Akademię Świętokrzyską, w Uniwersytet Humanistyczno-Przyrodniczy, w końcu w Uniwersytet Jana Kochanowskiego – przechodząc tu wszystkie szczeble kariery naukowej – od adiunkta (1969) poprzez docenta (1978), profesora nadzwyczajnego (1988) do profesora zwyczajnego (1994). W uczelni kieleckiej pełnił wiele różnych funkcji, m. in. dziekana Wydziału Humanistycznego (1978–1981) i – dwukrotnie – prorektora (1982–1984, 1987–1990). Przez blisko dwadzieścia lat kierował w Instytucie Filologii Polskiej Zakładem Romantyzmu i Literatury Współczesnej. Warto również odnotować, że prof. Paclawski był członkiem Rady Głównej Nauki i Szkolnictwa Wyższego, członkiem Komisji Historycznoliterackiej przy Oddziale PAN w Krakowie oraz sekretarzem zarządu Kieleckiego Towarzystwa Naukowego (1975–1977, 1980–1983).

Jego główne zainteresowania naukowe obejmują trzy bogate obszary badawcze: polską literaturę współczesną, twórczość pisarzy szeroko pojętej Kielecczyzny oraz literaturę dla dzieci i młodzieży. Debiutem książkowym Profesora była *Literatura dla dzieci i młodzieży* (1974), która doczekała się trzech wydań (1977, 1982); trzy wydania miała również jej wersja poszerzona i zmieniona, napisana wspólnie z Markiem Kątnym (1995, 1996, 2004). Zainteresowanie literaturą młodzieżową znalazło także wyraz w pracy doktorskiej Marty Bolińskiej, napisanej pod kierunkiem prof. Paclawskiego (2000), a poświęconej pisarstwu Janusza Domagalika.

W roku 1974, w wydawanej przez PAN w Krakowie serii Nauka dla Wszystkich, ukazała się niewielka książeczka pt. *Ksawery Pruszyński*. W roku 1975 wyszła kolejna jego książka: *Proza fabularna Ksawerego Pruszyńskiego*, stanowiąca podstawę habilitacji, przeprowadzonej dwa lata później w Wyższej Szkole Pedagogicznej w Krakowie. Pozycja ta otwiera drugi z zasadniczych nurtów jego zainteresowań badawczych, obejmujących literaturę, szczególnie prozę, współczesną.

² Zob. M. Kątny, P. Obrączka, *Bibliografia publikacji Profesora Jana Paclawskiego*, w: J. Paclawski, „*A jeśli chodzi o moje pisanie...*” (2011). *Rzecz o twórczości W. Myśliwskiego (uzupełnienie)*, Kielce 2020, s. 35–53.

Wspomniana praca doktorska – *Twórczość literacka Karola Szajnochy* – została ogłoszona drukiem w roku 1978. W następnych latach publikuje książki: *Problemy kompozycyjne twórczości Józefa Mortona* (1982) oraz stanowiącą bezsprzecznie opus magnum Profesora „trylogię” poświęconą Julianowi Strykowskiemu: *O twórczości Juliana Strykowskiego* (1986) – *Kronikarz żydowskiego losu* (1993) – *Powieści i eseje Juliana Strykowskiego* (1999). W roku 1998 ogłosił Profesor *Szkie o współczesnych twórcach literatury*, przynoszące omówienie twórczości m.in. Gustawa Herlinga-Grudzińskiego, Wiesława Myśliwskiego, Ksawerego Pruszyńskiego i Juliana Strykowskiego. Kolejną książkę poświęcił *Prozie literackiej Jerzego Putramenta* (2003), o której Bonifacy Miązek napisał, że jest

zarówno rezultatem wieloletnich wysiłków badawczych Paclawskiego, jak i świadectwem jego erudycji, doświadczeń i kompetencji. Jego synteza wypełnia wstydliwą lukę na kartach krytycznoliterackiej topografii i zajmie z pewnością ważne miejsce w całokształcie przyszłych badań, jakie będą podjęte nad pisarstwem Jerzego Putramenta³.

Książka *O reportażu i reportażyście* (2005) zawiera teoretyczne rozważania na temat reportażu jako gatunku prasowego oraz studia o reportażach Sienkiewicza, Pruszyńskiego, Putramenta, Krzysztofa Kąkolewskiego i Jerzego Daniela, a także szkic o twórcach reportażu na Kielecczyźnie po drugiej wojnie światowej.

Po przejściu na emeryturę Profesor skoncentrował swoje zainteresowania badawcze przede wszystkim na twórczości Wiesława Myśliwskiego. W 2011 roku ukazała się książka *A jeśli chodzi o moje pisanie... O pisarstwie Wiesława Myśliwskiego*. Monografia ta – stwierdzał Bonifacy Miązek –

jest najbardziej udokumentowaną i obiektywną pracą sumującą w pewnym sensie całą dotychczasową wiedzę krytyczną, jaką dysponujemy o tym twórcy, ale również poszerzającą i wzbogacającą o nowe ustalenia krytycznoliterackie. Jest ona kluczem interpretacyjnym dla pełnego zrozumienia twórczości Myśliwskiego⁴.

Monografia została w 2020 r. uzupełniona niewielką książeczką przynoszącą omówienie dwóch ostatnich powieści pisarza – *Ostatnie rozdanie* i *Ucho Igielne*. W 2012 roku zredagował (z Andrzejem Dąbrowskim) kolejny (trzeci) tom zbiorowy *O twórczości Wiesława Myśliwskiego*, którym uczcił osiemdziesiątą rocznicę urodzin pisarza. W 2014 roku wydano książkę Profesora – *Dwaj pisarze*, poświęconą twórczości Ryszarda Miernika i Andrzeja Lenartowskiego.

Prócz wymienionych piętnastu książek autorskich jest również redaktorem ponad pięćdziesięciu prac zbiorowych, często stanowiących plon zorganizowanych przez Profesora sesji naukowych. Większość tych publikacji ukazała się nakładem

³ B. Miązek, *Jan Paclawski o prozie Jerzego Putramenta*, [w:] tenże, *Przygoda z książką. Wybór szkiców i recenzji o poezji i prozie*, Wrocław 2004, s. 139.

⁴ B. Miązek, *Jan Paclawski o twórczości Wiesława Myśliwskiego*, [w:] tenże, *Od Kasprowicza do Miłosza. Studia z dziejów kultury i literatury*, Kielce 2016, s. 73.

Kieleckiego Towarzystwa Naukowego. Należą tu m.in. tomy poświęcone twórczości Stefana Żeromskiego (1976, 1997), Gustawa Herlinga-Grudzińskiego (cz. 1 – 1992, cz. 3 – 1999), Wiesława Myśliwskiego (t. 1 – 2001, t. 2 – 2007, t. 3 – 2012), Bonifacego Miązka (2000) oraz *Współczesnym pisarzom Kielecczyny w oczach krytyków* (2002). W 2006 roku ukazał się zbiorowy tom *Szkice o literaturze XIX i XX wieku* (t. 2; współredaktor Janusz Detka). Na szczególną uwagę zasługuje niezwykle cenne czterotomowe wydawnictwo zbiorowe *Gombrowicz w regionie świętokrzyskim* (1992, 1995, 2003, 2009).

Wszyscy wymienieni pisarze pochodzą z Kielecczyny, która stała się głównym przedmiotem zainteresowań Profesora. W efekcie jego inicjatyw badawczych i wydawniczych powstał cykl *Pisarze regionu świętokrzyskiego*, nie mający analogii w żadnym z regionów Polski. W tym bezprecedensowym cyklu ukazało się w latach 1983–2005 dwanaście tomów (Seria I, obejmująca twórców XX wieku, t. 1–10; Seria II, poświęcona pisarzom wcześniejszych epok, t. 1–2), w tym jedenaście pod redakcją prof. Paclawskiego. Zdaniem Marka Kątnego „to prawdziwa kopalnia wiedzy o pisarzach związanych z regionem świętokrzyskim”⁵. Prócz szkiców ogłoszonych przez Profesora w omawianych seriach należy jeszcze wspomnieć o innych, rozproszonych po różnych czasopismach i książkach zbiorowych, a poświęconych m. in. twórczości Juliana Strykowskiemu, Kazimierza Wyki, Bonifacego Miązka, Stanisława Rogali, Witolda Gombrowicza a nade wszystko Wiesława Myśliwskiego.

Dodajmy, że Profesor był również redaktorem takich wydawnictw kieleckich, jak „*Studia Kieleckie*”, „*Rocznik Świętokrzyski*”, „*Kieleckie Studia Filologiczne*” i „*Studia Filologiczne Akademii Świętokrzyskiej*”. Na podkreślenie zasługuje również działalność Profesora jako recenzenta prac doktorskich i habilitacyjnych, aktywnego uczestnika wielu sesji naukowych i popularnonaukowych, a także jego działalność pozanaukowa, przejawiająca się m. in. w staraniach wokół upamiętnienia w regionie Witolda Gombrowicza i jego rodziny (odnowienie grobu matki, uporządkowanie parceli cmentarnej Gombrowiczów, wzniesienie pomników pisarza w Opatowie i Małoszycach itd.).

Zainteresowaniem twórcami Kielecczyny potrafił Profesor zainspirować również swoich uczniów, czego dowodzą prace doktorskie, napisane pod jego kierunkiem⁶, a obronione w uczelniach Opolą, Krakowem i Rzeszowem: o prozie Józefa Ozgi-Michalskiego (Tadeusz Hołda), o Górach Świętokrzyskich w literaturze polskiej (Iwona Gralak), czy też o pisarstwie urodzonej w Radomiu Zofii Romanowiczowej (Katarzyna Chmielewska). Ogółem pod kierunkiem Profesora powstało osiem prac doktorskich, pozostałe dotyczyły polskich mitów literackich XX wieku (Alina Biała), pisarstwa Janusza Domagalika (Marta Bolińska), prozy Jerzego Andrzejewskiego (Janusz Detka), powojennej prozy dla dzieci

⁵ M. Kątny, *Profesor i wychowawca*, [w:] *Wokół literatury i kultury. Prace dedykowane Profesorowi Janowi Paclawskiemu w roku Jubileuszu*, Kielce 2005, s. 12.

⁶ Zob. M. Kątny, P. Obrączka, *Prace doktorskie napisane pod kierunkiem profesora Jana Paclawskiego*, [w:] J. Paclawski, dz. cyt., s. 53.

(Marek Kątny) oraz groteski w prozie polskiej o wojnie i okupacji (Iwona Mityk). Pięcioro jego doktorów uzyskało habilitacje i objęło eksponowane stanowiska na Uniwersytecie Jana Kochanowskiego. Dodajmy, że o owocach działalności dydaktycznej Profesora świadczy najwymowniej fakt, iż pod jego kierunkiem napisano około 600 prac magisterskich.

Mieszkając i pracując 51 lat w Kielcach był organizatorem i twórczym uczestnikiem życia naukowego i kulturalnego miasta i regionu. Za swoją długoletnią i niezwykle płodną działalność naukową i dydaktyczną został Profesor wielokrotnie nagradzany. Z jego bardzo wielu wyróżnień i odznaczeń wymieńmy najważniejsze: Krzyż Kawalerski Orderu Odrodzenia Polski, Krzyż Oficerski Orderu Odrodzenia Polski oraz Medal Komisji Edukacji Narodowej.

W 2000 r. dedykowano Profesorowi – w 65-lecie urodzin – tom *Szkiców o literaturze XIX i XX wieku* (pod red. Janusza Detki i Marka Kątnego). Dnia 8 czerwca 2005 r. Akademia Świętokrzyska w Kielcach obchodziła uroczyste 70-lecie urodzin Profesora, a zarazem 45-lecie jego pracy pedagogicznej. Uczniowie, koledzy i współpracownicy Jubilata przygotowali z tej okazji dedykowany Profesorowi tom *Wokół literatury i kultury* (pod red. Janusza Detki, Marka Kątnego i Stanisława Rogali, Kielce 2005), w którym – oprócz szkicu o życiu i twórczości naukowej, dopełnionego bibliografią prac Profesora (oba w opracowaniu Marka Kątnego) – znalazło się 26 tekstów z zakresu literatury polskiej, niemieckiej i angielskiej, literatury dziecięcej, czasopiśmiennictwa, folklorystyki i filozofii, autorstwa badaczy z różnych ośrodków naukowych – z Kielc, Poznania, Lublina, Wiednia, Łodzi, Tarnowa, Krakowa, Piotrkowa Trybunalskiego i Opola. Uroczystościom jubileuszowym – z udziałem władz Akademii Świętokrzyskiej, władz wojewódzkich i miejskich oraz licznych gości – towarzyszyła okolicznościowa wystawa ilustrująca życie i twórczość naukową Profesora, zorganizowana przez Wojewódzką Bibliotekę Pedagogiczną w Kielcach.

W 2010 roku, w siedemdziesiątą piątą rocznicę urodzin, wychowankowie i współpracownicy Profesora, prowadzący badania nad literaturą polską XIX i XX wieku, dedykowali mu tom „Studiów Kieleckich” (Seria Filologiczna, nr 7, wyd. 2011).

W dniu 13 marca 2015 r. w Wojewódzkiej Bibliotece Publicznej im. Witolda Gombrowicza w Kielcach świętowano 80. rocznicę urodzin prof. Paclawskiego, któremu wręczono specjalny numer pisma społeczno-kulturalnego „Nad Kamienną”, dedykowany dwom jubilatam: prof. Paclawskiemu i ks. infułatowi prof. Bonifacemu Miązkowi.

Po przejściu na emeryturę Profesor nie zaprzestał pracy naukowej, o czym świadczą liczne publikacje z ostatnich lat. Nie zrezygnował również z działalności dydaktycznej, prowadząc przez kilka lat wykłady z literatury polskiej na Uniwersytecie Jana Kochanowskiego oraz na Wszechnicy Świętokrzyskiej, z którą był związany już wcześniej, od 1994 roku.

Wymienione imponujące osiągnięcia naukowe i dydaktyczne, dowodzące ogromnej pracowitości i talentu dydaktycznego i organizacyjnego Profesora, nie wyczerpują jednakże jego bogatej osobowości. Zapewne każdy, kto poznał bliżej

Profesora, mógł się przekonać, że najbardziej uderzającą cechą jego osobowości jest ogromna skromność, skromność wybitnego uczonego i organizatora nauki. To naprawdę cecha jedynie wielkich ludzi. Profesor Paclawski jest człowiekiem niezwykle życzliwym, zawsze śpieszącym z pomocą wszystkim potrzebującym. Wiele osób z kręgu jego przyjaciół i współpracowników, w tym również piszący te słowa, doświadczyło jego bezinteresownej opieki i pomocy.

Jan Paclawski to „kielczanin z wyboru”. Ponad 50 lat temu związał się Profesor z tym regionem nie tylko miejscem pracy, działalności i zamieszkania, ale i w sensie dosłownym – jako właściciel podkieleckiej działki, którą z pietyzmem uprawia, szczególną troską otaczając hodowlę pszczół. To jeszcze jeden rys ciekawej, wszechstronnej osobowości profesora Jana Paclawskiego.

Jeden z uczniów Profesora – prof. Marek Kątny – napisał z okazji Jego 80-lecia:

Całość dorobku naukowego Profesora, Jego ogromne zasługi dla rozwoju polonistyki kieleckiej, rozpropagowanie osiągnięć regionu na mapie literackiej Polski, różnorodność zainteresowań oraz relacje ze współpracownikami i wychowankami, pozwalają stwierdzić, że to nie tylko wybitny badacz, wielki Człowiek, ale i prawdziwy humanista⁷.

Bibliografia

- Stanisław Frycie, *Paclawski Jan*, w: tenże, *Współczesna nauka o literaturze dla dzieci i młodzieży i jej przedstawiciele*, Piotrków Trybunalski 1996, s. 190–195.
- Iwona Gądek, Wywiad z prof. Janem Paclawskim, KTN 2019, cz.1–3, <http://ludzie.kieleckietowarzystwonaukowe.pl/wywiady>.
- Marek Kątny, *Poznałem Humanistę*, „Nad Kamienną” 2015, nr 1/2, s. 57–62.
- Marek Kątny, *Profesor i wychowawca*, [w:] *Wokół literatury i kultury. Prace dedykowane Profesorowi Janowi Paclawskiemu w roku Jubileuszu*, Kielce 2005, s. 7–14.
- Marek Kątny, Piotr Obrączka, *Bibliografia publikacji Profesora Jana Paclawskiego*, [w:] J. Paclawski, „*A jeśli chodzi o moje pisanie...*” (2011). *Rzecz o twórczości W. Myśliwskiego (uzupełnienie)*, Kielce 2020, s. 35–53.
- Marek Kątny, Piotr Obrączka, *Prace doktorskie napisane pod kierunkiem profesora Jana Paclawskiego*, [w:] J. Paclawski, dz. cyt., s. 53.
- Bonifacy Miązek, *Jan Paclawski o prozie Jerzego Putramenta*, [w:] tenże, *Przygoda z książką. Wybór szkiców i recenzji o poezji i prozie*, Wrocław 2004, s. 135–139.
- Bonifacy Miązek, *Jan Paclawski o twórczości Wiesława Myśliwskiego*, [w:] tenże, *Od Kasprowicza do Miłosza. Studia z dziejów kultury i literatury*, Kielce 2016, s. 68–73.
- Piotr Obrączka, *Profesor Jan Paclawski – kielczanin z wyboru*, [w:] tenże, *O nadburmistrzu Brüningu i inne szkice*, Bytom 2015, s. 112–116.
- Stanisław Rogala, *Jan Paclawski*, [w:] tenże, *Współczesne środowisko literackie Kielecczyzny. Słownik pisarzy i badaczy literatury*, Kielce 1999, s. 183–187.

⁷ M. Kątny, *Poznałem Humanistę*, „Nad Kamienną” 2015, nr 1/2, s. 62.

Słowa kluczowe

Uniwersytet Jana Kochanowskiego w Kielcach, filologia polska, historia literatury polskiej, Jan Pałowski

Abstract

Jan Pałowski – Historian of Literature

The article is about Jan Pałowski professor emeritus of Jan Kochanowski University in Kielce. Jan Pałowski is the historian of Polish Literature, the author of many books, among these on the works of Julian Strykowski and Wiesław Myśliwski. Special attention has been paid on Professor's merits as a co-founder of Polish Philology in Kielce as well as on his achievements in education of some philologist generations

Keywords

Jan Kochanowski University, Polish Philology, history of Polish literature, Jan Pałowski

Halina Uchto (<https://orcid.org/0000-0001-8211-2804>)

Akademia im. Jakuba z Paradyża w Gorzowie Wielkopolskim

Czastuszki jako element dziedzictwa kulturowego wschodniosłowiańskiego folkloru

*Od wieków folklor towarzyszył historii, towarzyszy jej i dzisiaj.
Dzieje czastuszki są najwymowniejszym tego dowodem¹.*

Wstęp

Badaniem folkloru zajmowało się wielu uczonych. Powstały dziesiątki prac naukowych z tego zakresu. Władimir Prokopjewicz Anikin (1924–2018) publikował prace na temat folkloru rosyjskiego, ujmujące folklor jako narodową sztukę słowa. Z kolei autorem prac poświęconych folklorowi dziecięcemu jest etnograf i folklorysta Syberii – Georgij Siemionowicz Winogradow (1896–1945). Znany rosyjski pisarz, folklorysta i lingwista Władimir Iwanowicz Dal (1801–1872) to z kolei autor czterotomowego dzieła *Tolkowyj słowar 'żywogo wielikoruszkogo jazyka* oraz zbioru rosyjskich przysłów. Badaniem baśni i zaklęć ludowych zajmowała się Jelena Nikołajewna Jeleonskaja (1873–1951), a Dmitrij Konstantinowicz Zielenin (1878–1954), znany rosyjski uczony, etnograf i folklorysta, zbierał baśnie i czastuszki. Dzięki temu powstały interesujące prace naukowe. Folklorysta Piotr Wasiljewicz Kiriejewskij (1808–1856) zajmował się zbieraniem i publikowaniem rosyjskich pieśni ludowych. Znaczące miejsce zajmują prace na temat folkloru napisane przez rosyjsko-ukraińskiego historyka Nikołaja Iwanowicza Kostomarowa (1817–1885). Artystka Olga Erastowna Ozarowskaja (1874–1933) zbierała tradycyjne pieśni rosyjskie (byliny) oraz bajki. Folklorysta i semiolog Grigorij Lwowicz Piermiakow (1919–1983) badał przysłowia i powiedzenia i odpowiednio je klasyfikował, z kolei znany ukraiński i rosyjski filolog Aleksandr Afanasjewicz Potiebnia (1835–1891) jest autorem wielu prac na temat języka oraz folkloru. Marija Aleksandrowna Rybnikowa (1882–1942), pedagog, autorka prac z metodyki nauczania literatury, która zbierała, badała i wydawała przysłowia i zagadki. Iwan Piotrowicz Sacharow (1807–1863), etnograf, folklorysta, archeolog i paleograf, to wydawca rosyjskich ludowych pieśni, baśni, przysłów, porzekadeł i zagadek, a folklorysta i historyk Iwan Michajłowicz

¹ Z. Grosbart, „Czastuszka” jako zjawisko z pogranicza folkloru i literatury (próbą syntezy), w: *Z polskich studiów slawistycznych*, seria 4: *Nauka o literaturze*, Warszawa 1972, s. 265.

Sniegiriew (1793–1868) to autor pracy o obrzędach ludowych i jednego z najlepszych zbiorów przysłów rosyjskich.

Nikołaj Fedorowicz Sumcow (1854–1922), ukraiński folklorysta i etnograf, jest autorem prac o obrzędach ludowych. Aleksandr Własjewicz Tiereszczenko (1806–1865), badacz folkloru i etnograf, kolekcjoner ludowej poezji weselnej, publikował prace naukowe na temat życia codziennego, rzemiosła, stosunków rodzinnych i społecznych, ludowych stosunków prawnych. Rosyjski folklorysta Jurij Iwanowicz Judin (1938–1995) jest autorem prac o poemacie heroicznym i baśniach². Wśród znanych badaczy jest Zoja Iwanowna Własowa (1925–2006), autorka wielu prac naukowych na temat rosyjskiego folkloru i czastuszek³.

Niektórzy uważają, że króciutkie piosenki z XVIII i początku XIX wieku zbliżone są do czastuszek, ale nie jest to przekonujące. Przyjęto, że czastuszka pojawiła się w połowie XIX wieku, a jej największy rozwój przypada na okres po ukształtowaniu się władzy radzieckiej. Poprzednikami czastuszek były pieśni towarzyszące zabawom i tańcom, nazywane „częstymi”.

Termin „czastuszka” został wprowadzony w 1889 roku przez rosyjskiego pisarza Gleba Uspińskiego⁴ w felietonie *Nowe pieśni narodowe*, uwzględniającym charakterystykę narodowych wierszyków. Przytoczmy poświęcone temu pisarzowi słowa Bogusława Muchy:

W kręgu jego zainteresowań znalazły się prawie wszystkie sprawy nurtujące pouważanie wieś rosyjską: konflikty między biedakami a kułakami, ucisk podatkowy, głód pauperyzacja włościan (proces społeczny polegający na obniżaniu się stopy życiowej jednostek lub zbiorowości), ucieczka do miast w poszukiwaniu zarobku, rozkład wspólnoty gminnej, ruch przesiedleńczy itp. [...] W dojrzałym okresie twórczości Uspiński faworyzował problematykę chłopską. Ulubioną formą pisarza był zbiór tematycznie ze sobą powiązanych szkiców, stojących na pograniczu noweli i reportażu: *Z pamiętnika wiejskiego* (1877–1880), *Potęga ziemi* (1882) i inne⁵.

Dzieje czastuszki

Początkowo czastuszki nie uznawano za gatunek artystyczny twórczości narodowej, uważano, że zepsuje ona i zniszczy pieśń narodową. Krytycznie na ten temat wypowiedział się śpiewak rosyjski Fiodor Szalapin⁶.

² Zob. <https://poisk-ru.ru/s28680t2.html> (dostęp: 24.08.2020).

³ Zob. <https://slawa.su/media/kniga/1904-vlasova-skomorokhi-i-folklor.html> (dostęp: 20.08.2020).

⁴ Gleb Iwanowicz Uspiński (1843–1902) – rosyjski prozaik związany z ruchem narodników. Zob. Śliwowski R., *Literatura lat 1856–1881*, w: *Literatura rosyjska. Podręcznik*, red. M. Jakóbiec, t. II, Warszawa 1971, ss. 161–166.

⁵ B. Mucha, *Historia literatury rosyjskiej*, Wrocław 2002, s. 295, zob. także René Śliwowski, *Literatura lat 1856–1881*, w: *Literatura rosyjska. Podręcznik*, red. M. Jakóbiec, t. II, Warszawa 1971, ss. 161–166.

⁶ Fiodor Iwanowicz Szalapin (1873–1938) – rosyjski śpiewak (bas); jeden z największych artystów operowych wszech czasów. Zob. *Encyklopedia muzyki RMF Classic*, <https://www.rmfc->

Przeważa pogląd, że czastuszki rosyjskie, a także ukraińskie i białoruskie, powstały na wsi, a poprzedzały je formy pokrewne, doskonalone przez kunszt skomorochów – utalentowanych śpiewaków i muzykantów ludowych starej Rusi (stąd jedna z czastuszek nosi nazwę „skomорошник”), poprzez wpływ coraz bardziej złożonych instrumentów muzycznych, szczególnie harmonii, wreszcie na drodze wzajemnego oddziaływania folkloru wschodnio- i ogólnosłowiańskiego. W czastuszcze rosyjskiej odnotowano powiązania z polskim folklorem:

Od polskich mazurów, wyrwasów i krakowiaków mogła np. uzyskać większą w porównaniu z pieśniami rosyjskimi literackość rymowania i budowy stroficznej. Pieśń ukraińskie, białoruskie i polskie odegrały, jak się zdaje, „rolę katalizatora, który przyspieszył i ułatwił proces powstania” czastuszki rosyjskiej⁷.

Według Władimira Bachtina: „czastuszka [...] rosyjska jako gatunek [...] powstała w wyniku długiej ewolucji i stoi nie na początku, ale na końcu rozwoju, zaś materiał porównawczy zaczerpnięty został z odległej historycznie poezji ludowej”⁸.

Są też inne poglądy na ten temat: „Jeśli chodzi o czastuszkę rosyjską, to i tu stwierdzono w ostatnich latach wyraźne powiązania z folklorem ludów nawet tak odległych etnicznie jak malajski (pantun)”⁹. Od początku XX wieku sięgają po czastuszkę pisarze (Aleksandr Błok, Maksym Gorki). „Coraz częściej wprowadzana jest do utworów literackich, które dają świadectwo jej popularności i popularność tę zwiększają”¹⁰. W tworzeniu czastuszek zauważalny był udział poetów. Oto, co na ten temat pisze Zygmunt Grosbart (1923–2002), autor wielu prac z dziedziny slawistyki i translatoryki¹¹:

Tak powstały niektóre czastuszki dotyczące rewolucji 1905 i 1917 roku oraz wojny domowej: wśród ich autorów był Włodzimierz Majakowski i Demjan Biedny. Proces wykorzystywania miniatur ludowych we własnej poezji trwa do dnia dzisiejszego, wciągając w swoją orbitę takich twórców, jak Wasilij Lebidiew-Kumacz¹², poeta Michaił Isakowski, Aleksander Prokofjew¹³, Aleksander Twardowski¹⁴, Aleksiej Surkow¹⁵ i wielu

lassic.pl/encyklopedia/szalapin-fiodor-i.html (dostęp: 18.08.2020); <http://web.archive.org/web/20150923225641/http://www.booksite.ru/fulltext/vas/ily/lad/102.htm> (dostęp: 11.09.2020).

⁷ Cyt. za: Z. Grosbart, *op. cit.*, s. 262.

⁸ Cyt. jw., s. 262–263.

⁹ *Ibidem*, s. 263.

¹⁰ *Ibidem*, s. 264.

¹¹ Zob. J. Kita, S. Pytlas, *W służbie narodu. Profesorowie Uniwersytetu Łódzkiego w latach 1945–2014. Pro memoria*, Łódź 2005, s. 105–106.

¹² Wasilij Iwanowicz Lebidiew, pseud. Kumacz (1898–1949) – rosyjski (radziecki) poeta, autor tekstów pieśni i piosenek (m.in. do komedii muzycznych Grigorija Aleksandrowa) i pieśni masowych (m.in. *Pieśń o Ojczyźnie, Święta wojna* <„Wstawaj, strana ogromnaja...”>, 1941>), także utworów satyrycznych i poezji dla dzieci.

¹³ Aleksandr Andriejewicz Prokofjew (1900–1971) – rosyjski poeta i dziennikarz.

¹⁴ Aleksandr Trifonowicz Twardowski (1910–1971) – rosyjski poeta, publicysta, dziennikarz; redaktor naczelny miesięcznika „Nowyj Mir” (1950–1954, 1958–1970), któremu nadał rangę najważniejszego pisma literackiego w ZSRR.

¹⁵ Aleksiej Aleksandrowicz Surkow (1899–1983) – rosyjski pisarz, poeta, dziennikarz, przewodniczący Związku Pisarzy ZSRR (1953–1969).

innych. Czastuszka układana jest również dla doraźnych potrzeb estrad i teatrów, do których repertuaru weszła na stałe¹⁶.

Główną tematyką czastuszek jest tematyka miłośno-życiowa, jednakże już w okresie przewrotu październikowego w 1917 roku pojawiają się czastuszki o treści społecznej (najczęściej zabarwione ironicznie); w okresie radzieckim znacząco zwiększa się ich udział w ogólnej liczbie czastuszek, a ich zakres tematyczny rozszerza się. Będąc odpowiedzią na codzienne wydarzenia, czastuszka zwykle powstaje jako poetycka improwizacja. Charakterystyczne są dla niej zwroty do określonej osoby lub do słuchaczy, bezpośredniość wypowiedzi, realistyczność, ekspresja. Pod wpływem czastuszki folklorystycznej powstała czastuszka literacka. Jej twórcami są Diemjan Biedny¹⁷, Włodzimierz Majakowski¹⁸, Aleksandr Prokofjew.

W XX wieku ostrość i oryginalność melodii czastuszek przyciągnęła uwagę kompozytorów. Stworzyli oni wiele oryginalnych dzieł reprezentujących ten gatunek. Znany współczesny rosyjski kompozytor i pianista Rodion Szczedrin, który jest autorem prawie stu dzieł skomponowanych we wszystkich gatunkach muzycznych: od opery i symfonii do koncertu, fortepianowej miniatury i sztuki – mówi o sobie: „Jestem listkiem z drzewa muzyki rosyjskiej”. Od samego początku drogi twórczej w latach pięćdziesiątych i sześćdziesiątych XX wieku przyłgnęła do kompozytora sława odkrywcy. I po dziś dzień premierom dzieł Szczedriny towarzyszą formułowane przez krytków uwagi, że kompozytor jest „znowu nowy, znowu niespodziewany, znowu nieprzewidywalny”. W muzyce Szczedriny akurat „krwiobieg” zawsze jest intensywny i w nim zawsze jest słyszalna rosyjska intonacja. Wizytówką kompozytora jest koncert na orkiestrę *Ozornyje czastuszki* (w wolnym tłumaczeniu: „Niegrzeczne przyśpiewki”). Szczedrin po raz pierwszy wprowadził tam – na „akademicki użytek własny” – prostą rosyjską czastuszkę z jej „grubym” humorem ludowym. W operze *Martwe dusze* na podstawie powieści Nikołaja Gogola (1809–1852) partię skrzypiec w operze zastąpił chórem. A w operze *Bojarzyna Morozowa* zupełnie zrezygnował z orkiestry, tworząc nowy w rosyjskiej muzyce gatunek: operę chóralną. To właśnie Szczedrin jako pierwszy w Rosji wykorzystał technikę „kolażu muzycznego” – w drugim koncercie fortepianowym. Kompozytor tłumaczył:

Czastuszka zawiera w sobie humor oraz ironię. Jest w niej ostra satyra wymierzona przeciw porządkowi rzeczy i obrońcom *status quo*. Krótka forma, asymetryczna budowa, prościutka melodia, synkopowany rytm, improwizacja, wariantowe powtarzanie i poczucie humoru. Myślę, że te cechy czastuszek pozwalają na wykorzystanie ich jako klucza do przebogatego muzycznego świata¹⁹.

¹⁶ Z. Grosbart, *op. cit.*, s. 264.

¹⁷ Diemjan Biedny (właśc. Jefim Aleksiejewicz Pridworow, 1883–1945) – rosyjski pisarz, poeta, publicysta.

¹⁸ Władimir Władimirowicz Majakowski (1893–1930) – rosyjski poeta i dramaturg, przedstawiciel kubofuturyzmu.

¹⁹ *Jak czastuszka limerykiem została*, <http://www.polskieradio.pl/8/688/Artykul/507496,Jak-czastuszka-limerykiem-zostala> (dostęp: 18.08.2020).

Współczesna czastuszka to krótka rymowana piosenka, z reguły czterowersowa, z wyraźną pointą; śpiewana lub wykrzykiwana. Aby definicja była wystarczająca, należy uwzględnić rytm i tematykę utworu oraz charakterystykę melodyczną. Jednakże te aspekty są diametralnie różne, a strona melodyczna nie zawsze brana jest pod uwagę. Literaturoznawca, folklorysta, pedagog, autor wielu prac naukowych Siergiej Łazutin²⁰ uważa, że jest to trochej czterostopowy, Iwan Tiszczenko – czterostopowe jamby i trocheje, a Walerij Briusow²¹ – wiersz toniczny przechodzący w metr, czasem w metr dwu- i trzystopowy. Z kolei Aleksandr Kwiatkowski²² odrzuca wszelkie próby analizy „z punktu widzenia jambiczno-trocheicznej teorii wiersza” i zalicza czastuszkę do „klasy czterozestrojowych wierszy tonicznych”²³.

Pochodzenie nazwy „czastuszka” nie zostało dotychczas przekonująco wyjaśnione. Zygmunt Grosbart, powołując się na *Etymologiczny słownik języka rosyjskiego*, pisze:

Większość badaczy wywodzi termin „czastuszka” z rosyjskiego (ruskiego) słowa „частый”, w znaczeniu „składający się z szybko następujących po sobie ruchów, dźwięków itp.”, i tłumaczy go szybkim rytmem czastuszek, tym, że słowa padają w nich jedno za drugim z dużą prędkością²⁴.

Folklorysta i literaturoznawca białoruski Iwan Tiszczenko²⁵ „kojarzy wyraz »czastuszka« z »малая« (»mała«), »мелкая« (»drobna«), co, jego zdaniem, podkreślałoby formę piosenek »w odróżnieniu od pieśni długich«. W niektórych regionach Rosji pewien rodzaj czastuszki nosi nazwę »drobnej pieśni« (»мелкая песня«)”²⁶. W *Encyklopedii muzyki RMF Classic* czytamy na ten temat:

Czastuszka to żartobliwa ludowa piosenka rosyjska, wykształcona na przełomie XVIII i XIX w., wykonywana np. z akompaniamentem harmonii ręcznej (bajanu) najczęściej dwu- lub czterowersowa, o żartobliwej treści, tematyce obyczajowej, społecznej lub miłosnej, w rytmie tanecznym, często improwizowana²⁷.

Władysław Kopaliński podaje, że „czastuszka to rosyjska – dwu- a. czterowersowa, rosyjska, ukraińska, białoruska, żartobliwa przyspiewka ludowa (niekiedy

²⁰ Siergiej Georgijewicz Łazutin (1919–1993) – *Russkije narodnyje piesni, Russkije narodnyje liryczeskije piesni, czastuszki posłowicy, Russkije narodnyje piesni: posobije dla wuzow*.

²¹ Walerij Jakowlewicz Briusow (1873–1924) – pisarz uważany za jednego z twórców i przywódców rosyjskiego symbolizmu; znany tłumacz literatury francuskiej i ormiańskiej; tworzył dzieła historyczne (*Ognisty Anioł*) i urbanistyczne, a także eseje, opowiadania i powieści.

²² Aleksandr Pawłowicz Kwiatkowski (1888–1968) – rosyjski literaturoznawca i poeta.

²³ Cyt. za: Z. Grosbart, *op. cit.*, s. 260.

²⁴ Z. Grosbart, *op. cit.*, s. 259.

²⁵ Iwan Kiriłłowicz Tiszczenko (1836–2001) – autor monografii, haseł w encyklopedii, artykułów, na temat folkloru, mitologii; pisał scenariusze do filmów dokumentalnych, recenzje książek i in. ²ob. <http://fk.archives.gov.by/fond/115830/> (dostęp: 03.09.2020).

²⁶ Z. Grosbart, *op. cit.*, s. 259.

²⁷ Zob. *Encyklopedia muzyki RMF Classic*, <http://www.rmflclassic.pl/encyklopedia/czastuszka.html> (dostęp: 21.08.2020).

improwizowana) o tematyce obyczajowej, miłosnej a. społecznej”²⁸. Natomiast *Encyklopedia PWN* wyjaśnia, iż „czastuszka to żartobliwa lud. piosenka ros., wykształcona na przeł. XVIII i XIX w., wykonywana np. z akompaniamentem harmonii ręcznej (bajanu); pod popularną melodię są podkładane krótkie zwrotki tekstu o tematyce głównie społeczno-obyczajowej, a także miłosnej, często humorystycznej lub satyrycznej”²⁹. Oto jaką definicję oferuje *Słownik terminów literackich*:

Czastuszka (ros. частушка) – gatunek ludowej twórczości słowno-muzycznej w poezji rosyjskiej o bardzo różnorodnej tematyce, związanej niemal z wszystkimi dziedzinami życia ludzkiego (praca, miłość, polityka, obyczaj, przyroda itp.), o charakterze epigramatycznym, najczęściej żartobliwy, a nawet satyryczny. Strofa czastuszki jest 4-wersowa (rzadziej 2-wersowa), składa się z wersów o regularnym, dobitnym rytmie, zwykle trocheicznym, powiązanych rymami parzystymi lub przeplatanymi. Najczęściej stosowanym zabiegiem poetyckim jest w czastuszcze paralelizm³⁰.

Natomiast w *Encyklopedii „Gazety Wyborschej”* można znaleźć następujące objaśnienie: „Czastuszka, ros. żartobliwa piosenka lud. O tematyce społ.-obyczajowej, z akompaniamentem akordeonu lub bajanu, oparta na powtarzanej, prostej, skocznej melodii”³¹.

Według rosyjskiego filologa, lingwisty i historyka Aleksieja Szachmatowa³², nazwa czastuszki pochodzi od czasownika „paplać” ze znaczeniem „szybko mówić do częstych taktów muzycznych”; druga interpretacja umotywowania nazwy – „to, co często powtarzają”.

Synonimami czastuszki jako pieśni są: aria, ballada, barkarola, canzona gondoliera, hymn, kancona, kantylena, pienie, pieśń, piosenka, protest song, romanca, romans, serenada, szanta³³. Inne nazwy: kołysanka, krótka przyśpiewka rosyjska, ludowa piosenka rosyjska, ludowa piosenka rosyjska o żartobliwej treści, ludowa piosenka rosyjska, białoruska lub ukraińska o tematyce humorystycznej, ludowa przyśpiewka, pioseneczka, piosenka, protest song, przebój, przyśpiewka, przyśpiewka ludowa, przyśpiewka rosyjska, przyśpiewka rosyjska, żartobliwie, rosyjska żartobliwa piosenka ludowa, rosyjska ludowa pieśń taneczna z żartobliwym tekstem, rosyjska piosenka ludowa, rosyjska przyśpiewka, rosyjska przyśpiewka ludowa, szansonetka, śpiewna przy dźwiękach bałałajki przyśpiewka rosyjska, śpiewanka, śpiewka, ukraińska

²⁸ Zob. W. Kopaliński, *Podręczny słownik wyrazów obcych*, Warszawa 1996, s. 159.

²⁹ Zob. *Encyklopedia PWN*, <http://encyklopedia.pwn.pl/haslo/czastuszka;3889310.html> (dostęp: 21.08.2020).

³⁰ Zob. Głowiński M., Kostkiewiczowa T., Okopień-Sławińska A., Sławiński J., *Słownik terminów literackich*, Wrocław-Warszawa-Kraków 2008, ss. 88–89. Definicja opracowana na podstawie: Z Grosbart, Czastuszka, „Zagadnienia Rodzajów Literackich”, 1969, z. 2., ss. 193–195.

³¹ Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborschej”*, t. 3, Kraków 2005–2006, s. 566.

³² Aleksiej Aleksandrowicz Szachmatow (1864–1920) – rosyjski folklorysta, lingwista i historyk.

³³ Zob. <https://synonim.net/synonim/czastuszka> (dostęp: 22.08.2020).

piosenka ludowa, żartobliwa ludowa piosenka rosyjska, żartobliwa piosenka, żartobliwa przyśpiewka³⁴.

Według Grosbarta „ta wielość nazw, oznaczających nie tyle gatunek, co podgatunki, odzwierciedla ludowy pogląd na czastuszkę jako na utwór o nadzwyczaj zróżnicowanych właściwościach. Wprowadzony i przyjęty w obiegu naukowym termin „czastuszka” ujedynoliał tę różnorodność, lecz zarazem zacierał specyficzne cechy czastuszki jako gatunku”³⁵.

A oto przykładowy fragment czastuszki autorstwa Józefa Banasiaka (1992)

Jechał Wania na maszynie,
Póki sprzyjał dobry czas.
W Sofii, w Pradze i w Berlinie
Nie ominął także nas.
Hej, hej, Dunia ma,
Dunia, dziewczeczka maja!
Lecz czerwona gwiazda zbladła,
Jej ostatni promyk zgasł,
A maszyna mu wysiadła,
A Iwana piorun trzasł.
Hej, hej, Dunia ma,
Dunia, dziewczeczka maja!³⁶

W swoich rozważaniach dotyczących problematyki czastuszki Zygmunt Grosbart zaprezentował współczesny stan badań nad tym gatunkiem twórczości ludowej; badania skupiają się wokół prób zdefiniowania terminu, określenia tematyki czastuszek, ich genezy, a także paralelności w folklorach niesłowiańskich. Grosbart podkreślał, że badania nad poetyką gatunku, szczególnie nad walorami humorystycznymi czastuszek, komplikuje ich ścisły związek z muzyką. Przytoczył poglądy takich badaczy, jak literaturoznawca i folklorysta Władimir S. Bachtin³⁷, Siergiej F. Baranow³⁸ i Iwan Tiszczenko, odrzucających teorię wyprowadzającą czastuszkę z folkloru fabrycznego i określających jej tematykę jako uniwersalną. Przyczyną nieprecyzyjności wielu badań w tym zakresie było pozostawianie ich wyłącznie na gruncie języka rosyjskiego, gdy tymczasem teza o pierwotności czastuszki białoruskiej i ukraińskiej w stosunku do rosyjskiej wydaje się w tej chwili niepodważalna.

Wspomniany Iwan Tiszczenko odrzuca pogląd, że tematyka czastuszki jest zazwyczaj uniwersalna, twierdząc, że uniwersalność taka przekreśla czastuszkę jako dzieło sztuki.

³⁴ Zob. <https://krzyzowka.net/haslo-do-krzyzowki/czastuszka#minf> (dostęp: 22.08.2020).

³⁵ Zob. Z. Grosbart, *op. cit.*, s. 260.

³⁶ Zob. https://www.tekstowo.pl/piosenka,jozef_banasiak,czastuszki.html (dostęp: 22.08.2020).

³⁷ Władimir Sołomonowicz Bachtin (1923–2001) – literaturoznawca, badacz folkloru, autor wielu prac naukowych. Zob. <https://nekropol-spb.ru/kladbischa/krasnenkoe-kladbische/bachtin-vladimir-solomonovich> (dostęp: 21.08.2020).

³⁸ Siergiej Fiodorowicz Baranow (1895–1971), pracownik naukowy w Irkuckim Państwowym Pedagogicznym Instytucie, działacz państwowy i polityczny. Zob. http://irkipedia.ru/content/baranov_sersey_fedorovich (dostęp: 06.09.2020).

Różne rodzaje czastuszek

Istnieje wiele melodii czastuszek. Często tekst czastuszki śpiewany jest z tym samym, znanym motywem. Tymczasem w każdym obwodzie, prawie w każdym rejonie, można usłyszeć oryginalne, niepodobne do innych melodie i akompaniamenty. Były i są one śpiewane w pojedynkę, w tańcu i w pracy. W zależności od treści, czastuszki śpiewane są szybko lub wolno. Czastuszki czterowersowe o różnej tematyce zwane są lirycznymi (przyśpiewki), a czterowersowe przyśpiewki, które różnią się od lirycznych szczególnym rytmem, stosownym do tańca, i których wersy są krótsze niż w lirycznej czastuszce, są zwane tanecznymi. Odnoszą się do nich czastuszki typu: „Jabluszek”; pojawiły się na początku XX wieku na Ukrainie, jako miłosne. W latach 1917–1920 tego typu czastuszki zyskały nową tematykę socjalno-polityczną. Stradanijska (cierpienie) – to zazwyczaj dwuwersowe czastuszki o miłości, śpiewane wolno, przeciągle nad Wołgą i w środkowej Rosji. Nie były znane na północy Rosji, Uralu i Syberii. Czastuszki, nazwane od zaśpiewki „Semionowna” (cwana rosyjska baba), to dwuwersowe czastuszki ze szczególnie smutnym rytmem. Pojawiły się w latach trzydziestych XX wieku. Na motywie tej czastuszki w latach trzydziestych i czterdziestych XX wieku stworzono wiele romansów.

Warto przypomnieć, że w 1973 roku polski piosenkarz, aktor teatralny i filmowy Michał Bajor³⁹ wygrał Festiwal Piosenki Radzieckiej w Zielonej Górze wykonaniem w języku rosyjskim czastuszki *Siemionowna*. Oto fragment:

Звали девушку по отчеству Семёновной,
И не зря молва народная гласит –
Хоть и трудно ей жилось, но всё равно она
Лучше всех плясать умела на Руси.

Под перестук выходит вдруг,
Смотри-ка, не дыши, ух,
Семёновна, Семёновна,
А ну, давай, пляши, пляши.
Семёновна, Семёновна,
А ну, давай, пляши⁴⁰.

Jeszcze innym rodzajem czastuszek jest tzw. matania. Uważa się, że słowo to pochodzi od należącego do grupy ugrofińskiej języka mordowskiego i oznacza „miły” (miły), „ухажёр” (zalotnik); słowem „matania” wykonawcy czastuszek zwracali się do swoich ukochanych, przy tym słowo to często brzmiało zarówno na początku pieśni, jak i w przyśpiewkach. Ten czterostopniowy trochej, a także zwrotka matani składają się z dwóch zwrotek i przyśpiewki.

³⁹ Michał Bajor (ur. 1957) – polski piosenkarz, aktor teatralny i filmowy. Absolwent warszawskiej Państwowej Wyższej Szkoły Teatralnej (1980). Debiutował na Festiwalu Piosenki Polskiej w Opolu (1970). W 1973 r. wygrał młodzieżowy festiwal piosenki w Zielonej Górze.

⁴⁰ Zob. https://www.tekstowo.pl/piosenka,michal_bajor,siemionowna.html (dostęp: 20.08.2020).

Tematyka czastuszek

Analizując tekst czastuszki, nie można poprzestać na rozważaniach filologicznych, ponieważ jest to utwór śpiewany lub wykonywany przy akompaniamencie instrumentu muzycznego. W oderwaniu od muzyki nie uda się objaśnić pewnych właściwości rytmu czastuszki, np. powstawania strukturalnych dłużyzn sylabicznych, pauz wewnątrzwersetowych i częstej transakcentacji wyrazów.

Większość czastuszek dotyczy miłości, jednakże granica między czastuszką osobistą, życiową a społeczną (socjalną) ma znaczenie całkowicie umowne. Można wydzielić następującą tematykę czastuszek:

- miłosno-życiową,
- społeczno-polityczną,
- wiejsko-kołchozową.

W latach władzy radzieckiej powodem do tworzenia czastuszek była propaganda. W wielu czastuszkach demonstrowano ogólnonarodowy los zdrowego cynizmu w odniesieniu do wszystkich kłopotów w kraju – w przeciwieństwie do narzucanej aktywności politycznej. Niekiedy w czastuszkach odzwierciedlano bieżące nowości. Niektóre czastuszki były natychmiastową i trafną reakcją na aktualne tematy. W tym samym czasie, w celach propagandowych, wydawano zbiory „ideologicznie poprawnych” czastuszek. Czastuszki tworzone były przez wszystkich – zarówno przez dorosłych, jak i przez dzieci. Po pierestrojce, w roku 1990, pojawiły się czastuszki, w których wykorzystywano słowa obcojęzyczne. W parze ze zmianami w kraju szła zmiana tematyki czastuszek, jednakże główną tematyką pozostały relacje między mężczyzną a kobietą. Niektóre tematy czastuszek zostały objęte cenzurą. W epoce ZSRR większość czastuszek skoncentrowanych było na ostrej polityce.

Jacek Kaczmarski, polski poeta, prozaik, kompozytor, piosenkarz i twórca tekstów piosenek, śpiewał czastuszki o pierestrojce⁴¹. Oto fragment jednej z jego czasuszek:

Odrodzenie państwa w drodze!
Już nie grozi nam agonia!
Wspólnie się radują srodze
Litwa, Łotwa i Estonia.

Oj ra! Oj ra! Rodina Sowieckaja!
Oj ra! Oj ra! Rodina Sowieckaja!

Pierestrojka szlaki mości
Do osiągnięć i honorów!
Nie posiada się z radości

⁴¹ Jacek Marcin Kaczmarski (1957–2004) – polski poeta, prozaik, kompozytor, piosenkarz, twórca tekstów piosenek. Znany głównie dzięki piosenkom o tematyce historycznej (*Rejtan, czyli raport ambasadora, Sen Katarzyny II, Lekcja historii klasycznej*) i społeczno-politycznej (*Mury, Nasza klasa, Oblawa*).

^{zob.} <http://www.kaczmarski.art.pl/zycie/zyciorys-2/anny-grazi-jacek-kaczmarski-1957-2004-zycie-i-tworczosc/> (dostęp: 15.08.2020).

Ukraina i Białoruś.

Oj ra! Oj ra! Rodina Sowieckaja!
Oj ra! Oj ra! Rodina Sowieckaja!

Ekonomia rusza z posad
I oblicze życia zmienia!
Z entuzjazmem w mocnych głosach
Śpiewa Gruzja i Armenia.

Oj ra! Oj ra! Rodina Sowieckaja!
Oj ra! Oj ra! Rodina Sowieckaja!⁴².

Kolory, poetyka

Symboliczne znaczenie w czastuszkach mają kolory:

- czerwony – kolor siły;
- niebieski – kolor wątpliwości;
- żółty – kolor zdrady;
- czarny – kolor smutku;
- biały – kolor czystości i niewinności.

Trudno jednak ocenić poetykę czastuszki, a zwłaszcza jej walory humorystyczne, nie biorąc pod uwagę „najsubtelniejszego humoru w muzyce”, jakim jest „rosyjski humor tonów”, nie ustępujący, zdaniem muzykologa kompozytora Borisa Astafjewa⁴³, humorowi słownemu.

Podsumowanie

Czastuszki zajmują znaczące miejsce w dziejach rosyjskiej pieśni narodowej. Należą do najtrwalszych i najproduktywniejszych form twórczości poetycko-pieśniowej. Tekst czastuszki to zazwyczaj czterowiersz trocheiczny, w którym rymują się druga i czwarta zwrotka (czasami wszystkie zwrotki rymują się krzyżowo). Charakterystyczną cechą języka czastuszki jest wyrazistość i bogactwo środków językowych często wychodzących poza ramki języka literackiego. Podstawą muzyczną czastuszki są krótkie jednoczęściowe, a rzadziej dwuczęściowe melodie wykonywane w połowie za pomocą gwary lub śpiewu. Ich różnorodność tematyczna oraz niezwykle pojemny i zwięzły kształt metryczny umożliwiają natychmiastowe uchwycenie i maksymalnie lakoniczne oddanie myśli, obrazu, charakterystycznego rysu czy szczegółu. W tworzeniu i rozwijaniu tego gatunku bierze udział wielu wykonawców.

⁴² Zob. <http://teksty.org/jacek-kaczmarek, czastuszki-o-pierestrojce, tekst-piosenki> (dostęp: 15.08.2020).

⁴³ Boris Władimirowicz Astafjew, pseud. Igor Glebow (1884–1949) – rosyjski kompozytor, muzykolog, artysta.

Proces powstawania współczesnych czastuszek znalazł pełne autentyzmu odbicie w literaturze pięknej⁴⁴. Czastuszki nie występują nad Donem, ponieważ kozacy odnosili się lekceważąco do rosyjskich chłopów (od „łapti” – rosyjskie buty z wikliny), dlatego też nie przejmowali gatunku czastuszki. Czastuszka została wprowadzona do słowników wielu języków bez tłumaczenia, tak jak słowa „samowar”, „matrioszka”, które w słownikach obcojęzycznych nie są tłumaczone.

Pod koniec XIX wieku czastuszki stały się jednym z najbardziej rozpowszechnionych gatunków współczesnego folkloru pieśniowego, przenikając od europejskiej Rosji po Ukrainę i do odległych rejonów wschodniej Syberii. Zachowane do dziś materiały folklorystyczne i badania folklorystów i etnografów skłaniają do sformułowania wniosku, że czastuszki powstały w miejscach, w których krzyżowały się w pewnym sensie dwie przeciwstawne kultury – tradycyjny folklor chłopski i nowa miejska poezja literacka. Takimi miejscami były małe miasteczka powiatowe, tętniące życiem wioski na szlakach handlowych, przedmieścia dużych miast. Tutaj, na styku miasta i wsi, w związku z przemianą tradycyjnego folkloru pod wpływem literatury, zaczynały kształtować się poszczególne rodzaje czastuszek, najbardziej rozpowszechnionego i najpopularniejszego gatunku piosenki ludowej, niezwykle istotnego elementu dziedzictwa kulturowego folkloru wschodniosłowiańskiego.

Literatura

- Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 3, Kraków 2005–2006.
- Grosbart Z., „Czastuszka” jako zjawisko z pogranicza folkloru i literatury (próba syntezy), w: *Z polskich studiów slawistycznych*, seria 4: *Nauka o literaturze*, Warszawa 1972.
- Grosbart Z., *Czastuszka*, w: *Słownik rodzajów i gatunków literackich*, pod red. G. Gazdy, Warszawa 2012.
- Grosbart Z., *Czastuszka*, w: Głowiński M., Kostkiewiczowa T., Okopień-Sławińska A., Sławiński J., *Słownik terminów literackich*, Wrocław-Warszawa-Kraków 2008.
- Grosbart Z., *Czastuszka*, w: „Zagadnieniach Rodzajów Literackich”, 1969, z. 2.
- Inspiracje ludowe w literaturach słowiańskich XI–XXI wieku*, red. I. Rzepnikowska, Toruń 2009.
- Kita J., Pytlas S., *W służbie narodu. Profesorowie Uniwersytetu Łódzkiego w latach 1945–2014. Pro memoria*, Łódź 2005.
- Kopaliński W., *Podręczny słownik wyrazów obcych*, Warszawa 1996.
- Mucha B., *Historia literatury rosyjskiej*, Wrocław 2002.
- Śliwowski R., *Literatura lat 1856–1881*, w: *Literatura rosyjska. Podręcznik*, red. M. Jakóbiec, t. II, Warszawa 1971.
- Słownik folkloru polskiego*, red. J. Krzyżanowski, Warszawa 1965.
- Wielki słownik rosyjsko-polski z kluczem polsko-rosyjskim*, red. J. Wawrzyńczyk, Warszawa 2004.

⁴⁴ Zob. Z. Grosbart, *op. cit.*, s. 263.

Strony www

<http://nuty.pl/t/79739.htm>; Szczedrin Rodion Konstantynowicz, Chastushki, Concerto for Piano Solo.

Encyklopedia muzyki RMF Classic: <http://www.rmflclassic.pl/encyklopedia/czastuszka.html>.

Encyklopedia PWN: <http://encyklopedia.pwn.pl/haslo/czastuszka;3889310.html>.

Поэтический словарь А.П. Квятковского (1888–1968), известного ученого, самобытного исследователя русского стиха; <http://www.labirint.ru/books/416284/>.

http://bazhum.muzhp.pl/media//files/Biuletyn_Polonistyczny/Biuletyn_Polonistyczny-r1972-t15-n46/Biuletyn_Polonistyczny-r1972-t15-n46-s264/Biuletyn_Polonistyczny-r1972-t15-n46-s264.pdf

<http://www.kaczmarek.art.pl/zycie/zyciorys-2/anny-grazi-jacek-kaczmarek-1957-2004-zycie-i-tworczosc/>.

<https://www.poezjaspiewana.pl/jacek-kaczmarek-spiwnik/1898-czastuszki-opierestrojce>.

<https://synonim.net/synonim/czastuszka>.

<https://krzyzowka.net/haslo-do-krzyzowki/czastuszka#minf>.

https://www.tekstowo.pl/piosenka,michal_bajor,siemionowna.html.

<https://nekropol-spb.ru/kladbischa/krasnenkoe-kladbische/bahtin-vladimir-solomonovich>.

<https://www.rmflclassic.pl/encyklopedia/szalapin-fiodor-i.html>.

<https://poisk-ru.ru/s28680t2.html>.

https://studopedia.ru/8_86256_prichitanie.html.

<https://slawa.su/media/kniga/1904-vlasova-skomorokhi-i-folklor.html>.

Jak czastuszka limerykiem została; <http://www.polskieradio.pl/8/688/Artykul/507496,Jak-czastuszka-limerykiem-zostala>.

<http://fk.archives.gov.by/fond/115830/>.

http://irkipedia.ru/content/baranov_serгей_fedorovich.

<http://web.archive.org/web/20150923225641/http://www.booksite.ru/fulltext/vas/ilylad/102.htm>.

Słowa kluczowe

zwyczaj ludowy, piosenki ludowe, etnografowie, poezja wselena, poemat heroiczny, baśnie

Abstract

Chastushki as part of cultural heritage of East-Slavic folklore

Every generation draws from folklore exactly what it needs. As time goes by and a lot changes, the past does not vanish; there is always something that stays forever.

The article aims to define chastushka, present its history, themes, names, types, “colors” and poetics. The introduction mentions selected names of renowned East-Slavic writers, folklorists, ethnographers, linguists, historians and collectors from different areas, investigating fairy tales, rites and folk songs, bylina and chastushki, proverbs, sayings, riddles and spells. The article ends with an extensive summary.

The work is based on a source query followed by an analysis of Polish- and Russian-language materials.

Keywords

folk rites, folk songs, ethnographers, wedding poetry, heroic poem, fairy tales

Angela Bajorek (<https://orcid.org/0000-0002-9296-9753>)

Uniwersytet Pedagogiczny w Krakowie

Ewa Horyń (<https://orcid.org/0000-0001-5549-5977>)

Uniwersytet Pedagogiczny w Krakowie

Kilka uwag o stereotypie Niemca wśród studentów filologii germańskiej¹

Dyskurs związany ze stereotypowym postrzeganiem grup narodowych, w tym przypadku wizerunku Niemca, jest obecny w wielu dyscyplinach naukowych. Stanowi on obiekt badań między innymi językoznawców² czy literaturoznawców³.

Przypomnijmy, według *Encyklopedii języka polskiego*,

„Stereotyp w języku to uproszczone, schematyczne, uogólniające, potoczne wyobrażenie (lub wyobrażenia) określonej kategorii osób (jakiejś narodowości, zawodu, wieku, płci itp.), zwierząt (np. psa, kota), instytucji (np. policji, szkoły), wydarzeń (np. wesela, wyborów), wspólne dużej liczbie ludzi, któremu zwykle towarzyszy pozytywna lub negatywna postawa”⁴.

¹ Artykuł ten ma charakter wprowadzający; rozpoczyna cykl studiów, autorkami których będą: dr hab. prof. UP Angela Bajorek, dr hab. Małgorzata Chrobak, dr hab. prof. UP Ewa Horyń.

² Por. np.: W. Pisarek, *Wyobrażenia o polskich stereotypach regionalnych*, „Zeszyty Prasoznawcze”, nr 1, 1975, s. 73–78; K. Pisarkowa, *Konotacja semantyczna nazw narodowości*, „Zeszyty Prasoznawcze”, nr 1, 1996, s. 7–11; *Stereotyp jako przedmiot lingwistyki: teoria, metodologia, analizy empiryczne*, „Język a Kultura”, t. 12, red. J. Anusiewicz, J. Bartmiński, Wrocław 1998; *Słownik stereotypów i symboli ludowych*, red. J. Bartmiński, S. Niebrzegowska-Bartmińska, t. 1–2, Lublin 1996–2017; J. Bartmiński, J. Panasiuk, *Stereotypy językowe*, [w:] *Współczesny język polski*, red. J. Bartmiński, Lublin 2001, s. 371–395; I. Bielińska-Gardziel, *Stereotyp rodziny we współczesnej polszczyźnie*, Warszawa 2009; *Stereotypy mieszkają w języku. Studia etnolingwistyczne*, Lublin 2009; M. Karwatowska, L. Tymiaćkin, *Wśród stereotypów i tekstów kultury. Studia lingwistyczne*, Lublin 2020.

³ Zob. np.: Z. Mitosek, *Literatura i stereotypy*, Wrocław 1974; *Narody i stereotypy*, red. T. Wałas, Kraków 1995; *Stereotypy w literaturze (i tuż obok)*, red. W. Bolecki, G. Gazda, Warszawa 2003. Na temat stereotypów Niemca w polskiej literaturze 2. połowy XX wieku zob. np.: H. Gosk, *Bohater literacki o cechach Innego/Obcego*, [w:] tejsze, *Bohater naszych czasów. Postać literacka w powojennej prozie polskiej o tematyce współczesnej*, Izabelin 2002, s. 63–109; D. Wojda, *PRL-owska wizja Ziem Odzyskanych w Przygodach Pana Samochodzika Zbigniewa Nienackiego*, [w:] *Literatura popularna*, t. 1: *Dyskursy wielorakie*, red. E. Bartos, M. Tomczok, Katowice 2013, s. 83–95.

⁴ *Encyklopedia języka polskiego*, red. S. Urbańczyk, M. Kucala, Wrocław 1999, s. 374–375; za: M. Karwatowska, L. Tymiaćkin, *Wśród stereotypów i tekstów kultury...*, s. 17.

W WSJP czytamy, „stereotyp” to „książk. ‘wyobrażenie o kimś lub o czymś, utrwalone w świadomości dużej grupy osób i niełatwo poddające się zmianom, nie zawsze przy tym zgodne z rzeczywistością”⁵.

Podążając za tą opinią analiza pojęcia „stereotyp” uwypukla dość wyraźnie negatywne⁶ definicje, dla których charakterystyczne są następujące sformułowania: „bezkrytyczne uogólnienia“, „nienaukowe nastawienie“⁷, przejaw myślenia zbiorowego negujący postrzeganie człowieka jako indywiduum posiadającego niepowtarzalną osobowość⁸, „nie neutralne stwierdzenia, lecz emocjonalne osądy”⁹, „obrazy w naszych głowach”¹⁰, „stereotypowe wyobrażenia”¹¹ oparte na schematycznym i upraszczającym postrzeganiu rzeczywistości zabarwionym wartościująco, często bazujące na uprzedzeniach i niepełnej wiedzy¹².

Według Jerzego Bartmińskiego¹³, „zarówno wśród socjologów, psychologów, politologów, literaturoznawców, jak i medioznawców dominuje postawa krytyczna w stosunku do stereotypów, akcentuje się potrzebę walki z nimi, ich przewyciężanie, przełamywanie”¹⁴. Mimo iż stereotypom przypisuje się różne cechy, to „szczególnego znaczenia nabierają dwie: trwałość i powszechność. Stereotypy, z jednej strony, niełatwo poddają się zmianom, z drugiej zaś, niebywale łatwo upowszechniają się i utrwalają”¹⁵. „Stereotypy są częścią dziedzictwa kulturowego, przenoszone zostają

⁵ WSJP – *Wielki słownik języka polskiego* – https://wsjp.pl/do_druku.php?id_hasla=21073&id_znaczenia=0 (dostęp: 30.07.2020).

⁶ Współczesny negatywny obraz stereotypu Niemca ma zapewne nadal podłoże historyczne, choć przeobraża się na rzecz pozytywnych konotacji wraz z pokoleniowymi zmianami zachodzącymi w sferze społeczno-politycznej.

⁷ H. Bausinger, *Stereotypie und Wirklichkeit*, [w:] *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache*. 14, München: iudicium 1988, s. 157–170.

⁸ J. Papuzińska, „My i „Oni” czyli stereotyp Polaka i Niemca w polskiej literaturze dziecięcej, [w:] *Almanach zur polnischer Kinderkultur. Almanach polskiej kultury dziecięcej*, red. G. Gorschenek, M. Gorschenek, H. Hilzheimer, Hamburg 1996, s. 173–175.

⁹ H. H. Hahn, *Historische Stereotypenforschung. Methodische Überlegungen und empirische Befunde*, Oldenburg 1995, s. 155–171.

¹⁰ W. Lippmann, *Public opinion*, Nowy Jork 1961, s. 22.

¹¹ G. Maletzke, *Interkulturelle Kommunikation*, Opladen 1996, s. 109. Badacz, zwracając uwagę na różnorodność kulturową, przypisuje w swojej publikacji określonym nacjom dość uproszczone cechy: „Anglicy są rzeczowi, świadomi tradycji, Amerykanie powierzchowni i materialistyczni, Włosi namiętni, muzycalni i niedbali; Niemcy są uważani przez innych za pracowitych, sumiennych i uczciwych, itd.” (tłum. własne – A. B.).

¹² K. Olecki, P. Załęcki, *Słownik socjologiczny*, Toruń 1997, s. 204.

¹³ J. Bartmiński, *O stereotypach i profilowaniu słów kilka*, [w:] *Stereotypy – walka z wiatrakami?*, red. A. Bujnowska, J. Szadura, Lublin 2011, s. 34.

¹⁴ Za: M. Karwatowska, L. Tymiakin, *Wśród stereotypów i tekstów kultury...*, s. 15. Autorzy dodają jednak, iż stereotypy „mogą być nacechowane zarówno in plus, jak i in minus, postrzegane jako utarte wyobrażenia, które nabywa się wraz z wiekiem i przyswaja od innych w przekazie pokoleniowym” (s. 18).

¹⁵ Tamże, s. 19.

w procesie socjalizacji na kolejne pokolenia, a poprzez dyfuzje kulturowe, również do innych grup i społeczności”¹⁶.

W niniejszym artykule postaramy się ustalić, jaki wizerunek Niemca jest utrwalany wśród młodych użytkowników języka. W tym celu odwołałyśmy się do wyników analiz opublikowanych w artykule pt. *Jak zmienia się stereotyp Niemca w Polsce? Profile i ich historyczno-kulturowe uwarunkowania* autorstwa Jerzego Bartmińskiego, w którym badacz przybliżył wyniki przeprowadzonych badań ankietowych w Instytucie Filologii Polskiej UMCS w ramach seminarium magisterskiego (1990, 1993), a także w zespole opracowującym temat *Słownictwo aksjologiczne we współczesnym języku polskim*¹⁷ (z udziałem P. Brzozowskiego i M. Mazurkiewicz-Brzozowskiej)¹⁸. Studium to stanowi asumpt do podjęcia się po ponad 25 latach rozważań na temat wizerunku Niemca wśród studentów filologii germańskiej¹⁹. Przeprowadzona ankieta zawierała 10 poleceń²⁰. Wypełniło ją 52 osoby.

Oto jej wyniki.

1. Pierwsze polecenie dotyczyło znajomości pojęcia „stereotyp”. Jak pokazały badania, nie wszyscy studenci jednak byli skłonni, by na to polecenie odpowiedzieć. Ci, którzy zdecydowali się na opis pojęcia, podawali jego negatywną definicję. Oto przykłady: *błędne postrzeganie rzeczywistości, nacechowanie negatywnie; utarte niekoniecznie zgodne z rzeczywistością wyobrażenie o osobach, racjach, grupach społecznych; utarte przekonanie o danej grupie; utarte przekonanie o czymś, utarty skrót myślowy, przekazywany przez pokolenie; coś, co utarło się w myśleniu ludzi i nie zawsze jest prawdą; mylne określenie jakiegoś człowieka; rozpowszechnione przekonanie o cechach lub właściwościach innych ludzi nie poparte doświadczeniem, bezpośrednim kontaktem; zbiór cech, zachowań uwarunkowanych kulturowo, które odnoszą się do danego mieszkania, kraju, regionu, niemające odzwierciedlenia w rzeczywistości; negatywne, utrwalone w zbiorowej świadomości wyobrażenie o przedstawicielach danej społeczności; stereotyp działa na zasadzie postrzegania kogoś lub jakiejś racji poprzez utarte powiedzenia; mylne wyobrażenie o czymś, ukształtowanie się na nie na podstawie faktów, lecz w oparciu o pogłoski lub własne wyobrażenia*. Jak widać z przywołanych przykładów, w odpowiedziach studentów powiela się teza Bokszańskiego, iż: „Stereotypy są więc uproszczonymi obrazami myślowymi, należącymi do mentalnego wyposażenia jednostek”²¹.

¹⁶ M. Chodkowska M., *Antyczne korzenie współczesnych stereotypów*, [w:] *Stereotypy – walka z wiatrakami?*, red. A. Bujnowska, J. Szadura, Lublin 2011, s. 30.

¹⁷ J. Bartmiński, *Jak zmienia się stereotyp Niemca w Polsce? Profile i ich historyczno-kulturowe uwarunkowania*, [w:] tegoż, *Stereotypy mieszkają w języku...*, s. 244.

¹⁸ Tamże.

¹⁹ Ankiety wypełnili studenci: III rok filologii germańskiej (studia dzienne i zaoczne), I rok SUM filologii germańskiej (studia dzienne), II rok SUM filologii germańskiej (studia dzienne) Uniwersytetu Pedagogicznego w Krakowie.

²⁰ Polecenia od 2–8 zostały w większości zaczerpnięte z artykułu: J. Bartmiński, *Jak zmienia się stereotyp Niemca w Polsce? Profile i ich historyczno-kulturowe uwarunkowania...*, s. 242–261.

²¹ Z. Bokszański, *Stereotypy a kultura*, Wrocław 2001, s. 6.

2. Kolejne pytanie dotyczyło wskazania synonimu Niemca. Podobnie, jak w ankietach przeprowadzonych ponad 25 lat temu i tutaj na określenie Niemca respondenci wskazywali dwa tradycyjne pojęcia: *Szwab*, *Szkop*, oraz neutralne: *Prusak*, *German*. W ankietach pojawiły się również dwa synonimy: o negatywnym zabarwieniu: *Goebbels* – przywołujący doświadczenia wojenne, oraz neutralny – *Piefke*. Studenci podawali także imiona typu *Hans*, *Helmut* oraz *Fryc*. Dołączali dodatkowo komentarz, że chodzi tu o negatywne określenie Niemca. Pojawiły się także pospolite wyrażenia charakteryzujące badaną nację pozytywnie, jak *pedant*, *punktualny*, *porządny*, *pracowity*, *bogaty* oraz negatywnie: *skąpiec* czy *niemy*.

3. Trzecie polecenie dotyczyło wskazania charakterystycznych cech „typowego” Niemca. Z badań ankietowych wynika, że są to w większości asocjacje dotyczyły cech pozytywnych odnoszących się do sfery życia codziennego, które Bartmiński określa jako bytowe²². Zalicza do nich takie cechy, jak „*pracowitość, precyzja, dokładność, pedanteria, solidność, skrupulatność, sumiennosc, umilowanie porządku, dobra organizacja, obowiązkowość, oszczędność, gospodarność, punktualność*”²³. W analizowanych ankietach studenci filologii germańskiej wskazali następujące określenia: *dobrze zorganizowany, dokładny, gospodarczy, lubi porządek, poukładany, spożywa często piwo / pije dużo piwa, oszczędny, porządny, pracowity, przestrzegający reguł, punktualny, rzetelny, skąpy, sumienny, trzymający się terminów, uporządkowany, zorganizowany*; dodatkowo aprobatę respondentów wyrażało określenie typu: *bogaty*.

W części odpowiedzi respondenci podawali cechy odnoszące się do strony psychicznej i dyspozycji intelektualnych²⁴: *ambitny, bez (/brak) poczucia humoru, dumny, integrujący się z innymi osobami, lubiący dyskutować, mający specyficzne poczucie humoru, małostkowy, odpowiedzialny, oziębły, perfekcyjny, pewny siebie, pilny, poważny, powściągliwy, skupiony na szczegółach., surowy, sztywny, uśmiechnięty, wrogo nastawiony wobec innych, zadufany w sobie, zapatrzony w siebie, zdystansowany, żartobliwy*. Wystąpiły również cechy odnoszące się do cech zewnętrznych: *zadbany*.

4. Na pytanie, jakie jest Twoje wyobrażenie „idealnego” (wzorcowego) Niemca, studenci wymieniali różne właściwości: *bogaty, chętny do poznawania kultury, cierpliwy, człowiek o łagodnym temperamencie, dobrze zarabia, dobrze zorganizowany, dokładny, empatyczny, gospodarny, jest punktualny, jest uporządkowany, jest zdegustowany i niezbyt towarzyski, kulturalny, lubi piwo, lubiący odpoczynek, miły, niewysportowany, obowiązkowy, odpowiedzialny, opanowany, oszczędny, otwarty, otwarty na innych obywateli innych państw, planuje wszystko, pomocny, porządny, mający wszystko zaplanowane, poważny, pracowity, precyzyjny, przedsiębiorczy, przyjacielski, punktualny, rozrywkowy, serdeczny, służący pomocą, spokojny, sumienny, sympatyczny, trzymający zasad, uczciwy, uporządkowany, uprzejmy, wrażliwy, wykształcony, zamożny, zdyscyplinowany, zdystansowany*.

Dla niektórych respondentów „idealny” Niemiec: *ma idealnie uporządkowany dzień, wie, czego oczekuje od życia, a także przestrzega ogólnie przyjętych norm*

²² J. Bartmiński, *Stereotypy mieszkają w języku...*, s. 247.

²³ Tamże.

²⁴ Tamże.

i zasad, nie lubi łamać reguł bądź przepisów. Studenci wymieniali również cechy zewnętrzne: *wysoki, niebieskooki blondyn, Aryjczyk*; wskazywali także upodobania: *wzorcowy Niemiec jeździ niemieckim samochodem, uwielbia pić piwo.* Jak widać, w wizerunku „idealnego” Niemca dominują cechy o nachyleniu pozytywnym. Mamy tu również i takie, które Bartmiński kwalifikuje jako „postulatywne”, związane z zachowaniami społecznymi, a także postawami i reakcjami psychicznymi²⁵.

5. Kolejne pytanie dotyczyło utartej łączliwości trzech przymiotników: *niemiecki, niemiecka, niemieckie*. I tak wśród wyrażen z komponentem *niemiecki* można wydzielić połączenia, których składnikami są pojedyncze leksemy bądź konstrukcje analityczne: *facet, film, humor; język, klient, mundur; obowiązek, Oktoberfest, owczarek, porządek, produkt, proszek do prania, przemysł, rynek, samochód, standard, styl, światopogląd, turysta, zwyczaj picia piwa*; podobne z przymiotnikiem *niemiecka*: *chemia, czekolada, dokładność, fabryka, firma, gazeta, gospodarka, historia, jakość, kielbasa, kindersztuba, książka, kuchnia, kultura, literatura, literatura młodzieżowa, marka, maska, maszyna, muzyka, odzież, piłka, piłka nożna, pracowitość, precyzja, punktualność, rodzina, rzesza, rzetelność, szkoła, technologia, umowa*; czy z wyrazem *niemieckie*: *auto, ceny, drogi, jedzenie, koleje, korzenie, markety, miasta, obozy, obozy koncentracyjne, picie piwa, piwo, pochodzenie, poczucie humoru, prawo, produkty spożywcze, samochody, sklepy, słodycze, słownictwo, środki czystości, technologie, tradycje, wakacje, wychowanie, wynagrodzenie, zarobki, zwyczaje, żelki*. Porównując podane wyżej odpowiedzi z tymi zawartymi w artykule Bartmińskiego, dostrzega się pewne zbieżności. Tu również mamy do czynienia z przywołaniem przez młodych palety cech określających zachowania społeczne związane z: życiem codziennym, pracą, sposobem spędzania wolnego czasu, ale także skojarzeniami kulturowymi; zapewne ze względu na wiek respondentów niewiele odwołań ma związek z czasami wojennymi²⁶.

6. W przypadku polecenia o rozwinięcie o inną część mowy wyrażenia porównawczego „jak Niemiec” studenci podawali połączenia: *bogaty jak Niemiec, porządnym jak Niemiec, punktualny jak Niemiec, rzetelny jak Niemiec, sztywny jak Niemiec, szybki jak Niemiec, uporządkowany jak Niemiec, wyluzowany jak Niemiec*. Rzadko kiedy badani podawali jego znaczenie. Oto niektóre z nich: *punktualny jak Niemiec* – ‘zawsze jest na czas, nieakceptujący spóźnień’, ‘bardzo punktualny’, ‘nigdy się nie spóźnia’; *ulożony jak Niemiec* – ‘ktoś lubi porządek, kiedy wszystko jest poukładane’; *sztywny jak Niemiec* – ‘bez poczucia humoru’; *zdystansowany jak Niemiec* – ‘nieokazujący emocji, zamknięty’. Jednorazowo pojawiło się też połączenie z czasownikiem: *mówić jak Niemiec*.

7. W porównaniu z poprzednim poleceniem studenci mniej chętnie odpowiadali na polecenie, w którym należało dopisać część mowy do wyrażenia „po niemiecku” i podać znaczenie całej konstrukcji. Oto one: *gotować po niemiecku, mówić po niemiecku, pracować po niemiecku, myśleć po niemiecku, uczyć po niemiecku*. Notujemy kilka przykładów, w których zostały podane znaczenia badanych połączeń:

²⁵ Tamże, s. 249.

²⁶ Tamże, s. 253–254.

pracować po niemiecku – ‘dokładnie wykonywać swoją pracę’, ‘być zorganizowanym’, ‘pracować sumiennie’; *robić samochody po niemiecku* – ‘robić dokładnie’; *pisać po niemiecku* – ‘pisać w odpowiedniej kolejności’; *sprzątać po niemiecku* ‘solidnie, dokładnie’.

8. W przypadku przedmiotów kojarzących się z Niemcem i / lub krajem Niemcy respondenci wymieniali rzeczy i produkty, które można zaklasyfikować do trzech grup: rzeczy i produkty codziennego użytku: *artykuły do sprzątnania, Audi, auta, BMW, chemia, dobre metro, euro, elektronika, golf, Hugo Boss, ekologiczne torby, kapusta kiszona, kielbasa, Mercedes, metro, piłka, piwo, precel, samochód, słodycze, pikle, środki czystości, Volkswagen, żelki*; związane z transformacją polityczną: *autostrada, elektronika, euro*; związane z historią, tradycją i kulturą niemiecką: *jo-dłowanie, Oktoberfest, berliński „Wurst”, strój bawarski, katedra w Kolonii, Brama Brandenburska w Berlinie, „Fußball”, Berlin i mur berliński, Ren, Bawaria, wyciągi narciarskie*. Przymioty te dość jasno wskazują na pozytywne cechy omawianej grupy narodowościowej. Wiąże się to zapewne z utrwaloną wśród Polaków (i nie tylko) cywilizacyjną i kulturową wyższością Niemców nad innymi nacjami²⁷.

9. i 10. W związku z tym, że ankiety zostały przeprowadzone wśród studentów filologii germańskiej, dwa ostatnie polecenia sprawdzały wiedzę merytoryczną studentów. W pierwszym z nich chodziło o podanie postaci kojarzonych z literaturą i kulturą niemiecką. W związku z tym w ankietach pojawiły się nazwiska osób reprezentujących różne dziedziny życia, w tym artystycznego czy religijnego: Oto one: *J. W. von Goethe, G. Stein, G. Klimt, R. Wagner, F. Schiller, Bracia Grimm, B. Brecht, G. Grass, H. Böll, W.A. Mozart, G. Hauptmann, M. Luther, M. Ende, H. Müller, J. S. Bach, F. Lang, L. Riefenstahl, M. Dietrich, T. Mann, F. Kafka, E.T.A. Hoffmann, J. Gutenberg, J. Becker, L. van Beethoven, F. List, O. Schindler, A. Einstein, H. Heine*.

Drugie polecenie odnosiło się do podania postaci kojarzonych z literaturą niemiecką. W większości studenci przywoływali jednak nazwiska twórców niemieckich, rzadziej bohaterów literackich: *J. W. von Goethe, Bracia Grimm, Werter i Lotta, Janosch, M. Ende, G. Grass, W. Busch, H. Heine, H. Müller, B. Brecht, Roszpunka, J. Kepler, Faust, T. Mann, F. Kafka, Brunhilda, Kopciuszek, Czerwony Kapturek, F. Schiller*.

Wnioski

1. Nakreślony tu dyskurs dotyczący stereotypowego wizerunku Niemca w świetle badań ankietowych pokazał, że na przestrzeni 25 lat nie zmienił się zbytnio wizerunek Niemca widziany przez pryzmat społeczności studenckiej.

2. Wśród młodych użytkowników języka widoczna jest tendencja do przełamania uprzedzeń w stosunku do Niemców. Wydarzenia II wojny światowej nie mają większego wpływu na postrzeganie przez nich naszych sąsiadów zza zachodniej granicy. Wpływ na to postrzeganie mają: wymiana pokoleniowa, czynne uczestnictwo

²⁷ Z. Bokszański, *Stereotypy a kultura...*, s. 121.

w życiu kulturalnym, gospodarczym i cywilizacyjnym Niemiec, świadomość określonych wartości, możliwość weryfikacji własnego i cudzego postrzegania poprzez kontakt na płaszczyźnie językowej, akademickiej i międzykulturowej.

3. Należy podkreślić, iż pozytywny wizerunek Niemca mocno koreluje z wiekiem badanych, ich wykształceniem oraz prywatnymi doświadczeniami, obserwacjami i kontaktami osobistymi.

4. Niestety, wyniki ankiet świadczą również o małej wiedzy studentów germanistyki na temat niemieckich bohaterów literackich; w swoich odpowiedziach ograniczali się oni bowiem do wskazania właściwie tylko postaci z baśni Grimmów, mitów germańskich i Fausta. Poza tym respondenci wykazali się znajomością twórców klasycznej sztuki, mniej natomiast tych współczesnych.

Bibliografia

- Bartmiński Jerzy, *Jak zmienia się stereotyp Niemca w Polsce? Profile i ich historyczno-kulturowe uwarunkowania*, [w:] tegoż, *Stereotypy mieszkają w języku. Studia etnolingwistyczne*, Lublin 2009, s. 242–261.
- Bartmiński Jerzy, *O stereotypach i profilowaniu słów kilka*, [w:] *Stereotypy – walka z wiatrakami?*, red. A. Bujnowska, J. Szadura, Lublin 2011, s. 33–51.
- Bartmiński Jerzy, *Stereotypy mieszkają w języku. Studia etnolingwistyczne*, Lublin 2009.
- Bartmiński Jerzy, Panasiuk Jolanta, *Stereotypy językowe*, [w:] *Współczesny język polski*, red. J. Bartmiński, Lublin 2001, s. 371–395.
- Bausinger Hermann, *Stereotypie und Wirklichkeit*, [w:] *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache*. 14, München: iudicium 1988, s. 157–170.
- Benedyktowicz Zbigniew, *Portrety „obcego”. Od stereotypu do symbolu*, Kraków 2000.
- Bielińska-Gardziel Iwona, *Stereotyp rodziny we współczesnej polszczyźnie*, Warszawa 2009.
- Bokszański Zbigniew, *Stereotypy a kultura*, Wrocław 2001.
- Budrewicz Zofia, *Lekcje polskiego krajobrazu. Międzywojenna proza podróżnicza dla młodzieży*, Kraków 2013.
- Chodkowska Maria, *Antyczne korzenie współczesnych stereotypów*, [w:] *Stereotypy – walka z wiatrakami?*, red. A. Bujnowska, J. Szadura, Lublin 2011, s. 13–32.
- Encyklopedia języka polskiego*, red. S. Urbańczyk, M. Kucala, Wrocław 1999.
- Gosk Hanna, *Bohater literacki o cechach Innego/Obcego*, [w:] tejże, *Bohater naszych czasów. Postać literacka w powojennej prozie polskiej o tematyce współczesnej*, Izabelin 2002, s. 63–109.
- Hahn Hans Henning, *Historische Stereotypenforschung. Methodische Überlegungen und empirische Befunde*, Oldenburg 1995.
- Karwatowska Małgorzata, Tymiak Leszek, *Wśród stereotypów i tekstów kultury. Studia lingwistyczne*, Lublin 2020.
- Lippmann Walter, *Public opinion*, Nowy Jork 1961.
- Maletzke Gerhard, *Interkulturelle Kommunikation*, Opladen 1996.
- Mikołajczak Małgorzata, *Do czego literaturze regionalnej potrzebny jest Niemiec? (na przykładzie twórczości lubuskiej)*, „Teksty Drugie” nr 3, 2016, s. 251–272.

- Mitosek Zofia, *Literatura i stereotypy*, Wrocław 1974.
- Narody i stereotypy*, red. T. Walas, Kraków 1995.
- Olechnicki Krzysztof, Załęcki Paweł, *Słownik socjologiczny*, Toruń 1997.
- Papuzińska Joanna, „My“ i „Oni“ czyli stereotyp Polaka i Niemca w polskiej literaturze dziecięcej, [w:] *Almanach zur polnischer Kinderkultur. Almanach polskiej kultury dziecięcej*, red. G. Gorschenek, M. Gorschenek, H. Hilzheimer, Hamburg 1996, s. 173–175.
- Pisarek Walery, *Wyobrażenia o polskich stereotypach regionalnych*, „Zeszyty Prasoznawcze”, nr 1, 1975, s. 73–78.
- Pisarkowa Krystyna, *Konotacja semantyczna nazw narodowości*, „Zeszyty Prasoznawcze”, nr 1, 1996, s. 7–11.
- Słownik stereotypów i symboli ludowych*, red. J. Bartmiński, S. Niebrzegowska-Bartmińska, t.1–2, Lublin 1996–2017.
- Stereotyp jako przedmiot lingwistyki: teoria, metodologia, analizy empiryczne*, „Język a Kultura”, t. 12, red. J. Anusiewicz, J. Bartmiński, Wrocław 1998.
- Stereotypy w literaturze (i tuż obok)*, red. W. Bolecki, G. Gazda, Warszawa 2003.
- Szarota Tomasz, *Niemcy i Polacy. Wzajemne postrzeganie i stereotypy*, Warszawa 1996.
- Wojda Dorota, *PRL-owska wizja Ziem Odzyskanych w Przygodach Pana Samochodzika Zbigniewa Nienackiego*, [w:] *Literatura popularna*, t. 1: *Dyskursy wielorakie*, red. E. Bartos, M. Tomczok, Katowice 2013, s. 83–95.

Słowa kluczowe

Stereotypy narodowe, stereotyp Niemca, niemiecka literatura i kultura, badania ankietowe

Abstract

A few remarks on the stereotype of a German among the students of german philology

The following study concentrates on the description of one of the national stereotypes, namely the stereotype of a German. The author has used the surveys which were conducted among German Philology students (first and second cycles studies) of the Pedagogical University of Cracow. The reference point were research results published in J. Bartmiński's paper *Jak zmienia się stereotyp Niemca w Polsce? Profile i ich historyczno-kulturowe uwarunkowania*.

Keywords

national stereotype, stereotype of a German, German literature and culture, survey research

Renata Czaplikowska (<https://orcid.org/0000-0001-8109-7980>)

Uniwersytet Pedagogiczny im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie

Metabadanie *Visible Learning* Johna Hattie'ego – implikacje dla glottodydaktyki

Wstęp

Pytanie o czynniki efektywnego nauczania należy do podstawowych i najważniejszych ze wszystkich pytań na gruncie zarówno dydaktyki ogólnej, jak i metodyki nauczania poszczególnych przedmiotów szkolnych. Empiryczne dociekania, które z indywidualnych cech ucznia sprawiają, że odnosi on sukces edukacyjny, jakie czynniki zewnętrzne i warunki organizacyjne procesu dydaktycznego mają najsilniejszy wpływ na wyniki nauczania i uczenia się, dominują obszar badań edukacyjnych od dekad. Spośród licznych badań w tym zakresie żadne nie spotkało się z tak dużym zainteresowaniem jak metaanaliza autorstwa nowozelandzkiego profesora Johna Hattie'ego¹. Celem artykułu jest z jednej strony syntetyczne przedstawienie celów, procedury badawczej i kluczowych wyników metabadania, z drugiej zaś próba interpretacji wybranych czynników (tzw. interwencji) o wysokiej wartości wpływu z perspektywy glottodydaktycznej.

Cele i najważniejsze wyniki badania

Profesor John Hattie z Auckland University przeprowadził trwające ponad 15 lat badanie, podczas którego dokonał syntezy wyników 815 metaanaliz edukacyjnych. Pula danych w studium edukacyjnym objęła łącznie ponad 50 tysięcy badań, w których autorzy odnoszą się do około 250 milionów uczniów. Efektem prac Johna Hattie'ego było wyłonienie czynników wpływu (tzw. interwencji) oddziałujących w największym stopniu na efektywność nauczania. Tytuł wydanej w 2008 roku książki *Visible Learning*², w której badacz przedstawił wyniki, oddaje trafnie zasadniczy cel autora,

¹ Profesor John Hattie pracował na początku swojej kariery zawodowej w szkole podstawowej i średniej, po czym wyjechał do Toronto, gdzie doktoryzował się. Od 2011 roku jest profesorem edukacji i dyrektorem Instytutu Badań Edukacyjnych na Uniwersytecie w Melbourne w Australii.

² Hattie, John (2008): *Visible learning: A synthesis of over 800 meta-analyses relating to achievement*. Routledge, Abingdon.

jakim jest uwidocznienie efektywności czynników wpływających w sensie rozpoznawalnym, weryfikowalnym i dającym się zaobserwować na proces uczenia się i nauczania. Należy w tym miejscu podkreślić, że studium Hattie’ego jest ilościową syntezą dostępnych metaanaliz i nie podsumowuje wyników źródłowych badań naukowych w rozumieniu dosłownym, lecz odnosi się do opublikowanych metaanaliz i dla danego czynnika wpływu opracowuje wskaźnik statystyczny. Na podstawie metaanaliz Hattie wyodrębnił pierwotnie 138 czynników wpływu, które następnie pogrupował, przyporządkowując każdą zmienną wpływu jednemu z sześciu następujących kryteriów:

- *dom rodzinny* (kryterium to obejmuje łącznie 19 czynników wpływu i 139 metaanaliz);
- *uczniowie* (kryterium obejmuje 7 czynników wpływu i 35 metaanaliz);
- *szkoła* (kryterium to obejmuje 28 czynników wpływu oraz 101 metaanaliz);
- *program nauczania* (kryterium obejmuje 25 czynników wpływu i 144 metaanalizy);
- *nauczyciele* (kryterium to obejmuje łącznie 10 czynników wpływu i 31 metaanaliz);
- *lekcja* (kryterium to obejmuje 49 czynników wpływu i 365 metaanaliz).

Dla każdego indywidualnego czynnika wpływu Hattie określił następnie jego siłę oddziaływania (d), która reprezentuje wielkość wpływu danej zmiennej. Ponieważ prawie wszystkie interwencje wykazywały pewien wpływ na skuteczność uczenia się, Hattie punkt odniesienia Hattie określił nie na poziomie 0 ($d = 0$), lecz na poziomie 0,40 ($d = 0,40$). Na tym tle badacz identyfikuje czynniki o wysokim, średnim i niskim efekcie wpływu, przyjmując następujące wartości progowe:

- $d = 0,0-0,15$ – niska wartość wpływu;
- $d = 0,15-0,4$ – średnia wartość wpływu;
- $d > 0,4$ – wysoka wartość wpływu.

Poniższe zestawienie przedstawia skróconą listę czynników o najwyższej wartości wpływu. Pełna lista pierwotnych 138 czynników z podaniem siły oddziaływania każdego z nich dostępna jest na stronie projektu *Visible Learning*³:

– <i>samoocena</i>	1,44;
– <i>ocena kształtująca</i>	0,90;
– <i>informacja zwrotna</i>	0,73;
– <i>relacje nauczyciel–uczeń</i>	0,72;
– <i>nauczanie oparte na rozwiązywaniu problemów</i>	0,61;
– <i>cele będące wyzwaniem</i>	0,56;
– <i>wpływ rówieśników</i>	0,53;
– <i>zaangażowanie rodziców</i>	0,51;

³ Strona projektu *Visible Learning* jest dostępna pod adresem <https://visible-learning.org/hattie-ranking-influences-effect-sizes-learning-achievement> (dostęp 20.06.2020). Hattie sukcesywnie uzupełnia listę czynników wpływających na uczenie się; jej aktualna wersja znajduje się na stronie <http://visible-learning.org/hattie-ranking-influences-effect-sizes-learning-achievement/> jak również w formacie Excel na niemieckojęzycznej stronie projektu *Lernen sichtbar machen* https://www.lernensichtbarmachen.ch/wpcontent/uploads/2019/03/Ausschnitt-fuer_Website_Faktoren-Tabelle_250_V09.xlsx (dostęp 20.06.2020).

– uczenie się w małych grupach	0,49;
– motywacja	0,48;
– zadawanie pytań	0,46;
– stawianie wysokich oczekiwań	0,42;
– praca domowa	0,29;
– indywidualizacja nauczania	0,23;
– wielkość klasy	0,21;
– szkoły społeczne	0,20;
– dodatkowe programy nauczania	0,17;
– powtarzanie klasy	0,16;
– podział na grupy według zdolności	0,12;
– szkolenie nauczycieli	0,11;
– wiedza merytoryczna nauczycieli	0,09.

Wymienione powyżej interwencje o średniej i wysokiej wartości wpływu wykazują pewne podobieństwo i można je uogólnić do trzech zasadniczych wymiarów. Pierwszym z nich są procedury ewaluacyjne obejmujące zapewnienie uczniom ewaluacji kształtującej i informacji zwrotnej na temat możliwości uczenia się, procesów i efektów uczenia się. Drugi obszar to strukturyzacja nauczania, rozumiana jako dbanie o przejrzystość zasad, świadomość celów nauczania, skuteczne zarządzanie klasą oraz stosowanie instrukcji bezpośredniej. Trzecim obszarem jest aktywowanie metakognitywnych strategii uczenia się, takich jak uczenie się wzajemne, poprzez współpracę, czy też uczenie się poprzez rozwiązywanie problemów.

Krytyka badania *Visible Learning*

Wiodąca idea przyświecająca badaniom Hattie'ego, czyli chęć określenia przy zastosowaniu metod naukowych, jakie interwencje najlepiej sprawdzają się w edukacji, jest jak najbardziej słuszna i pozytywna. Po publikacji wśród specjalistów pojawiły się jednak wątpliwości dotyczące różnych – głównie metodologicznych – aspektów badania. Z jednej strony podnoszono, że Hattie zaczerpnął wyjściowe dane z metaanaliz, będących w swojej istocie stosunkowo złożonymi metodami statystycznymi, często stosowanymi m.in. w badaniach medycznych, których wyniki – dla zmniejszenia złożoności – badacz zredukował do jedynie podstawowych wyników. Tym samym badanie udziela stosunkowo prostych odpowiedzi na skomplikowane i złożone pytania (Hartmann 2012: 7–13; Terhart 2014: 10–14). Również Benedykt Wisniewski (2019: 186ff.) zauważa, że w przypadku metaanaliz istnieje niebezpieczeństwo zbyt pochopnego wyprowadzenia z danych wyjściowych związków przyczynowo-skutkowych i niedostatecznego ich wyjaśnienia; w efekcie tego odbiór wyników metaanalizy w środowisku nauczycieli charakteryzuje się silnymi uproszczeniami. Warto w tym miejscu nadmienić, że Hattie dostrzega ten fakt i przestrzega przed nadinterpretacją swoich danych, podkreślając samokrytycznie, że stanowią one tylko przybliżone szacunki, których nie należy w żadnym wypadku traktować jak recepty i bezpośrednio implementować (Hattie 2013: 4).

Innym krytykowanym punktem jest fakt, że projektując badanie w duchu klasycznych badań psychometrycznych Hattie ograniczył się jedynie do mierzalnych czynników poznawczych, tzn. nie wziął pod uwagę aspektów afektywnych, społecznych i innych trudnych do zmierzenia celów edukacyjnych (np. gotowość do niesienia pomocy, empatia, współczucie). Według Inez De Florio-Hansen (2018: 58ff.) uwzględnienie w przyszłych badaniach nad nauczaniem tego aspektu byłoby ze wszech miar pożądane, wymagałoby to jednak znacznego dodatkowego wysiłku przy interpretacji danych wyjściowych. W przedmowie do drugiego wydania *Visible Learning* Hattie tłumaczy przyjętą przez siebie metodologię i przyznaje, że aspekty afektywne i społeczne mogą być nawet ważniejsze od czynników wpływu, które przytacza, ale te pierwsze celowo nie znalazły się w polu jego zainteresowania (Hattie 2013: XXXIX). Jest to trudny do podważenia i naprawienia deficyt, który warto mieć na uwadze analizując dane.

Jako element krytyczny uznać można również fakt, że większość metaanaliz używanych przez Hattie'ego pochodzi z lat osiemdziesiątych i dziewięćdziesiątych XX wieku; znacznie mniejsza ich część została opublikowana po roku 2000. Najstarsze badanie źródłowe pochodzi z roku 1980, a najnowsze z roku 2008. Można więc za Pantem (2014: 134–146) przypuszczać, że część pierwotnych danych w momencie ich analizowania była już prawdopodobnie nieaktualna.

Mimo pewnych niedociągnięć praca Hattie'ego jest wyjątkowa w swoim rodzaju i rozmiarze, doceniana i stanowi niewątpliwie ważny punkt odniesienia zarówno dla decydentów w obszarze oświaty jak i dla samych nauczycieli. Omówione poniżej czynniki wpływu stanowią zaledwie wybiórczą egzemplifikację wyników meta-badania, mogą jednak pomoc zweryfikować zasadność paradygmatów przyjętych w glottodydaktyce i zachęcić do bardziej wnikliwej lektury związanych z badaniem publikacji.

Skuteczny nauczyciel to refleksyjny praktyk

Z przeanalizowanych przez Hattie'ego badań źródłowych wyłania się wyraźnie jako czynnik o wysokim wpływie obraz aktywnego nauczyciela angażującego się we wspieranie swoich uczniów w nauce. Badania wykazują, że skuteczny nauczyciel jest zainteresowany uzyskiwaniem i aktualizowaniem informacji o uczniach oraz udzielaniem im informacji zwrotnej dotyczącej wyników działań edukacyjnych. Kluczowym warunkiem powodzenia dydaktycznego nauczyciela wydaje się być na podstawie badań Hattie'ego nie środowisko szkolne, warunki zewnątrz ani nawet merytoryczne przygotowanie ($d = 0,09$), a jego własne działanie. Ważne jest, aby nauczyciel przekazywał systematycznie informacje zwrotne swoim uczniom i wspierał ich w pracy poprzez przekazywanie strategii uczenia się (Hattie 2013: 224ff.). Zwłaszcza w przypadku trudności w uczeniu się potrzebna jest aktywna, ukierunkowana i przyjazna dla błędów interwencja nauczyciela, tzn. wszelkie błędy powinny być postrzegane jako powód do nauki i analizowane pod kątem ich przyczyn. Jednocześnie jednak nauczyciel powinien

wycofać się i pozwolić uczniowi uczyć się w sposób samodzielny, gdy problem zostanie skutecznie rozwiązany.

Wnioski płynące z badań Hattie'ego odnośnie nauczyciela nie są fundamentalnie nowym spojrzeniem ani zaskakującym rezultatem, gdyż wyłaniający się z nich obraz jest tożsamy z koncepcją i wzorcem tzw. refleksyjnego praktyka, propagowanym w glottodydaktyce już od kilku dekad.⁴ Jako refleksyjni praktycy nauczyciele języków obcych starają się rozwijać i profesjonalizować swoją praktykę pedagogiczną poprzez ciągłą ocenę swoich działań, świadome i systematyczne budowanie swojej wiedzy zawodowej w oparciu o własne doświadczenia praktyczne. Nie ulegają oni przy tym presji działania, lecz – poprzez systematyczną refleksję – obiektywizują sposób, w jaki ich działania są realizowane (Gołębniak 1998: 92). Charakterystyczne dla refleksyjnej praktyki zawodowej jest posiadanie przez nauczyciela własnego sposobu interpretowania rzeczywistości edukacyjnej. Refleksyjny nauczyciel nie obawia się błędu, ryzyka czy omyłki, ponieważ są one wcześniej przewidywane i stanowią powód do refleksji nad dotychczasowym działaniem. Wręcz przeciwnie: chętnie podejmuje wyzwania, gdyż jego wiedza nie jest ograniczona planem czy schematem, a podparta twórczą interpretacją różnych, często niepowtarzalnych sytuacji i przypadków.

W kategorii refleksyjności wyróżnić można za Kennethem Zeichnerem i Danielem Listonem (1996) pięć szczegółowych rodzajów refleksji możliwych do zastosowania przez nauczyciela: szybka refleksja (ang. *rapid reflection*) jest natychmiastowa i pojawia się automatycznie w trakcie prowadzenia lekcji; refleksja naprawcza (ang. *repair reflection*) to decyzja o zmianie swojej praktyki w odpowiedzi na sygnały od innych np. uczniów, rodziców; refleksja recenzyjna (ang. *review reflection*) zachodzi wówczas, gdy nauczyciel omawia i dokonuje ewaluacji wybranego aspektu własnej praktyki; refleksja badawcza (ang. *research reflection*) oznacza gromadzenie danych i ich badanie; z kolei refleksja retoryczna i przekształcająca (ang. *retheorising and reformulating reflection*) ma najszerszy zakres i dotyczy całościowej krytycznej analizy własnej praktyki oraz posiadanych osobistych teorii dotyczących nauczania. Badanie Hattie'ego wydaje się potwierdzać, że nie lata zatrudnienia ani liczba godzin, które nauczyciel spędza w szkole, są decydujące dla efektywności nauczania, a jego podejście do zawodu i zadań pedagogicznych i jego indywidualna postawa, którą powinna cechować staranność, kontrola i jasność. Zebrane przez Hattie'ego dane w pewnym sensie rehabilitują pierwszoplanową rolę refleksyjnego, aktywnego i dominującego w klasie nauczyciela, który jednak wie, kiedy z dominacji zrezygnować i przekazać inicjatywę uczniom. Perspektywa nauczania według badań Hattie'ego nie jest tym samym sprzeczna z fundamentalną zasadą podmiotowości ucznia i można ją syntetycznie ująć w następującej formule: W centrum procesu nauczania jest nauczyciel, ale dla nauczyciela jego uczniowie są w centrum.

⁴ Swoją nazwę koncepcja zawdzięcza tytułowi książki Donalda Schöna, amerykańskiego filozofa, urbanisty i badacza społecznego, profesora Massachusetts Institute of Technology, *The Reflective Practitioner. How professionals think in action* (1983).

Wyniki badań Hattie'ego powinny spowolnić wyraźnie obecną w aktualnych publikacjach z zakresu glottodydaktyki euforię samouczenia i daleko posuniętą autonomizacji. Podobnie jak bestsellerowa książka profesora Christopa Türcke⁵ poświęcona tzw. „nowej kulturze uczenia się”⁶ i jej – w ocenie autora – katastrofalnym skutkom, badania Hattie'ego mogą stać się kolejnym wyraźnym głosem przeciw zbyt daleko idącemu redukowaniu statusu nauczyciela do roli asystenta i doradcy wspierającego uczniów w samodzielnym nabywaniu kompetencji, i apelem o przywrócenie tradycyjnego, klasycznego etosu zawodu nauczyciela.

Informacja zwrotna zwiększa efektywność nauczania

Analizując dogłębniej ustalenia Hattie'ego, wyłania się z nich kolejny wymiar o wysokiej wartości wpływu, który można określić jako działanie zorientowane na ewaluację, mające na celu dostarczenie uczniom rzetelnych informacji na temat możliwości uczenia się, procesu uczenia się i jego efektów. Informacja zwrotna okazała się być jednym z najsilniejszych czynników wpływających na osiągnięcia uczniów ($d = 0,73$). Termin „informacja zwrotna” jest pojemny znaczeniowo i używany w kontekście glottodydaktycznym do opisanie wszelkiego rodzaju komentarzy nauczyciela skierowanych do ucznia, w tym rad, pochwał i ocen. Informacja zwrotna to informacja o tym, jak postępują uczniowie w wysiłkach, aby osiągnąć dany cel (Wiggins 2012: 10ff.).

Pomocna informacja zwrotna to według badań Hattie'ego informacja odnosząca się wyraźnie do celu, przejrzysta, dająca możliwość działania, konkretna, spersonalizowana, aktualna i spójna. Powinna ona wypełniać lukę pomiędzy wcześniejszym lub obecnym osiągnięciem celów a kryteriami sukcesu, dostarczać wskazówek, które zwracają uwagę danego ucznia i pomagają mu skoncentrować się na osiągnięciu sukcesu w realizacji danego zadania; ukierunkowują go na procesy potrzebne do realizacji zadania; motywują do wzmożonego wysiłku (Hattie 2013: 205ff.). Informacja zwrotna jest szczególnie istotna jako czynnik zwiększający efektywność nauczania i działa wyjątkowo skutecznie, gdy zadanie jest złożone, wieloetapowe i pojawia się w nim wiele wyzwań. Zwłaszcza wtedy przekazywane przez nauczyciela wskazówki mogą w sposób wydatny pomóc uczniom w ocenie ich postępów i zaplanowaniu kolejnych kroków.

Wyniki badań Hattie'ego potwierdzają też znaczenie, jakie w procesie glottodydaktycznym odgrywa jasność formułowania celów i wyników lekcji – zarówno dla nauczyciela jak i dla uczniów – oraz odpowiednie ustrukturyzowanie każdej jednostki lekcyjnej (Hattie 2013: 243f.). W praktyce glottodydaktycznej postulat systematycznego udzielania informacji zwrotnej w odniesieniu do kompetencji językowych jest realizowany szczególnie intensywnie od czasu ukazania się w 2001 roku

⁵ Christoph Türcke jest niemieckim profesorem filozofii i autorem książki *Lehrerdämmerung* zawierającej krytyczną ocenę obecnego spojrzenia na znaczenie zawodu nauczyciela.

⁶ niem. *neue Lernkultur*

„Europejskiego Systemu Opisu Kształcenia Językowego”⁷. Dokument ten udostępnił nauczycielom i uczniom czytelny, przejrzysty standard kompetencji obcojęzycznych (Coste, North, Trim 2001: 16) i stał się bezsprzecznie jednym z najbardziej znanych i najczęściej wykorzystywanych instrumentów polityki oświatowej. Skale ESOKJ pozwalają osiągnąć transparentność celów kursów językowych, służąc szeroko pojętej optymalizacji nauczania języków obcych, ale przede wszystkim ułatwiając w wydatny sposób nauczycielom udzielanie uczniom rzetelnej informacji zwrotnej. Zapisy ESOKJ znajdują obecnie odzwierciedlenie w podręcznikach, dzięki czemu uczeń sam może na bieżąco śledzić i kontrolować swoje postępy, korzystając z rozbudowanych form samooceny i samoewaluacji zawartych w materiałach glottodydaktycznych.

Uwzględniając wyniki Hattie'ego wskazane byłoby stosowanie na lekcjach języka obcego różnorodnych odmian informacji zwrotnej; np. w formie wizualnej jako bezpośrednia demonstracja umiejętności lub procesu, w formie werbalnej jako wskazówki, wyjaśnienia, korygowanie błędów, jednak zawsze w odniesieniu do celu konkretnego działania lub zadania. Z obserwacji autorki poczynionych podczas zarówno hospitacji zajęć studentów filologii germańskiej jak i audytu zajęć w szkołach językowych prowadzonych przez nauczycieli z wieloletnim stażem zawodowym wynika, że uczniowie zwykle nie są zainteresowani informacją zwrotną w formie komentarza a jedynie oceną sumaryczną. Z kolei nauczyciele udzielając informacji zwrotnej koncentrują się raczej na korekcyjnych niż instruktażowych jej aspektach. Przyczyn takiego stanu można upatrywać z jednej strony w specyficznej kulturze oceniania preferującej ocenianie sumaryczne wyrażone stopniem (ang. *summative assessment, norm-referenced assessment*) a jednocześnie niedoceniającej zalet oceniania opisowego, tzw. oceniania kształtującego (ang. *descriptive formative assessment, descriptive assessment for learning*); z drugiej zaś strony w braku dostatecznych informacji o uczniu. Aby udzielić istotnej i wartościowej informacji zwrotnej nauczyciel musi posiadać możliwie bogatą wiedzę o uczniu, w tym między innymi o jego wcześniejszym poziomie zrozumienia, zdolności do korzystania z rad dotyczących informacji zwrotnej oraz o tym, jaką reakcję emocjonalną może on mieć na informację zwrotną. Szczególnie dla adeptów zawodu wskazane byłoby prowadzenie na bieżąco – oprócz standardowego dziennika ocen – również notatek z komentarzami i rejestrowanie w odniesieniu do każdego ucznia istotnych informacji związanych z procesem dydaktycznym.

Samoocena ucznia a sukces edukacyjny

Najistotniejsza konkluzja wynikająca z badań Johna Hattie'ego jest następująca: Kluczowym czynnikiem warunkującym powodzenie w nauce jest samoocena ($d = 1,44$), czyli subiektywne spojrzenie ucznia na własną osobowość, jego afektywna

⁷ W latach 2014–2017 Rada Europy zainicjowała proces przeglądu zapisów ESOKJ, a w maju 2018 roku opublikowała tom uzupełniający (ang. *CEFR-Companion Volume*) do ESOKJ.

reakcja na samego siebie, obraz siebie, schemat własnego „ja” i poczucie własnej wartości. Samoocena jest uznawana za najważniejszy wyznacznik osobowości człowieka (Zaborowski, 1977; Sikorski 1997: 10–14, Niebrzydowski, 1989) i definiowana jako „zorganizowany zespół cech, których jednostka nauczyła się na podstawie wcześniejszych i aktualnych doświadczeń uznawać za własne, pełniący funkcję integracyjną struktury osobowości i zapewniający powtarzalność zespołów schematów zachowań” (Siek 1984: 276). Struktura samooceny obejmuje trzy grupy elementów: element deskryptywny, który stanowi wiedza o sobie samym; element wartościujący, który jest zbiorem samoocen, oraz element normatywny, którym jest ideał własnej osoby (Brzezińska 1973: 91–94). Podstawą samooceny jest pierwszy z wymienionych elementów, to jest samowiedza, czyli zespół sądów i opinii dotyczących właściwości fizycznych, psychicznych i społecznych, które jednostka odnosi do własnej osoby.

Zaniżona samoocena uczniów doświadczających powtarzających się niepowodzeń w nauce i uświadamiających sobie, że odbiegają od poziomu rówieśników powoduje, że w konsekwencji unikają zadań, które przerastają ich możliwości, a w dłuższej perspektywie czasowej tracą motywację do nauki. Uważają zwykle, że zasługują na niskie oceny, i nabierają przekonania, że ich poprawa, nawet przy zwielokrotnionym wysiłku, nie jest możliwa. Z kolei uczniowie o zawyżonej samoocenie mają silne przekonanie, że są lepsi od innych i przypisują sobie cechy, których faktycznie nie posiadają, co budzi u nich poczucie wyższości i arogancję. Na samoocenę mają wpływ przede wszystkim wzmocnienia oraz atrybuty własnego zachowania. W tym zakresie nauczyciel języka obcego może mieć pozytywny wpływ i oddziaływać na samoocenę uczniów; zwłaszcza tych, z tzw. dynamicznym obrazem siebie i o tzw. wewnętrznym poczuciu kontroli, którzy są przeświadczeni, że mogą rozwijać cechy swojej osobowości poprzez własne wysiłki.⁸

Odnosząc wyniki badania do kontekstu glottodydaktycznego, wskazane byłoby unikanie w repertuarze języka lekcyjnego często obserwowanej przez autorkę zdawkowej, wręcz mechanicznej informacji zwrotnej w rodzaju *Wspaniale! Bez błędnie! Dobra robota! Zgadza się! Bardzo dobrze!* nie wnoszącej *de facto* żadnych wartościowych informacji i nie odnoszącej się do wysiłków ucznia. Każda lekcja języka obcego stwarza możliwości i okazje do udzielania konstruktywnej, bardziej zróżnicowanej i zindywidualizowanej werbalnej informacji zwrotnej w języku obcym lub – w razie konieczności – w języku ojczystym. Optymalnie skonstruowana informacja zwrotna odnosząca się ściśle do realizacji danego zadania powinna być elementem większego systemu, składającego się z co najmniej trzech odrębnych elementów, które za Hattie'm (2013: 206ff.) można określić jako swoisty system sprzężenia zwrotnego (ang. *feedback loop*). Pierwszy element stanowi wyjaśnienie uczniom celów zajęć lekcyjnych i konkretnych zadań do wykonania (ang. *feed up*), jako podstawa do późniejszych ocen. Kiedy uczniowie zrozumieją te cele

⁸ Teoria poczucia umiejscowienia kontroli (ang. *locus of control*) została stworzona przez Juliana Rottera jako teoria społecznego uczenia się wyjaśniająca sposoby interpretowania przez ludzi przyczyn zdarzeń.

i rozpoczną pracę, otrzymują jako drugi element informację zwrotną (ang. *feed back*). Jednocześnie na podstawie ich odpowiedzi nauczyciel uzyskuje wgląd w to, co uczniowie wiedzą, a czego nie wiedzą. To z kolei napędza trzeci element, czyli wskazówki do dalszej pracy (ang. *feed forward*), jako informacje dla nauczyciela i ucznia o tym, jakie działania edukacyjne powinni podjąć w dalszej kolejności. Koncepcja wskazówek do dalszej pracy (*feed forward*) została opracowana przez eksperta w zakresie zarządzania i coachingu, Marshalla Goldsmitha, może być jednak z powodzeniem stosowana w kontekście glottodydaktycznym ze względu na podstawową korzyść psychologiczną, jaką jest przekierowanie uwagi od przeszłości do przyszłości. Przekazując informacje zwrotne uczniom, nauczyciele zwykle skupiają się na przeszłości, czyli ocenie tego, co uczniowie zrobili i czego w większości nie mogą już kontrolować ani zmieniać. Taka forma informacji koncentruje się na ocenach, a nie na rozwoju. Dając wskazówki do dalszej pracy (*feed forward*), zamiast oceniać wyniki ucznia w przeszłości, koncentrujemy się na jego rozwoju w przyszłości. I tak, jeśli przykładowo uczniowie piszą na lekcji języka obcego wypracowanie, zamiast czekać, aż skończą a następnie skorygować powstałe prace i wystawić ocenę, efektywniejsze byłoby wskazywanie jeszcze podczas pisania, co warto poprawić, zadawanie pytań, aby skłonić ucznia do zastanowienia się nad tym, jak mógłby sam tekst poprawić. Informacja zwrotna w formie wskazówek do dalszej pracy (*feed forward*) jest najbardziej efektywnym rodzajem pomocy, gdyż dostrzega i podkreśla możliwości rozwoju ucznia, nie zamyka go w pułapce oceny sumarycznej. Mając na względzie duże znaczenie informacji zwrotnej, jakie wykazał w swoim badaniu Hattie, warto rozważyć w procesie glottodydaktycznym również intensywniejszą wymianę informacji z innymi podmiotami bezpośrednio bądź pośrednio zaangażowanymi w proces dydaktyczno-wychowawczy, jak rodzice, inni nauczyciele tego samego języka obcego, pedagog szkolny czy też przedstawiciele szkolnej administracji.

Dostępność internetu i cyfryzacja edukacji

Spośród wielu czynników, których wpływ w badaniu Hattie'ego okazał się być jedynie nieznaczny, warto wymienić w tym miejscu jeden, szczególnie zaskakujący, gdyż z cyfryzacją w obszarze edukacji wiąże się obecnie duże nadzieje na polepszenie wyników nauczania i przede wszystkim wzrost motywacji u uczniów. Metabądanie wykazało jednak, że dostępność Internetu i stosowanie narzędzi szeroko pojętej technologii informacyjno-komunikacyjnej (TIK) ma niewielki wpływ na efektywność uczenia się, a cyfryzacji szkół towarzyszą przesadne nadzieje.

Pula 76 metaanaliz dotyczących nauczania wspomagane go komputerowo obejmowała 4498 badań, łącznie 8096 szczegółowych efektów i około 4 miliony uczniów. Średnia siła efektu we wszystkich badaniach wyniosła zaledwie $d = 0,37$. Hattie wykazuje, że korzystanie z TIK może być bardziej efektywne, gdy istnieje wiele różnych strategii nauczania z jej pomocą, jeżeli prowadzone są dla nauczycieli szkolenia w zakresie wykorzystania TIK jako narzędzia nauczania i uczenia się, oraz

gdy zapewnione jest sprzężenie zwrotne i ewaluacja nauczania wspomagane komputerowo (Hattie, 2013: 260–261). Wyniki badań sugerują, że bardziej efektywne poznawczo i afektywnie jest umożliwienie uczenia się wspomagane komputerowo w możliwie niejednorodnych, kilkusobowych grupach niż indywidualnie (Hattie 2013: 267). Badanie Hattie’ego wykazuje jednak, że nie ma korelacji między wielkością efektu a rokiem przeprowadzania badania, co jest sprzeczne z przyjmowaną hipotezą, że efekt działania narzędzi TIK wzrasta wraz z rosnącym stopniem ich zaawansowania.

Bezspornie uczniowie powinni nauczyć się korzystać z mediów cyfrowych i narzędzi TIK do celów uczeniowych w sposób kompetentny, ale i krytyczny. Jednak Hattie potwierdza potoczne obserwacje wielu nauczycieli języków obcych, że samo nasycenie środowiska uczenia technologią nie spełnia pokładanych nadziei i nie przynosi spodziewanych rezultatów,

Internet i smartfony mogą być bardzo atrakcyjne dla uczniów, ale tylko dla ich codziennych czynności, a nie dla ukierunkowanych procesów uczenia się. Kluczowa wydaje się tu być ponownie rola nauczyciela, który byłby w stanie kompetentnie oszacować możliwość sprzętowe i lokalowe szkoły, wybrać i dostosować optymalny dla danej grupy uczniów zakres i intensywność wdrażania TIK. Wyniki badania Hattie’ego po raz kolejny potwierdzają znaczenie i siłę motywującą nauczyciela, co trafnie i wymownie sformułował neurobiolog Joachim Bauer: „Die stärkste Motivationsdroge für den Menschen ist der andere Mensch”⁹ (2007: 110).

Podsumowanie

Badanie Johna Hattie’ego jest bezspornie wyjątkowym osiągnięciem, ponieważ nigdy wcześniej nie przeprowadzono tak szeroko zakrojonej analizy badań nad warunkami skutecznej nauki w szkole. Przedstawione wyniki stanowią najbardziej kompleksową bazę empirycznych danych z badań edukacyjnych i znacząco wzbogacają rozumienie złożonych uwarunkowań procesów uczenia się i nauczania oraz dostarczają wielu cennych sugestii do pogłębionej dyskusji dydaktycznej i impulsów do formułowania nowych pytań badawczych. Wyniki metaanalizy nie stanowią być może powodu do dydaktycznego zwrotu w edukacji, potwierdzają w przeważającej części przyjęte zasady i paradygmaty, wskazują jednocześnie, że nie wszystko, w co wierzymy i propagujemy w dydaktyce, w tym w glottodydaktyce, jest w rzeczywistości skuteczne. Pozostaje mieć nadzieję, że powiązane z badaniem publikacje Johna Hattie’ego *Visible Learning* i *Visible Learning for Teachers* staną się przedmiotem pogłębionej i szczegółowej analizy możliwie szerokiego gremium decydentów w obszarze edukacji.

⁹ „Człowiek jest narkotykiem motywacyjnym numer jeden dla innych ludzi” (tłum. autorki).

Bibliografia

- Altrichter, Herbert (2000): *Handlung und Reflexion bei Donald Schön*. W: Neuweg, Georg (wyd.): *Wissen – Können – Reflexion*. Innsbruck: Studien Verlag.
- Bauer, Joachim (2007): *Prinzip Menschlichkeit: Warum wir von Natur aus kooperieren*. Hoffmann und Campe Verlag.
- Brzeźńska, Anna (1973): *Struktura obrazu własnej osoby i jego wpływ na zachowanie*. Kwartalnik Pedagogiczny nr 3, str. 87–97.
- Coste, Daniel/North, Brian/Trim, John (2001): *Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen*. Berlin.
- Florio-Hansen De, Inez (2018): *Teaching and Learning English in the Digital Age*. UTB Verlag.
- Gołębniak, Bogusława Dorota (1998): *Zmiany edukacji nauczycieli: wiedza, biegłość, refleksyjność*. Toruń; Poznań: Wydawnictwo Edytor.
- Hartmann, Martin (2012): *Die Hattie-Studie auf dem Prüfstand. Resonanzen, Ergebnisse, kritische Perspektiven*. W: *Journal für Schulentwicklung*, H. 3, str. 7–14.
- Hattie, John (2013): *Lernen sichtbar machen*, w tłumaczeniu Wolfganga Beywla i Klausa Zierera. Schneider Verlag.
- Niebrzydowski, Leon (1989): *Psychologia wychowawcza: samoświadomość, aktywność, stosunki interpersonalne*. Warszawa: PWN.
- Pant, Hans Anand (2014): *Eine methodisch orientierte Auseinandersetzung mit John Hatties Meta-Metaanalysen*. W: Terhart, Ewald (wyd.): *Die Hattie-Studie in der Diskussion. Probleme sichtbar machen*. Seelze: Klett Kallmeyer.
- Schön, Donald (1983): *The Reflective Practitioner. How professionals think in action*.
- Siek, Stanisław (1984): *Rozwój potrzeb psychicznych, mechanizmów obronnych i obrazu siebie*. Warszawa: Krajowa Agencja Wydawnicza.
- Sikorski, Wiesław (1997): *Poziom samooceny uczniów a ich osiągnięcia w nauce szkolnej*. W: *Opieka, Wychowanie, Terapia*, nr 2, str. 10–14.
- Türcke, Christopher (2016): *Lehrerdämmerung. Was die neue Lernkultur in den Schulen anrichtet*. Verlag C.H. Beck, München.
- Terhart, Ewald (2014): *Der heilige Gral der Schul- und Unterrichtsforschung – gefunden? Eine Auseinandersetzung mit Visible Learning*. W: Terhart, Ewald (wyd.): *Die Hattie-Studie in der Diskussion. Probleme sichtbar machen*. Seelze: Klett Kallmeyer.
- Wisniewski, Benedict (2019): *Psychologie für die Lehrerbildung*. UTB Verlag.
- Zaborowski, Zbigniew (1977): *Psychospołeczne problemy wychowania*. Warszawa: Nasza Księgarnia.
- Wiggins, Grant (2012): *Seven Keys to Effective Feedback*. W: *Educational Leadership*. Volume 70/1, 10–16 <http://bit.ly/2bLx5vI> (dostęp 25.06.2020).
- Zeichner, Kenneth; Liston, Daniel (1996): *Reflective Teaching: An Introduction*. New York, Lawrence Erlbaum Associates Publishers.

Słowa kluczowe

widoczne uczenie się, metaanaliza, informacja zwrotna, samoocena, barometr wpływu.

Abstract

John Hattie's *Visible Learning* meta-analysis – implications for foreign language learning and teaching

The *Visible Learning* research from 2008 of professor John Hattie is based on a synthesis of more than 800 meta-analyses relating to influences on educational interventions. This huge 15-year research project was aimed to discover what works in education. As nearly every intervention in schools can show some evidence of success, the question asked by John Hattie is not, what works, but what works best. The research of professor Hattie seeks also comparisons between different ways of teaching. The aim of this article is to present in the first part the basic results of the metanalysis and its criticism and also to discuss in the second part the implications of some of its findings for foreign language learning and teaching.

Keywords

visible learning, meta-analysis, feedback, self-assessment, barometer of influence.

Rafał Jakiel (<https://orcid.org/0000-0001-5601-6042>)
Instytut Filologii Germańskiej, Uniwersytet Wrocławski

Nomenklatury aglomeracji kontrfaktycznych i ich rola w popkulturowej promocji regionu¹

1. Wprowadzenie

W niniejszym artykule opisano nomenklaturę² stosowaną w serialach, które stały się częścią kampanii promocyjnych miasta Portland (stan Oregon, USA). Scharakteryzowane zostały te działania, które podejmowali przedstawiciele ratusza, korzystając ze wsparcia twórców kultury popularnej. Przebadany materiał pochodzi z dwóch amerykańskich seriali³: „Portlandia”⁴ (2011–2018, IFC) oraz „Grimm” (2011–2017, NBC)⁵. Niektóre informacje odnalazłem i uporządkowałem dzięki lekturze paratekstów – drobiazgowo przedstawiono w nich miejsca ukazane w wymienionych produkcjach, m.in. (Armisen, Brownstein 2012) oraz (Edwards 2014).

Szczególłą uwagę skupiłem na działaniach związanych z oficjalnym hasłem reklamowym *keep Portland weird* (pol. *sprawić, by Portland pozostało dziwne*)⁶. Twórcy wymienionych seriali wykorzystali zabieg fikcjonalizacji i wykreowali dwie rzeczywistości kontrfaktyczne⁷. Miasto Portland zostało w nich przedstawione

¹ Chcę serdecznie podziękować redaktorom i recenzentom czasopisma „Res Rhetorica” za liczne i inspirujące sugestie.

² Proprialną (nazewniczą) i quasi-proprialną (pseudo-nazewniczą). Termin *nomenklatura* wyjaśnię w części nr 5 przedłożonego tekstu.

³ O wyborze decydowały: popularność i rozpoznawalność działa oraz specyficzne wykorzystanie nazw własnych, które w nim występują.

⁴ Cudzysłowem oznaczam cytaty i tytuły dzieł kultury. Kursywą wprowadzam terminy i zjawiska językowe.

⁵ „Portlandia” liczy 77 odcinków (8 sezonów). Każdy z odcinków trwał ok. 20 minut. Twórcy serialu „Grimm” nakręcili 123 odcinki (6 sezonów). Na potrzeby tego serialu zdecydowano się na epizody trwające 42 minuty. W nawiasach umieszczono lata emisji oraz nazwę producenta.

⁶ Pierwszym amerykańskim miastem, którego przedstawiciele stosowali podobne hasło, było Austin w Teksasie (por. Long 2010). Istotnymi postulatami obu kampanii są: promowanie lokalnego małego biznesu, wzmocnienie poczucia przynależności do danego miejsca i rozwijanie kreatywności społeczności. Por. także https://en.wikipedia.org/wiki/Keep_Portland_Weird (dostęp 1.10.2019).

⁷ Używam tego określenia, przyjmując jego najbardziej typowe, słownikowe wyjaśnienie: „odnoszący się do zdarzeń potencjalnych lub nierzeczywistych” (PWN). Źródło informacji: <https://sjp.pwn.pl/sjp/kontrfaktyczny;2564534> (dostęp 1.07.2019).

jako dziwne (ang. *weird*). Autorzy pierwszego serialu ukazali je jako rzeczywistość pełną absurdu, zamieszkiwaną przez osobliwych Amerykanów, którzy posiadają dziwaczne poglądy i specyficzne poczucie humoru. Producenci drugiego utworu zaprezentowali Portland jako miejsce pełne grozy i tajemnic, w którym roi się od przerażających bestii⁸.

Celem tekstu jest porównanie dwóch różnych schematów postępowania, z których skorzystano, projektując popkulturowe akcje reklamowe. Porównanie to zostanie przedstawione z uwzględnieniem kulturospecyficznej nomenklatury, którą zastosowano. Została ona wprowadzona, a następnie użyta w odmiennych celach, m.in. promocyjnych. Zaproponowana analiza onimiczna, ujęta w niniejszym tekście, sprowadza się do określania funkcji wyrażen nazewniczych i zwięzłego opisu treści, które ze sobą niosą, m.in. skojarzeń łączonych z nazwami uzualnymi (zmodyfikowanych w procesie profilowania znaczeń)⁹.

Część komunikatów, którymi posługiwali się producenci, jest w pełni zrozumiała tylko dla wąskiej grupy odbiorców (np. osób znających mieszkańców regionu i ich zwyczaje). Badanie takiego materiału pozwala wyjaśnić wielowymiarowe treści – ujmowane w utworach popkultury – oraz umożliwić odpowiedź na pytanie, w jaki sposób mogą one być wykorzystane w komunikacji perswazyjnej¹⁰.

Artykuł składa się z sześciu części: (1.) wprowadzenia, (2.) opisu trudności, które występują podczas interpretacji utworów popkultury i ich nazewnictwa, (3.) krótkiego omówienia istoty komunikacji perswazyjnej (w kontekście przedstawianego przedsięwzięcia naukowego), (4. i 5.) prezentacji przyjętej perspektywy badawczej, m.in. wybranych kategorii etnolingwistycznych i onomastycznych, (6. i 7.) analizy treści zawartych w serialach „Portlandia” i „Grimm”, a także (8.) podsumowania.

2. Interpretacja tekstów popkultury i ich nomenklatur

Ustalając, jakie znaczenie mają poszczególne składniki tekstu popkultury, należy wziąć pod uwagę: (1) wielowarstwowość przekazu popkulturowego oraz (2) moment zaistnienia dzieła na danym rynku medialnym.

Tekst popkultury zawiera warstwy znaczeniowe zrozumiałe dla poszczególnych grup odbiorców. Przyjmuję, że ich całościowa interpretacja jest każdorazowo wielkim wyzwaniem. Prozę Lewisa Carrolla można czytać powierzchownie lub uwzględniając wyszukane aluzje, które poczynił autor. Filmy należące do franczyzy Marvel

⁸ Szczegółowy opis fabuły znajduje się w częściach nr 6. i 7.

⁹ Podjęcie takiego działania badawczego jest możliwe po zaakceptowaniu tezy, w myśl której jednostka nazewnicza może być nośnikiem treści semantycznych (por. Debus 2012).

¹⁰ Będzie ona projektowana wewnątrz tekstu i poza nim. Wewnątrztekstowa argumentacja zawarta jest w dziele, w jego fabule. Argumentacja może być również związana z kampanią promocji utworu, tj. działaniami podjętymi poza tekstem właściwym. Akcje promujące dotyczą utworu sztuki lub miejsca, które zostało w nim zaprezentowane. W niniejszym tekście badana jest wewnątrztekstowa promocja miasta, w którym rozgrywają się wydarzenia fikcyjne.

Cinematic Universe (MCU) są dystrybuowane na całym świecie i przygotowywane dla widzów mających zróżnicowaną znajomość komiksu amerykańskiego. W efekcie odbiorcy otrzymują dzieło, które dla każdego z nich jest zrozumiałe tylko do pewnego stopnia. Nieliczni są w stanie rozpoznać wszystkie odwołania intertekstualne zawarte w serii „Avengers” (MCU). Powiązania międzytekstowe bardzo często kreuje się, stosując w tym celu nomenklaturę *proprialną* (*onimiczną*, tj. nazwy własne), a także treści *apelatywne* (nazwy pospolite).

Jeśli twórcy popkultury odnoszą się do aktualnych wydarzeń, istotny jest moment, w którym badacz poznaje utwór i podejmuje się interpretacji dzieła. Ma to wielki wpływ na poprawne rozumienie znaczeń zawartych w nazewnictwie. Podajmy najprostszy przykład. Główny bohater serialu Alf (1986–1990, NBC) komentował zjawiska związane z amerykańskim rynkiem rozrywki i polityką Białego Domu. Większość jego uwag jest dzisiaj nieczytelna dla widza, który nie ma rozległej wiedzy historycznej dotyczącej wymienionych dziedzin życia. Może nim być np. polski odbiorca, który poznawał utwór wiele lat po pierwszej premierze (np. dzięki wznowieniom stacji TVN7 lub AXN Rozrywka). Listy dialogowe tej serii zawierały:

- żarty dotyczące wielkich osobistości minionych lat (np. Ella Fitzgerald, Beverly Sills, David Jannson, Florence Henderson, Marcel Marceau, Bob Hope, Jay Lenno, Joe Namath, David Niven, Lady Godiva, Oral Roberts, Gene Shalit, Ted Koppel, Linda Evans); poprawnie mogli je zinterpretować tylko nieliczni sympatycy, znający kulturę Stanów Zjednoczonych Ameryki;
- zwroty i wyrażenia, których autorzy w sposób nieoczywisty odwoływali się do określonych treści popkulturowych, np. frazę ang. *Stooge talk* należy tłumaczyć jako: pol. *rozmowy o serialu „The Three Stooges”* (Columbia Pictures, 1922–1970¹¹);
- treści ujęte w filmach, o których istnieniu wielu odbiorców popkultury już nie pamięta, np. *Streetcar/ „A Streetcar Named Desire”* (Warner Bros, 1951) i „Bonanza” (NBC, 1959–1973);
- nazwy programów telewizyjnych, chrematonimy słynnych gier i imiona postaci fikcyjnych, m.in. „The Adventures of Teddy Ruxpin”, „Perry Como Special”, *Captain Kangaroo*, „Space Invaders”, „Heathcliff’s Funhaus”, „Letterman Show” czy „Nightline”;
- odwoływano się do ważnych wydarzeń sportowych i politycznych: ang. *the 1927 Yankees* lub ang. *Nicaragua thing*;
- wybrane fikcyjne onimy (np. *Consumer Ed*, *Lenny Scott Show*) wprowadzono, wzorując się na nazwach znanych programów; były one związane z typowymi formatami telewizyjnymi ubiegłego stulecia – nie znajdziemy ich w dzisiejszej ramówce najbardziej wpływowych stacji.

¹¹ Nowa wersja wspomnianej serii została przedstawiona w roku 2012. Nadano jej tytuł: „Głupi, Głupszy, Najgłupszy”. Źródło informacji: <https://www.filmweb.pl/film/Głupi%2C+głupszy-%2C+najgłupszy-2012-392853> (dostęp 17.06.2019).

3. Tekst i obraz w językoznawczej analizie perswazji

Elementy kulturospecyficzne (w tym nazwy własne) stanowią wewnętrzne spoiwo dzieła. Jako składniki szczególnie rozpoznawalne są one bardzo często stosowane w rozmaitej promocji utworów oraz miejsc, które w nich zaprezentowano. Uważam, że wyjaśnienie wieloznacznych komunikatów (m.in. nazewniczych) jest zadaniem, które powinno być realizowane z wykorzystaniem instrumentarium lingwistycznego oraz lingwistyczno-retorycznego. Należy podjąć działania prowadzące do:

- 1) analiz kampanii promujących dzieło (szczególnie, gdy jej autorzy korzystają z elementów zrozumiałych wyłącznie dla nielicznych odbiorców, np. mających charakter onimiczny, tj. nazewniczy);
- 2) wyjaśnienia działań perswazyjnych zawartych w narracji, np. działań zachęcających widzów do podjęcia określonych czynności (por. Gnüchtel 2016, 16) lub do oglądania kolejnych części dzieła; roli nazewnictwa w tych procesach;
- 3) badań organiczności dzieła (Korolko 1990: 50), tj. analizy wewnętrznej spójności i atrakcyjności świata przedstawionego, np. rzeczywistości kontryfakcyjnej; oceny jej wiarygodności w kontekście zastosowanej nomenklatury; badania środków filmowych, które wykorzystano, by ją przedstawić (por. Schmitz 2017, 400);
- 4) opisów relacji zachodzących między tekstem a obrazem (gdy są wykorzystywane perswazyjnie).

W niniejszym artykule realizuję m.in. cel określony w punkcie nr (3).

Zaproponowane tematy badawcze (1–4) dotyczą tekstów i towarzyszących im obrazów (składowych komunikacji perswazyjnej). Dochodzi zatem do rozszerzenia klasycznego obiektu analiz retorycznych, tj. porzucenia badań samego języka i poszczególnych wypowiedzi. To bardzo istotna zmiana – nośnikiem znaczenia uczyniono nie tylko słowa, np. te, które budują daną nomenklaturę, ale także obraz, który z nią współwystępuje i istotnie determinuje jej odbiór. W przypadku dociekań językoznawczo-filmoznawczych wydaje się to niezbędne. Potwierdzenie znajdują m.in. w pracy Sigrun Döring, która opisała fenomen tzw. „kolorytu narodowego” w dziele audiowizualnym. Jest nim szczególna prezentacja zjawisk typowych dla różnych nacji, np. mimika i gest aktora, sposoby poruszania się bohaterów, a nawet przedstawiona sceneria (Döring 2006, 9).

Należy jednocześnie pamiętać, że metody analizy retorycznej są stosowane również w odniesieniu do obiektów, które nie są werbalne. Dokonuje się to w ramach zróżnicowanych perspektyw badawczych. Roland Barthes stwierdził, że lingwiści odkrywają w obrazie naturę językową, starając się jednocześnie poznać i opisać granice sensu oraz tzw. „prawdę ontologiczną znaczenia” (Barthes 1985, 289). Owo odkrywanie natury językowej w obrazie jest jednoczesnym gloryfikowaniem słowa jako takiego. Przyjęcie werbocentrycznego stanowiska zmusza uczonych do uznania wyższości języka nad wszystkimi innymi sposobami komunikowania. Oznacza ono również akceptację poglądu, w myśl którego komponent wizualny może zostać zinterpretowany przy użyciu kategorii językowych i wykorzystany do działań perswazyjnych. Wszystkim treściom werbalnym, w tym nazewnictwu, towarzyszy zatem stale składnik wizualny, który wpływa na interpretację przekazu m.in. audiowizualnego.

Znawcy retoryki wielokrotnie poruszali zagadnienia związane z ewentualną dyskursywnością obrazu, tj. jego językowym i interpretacyjnym charakterem. Badano, np. kwestię przekazu percepcyjnego i kulturowego, istotę komunikacji pozbawionej kodowania oraz ikoniczność treści (Barthes 1985, 292). M.in. Barthes był zdania, że obraz bywa podporządkowany intencji. Filozof sądził, że *signifiés* komunikatu może skupiać uwagę odbiorcy na „danych a priori pewnych cechach” obiektu, które muszą być przekazane jak najwyraźniej (Barthes 1985, 289). Jako przykład Barthes wskazał opisy produktów reklamowych i ich promocję, która jest przeciwieństwem napędowym skomercjalizowanej kultury¹². Niosący znaczenie obraz wpływa na asocjacje związane z danym przedmiotem i jego nazwą własną, a to sprawia, że w opisie treści onimicznych trzeba uwzględnić komunikaty wizualne i szczegółowo je scharakteryzować. Językoznawca nie może poprzestać na badaniu wyłącznie warstwy werbalnej – w ten sposób nie wyjaśni złożoności analizowanego przekazu.

4. Zaplecze społeczno-kulturowe w badaniu etnolingwistów

Sądzę, że w opisie strategii perswazyjnych, stosowanych w komunikacji masowej, należy uwzględnić społeczno-kulturowe uwarunkowania, które ukształtowały członków określonego *publicum* oraz nadawcę treści. Pozwoli to ustalić, jakie wymagania muszą zostać spełnione, aby powstała wspólnota komunikacyjna partnerów, którzy nie tylko się rozumieją, ale mogą wywierać na siebie wpływ (por. „adresowanie treści i użycie środków filmowych” w Holly 2017, 493). Uwzględnienie kulturowego zaplecza jest także konieczne podczas wprowadzania i badania nomenklatury utworu. Z tego powodu zwięźle omówię wybrane propozycje etnolingwistów, które mogą mieć – jak się wydaje – zastosowanie w przedłożonym badaniu (części 6. i 7. niniejszego artykułu).

Opis projektu badawczego etnolingwistów, który zostanie przedstawiony w tym fragmencie pracy, zawężam do zagadnień związanych z wytwarzaniem rzeczywistości kontryfaktycznych w filmie oraz ich wewnętrzną spójnością i atrakcyjnością. Popkulturowa promocja miasta Portland została przeprowadzona głównie dzięki wprowadzeniu rozwiązań fabularnych (tj. wewnątrztekstowych), w których w odmienny sposób traktowano nomenklaturę.

Stosuję termin *etnolingwistyka*, przyjmując, że jej przedstawiciele obserwują i opisują związki języka i najróżniejszych zjawisk kultury¹³. Zgadzam się

¹² Warto pamiętać, że wymiana myśli w obrębie popkultury jest podporządkowana prawom rynkowym. Jej celem jest pozyskanie potencjalnego klienta, tj. czytelnika i widza, nabywcy biletów kinowych oraz płyt dvd/blu-ray (por. Schmitz 2017, 392). Zauważają to badacze retoryki i czynią kulturę popularną obiektem swoich analiz. W tym kontekście Dirk Balfanz uznał, że orator powinien przekonać odbiorcę do tego, co dla niego stało się już oczywiste, oraz spowodować zmianę w świadomości słuchaczy (Balfanz 2017, 87). Może nią być wzbudzenie w nich chęci do podjęcia działań, na których zależy producentom.

¹³ Waldemar Czachur przytacza inne określenia dotyczące omawianych badań, które wykorzystywano w tekstach niemieckich i polskich (Czachur 2017, 7). Lingwista zwrócił uwagę na to, że „granice między zaprezentowanymi programami badawczymi” nie są „ostre i zrozumiałe” (Czachur 2017, 8).

z etnolingwistycznym poglądem, który omówiła Doris Bachmann-Medick: „język nie opisuje żadnej rzeczywistości niezależnej od niego, leżącej poza nim. Język nie jest narzędziem opisu rzeczywistości, raczej instrumentem jej konstituowania” (Bachmann-Medick 2012, 44–45, cyt. za Czachur 2017, 9). Podobne, werbocentryczne stanowisko zajął Janusz Anusiewicz, pisząc, „że do treści, form, sposobów istnienia kultury, dochodzi się wychodząc od faktów językowych, a nie odwrotnie” (Anusiewicz 1988, 23 cyt. za Bartmiński 2018, 30).

Jerzy Bartmiński wymienił pięć pól tematycznych, które są przedmiotem zainteresowania etnolingwistów. Są nimi: „(1) kulturowe funkcje języka; (2) wewnętrzna stylowa dyferencjacja języka, jej istota i osiągnięty poziom; (3) gatunkowe wzorce wypowiedzi; (4) kategorie gramatyczne i semantyczne języka w aspekcie ich funkcji; (5) słownictwo języka jako klasyfikator doświadczeń społecznych” (Bartmiński 2008, 16)¹⁴. Punkt nr (5) zajmuje szczególne miejsce w mojej analizie.

Etnolingwiści lubelscy wypracowali metody kognitywne, wprowadzając „instrumentarium terminologiczno-pojęciowe”, na które – zdaniem Bartmińskiego – składają się: językowy obraz świata, stereotypy, definicja kognitywna, punkt widzenia i perspektywa oglądu rzeczywistości, profilowanie bazowych wyobrażeń oraz podmiot, „który doświadcza, konceptualizuje i werbalizuje treści gromadzone w bazie poznawczej” (Bartmiński 2016, 23). Ich prace mają charakter analiz semantycznych i leksykograficznych, w których wykorzystywane są metody lingwistyczne. Badania etnolingwistów są opisem znaczeń poszczególnych jednostek semantycznych, a płynące z nich wnioski są porządkowane przy użyciu terminologii wymienionej w powyższym cytacie. Wspomniane kategorie mogą zostać zastosowane w analizie, której obiektem są kontrfaktyczne światy przedstawione i ich nomenklatury. Opiszę te z nich, które – moim zdaniem – powinny zostać uwzględnione w badaniu materiału wybranego na potrzeby tego artykułu. Pierwsza z nich to tzw. językowy obraz świata.

Walery Pisarek ustalił, że *językowy obraz świata* (JOS) to „obraz świata odbity w danym języku narodowym”, który „nie odpowiada ściśle rzeczywistemu obrazowi, odkrywanemu przez naukę” (Pisarek 1978 cyt. za Grzegorzczkowska 2009, 16)¹⁵. Anusiewicz zapewniał natomiast, że badając JOS, analizujemy, „jaka wiedza i doświadczenie oraz wartościowanie ujmowanej poznawczo rzeczywistości jest zmagazynowane w języku, przezeń przenoszone i przekazywane przyszłemu pokoleniom” (Anusiewicz 1990, 281, cyt. za Żuk 2010, 240).

¹⁴ W związku z tym językoznawca stwierdził, że analiz domagają się: „(1) kultura języka z normą językową na czele, (2) zróżnicowanie wewnętrzne języka na odmiany i style, (3) dialekty i gwary ludowe, (4) gwary środowiskowe, (5) problem tekstu i wzorców gatunkowych (...), (6) frazeologia, (7) kategorie gramatyczne i semantyczne w aspekcie funkcjonalnych, (8) dziedzictwo przeszłości w języku, (9) zapożyczenia i internacjonalizm, (10) tendencje rozwojowe języka (np. polskiego), (11) język (np. polski) za granicą” (Bartmiński 2008, 17).

¹⁵ Inni autorzy doprecyzowali opis Pisarka, twierdząc, że JOS to m.in. „obraz świata różnorodnych obiektów i fenomenów, jak np. części ciała (ręki, głowy), ptaków, zwierząt (psa, kota, konia), roślin i wielu innych” (Grzegorzczkowska 2009, 16).

Twórcy rzeczywistości konfraktycznych wytwarzają swoisty obraz świata, opisany leksemami apelatywnymi i nazwami własnymi. Wydaje się, że terminologia użyta w serialu może być nośnikiem fikcyjnego JOS, tj. obrazu utrwalonego w tekście dzieła. Producenci filmowi, którzy tworzą konfraktyczne światy i wykorzystują nazwy uzualne (tj. realnie istniejące), przypisują im nowe znaczenia, asocjacje i stereotypy (tj. „determinowane subiektywnie przedstawienia przedmiotów”, por. Bartmiński 2008, 24). Oznacza to, że skojarzenia osoby znającej stolicę Polski są inne, niż widza, który poznał Warszawę, oglądając film lub serial. Sugestywny obraz filmowy może sprawić, że nowe wyobrażenia zostaną złączone z obiektami, które przedstawiono wyłączenie wizualnie (tzn. bez podawania ich nazw).

Interpretując i analizując film, należy – jak sędzę – porównać JOS filmu z JOS rzeczywistości pozafilmowej. Szczególną uwagę należy zwrócić na wartościującą deskrypcję poszczególnych miejsc i zachowań. Gdy autorzy chcą zapewnić wewnętrzną spójność dzieła, muszą odwoływać się do odpowiedniego doświadczenia odbiorcy¹⁶ i skorzystać z właściwego JOS. Widz musi wiedzieć, z którego magazynu treści pochodzą informacje, tj. czy twórca posługuje się wyjaśnieniami słownikowymi czy konfraktycznymi. Wewnątrztekstowa argumentacja opiera się bowiem na „relacjach skonwencjonalizowanych, czyli takich, które są umocowane w mniej lub bardziej zobiektywizowanym doświadczeniu osób tworzących określoną społeczność” (Bartoszewicz 2008, 138)¹⁷.

Podczas analizy znaczeń rzeczywistych i konfraktycznych uprzywilejowanymi obiektami badań są definicje przedmiotów, opisy miejsc i takie wyjaśnienia zjawisk, które z biegiem upływu czasu zostały celowo przeformułowane (np. alternatywne narracje, m.in. typu *what if*¹⁸).

Projektowanie świata konfraktycznego jest swoistym profilowaniem znanych znaczeń. *Profilowanie* – zdaniem etnolingwistów – to celowe modyfikowanie treści łączonych ze stereotypem i przystosowanie ich do innych okoliczności (Bartmiński 2008, 27). Urszula Majer-Baranowska ujmuje zasadę tego działania następująco: ma miejsce „proces tworzenia wariantu wyobrażenia przedmiotu na zasadzie derywacji z bazowego zespołu cech semantycznych zawartych w obrębie znaczenia (rozumianego jako skończony, ale otwarty zespół cech)” (Majer-Baranowska 2004, 85). *Profil* jest zatem wersją „wyobrażenia przedmiotu kreowaną przez jakiś czynnik dominujący”, a „różne profile nie są różnymi znaczeniami, lecz sposobami organizacji treści semantycznej wewnątrz znaczeń” (Majer-Baranowska 2004, 85).

¹⁶ Urszula Jęczeń wyjaśniła, że rama doświadczeniowa języka „zawiera zarówno zjawiska postrzegane wzrokowo, a następnie konceptualizowane (...)” oraz ogarnia „to wszystko, co do aktualnego doświadczenia jest wnoszone z pamięci indywidualnej i społecznej” (por. Bartmiński, Niebrzegowska 1998, 213 cyt. za Jęczeń 2016, 141).

¹⁷ Przykładem wykorzystania stereotypów w utworze i jego promocji są oceny konsumentów popkultury, zachwyconych tradycją komiksu amerykańskiego, ukazane w sitcomie „The Big Bang Theory” (2007–2019, CBS).

¹⁸ Narracja typu *what if* zawiera istotną zmianę w mitologii uniwersum, np. Batman staje się przestępcą, a Joker wybawicielem (por. Kostecka 2016, 34).

Zgadza się to z lingwistyczno-retorycznym poglądem, w myśl którego formułując argumenty, orator modeluje zastaną rzeczywistość (por. Bartoszewicz 2008, 139).

Etnolingwiści nie definiują słów przez „proste znalezienie odpowiedników” (Malinowski 1987, cyt. za Bartmiński 2008, 25) – znaczenie postrzegają oni jako subiektywne. Stwierdzono m.in., że znaczenie jest tym, „co ludzie rozumieją pod określonymi słowami, jakie treści (cechy, wartości) mają na myśli, tworząc sobie mentalne wyobrażenia przedmiotu” (por. *definicja kognitywna* w Bartmiński 2008, 25). Tego typu ujęcie zalicza się do mentalistycznych teorii znaczenia (por. Pelc 1984). Ich sednem jest następujący pogląd: znaczenie jest myślą, którą użytkownik języka wiąże z danym obiektem.

Twórcy ujęć mentalistycznych kładą nacisk na prywatny charakter kreowania znaczeń. Warto jednocześnie podkreślić, że przyjęty punkt widzenia, który obiera uczestnik komunikacji, jest czynnikiem „podmiotowo-kulturowym” – to on decyduje „o sposobie mówienia o przedmiocie, w tym m.in. o kategoryzacji przedmiotu, o wyborze podstawy onomazjologicznej przy tworzeniu jego nazwy, o wyborze cech, które są o przedmiocie orzekane (...) i utrwalone w znaczeniu” (Bartmiński 2008, 27)¹⁹.

5. Wybrana terminologia onomastyczna

Pisząc niniejszy artykuł przyjęto, że *nomenklatura* to ogół istotnych terminów, które służą do nazywania²⁰. Mogą one mieć charakter *proprialny* (onimiczny) lub *apela-tywny*. Zgodnie z powszechnie akceptowanymi, onomastycznymi ustaleniami: autor tej pracy dzieli rzeczowniki na *nazwy pospolite* (nazwy gatunkowe, np. samochód) i *nazwy własne* (onimy, jednostki *proprialne*, np. *Škoda*) (Langendonck, Velde 2018, 21 i 26; Nyström 2018, 39–41). Nomenklaturę mogą tworzyć zarówno nazwy pospolite, jak i nazwy własne. W przedłożonym tekście badano przede wszystkim nomenklaturę *proprialną* (nazewniczą). Realne nazwy własne określane są mianem *nazw uzualnych* (Kosyl 1993, 68) – są to onimy używane pierwotnie poza rzeczywistością literacką i filmową, np. *Wrocław*. Nazwy fikcyjne, wytworzone jako składniki danego świata przedstawionego, nazywamy *poetonimami*, np. *Bruce Wayne* lub *Cienistogrzywy* (Debus 2012, 29 i 205–207). Onimia fikcyjna i uzualna przybiera najróżniejsze formy – do jej kreowania stosuje się rzeczowniki proste, złożenia (endo- i egzocentryczne) oraz derywaty (Debus 2012, 34–41). Na potrzeby tego artykułu przyjmuję mentalistyczną teorię znaczenia i zakładam, że onimy komunikują treści semantyczne (por. Grodziński 1973, 59; Debus 2012, 48; Langendonck, Velde 2018, 31; Nyström 2018, 50–51). Analizy onimiczne, które zawarto w niniejszym tekście, mają charakter jakościowy. Uwagę skupiono na funkcji wyrażenia i przypisanych im alternatywnych wyjaśnieniach i skojarzeniach. Materiał wyselekcjonowano na podstawie doboru celowego.

¹⁹ Koncepcje Langackera i Bartmińskiego różnią się od siebie. Z tego powodu można mówić o etnolingwistycznym wyjaśnieniu istoty profilowania pojęć, por. Majer-Baranowska 2004.

²⁰ Por. <https://sjp.pwn.pl/sjp/nomenklatura;2490775.html> (dostęp 20.05.2020).

6. „Portlandia” (2011–2018, IFC)²¹

Serial stacji IFC wykreowali Fred Armisen, Carrie Brownstein i Jonathan Krisel. Był to wielokrotnie nagradzany obraz, który zajął szczególne miejsce na amerykańskim rynku medialnym²². W tytule przedstawiono jedną z wielu nazw miasta, tj. *Portlandia*²³.

Na każdy odcinek składało się kilka skeczy, które były ze sobą luźno powiązane fabularnie. Autorzy promowali irracjonalny żart dotyczący aglomeracji i jej mieszkańców. Przedstawiciele ratusza popierali ową narrację i aktywnie uczestniczyli w jej tworzeniu. Ich entuzjazm był tak duży, że nawet burmistrz Sam Adams²⁴ zagrał symboliczną rolę w produkcji.

Pomysłodawcy serialu przyjęli, że ostatnia dekada dwudziestego wieku była sielanekowa. To punkt odniesienia i klucz interpretacyjny wszystkich żartów, które wpleciono w fabułę. Autorzy serii uznali, że wówczas żyło się lepiej. Powszechne były: sen do godziny 11, szybkie przejście na emeryturę, beztrudne przesiadywanie w kawiarniach. Dokonały się wtedy istotne zmiany społeczne, m.in. emancypowały się kobiety, feministki stały się głośne i aktywne, ujawniali się homoseksualiści, upowszechniło się robienie tatuaży i piercingu, promowano ekologiczny tryb życia i niemal każdy chciał ratować planetę. Bohaterowie serialowej Portlandii zabiegają o to, by te idee były wiecznie żywe. Interpretacja utworu, którego twórcy odwołują się do wydarzeń minionej epoki, powinna zostać przeprowadzona z uwzględnieniem historycznego charakteru poszczególnych komunikatów (szczególnie tych, które ujęto w stosowanej nomenklaturze)²⁵.

Twórcy „Portlandii” pokazali widzom charakterystyczne miejsca regionu i drobiazgowo ukazali lokalny koloryt. Posługując się grafikami zamieszczonymi przed każdym skeczem, artyści informowali, w którym miejscu miasta toczy się akcja. Wizualne eksponowanie onimii pozwoliło producentom na przypisanie urbanonimom²⁶ wielu nowych skojarzeń i stereotypów. To cecha wyróżniająca tę produkcję – świadomie skorzystano z miejskiej nomenklatury, aby nadać jej nowe znaczenia. Można bez trudu wymienić jednostki semantyczne, które składają się na JOS serialowej Portlandii – są to m.in. nazwy dzielnic, ulic i sklepów. Zgodnie z koncepcją Eugeniusza Grodzińskiego (1973, 73) onimii przypisują walor semantyczny²⁷, tj. zakładam,

²¹ Informacje przedstawione w tym rozdziale pochodzą z dzieła właściwego oraz oficjalnego przewodnika wydanego przez producentów serialu, tj. (Armisen, Brownstein 2012).

²² Gościnnie wystąpiły w nim wielkie gwiazdy Hollywood, m.in. Steve Buscemi, Kyle MacLachlan, Selma Blair, Gus Van Sant, Heather Graham, Jeff Goldblum, Kristen Wiig, Ed Begley Jr., Roseanne Barr, Rose Byrne, Kirsten Dunst i Tim Robbins.

²³ Źródło informacji: <https://www.morgandavishomes.com/blog/the-origin-of-portlands-nicknames> (dostęp 30.06.2019). W obu serialach, które omawiam, stosowano nazwy alternatywne, np. *Portlandia*, *PDX*, *Miasto Mostów* i *Miasto Róż*. Wszystkie wymienione toponimy odnoszą się do opisywanej miejscowości.

²⁴ Sam Adams jest politykiem amerykańskim, który był burmistrzem Portland w latach 2009–2012.

²⁵ Por. część nr 2 niniejszego tekstu.

²⁶ Tj. nazw własnych obiektów miejskich.

²⁷ Teoria nazw własnych Grodzińskiego należy do nurtu mentalistycznego (podobnie jak opisane prace etnolingwistów).

że nazwa własna nie tylko oznacza (denotuje), ale również znaczy (konotuje). To zaś sprawia, że znaczenia nazw własnych uzualnych mogą zostać zmodyfikowane (sprofilowane). Nazwy uzualne, z których korzystali twórcy „Portlandii”, miały typowe formy, np. zawierały akronimie znaną w regionie (*NE, ST, AVE*) lub łatwo rozpoznawalny element kategoryzujący (m.in. *street, avenue, bridge*). Towarzyszyły im nazwy fikcyjne, tzw. poetonimy, które kreowano, wykorzystując najróżniejsze konstrukcje. W kolejnych akapitach przedstawię poszczególne rejony miasta i krótko omówię znaczenia przypisane wybranym onimom. Przynależność do danej strefy miasta była stosowana przez twórców jako kryterium porządkowania wątków fabularnych i występującego nazewnictwa. W każdej grupie podam dwie egzemplifikacje przypisanych treści.

Wprowadzanie odbiorców w świat Portlandii zachodzi w następujący sposób: widz poznaje bohaterów serialu w przedziwnych małych sklepikach i przedsiębiorstwach usługowych. W każdym z nich można otrzymać wyjątkowo ekstrawaganckie produkty. Na północnym wschodzie miasta znajdują się m.in.: (1) *Sonar Hair and Records* (1224 NE Killingsworth²⁸), (2) *Just Saying Joke Shop* (5331 NE Sandy Boulevard), (3) *Home Farming Boutique* (1439 NE Alberta), (4) *Brooklyn Expat Bars* (kilka lokalizacji), (5) *Bachelor's Pantry* (1468 NE Prescott). W powyższym zestawieniu nazwom uzualnym towarzyszą fikcyjne (por. Debus 2012: 205–216). Poetonimom przypisano fabularne opisy. Przykładowo, w sklepie nr (1) ślepy golibroda strzyże swoich klientów w odrestaurowanej łodzi atomowej, która jest jednocześnie muzeum pamiątek wojennych. Gospodarz obiektu nr (5) tworzy jedzenie z resztek znajdujących się w spiżarniach młodych kawalerów. Tworzenie serialowego JOS polega w tym wypadku na wprowadzaniu nazw poetyckich i modyfikowaniu skojarzeń powiązanych z rzeczywistością onimią. Znaczenie należy wówczas rozumieć jako myśl pojawiającą się w świadomości odbiorcy. Wizualna prezentacja irracjonalnych zachowań utrwała serialowy JOS oraz przekonanie, że stolica Oregonu jest miejscem dziwnym.

Północny wschód miasta jest strefą przyjazną dla psów. W serialu „Portlandia” znane postulaty ekologów wyjaśniono groteskowo. Władarze miasta zamierzają m.in. wielokrotnie zwiększyć ilość parków przeznaczonych wyłącznie dla czworonogów i zlikwidować te, z których dotychczas korzystali ludzie. Pies może udać się w wiele miejsc, m.in. do łaźni i solarium (*City Dog Baths and Steam Room* oraz *UrbanDoggz Dog Tanning Salon*). Pupil może nawet towarzyszyć swojemu Panu na sali operacyjnej (w *NW Surgery Clinic*). Zwierzę musi być wówczas ubrane w szpitalną odzież. Ogólnie przyjęte normy estetyczne i etyczne zostały w serialu zmodyfikowane. Nowe standardy są prezentowane bez słowa komentarza. Odbiorca jest zszokowany, gdy pierwszy raz wkracza do świata „Portlandii”, a przy tym poznaje nazwy własne, którymi posługują się bohaterowie.

Dzielnica północno-zachodnia to dom biednych studentów, artystów i narkomanów. Można w niej odwiedzić, m.in.: (1) *Simply Hideous Shoes* (1414 NW 23rd Avenue), (2) *Craigslist Megastore* (915 NW Kearney), (3) *Hot Berry* (924 NW

²⁸ W nawiasach podaję adresy miejsc, które wymieniam lub opisuję.

Davis), (4) *Portlandia Academy of Kuso Kurae* (855 NW Johnson) oraz (5) *Adult Recess Playground* (700 NW 11th Avenue). Właściciel sklepu nr (1) sprzedaje obuwie preferowane w okolicy, np. stylowe buty ortopedyczne lub zamszowe klapki. Na placu zabaw (5) odreagowują pełnoletni mieszkańcy Portlandii, korzystający z małych gajów i zjeżdżalni dla dorosłych. Dysonans jest wywołany doświadczeniem wizualnym – na dziecięcym placu zabaw odbiorca dostrzega zapłakane dorosłe osoby.

Serialowa Portlandia to miasto rowerów, w którym zaciekle walczy się ze zmotoryzowanymi mieszkańcami. Dochodzi do tego m.in. na osiedlach północno-zachodniego Portland. Zwolennicy jednośladów wprowadzili rozbudowany i zagadkowy system gestów ostrzegawczych, np. puszczenie pedałów i kierownicy (podczas jazdy) oznacza: „mój rower jest zepsuty”.

Charakter stygmatyzujący miało przypisanie zmotoryzowanym mieszkańcom miasta zestawu cech, co przyczyniło się do wytworzenia stereotypów. Uznano np. że każdy posiadacz *Subaru* kombi jest: monogamistą, w średnim wieku, jeździ wolno i wozi w samochodzie psa. Właściciel *Priusa* jest: dyrektorem artystycznym agencji reklamowej oraz wielkim fanem produktów *Apple* (*iPada*, *iPhone'a* oraz *MacBooka Air*). Nazwom marek, które wymieniłem, przyporządkowano nowe (tj. kontrfaktyczne) znaczenia i asocjacje.

W części południowo-wschodniej miasta znajdują się m.in.: (1) *Cruelty-Free Pets* (2110 SE Division), (2) *Junk* (1215 SE Stark), (3) *Dixie Vittles* (3306 SE Belmont), (4) *Grrl Scout Cookies* (1899 SE Morrison), (5) *Fuck Laundry* (2905 SE Belmont). Nazwa nr (1) odnosi się do inicjatywy podjętej przez wybranych mieszkańców aglomeracji, którzy zdecydowali się oswoić pasożyty, np. tasieńce i przywry wątrobowe. Uznano bowiem, że tradycyjnie posiadanie zwierząt domowych to forma zniewolenia. Pasożyty potrzebują opiekunów (nosicieli) i będą zadowolone, gdy zostaną przygarnięte. Inicjatorzy działalności nr (3) oferują domowe potrawy południa, które można spożyć dopiero po zapoznaniu się z obszernymi materiałami dotyczącymi poszczególnych dań, np. prezentującymi dokonania liberalnych ruchów społecznych i emancypacyjnych.

W dzielnicy południowo-zachodniej powstały m.in.: (1) *Xmas 365* (1011 SW Morrison), (2) *Voodoo Doughnut* (22 SW 3rd Avenue), (3) *The Slippery Pole* (322 SW 3rd Avenue), (4) *Dalai Lama Danceria* (230 SW Ankeny) czy (5) *Deuce Hotel* (1140 SW Stark). Właściciele lokalu nr (1) nienawidzą Jezusa, Świąt Bożego Narodzenia i św. Mikołaja. Z tego powodu zamierzają przenieść się w czasie i zabić małego przywódcę chrześcijan. W pkt. (4) podałem nazwę jedynej szkoły tańca na północno-zachodnim Pacyfiku, w której kultywowane są zasady buddystyczne. Tańczącym adeptom oferowana jest wódka zmieszana z zieloną herbatą i jello-shoty.

Reasumując: każdej z wymienionych nazw fikcyjnych przypisano obiekt, w którym oferowane są dziwne usługi. Ich groteskowy charakter bywa sygnalizowany przez treści zawarte w onimach, np. ang. *City Dog Baths and Steam Room* – pol. *miejska łaźnia i sauna dla psów*, ang. *Cruelty-Free Pets* – pol. *niekrzywdzone zwierzęta (domowe)* (termin użyty w odniesieniu do oswojanych pasożytów). Wykreowana poetonimia jest: (1) nieprzejrzysta semantycznie, (2) częściowo

przejrzysta semantycznie lub (3) zrozumiała wyłącznie w oparciu o treści fabularne przedstawione w serialu (np. *Mike's Bikes*). Opisy nazw fikcyjnych powiązane z nazwami uzualnymi, które razem z poetonimami współtworzą istotny komponent serialowego JOS „Portlandii”. Skojarzenia, które wywołują poszczególne nazwy uzualne, zostały zmodyfikowane (sprofilowane) w świadomości widza. Dokonano tego dzięki przedstawieniu fikcyjnych przedsięwzięć i wydarzeń. Irracjonalny obraz miasta jest spójny, przekonujący i intrygujący. Jego składowymi są elementy wizualnie i jednostki werbalne. Twórcy konsekwentnie pokazują kolejne absurdalne sceny, w których realizowany jest ten sam schemat komunikacyjny – zdziwienie widza powodowane jest poważnym wyrazem twarzy aktora, który wypowiada zaskakujące kwestie. Dokładnie przedstawiono wszystkie rejony miasta i wiele istotnych budynków aglomeracji, czyniąc je częścią kontryfaktycznego świata „Portlandii”. Świat ten stał się atrakcyjny dla wielu odbiorców utworu, co uczyniło go celem wyprawek turystycznych (organizowanych m.in. przez fanów serii).

7. „Grimm” (2011–2017, NBC)

„Grimm” jest tzw. dramatem policyjnym (proceduralnym²⁹). Został on wyprodukowany przez Stephena Carpentera, Jima Koufa i Davida Greenwalta. Akcja serialu rozgrywa się w świecie zamieszkiwanym przez odrażające, odzwierzęce kreatury (tzw. weseny³⁰). Częścią tego świata jest stan Oregon oraz jego stolica.

Weseny potrafią przybierać postać ludzką, przez co ich prawdziwe oblicze jest niewidoczne dla zwykłego człowieka. Tylko w szczególnych okolicznościach mieszkańcy Portland mogą ujrzeć je takimi, jakimi są naprawdę – ma to miejsce m.in. podczas emocjonalnego wzburzenia wesenów. Istnieją jednak ludzie, którzy są obdarzeni szczególnym darem. Pozwala on przenikliwie spoglądać na rzeczywistość i widzieć przerażającą naturę wesenów w każdej sytuacji. Są nimi tzw. grimmowie³¹. Grimmowie od wieków walczą z wesenami i bronią ludzkość przed ich bezwzględnym okrucieństwem.

W serialu prezentowane są miejsca, które znajdują się w mieście Portland. Są one tłem dla wydarzeń fabularnych, a nomenklatura miejska nie gra w nim wielkiej roli. Profilowanie znaczeń odbywa się zatem dzięki zastosowaniu warstwy wizualnej, tzn. zmieniają się skojarzenia widza związane z jakimś obiektem, np. główną siedzibą policji, ale nie towarzyszy temu prezentacja nazwy miejsca i jego adresu. JOS serialu powstaje tym razem odmiennie:

- 1) modyfikowane są wyobrażenia, które dotyczą rzeczywistego JOS (rozpoznawalnego w tym rejonie Stanów Zjednoczonych);

²⁹ W każdym odcinku prezentowany jest nowy wątek, np. nowa sprawa kryminalna, nowy przypadek medyczny (por. Sikorska 2018, 13; Szukała 2017, 492).

³⁰ Termin pochodzi od leksemu niem. *Wesen* – pol. *istota*.

³¹ Termin pochodzi od antroponimu *Grimm*. Serialowi Grimmowie są spokrewnieni ze sławnymi braćmi Grimm.

2) ponadto wprowadzono dodatkowe, całkowicie fikcyjne nazwy, które służą do nazywania wesenów.

Realizując cel nr (2), wykreowano szczególną nomenklaturę, zawierającą m.in. leksemy języka niemieckiego, które poddano quasi-proprializacji³². Tak powstały nazwy złowrogich wesenów (nazwy zbiorowe). Analiza etymologiczna tej onimii pozwala do pewnego stopnia ustalić, jakie cechy mają poszczególne bestie. W Portland można spotkać, np.

- *blutbadów* (ang. *Blutbad*, od niem. *Blut* – pol. *krw* oraz niem. *Bad* – pol. *kąpiel*) – stworzenia podobne do wilków, mające czerwone oczy, wyczulony węch i potężną siłę;
- *fuchsbauów* (ang. *Fuchsbau*, od niem. *Fuchs* – pol. *lis* oraz niem. *Fuchsbau* – pol. *lisia nora*) – istoty przypominające lisy, łagodne ale niebudzące zaufania;
- *demonfeuerów* (ang. *Daemonfeuer*, od niem. *Dämon* – pol. *demon* oraz niem. *Feuer* – pol. *ogień*) – bestie podobne do smoków, zabijające ogniem;
- *glühenvolków* (ang. *Glühenvolk*, od niem. *glühen* – pol. *świecić*, *żarzyć się* oraz niem. *Volk* – pol. *lud*) – świecące istoty, wyglądające jak przybysze z kosmosu;
- *lausenschlangi* (ang. *Lausenschlange*, od niem. *laus* – pol. *wesz* oraz niem. *Schlange* – pol. *wąż*) – stworzenia przypominające jadowite węże, drapieżne i mściwe;
- *geierów* (ang. *Geier*, od niem. *Geier* – pol. *sęp*) – kreatury handlujące ludzkimi organami;
- *hexenbestie* (ang. *Hexenbiest*, od niem. *Hexe* – pol. *wiedźma* oraz niem. *Bestie* – pol. *bestia*) – potężne, przerażające czarownice, wyglądem przypominające rozpadające się zwłoki;
- *ziegevolków* (ang. *Ziegevolk*, od niem. *Ziege* – pol. *koza* oraz niem. *Volk* – pol. *lud*) – hipnotyzujące kozły, wykorzystujące i gwałcące kobiety;
- *spinnetody* (ang. *Spinnetod*, od niem. *Spinne* – pol. *pająk* i niem. *Tod* – pol. *śmierć*) – pajęczo podobne bestie, wysysające siły vitalne ze swoich ofiar;
- oraz *jägerbarów* (ang. *Jägerbar*, od niem. *Jäger* – pol. *łowca* oraz niem. *Bär* – pol. *niedźwiedź*) – stworzenia przypominające niedźwiedzie, polujące na ludzi dla rozrywki.

Portland w serialu „Grimm” jest miastem dziwnym, bo przerażającym. Efekt grozy osiągnięto dzięki ukazaniu brzydoty wesenów. Nastrojowy podkład muzyczny i ciemne barwy zastosowane w postprodukcji czynią świat przedstawiony ponurym i strasznym. Główni bohaterowie produkcji, policjanci, mają do czynienia z tajemniczymi zbrodniami, które trudno im wyjaśnić. Tylko dlatego, że jeden z nich jest grimmem, udaje im się odnaleźć sprawców. Funkcjonariusze niejednokrotnie nie mogą uwierzyć w to, że w ich rodzinnym mieście popełniane są nienaturalne i okropne zbrodnie – ofiary wyglądają tak, jakby zostały zmasakrowane przez dzikie zwierzęta. Przy pomocy wieloznacznych stwierdzeń stróż

³² Proprializacja to proces tworzenia nazwy własnej. Nazwy grupowe można potraktować jako jednostki proprialne lub apelatywne neologizmy (wewnątrz danego świata przedstawionego). Pisząc ten tekst przyjąłem, że wymienione leksemy wykazują liczne cechy nazw własnych.

prawa reagują na zaistniałe okoliczności, mówiąc np. „To miasto staje się coraz dziwniejsze”³³. Pomysłodawcy serii zwracają się w ten sposób do odbiorców świadomych tego, jak brzmią slogany promujące miasto. Ten zabieg stosowany był wielokrotnie. Słowo *weird* wystąpiło 280 razy na listach dialogowych serialu, tj. średnio 2,2 razy na 42 minuty materiału audiowizualnego³⁴. W wielu przypadkach była to forma intertekstualnego odwołania do hasła reklamowego *keep Portland weird* (por. Wprowadzenie).

Rekapitułując: serial „Grimm” nie zawiera wielu nazw własnych regionu. Portland jest ukazane jako miejsce dziwne z powodu licznych zbrodni popełnianych przez złowrogie monstra. Dzięki danym wizualnym i audytywnym odbiorca nabiera przekonania o dziwności miasta, np. za sprawą zastosowanej palety barw, obecności wesenów i niepokojącej muzyki. Twórcy kilkakrotnie odwoływali się do hasła promującego miasto, wkładając w usta bohaterów kwestie: „okolica staje się coraz dziwniejsza”. Wykreowano niemiecko brzmiące poetonyimy, by potęgować uczucie strachu, grozy i dziwności. Zaproponowany obraz jest wiarygodny i atrakcyjny, co może stanowić zachętę do odwiedzenia miejsc przedstawionych na ekranie.

8. Podsumowanie

Celem niniejszego artykułu było omówienie strategii promocyjnych miasta Portland, w których świadomie wykorzystano różne rodzaje nomenklatur. Opisałem zjawiska zaobserwowane w dwóch utworach kultury popularnej, które zamówiono, by reklamować wybrane miejsca regionu oraz przedstawiać je jako dziwne (zgodnie z hasłem *keep Portland weird*).

Twórcy obu seriali wytworzyli swoiste, kontrfaktyczne obrazy miasta. Producenci „Portlandii” posługiwali się w tym celu obrazem i tekstem. Wykorzystali nazewnictwo uzualne i fikcyjne, onimom uzualnym przypisując nowe znaczenia i skojarzenia. Wyraźnie zmodyfikowano treści związane z poszczególnymi miejscami, znanymi ogółowi obserwatorów.

Śledząc doniesienia prasowe, można ustalić, że zmodyfikowany, serialowy obraz utrwalił się w pamięci odbiorców utworu³⁵. Dawid Walker³⁶ zauważył, że wybrane zwyczaje mieszkańców zostały skutecznie skomercjalizowane. Ukazane miejsca funkcjonują teraz inaczej w pamięci turystów i w świadomości lokalnej społeczności. Problemy rozpatrywane przez bohaterów serialu są komentowane przez prawdziwych mieszkańców miasta. Zapoznanie się z ich filmowymi interpretacjami stanowi impuls do podjęcia obywatelskich dyskusji dotyczących aglomeracji.

³³ „The City is getting weirder and weirder” (cyt. za Edwards 2014, 70).

³⁴ Listy dialogowe, które przebadalem ilościowo, pobrałem z portalu www.my-sub.com.

³⁵ Źródło informacji: <https://www.vulture.com/2018/03/portlandia-effect-how-did-the-show-change-portland.html> (dostęp 11.07.2019r.).

³⁶ Jw.

W serii "Grimm" stolicę stanu Oregon ukazano jak miejsce tajemnicze i niebezpieczne. Ten serial rozgrywa się wprawdzie w Portland, ale jego akcja mogłaby bez trudu zostać związana z inną lokalizacją. Związki fabularne z miejscem, w którym kręcono materiał, są luźne. Twórcy serialu posługiwali się obrazem i niemieckojęzyczną quasi-onimią, by promować slogan *keep Portland weird*. Świat tej produkcji jest dziwny, bo przerażające bestie dokonują w nim wielu morderstw. W tym projekcie nie wykorzystano nomenklatury miejskiej, która odegrała tak istotną rolę podczas tworzenia serialu „Portlandia”.

Z podjętych analiz, przeczytanych artykułów publicystycznych oraz licznych komentarzy wyłonił się jeszcze jeden wniosek. Gdy powstaje rzeczywistość kontryfakcyjna, miejsca rzeczywiste są przenoszone do wymyślnego świata, a przez to stają się szczególnie atrakcyjne dla turystów. Konsument chce odwiedzić lokalizacje, które widział w filmie. Widz chce stać się częścią świata serialu, kupować gadżety związane z produkcją czy spożywać produkty, które chętnie jedli bohaterowie. Dzieło popkultury jest wówczas zbiorem komunikatów, pełniących rolę w ramach szerszego projektu o charakterze komercyjnym, a jego odbiorcy są stale do czegoś nakłaniani. Jeśli serial odniesie sukces, osadzenie jego akcji w znanym mieście może okazać się skutecznym zabiegiem promocyjnym i wsparciem dla lokalnych przedsiębiorców.

Bibliografia

- Anusiewicz J., *Kulturowa teoria języka. Zarys problematyki*, „Język a Kultura” 1, 1988, s. 21–46.
- Anusiewicz J., *Problematyka językowego obrazu świata w poglądach niektórych językoznawców i filozofów niemieckich XX wieku*, [w:] *Językowy obraz świata*, red. J. Bartmiński, Lublin 1990, s. 261–289.
- Armisen F., Brownstein C., *Portlandia. A guide for visitors*, NY/Boston 2012.
- Bachmann-Medick D., *Cultural Turns. Nowe kierunki w naukach o kulturze*, Warszawa 2012.
- Balfanz D., *Rhetorische Situation und Neue Medien*, [w:] *Handbuch Medienrhetorik*, red. A. Scheuermann, F. Vidal, Berlin/Boston 2017, s. 85–106.
- Barthes R., *Retoryka obrazu*, „Pamiętnik Literacki” 76/3, 1985, s. 289–302.
- Bartmiński J., Niebrzegowska S., *Profile a podmiotowa interpretacja świata*, [w:] *Profilowanie w języku i w tekście*, red. J. Bartmiński, R. Tokarski, Lublin 1998, s. 211–224.
- Bartmiński J., *Etnolingwistyka, lingwistyka kulturowa, lingwistyka antropologiczna*, „Język a kultura” 20, 2008, s. 15–33.
- Bartmiński J., *O aktualnych zadaniach etnolingwistyki*, „Etnolingwistyka” 28, 2016, s. 7–29.
- Bartmiński J., *O założeniach i postulatach lingwistyki kulturowej (na przykładzie definicji PRACY)*, „Półrocznik Językoznawczy Tertium. Tertium Linguistic Journal” 3, 1, 2018, s. 26–55.
- Bartoszewicz I., *Krainy retoryczne. Zapiski z podróży*, Wrocław 2008.

- Czachur W., *Lingwistyka kulturowa i międzykulturowa. Antologia*, Warszawa 2017.
- Debus F., *Namenkunde und Namengeschichte. Eine Einführung*, Berlin 2012.
- Döring S., *Kulturspezifika im Film: Probleme ihrer Translation*, Berlin 2006.
- Edwards N., *Grimm. Below The Surface. The Insider's Guide to The Show*, London 2014.
- Gnüchtel T., *Narrative Argumentation. Textverfahren zwischen Literatur und Philosophie in Robert Musils 'Der Mann ohne Eigenschaften'*, Paderborn 2016.
- Grodziński E., *Zarys ogólnej teorii imion własnych*, Warszawa 1973.
- Grzegorzczkowska R., *Punkty dyskusyjne w rozumieniu pojęcia językowego obrazu świata – widziane z perspektywy badań porównawczych*, „Etnolingwistyka” 21, 2009, s. 15–29.
- Holly W., *Fernsehen: sekundäre Audiovisualität*, [w:] *Handbuch Medienrhetorik*, red. A. Scheuermann, F. Vidal, Berlin/Boston 2017, s. 481–499.
- Jęczeń U., *Językowa interpretacja pór roku w wypowiedziach mężczyzny niepełnosprawnego intelektualnie. Ujęcie kognitywne*, „Edukacja humanistyczna” 1, 34, 2016, s. 139–150.
- Korolko M., *Sztuka retoryki*, Warszawa 1990.
- Kostecka W., *Baśniowe herstory. Postmodernistyczne strategie reinterpretacyjne Angeli Carter, Tanith Lee i Emmy Donoghue*, „Creatio Fantastica” 2, 53, 2016, s. 23–39.
- Kosyl C., *Główne nurty nazewnictwa literackiego*, [w:] *Onomastyka Literacka*, red. M. Biolik, Olsztyn 1993, s. 67–100.
- Langendonck W. van, Velde M. van de, *Names and Grammar*, [w:] *Oxford Handbook of Names and Naming*, red. C. Hough, Oxford 2018, s. 17–38.
- Long J., *Weird City. Sense of place and creative resistance in Austin, Texas*, Austin 2010.
- Majer-Baranowska U., *Dwie koncepcje profilowania pojęć w lingwistyce*, „Etnolingwistyka” 16, 2004, s. 85–109.
- Malinowski B., *Ogrody koralowe i ich magia*, [Dziela, tom 5], Warszawa 1987.
- Nyström S., *Names and Meaning*, [w:] *Oxford Handbook of Names and Naming*, red. C. Hough, Oxford 2018, s. 39–51.
- Pelc J., *Wstęp do semiotyki*, Warszawa 1984.
- Pisarek W., *Językowy obraz świata*, [w:] *Encyklopedia wiedzy o języku polskim*, red. S. Urbańczyk, Wrocław 1978, s. 143.
- Schmitz N. M., *Film: Die rhetorische Differenz im Kino*, [w:] *Handbuch Medienrhetorik*, red. A. Scheuermann, F. Vidal, Berlin/Boston 2017, s. 387–420.
- Sikorska K., *'Kobiece' gatunki telewizyjne. Geneza i kulturowe przeobrażenia*, Toruń 2018.
- Szukała M., *Między szaleństwem Manhattanu a nudą przedmieść. American dream w zwiercadle seriali*, [w:] *50 twarzy popkultury*, red. K. Olkusz, Kraków 2017, s. 489–512.
- Żuk G., *Językowy obraz świata w polskiej lingwistyce przelomu wieków*, [w:] *Przeobrażenia w języku i komunikacji medialnej na przełomie XX i XXI wieku*, red. M. Karwatowska, A. Siwiec, Chełm 2010, s. 239–257.

Słowa kluczowe

nomenklatura, Portland, promocja, popkultura

Abstract

Nomenclatures of counterfactual cities and their role in the popcultural promotion of a region

The article includes an analysis of promotional strategies used by the representatives of Portland city (Oregon, USA). I have described the phenomena observed in two pop culture tv shows ordered to promote chosen places of the region. I have discussed story solutions referring to the slogan *keep Portland weird* and in particular: nomenclatures used in the works. The research material was two series: „Portlandia” (2011–2018, IFC) and „Grimm” (2011–2017, NBC). The showrunners of both series created specific, counterfactual images of the city, presenting Portland as a strange place. I have noticed two procedural schemes: the producers of the first show made use of the city nomenclature, which was attributed fictitious associations and explanations; the originators of the other series made use mainly of the visual layer and of fictional, Germanic names (to call the beasts which appeared in the show). To describe the material I presented some ethnolinguistic and onomastic categories.

Keywords

nomenclature, Portland, promotion, pop culture
e-mail: rafal.jakiel@uwr.edu.pl

Aleksandra Szadok-Bratuń (<https://orcid.org/0000-0001-8897-216X>)
Uniwersytet Wrocławski

Filozoficznoprawne kształtowanie się pojęcia „osoby”

Wprowadzenie

Pojęcie osoby w ostatnim czasie we współczesnej myśli intelektualnej przeżywa swoisty renesans, stając się obecnie interdyscyplinarnym i integralnym kluczem poznawczym dla wielu dyscyplin naukowych szeroko rozumianej humanistyki. Dzieje się tak dlatego, że desygnat tego terminu i jego konotacje wraz z postępem naukowo-technologicznym odkrywany jest na nowo w filozofii, prawie, teologii, psychologii, pedagogice, socjologii czy neurobiologii (klucz interdyscyplinarny). I mimo iż każda z wymienionych dziedzin ma swoisty przedmiot, język, metodę to wszystkie sięgają do prefigury osoby zapoczątkowanej w homeryckim teatrze, następnie kształtowanej w filozoficzno-trynitologicznych sporach i w spragmatyzowanej rzymskiej jurysprudencji (klucz integralny). Pierwotny fenomen osoby jest punktem wyjścia dla twórczo kontynuowanej myśli personologicznej w nowożytnej filozofii podmiotu znajdującej reprezentantów choćby w Kartezjuszu czy Johnie Locku.

W niniejszym szkicu, koncentrującym się na ukazaniu w zarysie pewnego wycinka dziejów pojęcia osoby należy poczynić kilka wyjaśnień. Po pierwsze, diachroniczne spojrzenie na naturę tego pojęcia ilustruje trójczłonowa oś czasu: starożytność – średniowiecze – nowożytność, a w jej obrębie ponadczasowe modele rozumienia osoby: klasyczny – scholastyczny – psychologiczny. Po drugie, warto przybliżyć przedmiotową kategorię pojęciową, odwołując się do jednej ze współczesnych definicji filozoficznych. Tak więc, osoba to byt indywidualny, substancjalny, z racji posiadania rozumu i woli, zajmujący prymarną pozycję bytową wobec świata rzeczy i przyrody. Osobami są: człowiek i tworzone przez niego społeczności (np. państwo, związki wyznaniowe, jednostki samorządu terytorialnego), instytucje (np. uczelnie, fundacje, stowarzyszenia, partie, związki zawodowe), a dla chrześcijan także Bóg, byt wyróżniający się najdoskonalszą formą istnienia¹. Po trzecie, idea osoby jako fundament europejskiej myśli filozoficznej antycypuje wszelkie koncepcje osoby prawnej, stając się zarazem płaszczyzną odniesienia dla jurysprudencji. Po czwarte, prezentowany szkic ma charakter desykrptywno-klaryfikujący, co przynosi nieuniknione uproszczenia, skróty myślowe i jak zawsze w takim przypadku zawężenie pola refleksji filozoficznoprawnej.

¹ Zob. J. Wojtysiak, *Osoba*, [w:] A.B. Stępień, *Wstęp do filozofii*, Lublin 2001, s. 384; M.A. Krąpiec, *Osoba* [w:] *Powszechna encyklopedia filozofii*, red. A. Maryniarczyk, t. 7, Lublin 2006, s. 873.

Idea osoby w myśli starożytnej – od terminologii do definicji klasycznej

Z refleksji teatrologiczno-językowej wyłania się semantyczne znaczenie terminu „osoba” ukształtowane w kulturze antycznej. Grecki termin *prosopon*, tak jak i łaciński – *persona*, pierwotnie wywodzony był z nazwy maski nakładanej na twarz aktora, by wzmocnić głos i uosobić graną postać². Etymologicznie w języku greckim nazwa *prosopon* oznaczała oprócz maski w teatrze także twarz, uzewnętrznienie cech charakteru człowieka oraz jego pozycję społeczną. Termin łaciński *persona* pochodzący prawdopodobnie od etruskiego słowa *phersu* również oznaczał maskę aktora, która symbolizowała odtwarzaną rolę teatralną, ideę czy bóstwo. Zrównanie desygnatów obu terminów pod względem semantycznym przypisuje się historykowi greckiemu Polibiuszowi z Megalopolis, autorowi pracy *Dzieje* (gr. *Historiai*)³.

Za czasów Cyncerona zakres desygnatu *persona* rozszerzono na osobowość człowieka i jego rolę w życiu publicznym, a stąd już tylko krok do współczesnego rozumienia tego wyrażenia jako działającego podmiotu, człowieka, jednostki czy obywatela⁴. W końcu II wieku naszej ery termin *persona* powszechnie wszedł do prawodawstwa rzymskiego i na trwałe pozostał w kulturze prawniczej, oznaczając podmiot prawa, godność osoby, status obywatela w opozycji do terminu *res* (rzecz, przedmiot). W klasycznym prawie rzymskim w *Instytucjach* Gajusa i Justyniana w pierwszej księdze *ius, quod ad personas pertinet* pojawia się prawnicze pojęcie osoby⁵. Oznacza ono swoistą sytuację prawną osoby z uwzględnieniem klasyfikacji ludzi na wolnych i niewolników, obywateli i cudzoziemców, rządzących i podwładnych, zbiór ich praw i obowiązków oraz pozycję w rodzinie, społeczeństwie i państwie⁶.

Istotne znaczenie dla kształtowania się pojęcia „osoby” w kategoriach ontologicznych miała tradycja chrześcijańska ze swą refleksją trynitologiczną i chrystologiczną nad tajemnicą Trójcy Świętej (jedna natura boska w trzech osobach) i Chrystusa (jedna osoba w dwóch naturach). Tertulianowi, pierwszemu teologowi piszącemu po łacinie, zawdzięczamy wprowadzenie terminu *persona* do analiz trynitarnych, wyjaśniających jedność i troistość w Bogu. Również jemu przypisuje się użycie po raz pierwszy określenia *trinitas* na oznaczenie Trójcy Świętej. Termin ten rozumiał jako syntezę pojęć *persona* i *substantia*, skoro Bóg jest jedną substancją przejawiającą się

² Zob. M.A. Krapiec, *Osoba*, [w:] *Powszechna...* t. 7, s. 873; Cz. S. Bartnik, *Personalizm*, Lublin 2008, s. 65 i n.

³ Zob. Cz.S. Bartnik, dz. cyt., s. 65. Autor w przywołanej pozycji wiele miejsca poświęca problematyce terminologicznej „osoby” na s. 55–72. A. Brückner tak wyjaśnia w *Słowniku etymologicznym języka polskiego* (Warszawa 1985, s. 384) wyrażenie „osoba”: „Słowianin urobił od zwrotu o *sobie* (samym) przysłówkę *osob*’, ‘*osobnie*’[...] podobnie łac. *persona* (z *per se*, t. j. ‘dla siebie’)”.

⁴ Zob. W. Granat, *Osoba ludzka. Próba definicji*, red. K. Guzowski, H. Szumił, Lublin 2006, s. 15.

⁵ Trójczłonowy podział prawa zastosowany przez Gajusza i przejęty przez Justyniana najlepiej wyrażają jego słowa: *Omne... ius quo unitur, vel ad personas, vel ad res, vel ad actiones* – |, „Wszelkie prawo, którym się posługujemy, dotyczy albo osób, albo rzeczy, albo powództw”(G. 1. 8). K. Kowalczyk, *Prawo rzymskie*, Warszawa 1978, s. 25.

⁶ Zob. *Instytucje Justyniana*, tłum. C. Kunderewicz, Warszawa 1986, s. 79 i n.

w trzech osobach, spełniających trzy role: Ojca, Syna i Ducha Świętego, analogicznie jak w teatrze greckim – jeden aktor występujący w trzech maskach⁷.

Teologia chrześcijańska, wyjaśniając dogmat Trójcy Świętej, zaczęła posługiwać się dwoma terminami na określenie osoby: *hypostasis* (podmiot, substancja) zamiennie *physis* (natura, istota) w Kościele Wschodnim i *persona* w Kościele Zachodnim⁸. Ten rozdział terminologiczny, trwający prawie dwieście lat (III i IV w.), podzielił teologów w eksplikacji osoby ludzkiej i boskiej. Dopiero pod koniec IV w. spory dogmatyczno-semantyczne przyniosły tożsamość znaczeniową terminu greckiego *hypostasis* i łacińskiego *persona*, a pojęcie osoby wypełniono nową treścią oznaczającą byt rozumny (indywidualny, samoistny) człowieka, a także Boga.

Na kanwie sporów trynitologicznych filozofowie chrześcijańscy wczesnego średniowiecza wypracowali unikalne ujęcie osoby jako „relacji substancjalnej”. O ile dla myśli hellenistycznej osoba mogła być maską (rolą) albo substancją (indywidualną, wspólnotową), to dla myśli chrześcijańskiej – głównie dzięki św. Augustynowi, a później Akwinacie – bytem relacyjnym⁹. To nowe spojrzenie dopiero w epoce nowożytnej znajdzie szersze zastosowanie w refleksji filozofii podmiotu, by rozwinąć się w personalizmie wszelkiego autoramentu i przeniknąć do koncepcji osoby i osobowości prawnej.

Idea osoby w filozofii starożytnej kształtowała się na marginesie metafizycznych pytań o wszechświat – kosmos, w którym człowiek był tylko jednym z jego wielu elementów – mikrokosmosem. Słynne twierdzenie sofisty Protagorasa *homo mensura*: „Człowiek jest miarą wszystkich rzeczy, istniejących, że istnieją, i nieistniejących, że nie istnieją”¹⁰ nie zapoczątkowało szczegółowych rozważań personalistycznych w filozofii. Znaczące dysputy nad fenomenem osoby ludzkiej odnajdujemy przede wszystkim u Platon, Arystotelesa i filozofów chrześcijańskich, zwłaszcza Boecjusza, które toczą się w kontekście koncepcji dusza–człowiek.

Platon jest twórcą wyróżnienia dychotomicznej natury człowieka: duchowej i cielesnej¹¹, a wzorujący się na nim Plotyn¹² trychotomicznej, bowiem dodał jeszcze psyche. Jednakże obaj idealiści nie dostrzegali naturalnego związku duszy z ciałem (jedności osobowej), utożsamiając osobę z duchem rozumnym władającym ciałem. Platońska wizja człowieka opiera się na trójczłonowym podziale duszy związanym z klasyczną teorią czterech cnót kardynalnych: duszy pożądlivej odpowiada cnota

⁷ Zob. Tertulian, *Przeciw Prakseaszowi*, [w:] *Trójca Święta*, Tertulian, *Przeciw Prakseaszowi*, Hipolit, *Przeciw Noetosowi*, tłum. E. Buszewicz, S. Kalinowski, Kraków 1997, ks. II, 4; ks. IX, 2; ks. XII, 6.

⁸ Zob. W. Granat, *Osoba ludzka...*, s. 16–17; tenże, *Personalizm chrześcijański. Teologia osoby ludzkiej*, Poznań 1985, s. 55–57.

⁹ Zob. Cz.S. Bartnik, dz. cyt., s. 75–76.

¹⁰ D. Laertios, *Żywoty i poglądy słynnych filozofów*, tłum. I. Krońska, K. Leśniak, W. Olszewski przy współpracy B. Kupisa, Warszawa 1982, s. 545.

¹¹ Zob. Platon, *Timaios*, [w:] tenże, *Dialogi*, tłum. W. Witwicki, Warszawa 2004, *passim*; D. Laertios, dz. cyt., s. 193 i n.; W. Tatarkiewicz, *Historia filozofii*, t. 1, Warszawa 1970, s. 77 i n.; M.A. Krapiec, *Ja – człowiek. Zarys antropologii filozoficznej*, Lublin 1974, s. 9–11; A. Mycielski, *Historia filozofii prawa*, Warszawa 1980, s. 22–23.

¹² W. Tatarkiewicz, dz. cyt., t. 1, s. 155 i n.; Cz. S. Bartnik, dz. cyt., s. 67.

umiarkowania, duszy impulsywnej – męstwa, duszy rozumnej – mądrości, a cnota sprawiedliwości gwarantuje harmonię i ład między częściami duszy i cnotami¹³. Nadto teorię trojkiej duszy wiąże ściśle z koncepcją państwa rozumianego jako wspólnoty posiadającej te same cechy charakteru, co przynależne są człowiekowi. W konsekwencji Platon wyróżnia trzy klasy społeczne sprzężone z odpowiednimi częściami duszy i kategoriami dobra-cnoty: umiarkowanych rzemieślników i rolników, wytwarzających środki do życia; odważnych żołnierzy, broniących państwa i obywateli; roztropnych mędrców, ustanawiających prawa i rządzących państwem¹⁴.

Na przeciwległym biegunie znajduje się Arystotelesowskie rozumienie człowieka jako bytu rozumnego i społecznego (*zoon logikon, politikon*)¹⁵. Według którego człowiek jest zdolny do używania rozumu wskutek hylemorficznej jedności ciała (biernej materii) z duszą (aktywnej formy ciała fizycznego, działającej przez swe władze i zmysły). Dusza dąży do dobra zgodnie z regułą: *bonum est quod omnia appetunt*, a rozum ocenia co jest tym dobrem, stanowiąc podstawę sprawiedliwego bądź słusznego postępowania normowanego prawem, zgodnie z naturą ludzką. Integralną częścią realizmu antropologicznego Arystotelesa jest etyka, opierająca pełnię człowieczeństwa na moralnej prawości¹⁶ łączącej się z posiadaniem cnót poznawczych (np. mądrość) i etycznych (np. sprawiedliwość). Stagiryta formułując zasadę autonomii człowieka, świadomie wypełniającego swą wolność dążeniem do realizacji własnego celu – realnego dobra jakim jest szczęście, dostrzega jednocześnie zasadę wspólnotowości, naturalnej skłonności człowieka do życia w rodzinie, gminie i państwie¹⁷. Wzbogaca koncepcję osoby o wymiar społeczny wprowadzając pojęcie obywatela – męża stanu pełniącego funkcje publiczne, które uprawniają do współuczestniczenia w rządzeniu *polis*¹⁸.

Stoicy reprezentujący Starą Stoę¹⁹, zrobili kolejny krok w rozumieniu osoby tworząc pojęcie „osobowości etycznej”. W ich mniemaniu człowiek wtedy stawał się

¹³ D. Laertios, dz. cyt., s. 193, 202–203;

¹⁴ Platon, dz. cyt., s. 305–306.

¹⁵ Arystoteles, *Polityka*, tłum. L. Piotrowicz, Warszawa 2006, s. 27. Zob. W. Tatarkiewicz, dz. cyt., t. 1, s. 104 i n.; M.A. Krapiec, *Ja – człowiek...*, s. 11–13.

¹⁶ „Człowiek bez poczucia moralnego jest najniegodziwszym i najdzikszym stworzeniem”. Arystoteles, dz. cyt., s. 29.

¹⁷ „Że człowiek jest istotą stworzoną do życia w państwie więcej niż pszczoła lub jakiegokolwiek zwierzę żyjące w stadzie to jasną jest rzeczą. [...] To bowiem jest właściwością człowieka, odróżniającą go od innych stworzeń żyjących, że on jedyny ma zdolność rozróżniania dobra i zła, sprawiedliwości i niesprawiedliwości i tym podobnych; wspólnota zaś takich istot staje się podstawą rodziny i państwa”. Arystoteles, dz. cyt., s. 27.

¹⁸ Arystoteles, dz. cyt., s. 77–78, 96, 196. Zob. A. Mycielski, dz. cyt., s. 34; A. Szadok-Bratuń, M. Bratuń, *Prolegomena do wszelkiej możliwej, polityki, czyli w stronę społeczeństwa obywatelskiego*, [w:] *Polityka administracyjna*, red. J. Łukasiewicz, Rzeszów 2008, s. 700–701.

¹⁹ Stoa była, historycznie biorąc, szkołą filozoficzną, rozwijającą się przez pięć wieków (od III w.p.n.e. do II w.n.e.), w trzech okresach, a także w trzech ośrodkach: Ateny, Rodos, Rzym. Stara Stoa reprezentowana była przez Zenona, Kleantesa i Chryzypa. Przedstawicielami Średniej Stoi, tzw. Rodyjskiej, byli Posejdonios i Panajtios, a Młodszej Stoi – M.T. Cyncero, Seneka, Epiktet i Marek Aureliusz. Zob. J. Gajda-Krynica, *Stoicyzm*, [w:] *Powszechna...*, t. 9, Lublin 2008, s. 207.

osobą, gdy dobrze pełnił swą rolę, uczestnicząc w życiu społecznym²⁰. Środkiem wiodącym do stania się osobą w wymiarze kosmologiczno-etycznym był model mędrca, dążącego do życia szczęśliwego utożsamianego z cnotą pojmowaną jako najwyższe dobro moralne (*honestum*).

Marcus Tullius Cicero, inicjator Stoi Rzymskiej, w opisowej definicji mędrca umieścił, oprócz umiejętności rozumowania i zdolności do rozróżniania dobra od zła, powinność służby swemu państwu²¹. Osoba przestaje być niezdefiniowanym obywatelem świata, a staje się obywatelem i podmiotem prawa republiki rzymskiej. Cyceroński człowiek żyje w zgodzie z naturalnymi inklinacjami (m.in. do zachowania i przekazania życia czy poszukiwania prawdy) postrzeganymi jako podstawa *ius naturale*, któremu nie sprzeniewierza się prawo pozytywne. Arpinata, rzymski jusnaturalista²² dostrzegał wrodzone skłonności jednostek do łączenia się we wspólnoty poczynając od małżeńskiej (*coniugium*) i rodzinnej (*domus*) przez wspólnotę miasta-państwa (*civitas*) i narodu (*gens*), aż po społeczność obywateli świata (*societas humana*)²³. To ujęcie, twórcy pierwszego w dziejach myśli europejskiej systemu filozoficznoprawnego wyłożonego w *De legibus*²⁴, nawiązuje do Arystotelesowskiej zasady: człowiek jest istotą państwową. Cicero orędownik legalistycznej koncepcji państwa definiował²⁵ je jako moralną zbiorowość ludzi związanych wzajemnymi prawami i obowiązkami, a ich czynny udział na rzecz *res populi* przesądzał o godziwym i dobrym życiu obywatela.

Inną perspektywę osoby ukazują przedstawiciele patrystyki, którzy godząc filozofię grecką z chrześcijaństwem tworzą teologiczno-aksjologiczną koncepcję człowieka, wywodząc ją z osobowego absolutu²⁶. Św. Augustyn zapoczątkowuje w antropologii filozoficznej nurt egzystencjalno-fenomenologiczny, określane też mianem

²⁰ Cz.S. Bartnik, dz. cyt., s. 66–67. Zob. także W. Tatarkiewicz, dz. cyt., t. 1, s. 120–121, 142–143; D. Laetios, dz. cyt., s. 422–426; J. Gajda-Krynicka, dz. cyt., s. 213–214.

²¹ Mędrzec służy swemu państwu: umiejętnością przemawiania, stanowieniem prawa, karaniem podłych i chronieniem zacnych, sławieniem wybitnych, udzielaniem rad i zachęt do życia godnego, pociesza strapionych i piętnuje czyny niegodziwe. M.T. Ciceron, *O państwie. O prawach*, tłum. I. Żółtowska, Kęty 1999, s. 122.

²² Tamże, s. 71–72, 105, 107, 109, 110.

²³ Tamże, s. 26–27. Cicero w rozważaniach dotyczących naturalnej struktury społeczności jest bliski współczesnego rozumienia pojęcia społeczeństwa obywatelskiego (*societas civilis*). Zob. H. Izdebski, *Z dziejów terminu „społeczeństwo obywatelskie”*, [w:] *Prawo i ład społeczny. Księga jubileuszowa dedykowana profesor Annie Turskiej*, red. G. Polkowska, Warszawa 2000, s. 381.

²⁴ Zob. H. Waśkiewicz, *„De legibus” Cicerona – pierwszy w dziejach myśli europejskiej system filozoficzno-prawny*, Roczniki Filozoficzne KUL 1960, nr 2.

²⁵ Rzeczpospolita „to wspólna sprawa, o którą dbamy pospołu, nie jako bezładna gromada, tylko liczne zgromadzenie, jednoczone uznawaniem prawa i pożytków życia we wspólnocie”. M.T. Ciceron, dz. cyt., s. 26.

²⁶ Kontrowersje teologiczne wokół Trójcy Świętej przyczyniły się do powstania teorii osoby w europejskiej filozofii oddziałując na jurysprudencję. W chrystologii wyrażono zasadę ontycznej jedności: osoba Jezusa jednoczy w sobie byt człowieczy i boski, a w trynitologii zasadę dywersyfikacji: jeden Bóg w trzech osobach: Ojca, Syna i Ducha Świętego. Zob. szerzej Cz.S. Bartnik, dz.cyt. s. 74 i n.; W. Granat, *Osoba ludzka...*, s. 16–17. Por. M.A. Krapiec, *Ja – człowiek...*, s.13–21; A. Mycielski, dz. cyt., s. 39–40.

filozofii podmiotu, kontynuowany m.in. przez Kartezjusza, Maxa Schelera czy Józefa Tischnera²⁷. Monistyczna koncepcja osoby rozumianej jako jedność rozumnej duszy tkwiącej w śmiertelnym i materialnym ciele²⁸ wyraża się w Augustyńskim adagium: *Ego sum qui memini* (jestem, tym który pamięta)²⁹, a punktem wyjścia w rozumieniu człowieka jest pojęcie *cogito*. W myślącym i działającym podmiocie dostrzegał realność jego istnienia. Ujmował go dwuaspektowo: przez pryzmat wartości dobra, prawdy, piękna i przez pryzmat jego egzystencji doświadczanej w wolności, aktach poznania, a także w relacji do drugiego człowieka i społeczności³⁰. Myśliciel ten wprowadził do antropologii personalistycznej pojęcie osoby rozumianej jako byt relacyjny.

Anicjusz Manlius Boecjusz, nazywany ostatnim Rzymianinem i pierwszym scholastykiem był również pierwszy w sformułowaniu definicji osoby, którą określił jako indywidualną substancję natury rozumnej (*persona est naturae rationalis individua substantia*)³¹. W definicji tej można wyróżnić cztery komponenty: naturę, substancję, indywidualność i rozumność³². Natura osoby u Boecjusza ma charakter dialektyczny; z jednej strony jest prawem, ładem, istotą człowieka (aspekt statyczny) z drugiej – przyczyną zmian, źródłem aktywności człowieka (aspekt dynamiczny). Osoba jest również substancją, pojmowaną na wzór arystotelesowskiej substancji pierwszej, rozumnej natury utożsamianą z duszą stanowiącą istotę człowieka. Indywidualność to konstytutywny składnik osoby wyróżniający jej niepowtarzalne i oddzielne od innych osób istnienie. Do osoby odnosi się także cecha rozumności przynależna wyłącznie gatunkowi *homo sapiens*, uzdalniająca go do intelektualnych aktów poznawczych. Tak więc boecjańskie pojęcie osoby to konkretny byt jednostkowy, szczególnie rodzaj substancji ze względu na różnicę gatunkową jej natury jaką jest racjonalność³³. Ta klasyczna definicja modyfikowana i krytykowana przez kolejne pokolenia nadal uważana jest za wzorzec w europejskiej filozofii

²⁷ S. Kowalczyk, *Zarys filozofii człowieka*, Sandomierz 2002, s. 17–23.

²⁸ Św. Augustyn, *Homilie na Ewangelie i Pierwszy List św. Jana*, t.1, tłum. W. Szoldrski, W. Kania, Warszawa 1977. s. 401.

²⁹ Św. Augustyn, *Wyznania*, tłum. Z. Kubiak, Warszawa 1978, s. 212 i n.

³⁰ Tenże, *Człowiek i Bóg w nauce św. Augustyna*, Warszawa 1987, s. 73–86 i 185–205.

³¹ Boecjusz, *O pociechach filozofii ksiąg pięcioro oraz traktaty teologiczne*, tłum. T. Jachimowski, Poznań 1926, s. 229. Autor w jednym z traktatów owego dzieła zatytułowanym: *Księga o osobie i dwóch naturach przeciwko Eutychesowi i Nestorjuszowi do Jana, Diakona Kościoła Rzymskiego*, wykładając swą ideę osoby, koncentruje się także na analizach semantycznych tego pojęcia zamiennie stosując nazwy: „jednostka” i „podmiot”. „Jednostki nie tylko istnieją, ale też i są, gdyż same wszak nie wymagają przypadłości dla istnienia, – ukształtowane bowiem są już przez własne i gatunkowe różnice, a przypadłościom służą do tego, by mogły istnieć, skoro są one podmiotami”. Tamże, s. 231.

³² Zob. Analizę definicji Boecjańskiej przeprowadzoną przez Cz.S. Bartnika, dz. cyt., s. 78–80. Por. A. Kijewska, *Boecjusz i patrystyczne źródła koncepcji osoby*, [w:] *Personalizm polski*, red. M. Rusecki, Lublin 2008, s. 22–23, 46–51.

³³ „Jeśli przeto osoba należy wyłącznie do kategorii substancji, i to substancji racjonalnych, a każda natura jest substancją i nie istnieje w tym, co powszechne, lecz w indywidualach, to została odkryta definicja osoby: «indywidualna substancja rozumnej natury». Za pomocą tej definicji my, łacinnicy, nazwaliśmy to, co Grecy określają mianem *hypostasis*”, cyt. za A. Kijewską, dz. cyt., s. 49–50.

osoby (personologii)³⁴. Zarzucano jej przede wszystkim ujmowanie człowieka bez uwzględnienia jego osobowej niepowtarzalności, czyli osobowości (*personalitas*).

Fenomen osoby w wiekach średnich – od osobowości do godności osoby

Myśliciele średniowiecza rozwijali boecjańską definicję przydając jej nowe elementy. I tak dla Ryszarda ze św. Wiktora pod Paryżem osoba oznacza konkretnego człowieka odróżniającego się od innych swoją szczególną osobowością. *Personalitas* to istotny składnik konstytuujący osobę, rodzaj jej szczególności, odrębności, niepowtarzalności, określający właściwość bytową charakteryzującą konkretną jednostkę. Św. Bonawentura wprowadza pojęcie jednostki na określenie osoby, ale swoistej rewolucji w rozumieniu istoty ludzkiej dokonał św. Tomasz z Akwinu³⁵. W *Sumie teologicznej*, podnosząc osobę wraz z jej godnością do najdoskonalszego bytu w całej naturze³⁶, wyłożył swą oryginalną antropologię twórczo kontynuowaną przez współczesnych neotomistów-personalistów m.in. Jacques Maritaina czy Mieczysława Alberta Krapca. Charakterystycznym rysem antropologii Tomaszowej są cztery zasady:³⁷

- 1) dwuaspektowy obraz człowieka: statyczny, ukazujący strukturę ontyczną człowieka („kim i czym jest”) oraz dynamiczny, ukazujący formy ludzkiego działania („jak i co powinien działać”) ukierunkowane przez rozum i wolną wolę na główny cel życia – czynienie dobra;
- 2) człowiek to byt realnie istniejący jako *compositum* ciała i duszy, istoty i istnienia. Gwarancją tego związku konieczno-istotowego jest dusza pełniąca funkcję wewnętrznej zasady jedności ontycznej człowieka i jego działania;
- 3) człowiek jako osoba jest bytem samodzielnym i odrębnym w ludzkiej naturze, bytem wolnym i istniejącym dla siebie samego³⁸, posiadającym trzy atrybuty: samoistność, rozumność i indywidualność. Człowiek jako osoba immanentna rozpoznaje swoje istnienie od wewnątrz, doświadczając obecności „ja” w swoich aktach poznania, miłości i wolności. W odniesieniu do społeczeństwa jest bytem suwerennym i jako osoba transcendentna rozpoznaje swoją istotę od zewnątrz w relacjach z innymi osobami, stając się także podmiotem praw. Tak rozumiana osoba stanowi o godności i najwyższej wartości człowieka, wobec czego nie może być reifikowana;

³⁴ Zob. np. systemową pracę J.F. Crosby, *Zarys filozofii osoby. Bycie sobą*, tłum. B. Majczyna, Kraków 2007, w której autor prowadzi krytyczne analizy w oparciu o klasyczną definicję Boecjusza, s. 34–35, 74–75, 161–162.

³⁵ M.A. Krapiec, *Osoba*, [w:] *Powszechna...*, t. 7, s. 875 i n.; Cz.S. Bartnik, dz. cyt., s. 83–85.

³⁶ Św. Tomasz z Akwinu, *Suma teologiczna*, t. 3, tłum. P. Belch, Londyn 1978, s. 23.

³⁷ Zob. A. Maryniarczyk, *Aktualność tomizmu*, [w:] M.A. Krapiec, S. Kamiński, Z.J. Zdybic-ka, A. Maryniarczyk, P. Jaroszyński, *Wprowadzenie do filozofii*, Lublin 2003, s. 728–731; M.A. Krapiec, *Tomasz z Akwinu*, [w:] *Powszechna...*, t. 9, Lublin 2008, s. 494–498; tenże, *Osoba*, [w:] *Powszechna...*, t. 7, s. 876 i n.; Cz.S. Bartnik, dz. cyt., s. 83–85; A. Szadok-Bratuń, M. Bratuń, dz. cyt., s. 701–702.

³⁸ Św. Tomasz z Akwinu, *Suma...*, t. 18, tłum. F.W. Bednarski, Londyn 1970, s. 66.

- 4) zadaniem człowieka jest realizowanie najwyższego dobra osobowego przez doskonalenie cnót: roztropności, sprawiedliwości, umiarkowania, męstwa, gwarantujących rozwój osobowościowy człowieka.

Tomaszowa teoria osoby oparta na arystotelesowskim realizmie i chrześcijańskim objawieniu miała już w średniowieczu oponentów w przedstawicielach liberalnej koncepcji człowieka Dunsza Szkota i jego ucznia Wilhelm Ockhama. Pierwszy³⁹ był prekursorem indywidualizmu – osobę ujmował jako niepowtarzalne indywiduum posiadające tylko sobie właściwe cechy osobnicze wyróżniające ją od innych jednostek; woluntaryzmu – uznawał prymat woli nad intelektem i oczekiwał od człowieka wykonywania aktów woli (dobra, miłości), a nie aktów rozumu (prawdy, wiedzy) oraz liberalizmu – osoba cechowała się nieskrępowaną wolnością, gdyż nie rozum rządzi wolą, jak głosił Akwinata, lecz wola rozumem jako władza prymarna nad intelektem zależna jedynie od woli bożej i przełożonych. Drugi⁴⁰ z kolei, termin „osoba” rozumiał jako nazwę bytu konkretnego rozumnego⁴¹. Refleksja filozoficzna Ockhama nie obejmuje osoby jako indywiduum ontyczne, tak jak i nie obejmuje ontycznej społeczności osób, gdyż przedmiotem nauki są wypowiedzi o rzeczach, a nie same rzeczy. Osoba dla niego to skonkretyzowany podmiot psychiczny i podmiot wiary⁴², a *societas* (państwo, Kościół, korporacja) to nazwa zbioru jednostek. Ockham i Duns Szkot, odchodząc od scholastycznej koncepcji osoby i społeczeństwa traktowanego jako wspólnoty, przesunęli zainteresowania badawcze z antropologii w stronę psychologii i filozofii języka⁴³.

Koncepcje osoby w czasach nowożytnych – od podmiotu do osoby-państwa

Od René Descartes’a, twórcy filozofii nowożytnej, rozpoczyna się trwający po czasy współczesne okres filozofii podmiotu. Kartezjusz zamyka starożytno-średniowieczne spojrzenie na człowieka jako monolitu ducha i materii. Odrzuca klasyczne rozumienie człowieka jako *animal rationale* i redukuje go do bytu myślącego, samorefleksyjnego. Jednocześnie otwiera nowożytno-współczesne rozważania antropocentryczne, opierając je na fundamencie wiedzy pewnej, ściślej jak matematyka, osadzonej

³⁹ Zob. W. Tatarakiewicz, dz. cyt., t. 1, s. 272–274; Cz.S. Bartnik, dz. cyt., s. 89–91; R. Tokarczyk, *Filozofia prawa*, Lublin 2005 s. 102–104; J. Oniszczyk, *Filozofia i teoria prawa*, Warszawa 2008, s. 157–158.

⁴⁰ M.A. Krąpiec, *Osoba*, [w:] *Powszechna...*, t. 7, s. 884; Cz.S. Bartnik, dz. cyt., s. 91–92.

⁴¹ Ten konkretyzm wiązał się z ockhamowskim nominalizmem, według którego wyłącznie natury jednostkowe poznawane w drodze bezpośredniego doświadczenia realnie istnieją. Wszelkie kategorie gatunkowe z racji nieposiadania realnych desygnatów pozostają poza refleksją poznawczą. Tylko nazwy ogólne lub abstrakcyjne bytów jednostkowych istniejących realnie mają swoje desygnaty.

⁴² Zarówno indywidualizm i woluntaryzm Dunsza Szkota, jak i nominalizm Ockhama zainspirowały M. Lutra, który negował sens rozważań metafizycznych dotyczących osoby, uznając je za „spekulacje sofistów i papistów”. Głosił, że wiara czyni z człowieka osobę (*fides facit personam*) i decyduje o jego godności. Zob. M.A. Krąpiec, *Osoba*, [w:] *Powszechna...*, t. 7, s. 884.

⁴³ Szerzej na temat wkładu Ockhama w rozwój filozofii języka zob. P. Prechtel, *Wprowadzenie do filozofii języka*, tłum. J. Bremer, Kraków 2007, s. 24–39.

w świadomości podmiotu rozumnego. Odtąd w systemach filozoficznych kartezjańskim i postkartezjańskim analiza ludzkiego poznania (myśl, samowiedza, świadomość) i związane z nim psychiczne reakcje stają się „punktem archimedesowym” w antropologii filozoficznej⁴⁴. Myśliciel ten, jak zauważa Bartnik, odwrócił boecjańską zasadę: osoba już nie jest substancją „natury rozumnej”, gdzie rozumność jest przypadłością natury, lecz jest „substancją rozumu”, gdzie natura jest przypadłością rozumu⁴⁵. Z kolei augustiańska reguła „myślę się więc jestem” (*si fallor ergo sum*) zmodyfikował formułą „myślę, więc jestem”. Dualny *homo cartesianus* składa się z przeciwstawnych sobie bytów: ducha (*res cogitans* – substancja myśląca) pojętego jako świadomość i ciała (*res extensa* – substancja rozciągła) pojętego mechanistycznie. Te dwie substancje należą do różnych porządków, między którymi nie ma koincydencji, bo istota człowieka tkwi w myślącym duchu⁴⁶. Kartezjańska idea *cogito* jest samouzasadnialna: „wątpienie w zasadę «cogito ergo sum» uzasadnia ją, jeśli bowiem myślenie jest faktem (istnieje), to istnieje również ja, a wątpienie w istnienie ja zakłada istnienie wątpienia, zatem kto wątpi, ten myśli, a kto myśli ten istnieje”⁴⁷. Kartezjusz sprowadzając ludzkie „ja” (*ego*) do refleksji intelektualnej (*cogito*) nie zajmował się szczegółową deskrypcją istoty ludzkiej, choć całą godność osoby umieścił po stronie idei cogitacjonizmu, którą ujmował szerzej niż jego poprzednicy, odnosząc do wszystkich aktów człowieka: rozumnych, psychicznych i wolitywnych⁴⁸.

Kartezjańska koncepcja podmiotu zredukowanego do świadomości (*homo rationalis*), zapoczątkowała w ocenie jednych filozofów nurt antropocentryzmu teoriopoznawczego, a w ujęciu drugich – personologii krytycznej⁴⁹. Reprezentatywnymi

⁴⁴ W. Tatariewicz, dz. cyt., t. 2, s. 48. Zob. także M.A. Krapiec, *Ja – człowiek...*, s. 26 i n.; A. Wachowiak, *Filozofia nowożytna we Francji i kręgu jej wpływów*, [w:] W. Tyburski, A. Wachowiak, R. Wiśniewski, *Historia filozofii i etyki do współczesności. Źródła i komentarze*, Toruń 2002, s. 267–274.

⁴⁵ Cz.S. Bartnik, dz. cyt., s. 93.

⁴⁶ Por. „moja istota polega wyłącznie na tym, że jest czymś myślącym, a więc substancją, której całą istotą czy naturą jest myśleć. [...] mam ciało, z którym jestem bardzo ściśle związany, to jednak, jako że z jednej strony mam jasną i wyraźną ideę siebie samego jako czegoś będącego wyłącznie czymś myślącym, a nie przestrzennym, a z drugiej posiadam dokładną ideę ciała jako czegoś będącego wyłącznie rzeczą przestrzenną, a nie myślącą, pewne jest, że ja, to znaczy moja dusza [*l'âme*], przez którą jestem tym, czym jestem, jest całkowicie i prawdziwie różna od mojego ciała i że może ona być czy istnieć bez niego”. R. Descartes, *Medytacje o filozofii pierwszej*, tłum. J. Hartman, Kraków 2002, s. 86.

⁴⁷ H. Kiereś, *Kartezjanizm*, [w:] *Powszechna...*, t. 5, Lublin 2004, s. 516. Por. „myśl jest atrybutem, który mi przysługuje i który nie może być oddzielony ode mnie. Jestem, istnieję – to pewne. Jak długo jednak? Otóż tak długo, jak długo myślę. [...] Jestem więc, mówiąc ściśle, czymś co myśli, to znaczy duszą, umysłem czy rozumem [...]. Co to znaczy coś, co myśli? To znaczy coś, co wątpi, rozumie, pojmuję, twierdzi, przeczy, chce, nie chce, wyobraża sobie i czuje”. R. Descartes, dz. cyt., s. 41–43. Z przywołanego cytatu wyłania się także kartezjańska myśl o ciągłej tożsamości podmiotu, skoro każdy człowiek jest wewnętrznie świadomy swego istnienia – na co zwrócił uwagę J. Oniszczuk, dz. cyt., s. 229.

⁴⁸ Zob. M.A. Krapiec, *Osoba*, [w:] *Powszechna...*, t. 7, s. 884. Por. Cz.S. Bartnik, dz. cyt., s. 92 i n.

⁴⁹ Zob. S. Kamiński, *Z metafizyki człowieka*, [w:] M.A. Krapiec, *Ja – człowiek...*, s. 427; Cz.S. Bartnik, dz. cyt., s. 89.

przedstawicielami tego nurtu są: Hobbes i Locke, twórcy liberalnej koncepcji człowieka i społeczeństwa. Thomas Hobbes⁵⁰ zawęził pojęcie osoby do materialnej formy cielesnej, odrzucając niematerialną duszę jako kategorię fikcyjną poznawczo. Akcentował biologizm człowieka podporządkowany prawom przyrody i wrodzony egoizm, skłaniający go do realizowania samozachowawczych pragnień w czym pomaga mu wolność, bowiem człowieka wolny może czynić co chce⁵¹. W przeciwieństwie do Arystotelesowsko-Tomistycznej antropologii zanegował człowieka jako *animal sociale*, kreśląc jego prymarne cechy osobowościowe: indywidualizm, woluntaryzm i antyspołeczność⁵². Uzasadniał swoje stanowisko odwołując się do natury człowieka, który przekłada dobro osobiste nad dobro wspólne, zabiegając o sławę, bogactwa i władzę oraz kieruje się wobec innych wrogością, odczuwając zagrożenie z ich strony, bowiem ludzie w swej przyrodzonej pożądlivości i egoizmie nie różnią się od siebie. Negatywna postawa człowieka sprawia, że jest on w ciągłym stanie konfliktu z innymi, stąd jego status naturalny dobitnie wyrażają hobbesowskie adagia: *bellum omnium contra omnes* i *homo homini lupus*.

Oryginalne poglądy wypowiada Hobbes w kwestii „osoby – państwa” utworzonej na podstawie racjonalnej umowy społecznej. Egoistyczna natura ludzka wsparta rozumem w obliczu powszechnego zagrożenia, poszukując bezpieczeństwa rezygnuje z wolności na rzecz sztucznego tworu jakim jest państwo, którego jedynym celem jest ochrona interesów stron umowy. Przejście człowieka od stanu aspołecznego do społeczno-państwowego następuje w wyniku zawarcia umowy przez ludzi, którzy cedują swoje naturalne prawa na suwerena: osobę indywidualną lub zbiorową. Utworzone ze wspólnej woli jednostek państwo Hobbes nazywa osobą (*civitas est persona una*) posiadającą na mocy powszechnej zgody wszystkie prawa przynależne człowiekowi⁵³. Ludzka wola w wyniku *pactum societatis* każdego z każdym kreuje nie tylko państwo, lecz także i społeczeństwo. Na czele społeczno-państwowej struktury stoi suweren sprawujący nieograniczoną władzę, twórca prawa pozytywnego jedynej miary sprawiedliwości, interpretator norm moralnych, religijnych

⁵⁰ Szerzej w kwestii poglądów antropologicznych i kontraktualistycznych T. Hobbesa zob. m.in. A. Mycielski, dz. cyt., s. 58–61; W. Tatarkiewicz, dz. cyt., t. 2, s. 67–69; J. Oniszczyk, dz. cyt., s. 235–242; R. Tokarczyk, dz. cyt., s. 113–116; tenże, *Hobbes (1588–1679) Wybór pism*, Warszawa 1987.

⁵¹ Ten angielski filozof wyodrębnił trzy kategorie wolności: wolność cielesną człowieka od więzienia i więzów, wolność suwerena i wolność społeczną, czyli przestrzeń, w której jednostka nie podlega prawom. T. Hobbes, *Lewiatan, czyli materia, forma i władza państwa kościelnego i świeckiego*, tłum. Cz. Znamierowski, Warszawa 1954.

⁵² Hobbes twierdził, że ludzie z natury swej są aspołeczni: „źródłem licznych i trwałych społeczności nie jest i nie była wzajemna ludzi życzliwość” i sobie równi, a „nierówność zaś, która istnieje teraz, została wprowadzona przez prawo państwowe.” T. Hobbes, *Elementy filozofii*, tłum. C. Znamierowski, t. 2, Warszawa 1956, s. 208–209.

⁵³ „Wielość ludzi, zjednoczoną w jedną osobę, nazywa się państwem”. Państwo „jest jedną osobą, której działań i aktów każdy człowiek jakiejś dużej wielości stał się mocodawcą, przez ugody, jakie ci ludzie zawarli między sobą w tym celu, by ta osoba mogła użyć siły ich wszystkich i ich środków, jak to będzie uważała za korzystne dla ich pokoju i wspólnej obrony”. T. Hobbes, *Lewiatan...*, s. 151–152.

i społecznych⁵⁴. Suweren nie podlegając jakiegokolwiek kontroli społecznej sprawuje absolutne rządy „prawem miecza”, wymagając od poddanych bezwzględnego posłuszeństwa. Obywatele z chwilą przeniesienia swych jednostkowych uprawnień na suwerena tracą prawo do wypowiedzenia kontraktu społecznego. Hobbes nie przeprowadza dyferencjacji między społeczeństwem a państwem, państwem a suwerenem, a także między prawem i moralnością. W swej koncepcji *philosophia civilis* o charakterze normatywnym nie uznaje podmiotowości społeczeństwa. Analogicznie w pesymistycznej antropologii pozbawia osobę ludzką wymiaru etyczno-duchowego, sprowadzając do bytu cielesno-egoistycznego, podmiotu wypowiedzi i działań, wręcz ją reifikuje, twierdząc: „wartością człowieka, podobnie jak wszystkich innych rzeczy, jest jego cena; to znaczy: wart jest on tyle, ile by dano za korzystanie z jego siły”⁵⁵.

John Locke ujmował osobę z perspektywy natury umysłu ludzkiego stąd też określano go mianem filozofa umysłu. Zaprezentował teorię umysłu jako czystą tablicę (*tabula rasa*)⁵⁶ wypełnioną wiedzą pochodzącą z dwupostaciowego doświadczenia: z postrzegania świata zewnętrznego i refleksji wewnętrznej (introspekcji), stąd też nazywano go empirystą. Jego empiryzm genetyczny zakładał z jednej strony nieistnienie wiedzy apriorycznej, wrodzonej mądrości czy zasad moralnych⁵⁷. Z drugiej natomiast – istnienie czystego rozumu zapisanego wrażeniami zmysłowymi i refleksyjnymi, które różnicują ludzi odmiennym doświadczeniem, co wskazuje na zindywidualizowaną tożsamość osobową każdego człowieka, jego świadomość, samowiedzę⁵⁸.

Locke dokonał dystynkcji między ideą człowieka, reprezentantem *homo sapiens*, a ideą osoby cechującą się rozumnością i tożsamością, czyli samoświadomością i pamięcią. Osoba, jak stwierdza w swym traktacie o rozumie ludzkim, to istota myśląca, inteligentna, obdarzona rozumem i zdolnością do refleksji, która ujmuje samą siebie myślą zarówno w konkretnej chwili (tożsamość synchroniczna), jak i w różnych czasach i miejscach jako tę samą myślącą osobę (tożsamość diachroniczna)⁵⁹. Tak więc tożsamość osoby wyraża się w ciągłości samowiedzy o swych czynach teraźniejszych i przeszłych w przeciwieństwie do tożsamości człowieka rozumianej jako biologicznej ciągłości organizmu.

Antropologię Locke’a cechuje „optymistyczne” spojrzenie na ludzi, funkcjonujących w fazie przedpaństwowej (stanie natury) w oparciu o powszechnie obowiązujące prawo natury, gdyż „rozum, który jest tym prawem, uczy ludzkość [...], że wszyscy są równi i niezależni i że nikt nie powinien drugiemu czynić

⁵⁴ T. Hobbes, *Elementy...*, s. 287.

⁵⁵ Tamże, s. 75.

⁵⁶ „Umysł jest, jak to się mówi, czystą kartą niezapisaną żadnymi znakami, że nie ma on idei” i tylko na doświadczeniu „oparta jest cała nasza wiedza”. J. Locke, *Rozważania dotyczące rozumu ludzkiego*, tłum. B.J. Gawęcki, t. 1, Warszawa 1955, s. 119.

⁵⁷ Locke negował istnienie wrodzonych uniwersaliów moralnych niezależnych od czasu, miejsca czy okoliczności. Twierdził, że wzorce moralne są nabywane w drodze doświadczenia, a ich powszechne przyjmowanie wynika z faktu użyteczności, a nie z wrodzoności owych zasad.

⁵⁸ Tamże, s. 472.

⁵⁹ Tamże, s. 471.

uszczerbku w jego życiu, zdrowiu, wolności i własności”⁶⁰. Locke, w przeciwieństwie do Hobbes’a, uznawał naturalne i niezbywalne prawa człowieka wyrażające się w prawie do zachowanie własności osoby: jej życia, wolności i mienia. To stanowisko, sytuuje go wśród nowożytnych filozofów, zwłaszcza takich jak I. Kant, postrzegających człowieka-osobę z perspektywy jego naturalnych uprawnień.

Interesujące jest spojrzenie Locke’a na osobę w kontekście jurydycznym. Idea osoby prawnej zbudowana została na dwóch założeniach metodologicznych. Pierwsze, tożsamość osobowa (psychiczna) w powiązaniu z tożsamością człowieka (fizyczna) warunkuje tożsamość osoby prawnej. Tylko osoba-człowiek może być pociągnięta do odpowiedzialności prawnej za swoje czyny, jeśli zaistnieją łącznie dwie determinanty – świadomość i pamięć własnych czynów. Drugie, z punktu widzenia teorii osoby prawnej istotne jest wyodrębnienie dualnej kategorii społeczności: obywatelskiej i państwowej. Zdaniem Filozofa społeczności te są pochodną stanu naturalnego jednostek, który występuje w trzech sytuacjach: społeczeństwo-państwo nie zaistniało jeszcze, ukonstytuowane uległo rozkładowi, a w monarchii absolutnej niemożliwe jest wykształcenie się społeczności obywatelskiej⁶¹. W stanie natury ludzie, mimo powszechnej pomyślności, w przypadku naruszenia ich praw sami rozstrzygają spory i wymierzają sprawiedliwość, stając się sędziami we własnej sprawie. Ludzkość, kierując się rozumem i wspólnym interesem, w obronie życia i własności prywatnej oraz by zapobiec samosądowi rezygnuje ze stanu naturalnego łącząc się w społeczeństwo, które podlega zwierzchnictwu państwa⁶². Przejście ze stanu naturalnego w fazę zorganizowanej społeczności-państwa odbywa się w formie dwuetapowej umowy społecznej. Najpierw powstaje społeczeństwo w wyniku jednomyślnej i dobrowolnej „zgody każdej jednostki” (*pactum unionis*), a następnie skutek kontraktu społeczeństwa z władzą zostaje utworzone państwo (*pactum subiectionis*)⁶³. Treścią umowy społecznej było uczynienie z państwa gwaranta ochrony naturalnych praw osoby ludzkiej w drodze przekazania mu wymiaru sprawiedliwości. Środkiem wiodącym do realizacji kontraktu miał być ustroj demokratyczny z trójpodziałem władzy na ustawodawczą, wykonawczą i federacyjną wyodrębnioną dla zadań polityki zagranicznej.

Locke w konstrukcji międzyludzkiej umowy, w odróżnieniu od Hobbesa, akcentuje podmiotowość społeczeństwa, któremu przysługuje prawo oporu wobec państwa nadużywającego władzy, co skutkuje zerwaniem *pactum subiectionis*, ale nie niweczy *pactum unionis*.

⁶⁰ J. Locke, *Dwa traktaty o rządzeniu*, tłum. Z. Rau, Warszawa 1992, s. 5.

⁶¹ Ten angielski klasyk liberalizmu analizował trzy ustroje polityczno-państwowe: demokrację, oligarchię i monarchię, ale sam był zwolennikiem demokracji, widząc w niej gwaranta rozwoju społeczeństwa obywatelskiego. Tamże, s. 224–230.

⁶² „Albowiem wielkim i głównym celem, dla którego ludzie tworzą państwo i podporządkowują się władzy jest zachowanie ich własności prywatnej”. Natomiast w stanie natury, jak twierdzi Locke: „odczuwa się tam brak ważnie ustanowionych i znanych praw. [...] nie ma obiektywnych i cieszących się autorytetem sędziów. [...] brakuje władzy, która by popierała słuszne decyzje i egzekwowała je”. Tamże, s. 63–64.

⁶³ Zob. R. Tokarczyk, *Filozofia prawa...*, s. 117; M. Szyszkowska, *Zarys filozofii prawa*, Białystok 2000, s. 132.

Konkluzje

- 1) Myśl hellenistyczno-rzymska wypracowała terminologiczną i semantyczną siatkę pojęciową antycypując filozoficznoprawną kategorią „osoby”. Ubogaciła kulturę europejską teatologicznym rozumieniem terminu *prosopon* (maska aktora, twarz, charakter) oraz jurydycznym znaczeniem terminu *persona* (status prawny osoby, status społeczno-państwowy).
- 2) Teksty antropologiczne Platona (idealisty) i Arystotelesa (realisty), mimo iż nie występuje w nich *experessis verbis* pojęcie osoby, są nie do przecenienia dla mającej dopiero nadejść współczesnej refleksji personalistycznej. Stanowią one wysublimowane analizy dotyczące indywidualnego bytu osobowego wzbogaconego o wymiar osoby ludzkiej jako bytu społecznego.
- 3) Boecjusz na kanwie dysput chrystologicznych (dwoistość natury Chrystusa) i trynitarnych (jedność osobowa Trójcy Świętej), przy użyciu pojęć i metafizyki Arystotelesowskiej sformułował uniwersalną, ponadczasową definicję osoby: *persona est rationalis naturae individua substantia*. To jemu europejska myśl filozoficzno-teologiczna, w tym i prawna, zawdzięcza także jedną z najlepszych eksplikacji definiowanego terminu osoby.
- 4) Dla Akwinaty, twórczego kontynuatora definicji Boecjusza, osoba jest bytem indywidualnym, rozumnym, samoistnym, autonomicznym moralnie i prawnie, suwerennym wobec społeczności politycznej i posiadającym najwyższą godność. Tomaszowa idea godności osoby na trwałe weszła do filozoficznoprawnego dyskursu, czego najlepszym wyrazem są normy godnościowe wpisane w aksjologię obowiązującej Konstytucji Rzeczypospolitej Polskiej.
- 5) Kartezjusz uważany za twórcę filozofii nowożytnej, określanej również mianem filozofii podmiotu, przedmiotem analiz uczynił platońską ideę *cogito*, nazywając człowieka rzeczą myślącą (jaźnią, świadomością). W rezultacie kartezjanizm pojęcie osoby spsychologizował, można rzec: zastąpił je pojęciem osobowości psychicznej.
- 6) Pesymistyczna koncepcja osoby Hobbesa wyczerpuje się w indywidualizmie, wolutaryzmie i aspołeczności. Egoistyczna, anarchistyczna natura człowieka wikła go w ciągły konflikt interpersonalny. Remedium jakie proponuje Hobbes na taki stan rzeczy to kreacja w drodze umowy społecznej fikcyjnej osoby-państwa, czyli suwerena będącego emanacją społeczeństwa w sztucznie utworzonej strukturze państwa, gwarantującej stronom umowy bezpieczeństwo.
- 7) Model bytu osobowego Locka charakteryzuje się trzema właściwościami, które wzajemnie się warunkują: optymizmem – rozumny człowiek posiada naturalne i niezbywalne prawa do zachowanie swojego życia, wolności i mienia; psychologizmem – tożsamość osobowa (samoświadomość i pamięć) powiązana jest z tożsamością człowieka (biologicznym organizmem istoty myślącej) oraz normatywizmem – osoba w ujęciu jurydycznym oprócz tożsamości psycho-fizycznej ma także tożsamość prawną uzdalniającą ją do podległości i odpowiedzialności wobec prawa. Locke, tak jak Arystoteles, Hobbes i Kartezjusz, eksplikuje pojęcie osoby w paradygmacie dualistycznej koncepcji osoby. Człowiek-osoba kształtuje się na mocy umowy społeczno-państwowej.

Bibliografia

- Arystoteles, *Polityka*, tłum. L. Piotrowicz, Warszawa 2006
- Augustyn św., *Homilie na Ewangelie i Pierwszy List św. Jana*, t. 1, tłum. W. Szoldrski, W. Kania, Warszawa 1977
- Augustyn św., *Wyznania*, tłum. Z. Kubiak, Warszawa 1987
- Bartnik Cz.S., *Personalizm*, Lublin 2008
- Boecjusz, *O pociechach filozofii ksiąg pięcioro oraz traktaty teologiczne*, tłum. T. Jachimowski, Poznań 1926
- Brückner A., *Słownik etymologiczny języka polskiego*, Warszawa 1985
- Cyceron M.T., *O państwie. O prawach*, tłum. I. Żółtowska, Kęty 1999
- Crosby J.F., *Zarys filozofii osoby. Bycie sobą*, tłum. B. Majczyzna, Kraków 2007
- Descartes R., *Medytacje o filozofii pierwszej*, tłum. J. Hartman, Kraków 2002
- Gajda-Krynicka J., *Stoicyzm*, [w:] *Powszechna encyklopedia filozofii*, red. A. Maryniarczyk, t. 9, Lublin 2008
- Granat W., *Osoba ludzka. Próba definicji*, red. K. Guzowski, H. Szumił, Lublin 2006
- Granat W., *Personalizm chrześcijański. Teologia osoby ludzkiej*, Poznań 1985
- Hobbes T., *Lewiatan, czyli materia, forma i władza państwa kościelnego i świeckiego*, tłum. Cz. Znamierowski, Warszawa 1954
- Hobbes T., *Elementy filozofii*, tłum. C. Znamierowski, t. 2, Warszawa 1956
- Institucje Justyniana*, tłum. C. Kunderewicz 1986
- Izdebski H., *Z dziejów terminu „społeczeństwo obywatelskie”*, [w:] *Prawo i ład społeczny. Księga jubileuszowa dedykowana profesor Annie Turskiej*, red. G. Polkowska, Warszawa 2000
- Kiereś H., *Kartezjanizm*, [w:] *Powszechna encyklopedia filozofii*, red. A. Maryniarczyk, t. 5, Lublin 2004
- Kijewska A., *Boecjusz i patrystyczne źródła koncepcji osoby*, [w:] *Personalizm polski*, red. M. Rusecki, Lublin 2008
- Kowalczyk K., *Prawo rzymskie*, Warszawa 1978
- Kowalczyk S., *Zarys filozofii człowieka*, Sandomierz 2002
- Kowalczyk S., *Człowiek i Bóg w nauce św. Augustyna*, Warszawa 1987
- Krąpiec M.A., *Osoba* [w:] *Powszechna encyklopedia filozofii*, red. A. Maryniarczyk, t. 7, Lublin 2006
- Krąpiec M.A., *Tomasz z Akwinu*, [w:] *Powszechna encyklopedia filozofii*, red. A. Maryniarczyk, t. 9, Lublin 2008
- Krąpiec M.A., *Ja – człowiek. Zarys antropologii filozoficznej*, Lublin 1974
- Laertios D., *Żywoty i poglądy słynnych filozofów*, tłum. I. Krońska, K. Leśniak, W. Olszewski przy współpracy B. Kupisa, Warszawa 1982
- Locke J., *Rozważania dotyczące rozumu ludzkiego*, tłum. B.J. Gawecki, t. 1, Warszawa 1955
- Locke J., *Dwa traktaty o rządzie*, tłum. Z. Rau, Warszawa 1992
- Maryniarczyk A., *Aktualność tomizmu*, [w:] M.A. Krąpiec, S. Kamiński, Z.J. Zdybicka, A. Maryniarczyk, P. Jaroszyński, *Wprowadzenie do filozofii*, Lublin 2003
- Mycielski A., *Historia filozofii prawa*, Warszawa 1980
- Oniszczyk J., *Filozofia i teoria prawa*, Warszawa 2008
- Platon, *Timaios*, [w:] tenże, *Dialogi*, tłum. W. Witwicki, Warszawa 2004

- Prechtl P., *Wprowadzenie do filozofii języka*, tłum. J. Bremer, Kraków 2007
- Szadok-Bratuń A., Bratuń M., *Prolegomena do wszelkiej możliwej, polityki, czyli w stronę społeczeństwa obywatelskiego*, [w:] *Polityka administracyjna*, red. J. Łukasiewicz, Rzeszów 2008
- Tatarkiewicz T., *Historia filozofii*, t. 1 i 2, Warszawa 1970
- Tertulian, *Przeciw Prakseaszowi*, [w:] *Trójca Święta*, Tertulian, *Przeciw Prakseaszowi*, Hipolit, *Przeciw Noetosowi*, tłum. E. Buszewicz, S. Kalinowski, Kraków 1997
- Tokarczyk R., *Filozofia prawa*, Lublin 2005
- Tokarczyk R., *Hobbes (1588–1679) Wybór pism*, Warszawa 1987
- Tomasz z Akwinu św., *Suma teologiczna*, t. 3, tłum. P. Bełch, Londyn 1978
- Tomasz z Akwinu św., *Suma teologiczna*, t. 18, tłum. F.W. Bednarski, Londyn 1970
- Wachowiak A., *Filozofia nowożytna we Francji i kręgu jej wpływów*, [w:] W. Tyburski, A. Wachowiak, R. Wiśniewski, *Historia filozofii i etyki do współczesności. Źródła i komentarze*, Toruń 2002
- Waśkiewicz H., „*De legibus*” Cicerona – pierwszy w dziejach myśli europejskiej system filozoficzno-prawny, *Roczniki Filozoficzne KUL* 1960, nr 2
- Wojtysiak J., *Osoba*, [w:] A.B. Stępień, *Wstęp do filozofii*, Lublin 2001

Słowa kluczowe

filozofia, prawo, osoba, osobowość, Boecjusz, Cynceron, Akwinata, Kartezjusz, Locke

Abstract

Philosophical and legal formation of the concept of a „person”

The author of this article reflects on the philosophical and legal formation of the concept of a „person”. She begins her reflection by showing the idea of a person in the ancient thought, paying special attention to terminological issues. Then, she reaches for the Christian tradition, which was not without significance for the formation of the concept of a „person”, especially Trinitarian and Christological disputes. The author recalls the views of classical philosophers related to the term persona: Protagoras, Plato, Aristotle, Stoics, Cicero, St. Augustine, and Boethius.

Discussing the phenomenon of a person in the Middle Ages, she refers to the teaching of St. Thomas of Aquinas. As for the concept of a person in modern times, the author recalls the views developed in this matter by Descartes, Hobbes and Lock, found in the current of the philosophy of subject

Keywords

philosophy, law, person, personality, Boethius, Cicero, Aquinas, Descartes, Locke

Beata M. Uchto-Żywica (<https://orcid.org/0000-0002-1369-4203>)
Akademia im. Jakuba z Paradyża w Gorzowie Wielkopolskim

Obląkani – naznaczeni

Językowy obraz chorych na padaczkę na podstawie wybranej literatury medycznej i psychologicznej z przełomu XIX i XX wieku

„Jesteśmy świadkami zbiegowiska w najludniejszej części miasta. Bezmyślna gawieź przygląda się z ciekawością zbiegowisku, które, nawet na człowieku nie zbyt wrażliwym, sprawia niezmiernie przykre wrażenie, a które swą okropnością przyciąga obojętny tłum [...] Choroba, której byliśmy świadkami, zowie się padaczką, wielką chorobą (epilepsyą od greckiego wyrazu *epilambano* – napadać) a jest tak dawną jak świat”¹.

Choć zacytowany fragment rozprawy Moritza Dyrenfurtha (1824–1897) dotyczy reakcji obserwatorów żyjących przeszło sto lat temu, można rzec, że dziś, w czasach nam współczesnych, choroba ta nadal wywołuje silne emocje i wciąż w wielu aspektach pozostaje tajemnicza, choć dawna jest i stara jak świat. Najstarsze wzmianki sięgają bowiem, jak utrzymuje B. Błaszczyk, papirusów egipskich, Ewangelii, Koranu i Talmudu. Ale informacja o niej pojawia się też na papirusie Edwina Smitha zapisanym ok. 1700 lat p.n.e., w tekście długim na 15 stóp i udostępnionym w tłumaczeniu na język angielski przez Towarzystwo Historyczne Nowego Jorku². Liczne są obrazy epileptyków w literaturze światowej; sam Witold Gombrowicz sięgnął po tę postać, by zdynamizować świat przedstawiony swojego opowiadania *Tancerz mecenasa Kraykowskiego*.³ Popularność już dawno zyskała teza głosząca związek padaczki i geniuszu; niektórzy z licznych pisarzy cierpiących na epilepsję przedstawiali w swoich utworach bohaterów nękanych przez napady typu padaczkowego – czyni tak na przykład Fiodor Dostojewski w swoich wielkich powieściach *Bracia Karamazow* i *Idiota*. Również francuski naturalista Gustave Flaubert miewał ataki epileptyczne, które mogły mieć wpływ na charakter jego pisarstwa. Napady częściowe złożone dręczyły też przez dziesięciolecia malarza Vincenta van Gogha⁴. Jak

¹ M. Dyrenfurth, *Epilepsya, jej przyczyny, istota choroby, zapobieganie i leczenie*, Warszawa 1892, *Wstęp*.

² B. Błaszczyk, *Święta choroba czyli historia padaczki*, „Studia Medyczne Akademii Świętokrzyskiej” 2003, T. 1, s. 209.

³ W. Gombrowicz, *Tancerz mecenasa Kraykowskiego*, [w:] *Dziela zebrane*, t. 9: *Opowiadania*, Paryż 1972, s. 7–18.

⁴ Zob. E. Motta, Z. Kazibutowska, A. Gołba, *Geniusz i padaczka*, „Aktualności Neurologiczne” 2005, 5 (1), s. 57.

twierdzą E. Motta, Z. Kazibutowska i A. Gołba „lista geniuszy i świętych, prawdopodobnie lub na pewno chorych na padaczkę, jest dość długa. Na chorobę tę miały cierpieć św. Katarzyna z Genui (1447–1510), św. Teresa z Avila (1515–1582), św. Katarzyna del Ricci (1522–1590), św. Maria Małgorzata (1647–1690), św. Teresa z Lisieux (1873–1897), a nawet św. Paweł. Sugeruje się, że padaczkę mieli: Budda, Mahomet, Sokrates, Juliusz Cezar, Joanna d’Arc, Aleksander Wielki, Piotr Wielki, Napoleon, kardynał Richelieu, Pius IX, lord Byron, Pascal, van Gogh, Molier, Dostojewski, Flaubert, Greene, Poe, Händel, Berlioz, Gershwin, Nobel i Lenin, niemniej jednak w większości przypadków brak jest dokładnej analizy potwierdzającej rozpoznanie padaczki u wymienionych osób”⁵.

Nie sposób, rzecz jasna, zająć się tutaj prześledzeniem rozlicznych estetycznych odzworowań padaczki i eksplorowaniem tej części historii myśli ludzkiej, jaką poświęcono rozwiązaniu tajemnicy epilepsji. Warto jednak wspomnieć, że zajmowali się jej rozwikłaniem najwięksi myśliciele już od czasów starożytnych, począwszy od Hipokratesa, Platona, Arystotelesa, Galena, przez mędrców żyjących i działających w kolejnych wiekach⁶. Nierozpoznana dotarła w końcu do wieku XIX, siejąc wielki zamęt, strach a czasem nawet przerażenie; wpływ na to miało m.in. specyficzne słownictwo, jakim określano chorych i ich niepojęte cierpienia.

Analiza dostępnego materiału językowego z zakresu psychiatrii, psychologii i neurologii, obejmującego głównie podręczniki medyczne i artykuły z czasopism specjalistycznych publikowanych w XIX i na początku XX wieku pokazuje niezwykle intensywne i wielopłaszczyznowe zainteresowanie tą chorobą. Można powiedzieć nawet, że w każdym podręczniku wydawanym od drugiej połowy XIX wieku aż do wybuchu II wojny światowej znajduje się choćby wzmianka o niej, zaś niektóre z nich poświęciły jej obszernie rozdziały, szeroko prezentujące zarówno przyczyny choroby, jej przebieg jak również konsekwencje psychologiczne. Nadrzędnym celem poniższego artykułu będzie zatem – prowadzone na podstawie wybranych opracowań – syntetyczne przedstawienie ewolucji poglądów na epilepsję, z charakterystyką jej etiologii, objawów oraz form leczenia.

Tajemniczość choroby wynikała między innymi z jej niejasnych przyczyn, bowiem aż do blisko połowy XIX wieku doszukiwano się ich w działaniu sił nieczystych. W literaturze znaleźć można wzmiankę o istniejącym w Niemczech zakładzie dla epileptyków prowadzonym przez księżę, uważano bowiem że epilepsja jest wynikiem grzesznego życia⁷.

Na uwagę zasługuje podręcznik autorstwa lekarza sądowego Andrzeja Janikowskiego (1799–1864)⁸, w którym objawy padaczki zaszeregowane zostały wśród chorób umysłowych. Autor nie opisuje samej epilepsji, lecz powiązane z nią „obłąkanie u epileptyka”. Była to choroba mózgu i opon mózgowych i występowała jako konsekwencja długotrwałej padaczki. „Obłąkany” epileptyk był z definicji

⁵ Tamże.

⁶ Błaszczyk, op. cit., s. 210.

⁷ Zob. *Z historii leków przeciwpadaczkowych*, Warszawa 1929, s. 5.

⁸ A. Janikowski, *Patologia i terapia chorób umysłowych*, Warszawa 1864.

drażliwy, dążył do samobójstwa, czynów gwałtownych oraz miewał urojenia zmysłowe⁹. Pojawiające się napady obląkania były, według autora, równie periodiczne jak sama epilepsja, następowały tuż przed atakiem padaczki lub krótko po nim¹⁰.

Samej epilepsji dużo miejsca poświęcono w wydany sześć lat później drugim tomie *Wykładu Patologii i Terapii Szczegółowej* napisanej przez niemieckiego lekarza Feliksa Niemeyera (1820–1871)¹¹. Warto nadmienić, że podręcznik ten został przełożony na język polski przez studentów Cesarskiego Uniwersytetu Warszawskiego, a przewodniczył procedurze sporządzania przekładów zmarły przedwcześnie w wieku 34 lat profesor medycyny Bronisław Choynowski (1836–1870)¹².

W *Wykładzie...* epilepsja zaklasyfikowana została do rozległych nerwic (neuroz) o nieznaną anatomiczną podstawę. Towarzyszyć miały jej ataki epileptyczne będące wynikiem pobudzenia nerwów ruchowych wyrażających się w konwulsjach, nerwy te zaś wychodziły z rdzenia przedłużonego oraz z części mózgu¹³. Autor przytacza również wiele wyników badań przeprowadzonych na zwłokach ludzkich oraz zwierzętach, co świadczyło o dużym zainteresowaniu anatomicznym podłożem choroby. Za jedną z przyczyn uznawał uciskanie nerwów obwodowych przez nerwiaki, blizny lub nowotwory¹⁴. Autor nadmienia również, że choroba ta obarczona jest dziedzicznie i częściej niż ludzie zdrowi na chorobę zapadali „[...] chłapacze, pijacy, onaniści [...]”¹⁵. U niektórych kobiet epilepsję mogło wywołać pierwsze „spółkowanie”¹⁶. Podobne opinie znaleźć można w przywołanej na początku artykułu pracy M. Dyrenfurtha.

U schyłku XIX wieku za najważniejszą przyczynę epilepsji uznawano dziedziczność, anomalie układu nerwowego, ale także nadużywanie napojów wysokokowych. Ponadto wskazywano jako jej potencjalne przyczyny: nadmierną pracę umysłową, nieszczęścia wyczerpujące psychikę jednostki oraz wstrząsające wrażenia, szkarlatynę, ospę, reumatyzm, przymiot, nadużycia płciowe, wnetrzniki w kiszkiach, uszkodzenia mózgu, uderzenia a nawet fakt posiadania spróchniałego zęba¹⁷.

Objawy ataku epileptycznego są w pracy Niemeyera opisane bardzo szczegółowo. Pojawia się i wielokrotnie później w literaturze „aura” zwiastująca nadejście napadu padaczkowego. Definiowany jest ten stan rozmaicie. Według Niemeyera to uczucie „[...] pewnego powiewu, który postępując od kończyn ku głowie, zamienia się w napad”¹⁸. Zwykle poprzedza go krzyk chorego, po czym człowiek bez zmysłów pada na ziemię¹⁹. Sam atak kończy się: „[...] długim, jęczącym wydechem,

⁹ Tamże, s. 105.

¹⁰ Tamże.

¹¹ F. Niemeyer, *Wykład Patologii i Terapii Szczegółowej*, t. II, Warszawa 1870.

¹² Zob. <http://www.sowa.website.pl/powazki/Pochowani/ChoynowskiBronislaw.html>

¹³ F. Niemeyer, op. cit., s. 408.

¹⁴ Tamże, s. 409.

¹⁵ Tamże, s. 411.

¹⁶ Tamże, s. 412.

¹⁷ M. Dyrenfurth, *Epilepsya, jej przyczyny, istota choroby, zapobieganie i leczenie*, s. 6.

¹⁸ F. Niemeyer, op. cit., s. 413.

¹⁹ Tamże.

rzadziej wymiotami, odbijaniem, odejściem wiatrów lub obfitym oddaniem stolca²⁰. Niezwykle obrazowe ujęcie wielkiej choroby uzupełnione zostaje o szereg dolegliwości natury psychicznej i fizycznej. Przewlekła i długotrwała padaczka może spowodować u chorego choroby umysłowe: manię, szaleństwo i głupowatość. Jak dodaje J. Starkman, autor podręcznika o chorobach nerwowych, twarze chorych przybierają po latach karykaturalny wygląd²¹. W pracy Niemeyera wspomniano także o leczeniu oraz „uporządkowaniu wewnętrznych stosunków”. Profilaktycznie zalecano dbanie o prawidłowe odżywianie, spacer, czas wolny oraz nienadużywanie czynności płciowych i pijaństwa²².

Wspomniane konsekwencje psychiczne choroby nurtowały i innych lekarzy w XIX wieku. Znakomity psychiatra polski Adolf Rothe (1832–1903) w *Psychopathologia forensis*, książce wydanej w 1879 roku, dużo miejsca poświęcił skutkom psychicznym i psychologicznym epilepsji. Samą padaczkę wywodzi autor z cierpienia układu nerwowego, przeważnie mózgu. Po napadzie jak twierdzi Rothe, czynności umysłowe chorego ulegają przytłumieniu: „Chory po takim napadzie przez czas dość długi mówi od rzeczy, bredzi, jakby dotknięty otępieniem umysłowym (dementia)”²³. Stany obłąkania a nawet szału są według psychiatry również częste:

„Przytomność w ciągu kilku godzin lub kilku dni powoli wraca, albo też po napadzie pozostaje stan umysłowego przygnębienia, poczem wybucha napad gwałtownego szału. Taki sam napad może wystąpić bezpośrednio po samym paroksyzmie padaczki i odznacza się niepohamowaną wściekłością, dążnością do niszczenia wszystkiego, co tylko choremu popada w ręce; trwa dość długo i podtrzymuje się omamami. Szaleństwo ostre (*mania furibunda*) samo przez się nie bywa nigdy tak straszne, jak wtedy gdy występuje po padaczce”²⁴.

Szał lub obłąkanie – jak uważa Rothe – mogą wystąpić zamiast pojedynczego ataku padaczkowego. Po latach takich ataków pojawić się może zaduma, zupełne otępienie czy zniedołężnienie.²⁵

W innej swojej publikacji Rothe rozwinął pojęcie obłąkania padaczkowego, oddzielnej jednostki chorobowej będącej efektem chorego umysłu. To zwyrodnienie, jak pisze lekarz, objawia się stopniowym zmniejszaniem zdolności umysłowych (zapominania, kojarzenia, wytwarzania wyobrażeń itp)²⁶. Może także przybierać postać „zaniku moralnego”, przygnębienia, gburowatości czy nawet okrucieństwa²⁷. Konsekwencją ataków padaczkowych i przewlekłej choroby były również zaburzenia

²⁰ Tamże, s. 415.

²¹ Zob. J. Starkman, *Choroby nerwowe. Przyczyny, zapobieganie i leczenie*, Warszawa 1888, s. 28.

²² Zob. F. Niemeyer, op. cit., t. II, s. 420.

²³ A. Rothe, *Psychopathologia forensis czyli nauka o chorobach umysłowych*, Kraków 1879, s. 132.

²⁴ Tamże, s. 133.

²⁵ Tamże.

²⁶ A. Rothe, *Psychiatria czyli nauka o chorobach umysłowych*, Warszawa 1885, s. 150.

²⁷ Tamże.

uczuciowe, przez które rozumie autor złudzenia zmysłowe, zboczenia w pojmowaniu, ogólne otępienie, pognębianie uczuciowości, myśli lub próby samobójcze, chęci do kradzieży²⁸.

W pierwszym podręczniku, jaki wydano w kolejnym stuleciu, przyjrzano się jeszcze dokładniej samej padaczce i scharakteryzowano jej typy. Mowa tutaj o wydanej w trzech tomach publikacji zbiorowej (napisanej przez liczną grupę lekarzy – m.in. W. Biegańskiego, E. Korczyńskiego, J. Prusa, J. Pruszyńskiego i in.) pod redakcją profesora Walerego Jaworskiego w Krakowie w 1905 roku²⁹. Doprecyzowano tutaj przyczyny choroby, ujawniono wiele nowych przyczyn – choroby zakaźne, przewlekłe zatrucia, opilstwo rodziców, zapalenie mózgu w wieku dziecięcym, porażenia mózgowie, urazy głowy jak również wady serca oraz nadmierne wzruszenia psychiczne³⁰. Dokładnie opisano trzy postacie padaczki. Głównym objawem postaci ciężkiej (*epilepsia major*) były kurcze stałe i drgawkowe połączone z zupełną utratą przytomności. Postać ciężką zapowiadała opisana już wcześniej aura, którą tutaj szczegółowo zdefiniowano poprzez wskazanie jej odmiennych komponentów (*aura motorka* – powiew ruchowy, *aura sensibilis* – powiew czuciowy, *aura sensora* – powiew w sferze zmysłów, *aura psychica* – powiew psychiczny)³¹. Postać lżejsza padaczki (*epilepsia minor*, *petit mal*) charakteryzowała się natomiast krótkimi napadami utraty przytomności i brakiem drgawek ogólnych:

„Wśród jakiegoś zajęcia traci chory nagle przytomność na kilka sekund, a najdłużej na pół minuty, przestaje mówić i działać, zwraca oczy w jeden punkt, jak gdyby się usilnie wpatrywał w jakiś przedmiot; wzrok osłupiały, a twarz bleda, bez wyrazu, jakby skamieniała (*absentia epileptica*)”³².

W tej odmianie padaczki chory nie upada, czasem towarzyszą mu gwałtowne zawroty głowy.

Trzeci opisany typ choroby to równoważnik napadu padaczkowego definiowany jako padaczka psychiczna (*epilepsia larvata*). Typ ciekawy, gdyż dotyczył zaburzeń psychicznych występujących u chorych, pojawiających się w miejsce napadu padaczkowego³³. Autor przedstawił je niezwykle obrazowo: „Zwykle nastaje stan zupełnego pomieszania zmysłów; chory mówi od rzeczy, działa bez żadnej pobudki i kontroli własnej, rozbiera się, odsłania części rodne (*exhibitionismus*), oddaje moc w pokoju, błąka się, ucieka (*dromomania*), kradnie, podpala, odbywa bez celu podróż (*poriomania*) itp.”³⁴. Stan taki może trwać kilka godzin lub dni. Jak pisze autor, zachowania te, towarzyszące padaczce, są bardzo charakterystyczne dla zaburzeń psychicznych i trudno je niekiedy rozróżnić³⁵.

²⁸ Tamże, s. 151.

²⁹ W. Jaworski, *Nauka o chorobach wewnętrznych*, Kraków 1905 r.

³⁰ Tamże, s. 229.

³¹ Tamże.

³² Tamże, s. 232.

³³ Tamże.

³⁴ Tamże, s. 233.

³⁵ Tamże.

W podręczniku Profesora Jaworskiego z 1905 roku uznano, że całkowite wyleczenie padaczki zdarza się dużo częściej niż powszechnie się sądzi³⁶. Jej rokowanie zależało od wykrycia przyczyn choroby, podaniu odpowiedniej diety, odpowiedniego trybu życia, leczono zaś solami bromowymi³⁷.

Ważnym głosem w dyskusji była publikacja psychiatry Aleksandra Piotrowskiego (1878–1933). Na łamach „Nowin Lekarskich” w 1913 roku ukazał się jego krótki artykuł, w którym autor odniósł się między innymi do aktualnych badań niemieckich. Przede wszystkim przypomniał, że samo słowo *epilepsja* oznaczało pewien zbiór chorób centralnego systemu nerwowego, wynikający z wielu przyczyn. Definicja padaczki w ujęciu psychiatry jest więc dość ogólna: To „[...]całokształt chorobowy, którego cechą są ataki drgawkowe albo podobne objawy szczałkowe, albo też znamiona psychopatologiczne. Napadom kurczowym zwykle towarzyszy stan nieprzytomności”³⁸. Mimo to, praca Piotrowskiego stanowi istotny wkład w rozwój wiedzy o medycznych przyczynach choroby. Autor przedstawia różne poglądy na ten temat, poczynawszy od anatomicznych zmian w mózgu, poprzez hipotezy na temat samootrucia, po wnioski na temat gruczolu tarczycowego³⁹.

W dwudziestoleciu międzywojennym zainteresowanie padaczką wzrosło, pojawia się w wybranych podręcznikach psychiatrii i psychologii, rzadko gości na łamach czasopism. Analiza dostępnych materiałów uwidacznia wielokierunkowe zainteresowania badawcze. Dotychczas obowiązująca wiedza zostaje uzupełniona w treści z dziedziny medycyny sądowej i w tym aspekcie rozpatruje ją profesor Leon Wachholz (1867–1942) w książce *Psychopatologia sądowa*⁴⁰. W podręczniku pojawia się podział padaczki na różne typy (rzeczywistą, symptomatyczną, odruchową, Jacksona), które zostały krótko scharakteryzowane. Obok znanych już objawów poświęca autor znaczną część rozważań sferze psychicznej. Zespół objawów stanu psychopatologicznego, ujawniającego się jeszcze przed atakiem epileptycznym, określa autor mianem charakteru epileptycznego⁴¹. Charakter taki objawia się między innymi poprzez zwolniony bieg myśli, powolną mowę, egocentryzm, osłabioną pamięć i luki pamięciowe. Ponadto u chorych po ataku padaczkowym, przed lub zamiast niego, występują epizodycznie zaburzenia psychiczne, zamroczenia, halucynacje, stany lęku, ekstazy, odrętwienia, silne zmiany nastroju⁴². Psychozy, których doświadczają, w tym liczne halucynacje o charakterze wzrokowym i słuchowym mogą stać się podstawą do czynów przestępczych. „Pod wpływem stanów zamroczeń zwłaszcza z halucynacjami mogą chorzy poranić lub pozabijać osoby ze swego otoczenia i nieraz pastwić się jeszcze nad zwłokami swej ofiary, mogą dopuścić do podpalenia, przestępstw seksualnych [...]”⁴³, co stanowiło później nie lada wyzwanie

³⁶ Tamże, s. 234.

³⁷ Tamże, s. 235.

³⁸ A. Piotrowski, *O padaczce*, „Nowiny Lekarskie” 1913, nr 12, s. 637.

³⁹ Tamże.

⁴⁰ Zob. L. Wachholz, *Psychopatologia sądowa*, Warszawa 1923.

⁴¹ Tamże, s. 189.

⁴² Tamże, s. 193.

⁴³ Tamże, s. 194.

w przypadkach karno-sądowych. Pojęcie charakteru epileptycznego pojawia się także w wydany kilka lat później podręczniku Juliusza Morawskiego (1878–1928), dyrektora zakładu Psychiatrycznego w Kobierzynie, w którym to chorych scharakteryzował jako osoby kłótlive, drobnostkowe, złośliwe, uparte, kapryśne, egoistyczne, nadmiernie pobożne, erotyczne oraz wymagające wiele cierpliwości⁴⁴. W podobny sposób ocenił osoby padaczkowe Morawski w innej swojej pracy na temat zaburzeń psychicznych⁴⁵.

Zainteresowanie epilepsją przeżywało bujny rozkwit w latach trzydziestych. Prym na rynku czasopiśmienniczym wiodły „Rocznik Psychiatryczny” oraz „Nowiny Psychiatryczne”. Zagadnienia, które tam podejmowano, dotyczyły między innymi możliwości trafnego i pełnego diagnozowania i leczenia padaczki. Na podstawie badań prowadzonych w szpitalu „Dziekanka” uznano, iż choroba ta nie jest nerwicą, jak diagnozowano w poprzednim stuleciu, lecz odrębną jednostką organiczną, choć istota tych zmian organicznych nie była do końca zbadana⁴⁶.

Nadal dużym zainteresowaniem cieszyła się problematyka zaburzeń psychicznych występujących przy epilepsji. Obszerny artykuł temu poświęcony znaleźć można w „Roczniku Psychiatrycznym” z 1933 roku. Jego autor, Teodor Łapiński (1872–1954), podjął się próby podsumowania i usystematyzowania dotychczasowych badań na temat zjawisk psychicznych towarzyszących padaczce, sięgając wstecz do początków XIX wieku. Ponadto autor zwraca uwagę na różne cechy charakteryzujące osoby chore określając je jako „dające się we znaki otoczeniu”⁴⁷. Ten delikatny zarys egocentrycznej osobowości uzupełnia autor całą listą urojeń doznawanych przez epileptyków, często związanych z nadwrażliwością ciała na dotyk. Lekarz przytacza opisy choroby swoich pacjentów: „Str. np. uskarżał się, że mu coś wychodzi przez nos – pewno duch, który siedzi w środku; kręcenie w głowie L. uzależnia od ducha, który siedzi w środku do biegania; P. doświadczał zawrotów głowy, nie odczuwał skóry na głowie i myślał że nie żyje”⁴⁸. Urojeniom tym, jak twierdzi Łapiński, mogą towarzyszyć brutalne samookaleczenia jak również agresja wobec innych chorych⁴⁹.

Stany urojeniowe mogły dominować w przypadku bardzo mocno posuniętego zwyrodnienia. Pojawiały się zarówno idee prześladowcze, w których chorzy obawiali się o swoje życie: „Wyjątkowo jaskrawo wystąpiły one u Ch., który podawał się za wielkiego zbrodniarza: zmienił wiarę i musi to odpokutować, czeka go kara za zmarłe dziecko, które musiało bardzo cierpieć; w bułce ukazała mu się matka Boska, w pełnej spluwacze poznał dary Boże i niejednokrotnie wypijał jej zawartość”⁵⁰.

⁴⁴ J. Morawski, *Choroby psychiczne oraz zasady walki z nimi*, Kraków 1928, s. 32.

⁴⁵ Zob. J. Morawski, *O psychicznie chorych i pielęgnowaniu ich*, Kraków 1930, s. 26.

⁴⁶ S. Świerczek, S. Kaiserówna, *O leczeniu epilepsji*, „Nowiny Psychiatryczne” 1932, kw. III–IV, s. 208.

⁴⁷ T. Łapiński, *Zaburzenia psychiczne w epilepsji*, „Rocznik Psychiatryczny” Z. XXI, 1933, s. 204.

⁴⁸ Tamże, s. 206.

⁴⁹ Tamże, s. 207.

⁵⁰ Tamże, s. 209.

Jak twierdzi Łapiński, w takich przypadkach nierzadko trudno jednoznacznie określić czy mamy do czynienia z epilepsją czy schizofrenią⁵¹. Jak wyjaśnia dalej, nie ma objawu psychicznego, który byłby uznany za typowy tylko dla epilepsji. Oznacza to, że napady drgawkowe wystąpić mogą również u psychopatów. Przypomina, że według Bleulera, napady pojawiają się również u schizofreników⁵². Sam Łapiński uznaje tę tezę podkreślając, że „istnieją najrozmaitsze kombinacje epilepsji z psychozami i odwrotnie psychoz z napadami [...]” ponadto, „obraz chorobowy bywa tak zagmatwany, że nie sposób ustalić z czem ma się od czynienia”⁵³.

Niejasność w stawianiu diagnozy wynikać mogła więc z coraz większego skupiania się na aspektach psychicznych i psychologicznych padaczki. Nie dziwi więc fakt, że o epilepsji przeczytamy także w podręczniku psychologii Władysława Witwickiego (1878–1948), który ukazał się w 1933 roku⁵⁴. Choroba ta opisywana jest tutaj w dwojakim rozumieniu. Pierwsze z nich dotyczy tak zwanej epilepsji traumatycznej (padaczki urazowej, która powstaje po wstrząśnieniach mózgu spowodowanych np. uderzeniem w głowę czy upadku)⁵⁵. Znacznie więcej uwagi poświęcił autor zaburzeniom psychicznym towarzyszącym padaczce. Pojawia się definicja epilepsji rozumianej jako choroby psychicznej długotrwałej, w której od czasu do czasu występują ataki drgawek⁵⁶. Jak twierdzi Witwicki, ataki te poprzedzają liczne halucynacje wzrokowe i smakowe oraz inne doznania. Po dość dokładnym opisie ataku drgawek, przechodzi autor do charakterystyki psychologicznej chorego, uzupełniając znane już dramatyczne opisy o kolejne wyraziste cechy: „Epileptycy są bardzo uczuciowi; afekty i nastroje powstają u nich łatwo i trwają długo wbrew podnieciom z zewnątrz. Wypowiadają się zazwyczaj dość wymownie i gwałtownie. Są sumienni, drobiazgowi, pedantyczni, przesadnie nabożni i religijni. Przytem bezwzględni egoiści”⁵⁷.

Znacznie więcej miejsca poświęcił tej chorobie psychiatra Jakub Frostig (1896–1959) w swoim obszernym podręczniku wydanym w tym samym roku, w którym ukazała się rozprawa Witwickiego⁵⁸. W okresie do wybuchu II wojny światowej jest to najbardziej całościowe ujęcie epilepsji. Tutaj autor posługuje się pojęciem zespołu padaczkowego, znanego już – jak przypomina, od czasów Hipokratesa⁵⁹. Frostig drobiazgowo opisuje różne typy epilepsji, poczynając od padaczki wrodzonej, która może być dziedziczona lub jej przyczyną są np. płodowe lub poporodowe zapalenia mózgu lub opon. Ponadto, występuje padaczka objawowa, związana z uszkodzeniami mózgu⁶⁰. Równie szczegółowo charakteryzuje przyczyny tej choroby oraz jej

⁵¹ Tamże.

⁵² Tamże, s. 214.

⁵³ Tamże, s. 215.

⁵⁴ W. Witwicki, *Psychologia*, Lwów-Warszawa-Kraków 1933.

⁵⁵ Tamże, s. 370.

⁵⁶ Tamże, s. 375.

⁵⁷ Tamże, s. 376.

⁵⁸ J. Frostig, *Psychiatria*, Lwów 1933.

⁵⁹ Tamże, s. 206.

⁶⁰ Tamże, s. 208.

dokładny przebieg z uwzględnieniem zmian w funkcjonowaniu układu nerwowego. Frostig nawiązuje również do zmian zachodzących w psychice pacjenta choć nie jest to główny punkt jego rozważań. W obrazie osobowości psychicznej, jak twierdzi autor występują zaburzenia uwagi, myślenia, uczucia, chory staje się nudny i gadatliwy. Chorzy bywają również gburowaci i agresywni: „Chorzy z jednej strony są skłonni do bigoterji, do przesadnego wykonywania praktyk religijnych, stają się nudni, pedantyczni, krzątliwi i przesadni w sposobie mówienia, z drugiej zaś są gotowi w każdej chwili do plotkowania i intrygowania, do gburowatej i karczemnej awantury”⁶¹. Z uwagi na to, że padaczkę uważano za chorobę dziedziczną, jej głównym sposobem zapobiegania jest, według Frostiga, przeprowadzanie poradnictwa małżeńskiego, choć jak zauważa, w przypadku padaczki wtórnej wynikającej z uszkodzenia mózgu, jest to bezcelowe⁶².

Dopełnieniem rozważań na temat padaczki do wybuchu II wojny światowej, jest wydany w 1936 ogólnomedyczny podręcznik pod redakcją F. Malinowskiego i Z. Orłowskiego⁶³. W tomie I wskazanej publikacji znajduje się rozdział prezentujący choroby układu nerwowego. Wśród nich umieszczono padaczkę, wyróżniając jej postać samoistną, objawową oraz Kożewnikowa⁶⁴. Padaczka samoistna rozumiana jest jako epilepsja powstała bez jakichkolwiek zmian przedmiotowych w układzie nerwowym. Tej wersji epilepsji towarzyszyć może charakter padaczkowy⁶⁵. Typ drugi wywodzi się z uszkodzeń anatomicznych mózgu natomiast trzeci, jak piszą autorzy, jest pewną kompilacją cech padaczki samoistnej i objawowej⁶⁶. Bardzo krótka zaledwie notatka w podręczniku zapewne nie wyczerpała tematu, wskazano jedynie najważniejsze przyczyny, objawy i postacie padaczki. Na uwagę zasługuje fakt, że zakwalifikowano ją do chorób układu nerwowego skupiając się zdecydowanie na jej medycznej stronie.

Można by powyższe rozważania zakończyć zaprezentowaniem definicji umieszczonej w wydanej na przełomie 1938/1939, w tomie III *Nowoczesnej Encyklopedii Zdrowia*, pod redakcją Adolfa Rzańnickiego. Padaczka zaklasyfikowana została do grupy chorób nerwowych. Wyróżniono jej dwa typy (padaczkę samoistną i wtórną) a w przyczynach głównych ujęto predyspozycje genetyczne oraz urazy czaszki⁶⁷. W kwestii leczenia wypowiedziano się tutaj jasno, proponując skuteczny brom, gardenal i luminal. W rozdziale dominuje opis medyczny i anatomiczny, niewiele miejsca poświęcono aspektom psychologicznym. Wspomniano jedynie o możliwych halucynacjach występujących przed atakiem epileptycznym⁶⁸. Tym bardziej zaskakujące jest to, że w wydany w 1939 roku tomie IV *Encyklopedii* pod redakcją tego samego autora, padaczka pojawia się w grupie chorób psychicznych. Autor

⁶¹ Tamże, s. 217.

⁶² Tamże, s. 219.

⁶³ *Patologia, diagnostyka i terapia*, red. F. Malinowski, Z. Orłowski, Warszawa 1936.

⁶⁴ Tamże, s. 891.

⁶⁵ Tamże.

⁶⁶ Tamże.

⁶⁷ *Nowoczesna Encyklopedia Zdrowia*, red. A. Rzańnicki, t. 3. Warszawa 1938/1939, s. 372.

⁶⁸ Tamże, s. 374.

jednakże nawiązuje do informacji zawartych w tomie 3, uzupełniając je o treści psychiatryczne. W ten oto zręczny sposób podzielono padaczkę na dwie sfery medyczne, charakteryzując jej część neurobiologiczną oraz psychiatryczną. Halucynacje chorych przedstawione są tutaj bardzo obrazowo: „Do chorego powoli zbliża się jakaś postać i z każdym krokiem olbrzymieje, jak w koszmarach sennych. Gdy już prawie dotyka piersi, jest wielka jak góra; chory wtedy wydaje przeraźliwy krzyk i pada bez przytomności”⁶⁹. Halucynacje występują również w trakcie epileptycznych stanów zamroczenia i są wtedy potworniejsze – chory widzi obrazy piekła, pożaru, potoki krwi: „Oto np. chory gospodarz widzi się w piekle, czuje się osaczony przez diabłów, chwytą widły, broni się i wybija ich do nogi”⁷⁰. Uczucia epileptyków nie są normalne, są przesadzone co wynikać też może z postępujących zmian w mózgu. Ta definicja jest prawdopodobnie ostatnią opublikowaną na łamach piśmiennictwa medycznego przed wybuchem II wojny światowej.

Zaprezentowane, choć w wielkim skrócie, najważniejsze poglądy na temat padaczki pozwalają na przedstawienie pewnych wniosków. Już od czasów najdawniejszych upatrywano przyczyn tej choroby w patologii mózgu i układu nerwowego. Nie uchroniło to jednak jej od dociekań natury „demonistycznej”, w których doszukiwano się przyczyn epilepsji w gniewie bogów za grzeszne życie. Uważano nawet, już na początku XX wieku, że „demoniczny światopogląd nie uległ wcale zmianie, tylko zewnętrzne jego szaty z biegiem czasu i rozwojem kultury nieco się zmieniły”⁷¹. Wiele uwagi poświęcono typologiom padaczki, które zmieniają się intensywnie wraz z rozwojem badań i doprecyzowaniem objawów. Z uwagi na charakter symptomów, intensywność trwania samej choroby czy też jej przyczyny, klasyfikowano padaczkę wśród chorób umysłowych, nerwowych, psychicznych, wśród schizofrenii, nerwic a nawet obłąkania. Nie doprecyzowano jednak jednej ustalonej konkretnej definicji.

Równie interesująco przedstawia się historia leczenia choroby, choć jak twierdzą badacze dotyczy to raczej wieków wcześniejszych gdzie, „żadna [...] choroba nie była tak groteskowo leczona, jak padaczka”⁷². Jak podają źródła, padaczkę leczono piciem cieplej ludzkiej krwi, spożywaniem obcych ciał czy upustami. Wspomina się nazwisko niderlandzkiego lekarza Hermana Boerhaave (1668–1738), który epilepsję leczył wypalaniem dokonywanym przy pomocy rozżarzonego żelazka. Lecznictwo farmakologiczne dominuje natomiast w licznych podręcznikach medycznych. W tzw. medycynie ludowej pojawiają się jeszcze u schyłku XIX wieku porady zalecające palenie lnu, konopi, podawanie odwaru z bylicy pospolitej, lewatywy z moczu męskiego lub kobiecego, zjadanie serca kreciego czy wbijanie szpilki w paznokiec⁷³. Przełomem burzącym taki typ terapii było wprowadzenie do leczenia epilepsji bromu

⁶⁹ *Nowoczesna Encyklopedia Zdrowia*, red. A. Rząśnicki, t. 4. Warszawa 1939, s. 84.

⁷⁰ Tamże.

⁷¹ *Z historii leków przeciwpadaczkowych*, s. 8.

⁷² „Dioskurides zaleca epileptykom pieczoną wątrobę ośłą i baranią; Pliniusz zaleca mózg wielbłąda, serce wilka, krew jagnięcia, jądro kogucie, pierwsze potomstwo jaskółcze, mięso ssącego jeszcze psa oraz jako zabieg najskuteczniejszy „nalepić na lewe ramię ogon smoka, zawinięty w skórę gazeli oraz powiązany za pomocą rzemienia ze skóry jelenia”, *Z historii...*, s. 6.

⁷³ M. Udziela, *Medycyna i przesady lecznicze ludu polskiego*, Warszawa 1891, s. 112.

– pionierem tej nowatorskiej i skutecznej metody był angielski lekarz Charles Locock (1799–1875)⁷⁴, który zastosował ją jako pierwszy w 1851 roku.

Z uwagi na swoje objawy psychologiczne, padaczka nurtowała również tę grupę specjalistów. Zainteresowanie dotyczyło głównie samego ataku epileptycznego, jak również jego psychologicznych skutków. Zauważono, że chorzy miewali problemy z czynnościami umysłowymi, z myśleniem, pamięcią czy koncentracją. Druga grupa rozważań koncentrowała się na urojeniach towarzyszących chorobie co pozwalało na zakwalifikowanie jej pośród psychoz i popadania w obłąd. Urojenia te dotyczyły głównie sfery cielesnej, religijnej, prześladowczej, chorzy się okaleczali, pragnęli umrzeć lub pozbawić życia innych pacjentów, nie kontrolowali swoich czynności fizjologicznych..

Chorym na padaczkę przez wieki przypisywano określone negatywne cechy osobowościowe oraz tzw. charakter epileptyczny. Według licznych opisów miały to być osoby egocentryczne, egoistyczne, nudne. Z drugiej strony miała je cechować silna skłonność do wzruszeń i pobożności. W wielu pracach, popularnonaukowych i *quasi*-naukowych epileptyków opisuje się jako osoby agresywne, gwałtowne i skłonne do zachowań przestępczych, zwłaszcza gdy podłożem były urojenia prześladowcze.

W przedstawionych tutaj pracach typy padaczki oraz jej anatomiczne podłoże zostały scharakteryzowane dokładnie i oparte na licznych przykładach. Można jednak odnieść wrażenie, że w podanych definicjach dominuje tło psychologiczne i psychiatryczna charakterystyka cierpiących pacjentów. Objawy te wzbudzały zapewne ciekawość, a same ataki epileptyczne – grozę i przerażenie.

W opisach podkreśla się – jak już wyżej wspomniano – negatywne cechy charakteru chorego, przedstawia się go jako osobę na wskroś gburowatą, agresywną a nawet gwałtowną i skora do przemocy. Przerażenie wzbudzały również relacje, które obrazować miały brutalne halucynacje pojawiające się w trakcie ataku lub bezpośrednio po nim. Nic dziwnego zatem, że na początku XIX wieku choroba ta – opisywana poprzez zastosowanie specyficznego słownictwa zaczerpniętego z języka potocznego – odbierana była przez ogół bardziej jako obłąkanie niż jako choroba neurologiczna.

Padaczka, jak wierzono, była dziedziczna, a swój rodowód wywodziła od jednostek zdegenerowanych. Zgodnie z takim tokiem rozumowania, zapadać więc mieli na nią wszelkiej maści włóczędzy, onaniści, złodzieje i alkoholicy. W rzeczywistości chorowali na nią ludzie, którzy odczuwali zbyt mocno, łatwo ulegali silnym wzruszeniom, ludzie niedostosowani do warunków codziennego życia, nadwrażliwi. W swoich urojeniach widzieli bogów, śmierć, krew i swój własny strach, co determinowało ich odbiór przez otoczenie: wydawali się dzicy i nieprzewidywalni, do tego egoistyczni i wycofani. W dodatku wyniszczony chorobą organizm nadawał im nierzadko karykaturalne oblicza, co przyczyniło się do traktowania epileptyków jako jednostki wyklęte, naznaczone gniewem bogów: „Pomijając większą liczbę epileptyków, którzy życie swe pędzą w domu waryatów, epilepsya, którą starożytni wprowadzali od gniewu bogów, zmienia powoli u wszystkich prawie chorych tak

⁷⁴ Tamże, s. 110.

psychiczne usposobienie jak i fizyczny wygląd”⁷⁵. Stają się więc „dziwakami” stroniącymi od ludzi, zmienia się również ciało, które nabiera grubych rysów, robi się niezgrabne a choroba „[...] oszpeca najpiękniejszą twarz”⁷⁶.

Obraz chorych na epilepsję naszkicowany na podstawie analizowanych tutaj opisów zaczerpniętych z prac opublikowanych w XIX i na początku XX wieku wydaje się być tragiczny i pesymistyczny. Badania dotyczące samej choroby napawały optymizmem, jednak środki językowe dominujące w definicjach podręcznikowych pozwalają na stwierdzenie, iż epileptyków odzierano w nich z człowieczeństwa, ich psychiczne cierpienie mylono z obłąkaniem, zaś efektem różnorodnych form językowego stygmatyzowania chorych była gettoizacja i wykluczenie ze społeczności „zdrowych”. Konsekwencją tego rodzaju izolowania i piętnowania były pomysły eugeniczne i projekty ustaw, które uderzały w tę grupę chorych. Warto na koniec nadmienić, że już w podręczniku L. Wachholza pojawia się opinia na temat zawierania małżeństw przez osoby dotknięte epilepsją. Jak stwierdza autor, ze względów eugenicznych związki małżeńskie takich osób powinny być zakazane⁷⁷.

Bibliografia

- B. Błaszczyk, *Święta choroba czyli historia padaczki*, „Studia Medyczne Akademii Świętokrzyskiej” 2003, T. 1.
- M. Dyrenfurth, *Epilepsya, jej przyczyny, istota choroby, zapobieganie i leczenie*, Warszawa 1892.
- J. Frostig, *Psychjatrja*, Lwów 1933.
- W. Gombrowicz, *Tancerz mecenasa Kraykowskiego*, [w:] *Dziela zebrane*, t. 9: *Opowiadania*, Paryż 1972, s. 7–18.
- A. Janikowski, *Patologia i terapia chorób umysłowych*, Warszawa 1864.
- W. Jaworski, *Nauka o chorobach wewnętrznych*, Kraków 1905.
- J. Morawski, *Choroby psychiczne oraz zasady walki z niemi*, Kraków 1928.
- J. Morawski, *O psychicznie chorych i pielęgnowaniu ich*, Kraków 1930.
- E. Motta, Z. Kazibutowska, A. Gołba, *Geniusz i padaczka*, „Aktualności Neurologiczne” 2005, 5 (1), s. 57–61.
- F. Niemeyer, *Wykład Patologii i Terapii Szczegółowej*, T. II, Warszawa 1870.
- A. Piotrowski, *O padaczce*, „Nowiny Lekarskie” 1913, nr 12.
- A. Rothe, *Psychopathologia forensis czyli nauka o chorobach umysłowych*, Kraków 1879.
- J. Starkman, *Choroby nerwowe. Przyczyny, zapobieganie i leczenie*, Warszawa 1888.
- S. Świerczek, S. Kaiserówna, *O leczeniu epilepsji*, „Nowiny Psychiatryczne” 1932, kw. III – IV.
- Patologia, diagnostyka i terapia*, red. F. Malinowski, Z. Orłowski, Warszawa 1936.
- M. Udziela, *Medycyna i przesady lecznicze ludu polskiego*, Warszawa 1891.

⁷⁵ F. Niemeyer, op. cit., s. 417.

⁷⁶ Tamże.

⁷⁷ L. Wachholz, op. cit., s. 195.

L. Wachholz, *Psychopatologia sądowa*, Warszawa 1923.

W. Witwicki, *Psychologia*, Lwów – Warszawa-Kraków 1933.

Nowoczesna Encyklopedia Zdrowia, red. A. Rząśnicki, t. 3. Warszawa 1938/1939.

Nowoczesna Encyklopedia Zdrowia, red. A. Rząśnicki, t. 4. Warszawa 1939.

Z historii leków przeciwpadaczkowych, Warszawa 1929.

<http://www.sowa.website.pl/powazki/Pochowani/ChoynowskiBronislaw.html>

Słowa kluczowe

język, padaczka, obląkani, teorie, objawy

Abstract

Insane – stigmatized: Language-based image of epilepsy patients based on selected medical and psychological literature from the turn of the 19th and 20th century

This article presents the most important opinions and theories regarding epilepsy at the turn of the 19th and 20th century until the outbreak of World War II. There are presented the most important definitions from medical and psychological books and magazines.

Many attention was given to the psychological and psychiatric symptoms and social implications of epilepsy. The article is only an introduction to further considerations and research. It is a very interesting topic which is worth further analysis, also in psychological areas.

Keywords

language, epilepsy, insane, theories, symptoms

Dariusz Lewera (<https://orcid.org/0000-0002-2227-6361>)

Polskie Towarzystwo Historii Nauk Medycznych

Oddział we Wrocławiu

Edward Flatau – lekarz i jego dorobek w polskiej pamięci kulturowej¹

„Znajomość historii neurologii polskiej jest nie tylko obowiązkiem patriotycznym każdego neurologa, ale zarazem warunkiem nieodzownym dobrego opanowania obranej gałęzi wiedzy, bowiem neurologi polscy, można rzec śmiało, bez obawy narażania się na posądzenie o zarozumiałość narodową, posiadają niejedną piękną kartę w historii neurologii światowej”². Tak autor przywołanych powyżej słów, lekarz i historyk medycyny Eufemiusz Herman (1892–1985), postanowił przybliżyć sylwetki najbardziej zasłużonych przedstawicieli rodzimej neurologii. Z jego pracy opublikowanej w 1958 roku wyłania się obraz polskiej i europejskiej neurologii, która jeszcze pół wieku wcześniej, a więc w początkach XX wieku, musiała walczyć o uznanie jej za samodzielną dyscyplinę wśród innych nauk medycznych. Herman szkicuje biografie poszczególnych lekarzy i naukowców, omawia ich osiągnięcia i próbuje ustalić ich miejsce w rozwoju medycyny w kraju i za granicą. W licznych przypadkach chodzi o osoby, z którymi zetknął się na swojej drodze zawodowej. Jedną z nich jest jego przełożony i nauczyciel z warszawskiego Szpitala na Czystem Edward Flatau (1868–1932), którego nazywa „klasykiem neurologii polskiej, a zarazem jednym z założycieli neurologii światowej”³. Tezę tę powtarza kilkanaście lat później Bronisław Seyda, który podkreśla ponadto jego działalność na rzecz popularyzowania wiedzy z zakresu neurologii i innych nauk medycznych⁴. Opinie obu uczonych kształtują od dziesięcioleci sposób postrzegania Edwarda Flatau i decydują o jego miejscu w polskiej kulturze pamięci. By przeciwdziałać stopniowemu wypieraniu z pamięci indywidualnej i narodowej

¹ Skrótowy opis drogi życiowej i działalności zawodowej wybitnego neurologa zawarty w niniejszym artykule opiera się w znacznej mierze o informacje zawarte w wybranych rozdziałach monografii zbiorowej *Edward Flatau i jego kometa. Początki polskiej neurologii* zredagowanej przez Piotra J. Flatau, Ulrike Eisenberg i Filipa Marcinowskiego z okazji 150. rocznicy urodzin Edwarda Flatau obchodzonej w 2018 roku w Płocku. Wyrazy mojej wdzięczności zechce przyjąć Pani Doktor Krystyna Grochowska-Iwańska, za pomoc udzieloną mi podczas przeprowadzania kwerendy w Archiwum Państwowym w Płocku.

² E. Herman, *Neurologi polscy*, Warszawa 1958, s. 9.

³ *Ibidem*, s. 205.

⁴ Zob. B. Seyda, *Dzieje medycyny w zarysie*. Wydanie drugie, zmienione i poprawione, Warszawa 1973, s. 520.

jednostek szczególnie zasłużonych dla rozwoju cywilizacyjnego Polski, skazanych na zapomnienie, sensownym wydaje się regularne przywoływanie ich wkładu w rozwój naszej nauki, kultury i życia społecznego. Może uda się w ten sposób choć trochę spowolnić zasypywanie przeszłości przez Benjaminowskiego „anioła historii”, który – gnany wiatrem postępu – nie jest w stanie dokonać właściwej oceny minionych zdarzeń. W jednym ze swoich mini-esejów Walter Benjamin pisze mianowicie o obrazie Paula Klee „zatytułowanym *Angelus Novus*. Przedstawia anioła, który wygląda, jak gdyby chciał się oddalić od czegoś, w co się uporczywie wpatruje. Oczy szeroko rozwarł, usta otworzył, skrzydła rozpięte. Tak musi wyglądać anioł historii. Zwrócił oblicze ku przeszłości. [...] Od raju wieje wichur, który napiera na skrzydła i jest tak silny, że anioł nie może ich złożyć. Ten wichur pędzi go niepowstrzymanie w przyszłość, do której jest zwrócony plecami”⁵. Zadaniem historyka jest permanentne podejmowanie prób minimalizowania skutków działania owego anioła historii nazywanego też „aniołem zapomnienia” bądź – jak czyni to Bernadetta Żynis – „demonem historii”⁶. Niniejszy artykuł jest właśnie tego rodzaju próbą powstrzymania procesu odchodzenia w niepamięć postaci i dorobku naukowego wybitnego przedstawiciela medycyny polskiej.

Kiedy 12 czerwca 1932 na Cmentarzu Żydowskim przy ulicy Okopowej w Warszawie żegnano doktora Edwarda Flataua, uważanego wówczas za jednego z najwybitniejszych europejskich lekarzy, za ojca polskiej neurologii i współtwórcę neurologii światowej, dało się słyszeć w mowach pożegnalnych ogromny żal i niedowierzanie, że oto sam słynny uczony padł ofiarą podstępnej choroby mózgu, a przecież badaniom mózgu poświęcił całe swoje naukowe życie⁷. Pierwsze objawy pojawiły się w styczniu 1932 roku, szybko postawiona diagnoza brzmiała jak wyrok – glejak. Joanna Flatau, córka Edwarda, pisze w swoich nieopublikowanych wspomnieniach: „Leczył się w głębokiej tajemnicy u swojego przyjaciela, który miał w domu rad. W tamtych latach o operacji nie było mowy”⁸. Pacjent-lekarz obserwował objawy, sporządzał notatki. Prawdopodobnie jedyną osobą, która miała podjąć próbę terapii, był jego przyjaciel, równie znany neurolog Samuel Goldflam (1852–1932)⁹. Zabiegi nie przyniosły poprawy, uczony zmarł przedwcześnie 7 czerwca 1932 roku. Tak oto zakończyło się pracowite życie wybitnego neurologa, który wielokrotnie dowiódł swojego przywiązania do stron ojczyźnych i polskości, choćby w 1899 roku, kiedy to odmówił przyjęcia posady kierownika katedry neurologii

⁵ W. Benjamin, *Anioł historii. Eseje, szkice, fragmenty*. Wybór i opracowanie Hubert Orłowski, Poznań 1996, s. 418, przekład Krystyny Krzemieniowej.

⁶ Zob. B. Żynis, *Anioł historii – demon historii*, „Świat Tekstów – Rocznik Słupski” 9, 2011, s. 193-204.

⁷ Przemówienia nad trumną D-ra Edwarda Flataua, „Warszawskie Czasopismo Lekarskie”, 1932, nr 24, s. 558-561.

⁸ J.A. Flatau, *Wspomnienia* [nieopublikowane]. Ze zbiorów archiwum rodzinnego prof. Piotra J. Flataua.

⁹ Przepuszczenie takie wysuwa Katarzyna Zimek. Zob. jej rozdział p.t. *Pogrzeb i nagrobek* w monografii P.J. Flatau, U. Eisenberg, F. Marcinowski (red.), *Edward Flatau i jego kometa. Początki polskiej neurologii*, Warszawa 2018, s. 176.

Uniwersytetu w Buenos Aires. Jak twierdzi Eufemiusz Herman, „gdy po 20 latach jego nad wyraz owocnej i twórczej pracy w Ojczyźnie tworzono pierwszą polską katedrę neurologii w Warszawie, nie zaszczycono tego znakomitego badacza i klinicysty jej kierownictwem mimo wyraźnego zalecenia Józefa Babińskiego”.¹⁰ Pisarz Antoni Marianowicz (1923–2003), spokrewniony z pierwszą żoną Flatau („cioteczna siostra mojej babki”), twierdzi, iż jedną z możliwych przyczyn odrzucenia kandydatury znanego już wówczas neurologa na stanowisko szefa Katedry było jego pochodzenie. „Żydzi otaczali go wyjątkową czcią, ponieważ odmawiał przyjęcia chrztu, co stanowiło podobno warunek ofiarowania mu katedry. Jedno z francuskich pism pisało wówczas o Polsce jako o dziwnym kraju, w którym wielki Flatau nie miał tytułu profesora”¹¹.

Edward Flatau (Nuchem, Ermaj Flatau) urodził się 27 grudnia 1868 roku w Płocku w zasymilowanej rodzinie żydowskiej. Ojciec przyszłego medyka, Ludwik Flatau (1829–1890) był znanym i zamożnym płockim kupcem, bankierem pierwszej gildii, matka Anna wywodząca się z kaliskiego rodu Hejmanów zajmowała się domem. Po śmierci męża przejęła obowiązki prowadzenia jego rozległych interesów, między innymi płockiego Domu Bankowego. Swoją podstawową edukację Edward otrzymał w rodzinnym Płocku kształcąc się w Gimnazjum Męskim, placówce oświatowej o kilkusetletniej historii; szkoła została założona prawdopodobnie w XII wieku; po wielu zmianach i reorganizacjach, na podstawie ustawy o edukacyjnych placówkach męskich z 1866 roku, otrzymała nazwę Gimnazjum Męskiego. Obecnie kontynuatorem tradycji sławnego Gimnazjum jest Liceum im. Stanisława Małachowskiego – Małachowianka; dzisiejsi płocczanie nazywają słynnego neurologa „absolwentem Małachowianki”¹², a wielu z nich brało ślub w Pałacu Ślubów, wybudowanym przez przodków uczonogo. Edward należał do najlepszych uczniów; renomowaną płocką szkołę ukończył ze srebrnym medalem, co pozwalało mu na podjęcie studiów na większości europejskich uczelni¹³. Dla wielu młodych ludzi w rozbiorowej Polsce poważną barierę stanowiła jednak konieczność ubiegania się o paszport uprawniający do opuszczenia granic Królestwa Polskiego i wjazdu na terytorium Cesarstwa Rosyjskiego. Po uzyskaniu wymaganych dokumentów ambitny płocczanin rozpoczął naukę na Wydziale Lekarskim Cesarskiego Uniwersytetu Moskiewskiego. Warto w tym miejscu przypomnieć, że był to pierwszy rosyjski uniwersytet; jego założycielem był jeden z najwybitniejszych chemików swoich czasów Michaił Łomonosow, jemu też powierzono pełnienie funkcji rektora nowopowstałej uczelni.

Edward Flatau miał szczęście do wybitnych nauczycieli; wśród wykładowców moskiewskiej Alma Mater byli uczeni tej miary co Aleksiej Kożewnikow (1836–1902) i Sergiej Korsakow (1854–1900) – obaj należeli do światowej czołówki neurologów

¹⁰ E. Herman, op. cit., s. 210.

¹¹ A. Marianowicz, Zosia Flatauowa, [w:] P.J. Flatau, U. Eisenberg, F. Marcinowski (red.), Edward Flatau i jego kometa. Początki polskiej neurologii, Warszawa 2018, s. 56.

¹² Zob. tekst na skrzydełku reprintu książki Flatau *Migrena*, Płock 2018.

¹³ Zob. K. Grochowska-Iwańska, Płockie tropy, [w:] P.J. Flatau, U. Eisenberg, F. Marcinowski (red.), Edward Flatau i jego kometa. Początki polskiej neurologii, Warszawa 2018, s. 11.

i psychiatrów. Pierwszego z nich można zaliczyć do reprezentantów paryskiej szkoły neurologicznej Jeana-Martina Charcota (1825–1893), drugiego zaś do wiedeńskiej Theodora Meynerta (1833–1892)¹⁴. Uzyskanie dyplomu lekarza poprzedziły egzaminy złożone 30 października 1891 roku przed lekarską komisją egzaminacyjną. Z lektury dokumentu wynika, że większość przewidzianych ustawą egzaminów zdał na ocenę bardzo dobrą i „otrzymał tym samym stopień lekarza ze wszystkimi prawami i przywilejami” (kopia świadectwa ukończenia Wydziału Lekarskiego w Cesarskim Uniwersytecie Moskiewskim nr 1728 z dnia 30 stycznia 1892 roku). Boleslav Lichterman natrafił w moskiewskich archiwach na dokumenty, z których wynika, iż Flatau, jeszcze jako student i poddany pruski, wystąpił w 1890 roku do władz rosyjskich z wnioskiem o zmianę poddaństwa. „Problem polegał na tym, że w 1886 roku ustanowiono w Rosji prawo, zakazujące Żydom przesiedlania się do Rosji. Później, kiedy postanowiono wydalić za granicę Żydów obcych państw przebywających w Rosji, sytuacja stała się bardziej skomplikowana. Flatau był poddanym pruskim. Udało mu się jednak w tym czasie złożyć przysięgę na wierność poddaństwa rosyjskiego w obecności Gubernatora Płockiego Janowicza, i dzięki temu mógł ukończyć studia w Moskwie”¹⁵.

Można założyć, że obaj wspomniani wcześniej, a także inni nauczyciele akademicy zajmujący się badaniem schorzeń układu nerwowego, mieli istotny wpływ na późniejsze zainteresowania naukowe i zawodowe młodego Edwarda. Krótco po zakończeniu studiów podjął bowiem staż naukowy w Berlinie, kolebce ówczesnej myśli neurologicznej. Od 1893 roku miał okazję współpracować na tamtejszym Uniwersytecie Fryderyka Wilhelma i w innych placówkach naukowych z Emanuelem Mendlem (1839–1907), Heinrichem Wilhelmem Waldeyerem (1836–1921), Alfredem Goldscheiderem (1858–1935), Ernstem von Leydenem (1832–1910) i innymi osobistościami europejskiej medycyny. Wszyscy ci uczeni legitymowali się już poważnym dorobkiem naukowym, publikowali w renomowanych periodykach medycznych, niektórzy z nich byli nawet osobistymi lekarzami rodzin królewskich. Również ich uczniowie, jak uznany neuroanatom Louis Jacobsohn-Lask (1863–1940), należeli do kręgu bliskich współpracowników Flataua. Akty kooperacji badawczej z młodym cudzoziemcem, jak np. wspólna publikacja Flataua z Goldscheiderem – *Normale und pathologische Anatomie der Nervenzellen (Anatomia prawidłowa i patologiczna komórek nerwowych)*¹⁶ – wskazują jednoznacznie, że wśród starszych kolegów budził podziw i szacunek. Niespełna trzy lata po ukończeniu studiów ukazał się *Atlas mózgu*¹⁷ jego autorstwa

¹⁴ Zob. D. Lewera, Carl Wernicke i początki wrocławskiej neurologii, „Orbis Linguarum” 2018, vol. 48, s. 461–473.

¹⁵ B. Lichterman, Moskwa, [w:] P.J. Flatau, U. Eisenberg, F. Marcinowski (red.), Edward Flatau i jego kometa. Początki polskiej neurologii, Warszawa 2018, s. 64–65.

¹⁶ Wspólne prace obu uczonych ukazywały się w drugiej połowie lat dziewięćdziesiątych XIX wieku w berlińskim czasopiśmie „Fortschritte der Medizin”, wydawanym przez oficynę Springer.

¹⁷ Atlas mózgu człowieka i przebiegu włókien. Wydał Dr. Edward Flatau. Przedmowę napisał Prof. Dr. E. Mendel, Berlin 1895.

przedstawiający struktury anatomiczne mózgu oraz przebieg włókien nerwowych. Praca była dziełem pionierskim, ponieważ zamiast rysunków, wypełniających dotychczasowe publikacje na ten temat, zawierała fotografie mózgow nieutralonych preparatami chemicznymi. Fakt ten spotkał się z uznaniem niemieckiego uczonego Emanuela Mendla, który w słowie wstępnym do polskiego wydania *Atlasu* podkreśla, iż „zdjęcia świeżych mózgow mogą być skutecznie wykorzystywane przy badaniach anatomicznych i patologicznych mózgu. Jasny opis i schematy przebiegu włókien pozwalają na pełną orientację w tej trudnej dziedzinie, i powinny wzbogacić wiedzę każdego lekarza świadomego postępów, jakie robi współczesna medycyna”¹⁸. Polskie wydanie *Atlasu* autor zadedykował „pamięci szlachetnego człowieka i wielkiego lekarza, Prof. Tytusa Chałubińskiego”¹⁹.

W przedmowie do swojej książki autor tak oto opisuje technikę przygotowywania preparatów: „Zdjęcia zostały wykonane w ten sposób, że „świeże mózgi *resp.[ective]* ich przecięcia, po przepłukaniu w wodzie zostały, przy zachowaniu możliwie odpowiadającej rzeczywistości budowy, ujęte w substancję kitową. Następnie przymocował autor kamerę za pomocą śrub w ten sposób, aby zdjęcia mogły być wykonywane z góry”²⁰. Jako jeden z pierwszych badaczy Flatau wiernie odtworzył stosunki anatomiczne, powierzchnnie i przekroje ludzkiego mózgu. Naukowy wymiar jego dzieła dostrzegł nie tylko Emanuel Mendel, który opatrzył publikację wstępem. O skali wydarzenia naukowego, jakim było pojawienie się *Atlasu* Flatau, świadczy to, iż napisana najpierw w języku niemieckim książka bardzo szybko doczekała się tłumaczeń na język francuski, angielski i rosyjski. Swoją opinię na temat *Atlasu* wyraził nawet Zygmunt Freud²¹, który zaczynał swoją karierę jako neurolog. Obaj uczeni byli zresztą redaktorami niemieckiego czasopisma „Jahresbericht über die Leistungen auf dem Gebiete der Neurologie und Psychiatrie” (Roczny raport dotyczący postępów w neurologii i psychiatrii). Do zadań Flatau należało streszczanie w tym czasopiśmie polskich rozpraw z zakresu neurologii²².

Atlas okazał się przepustką autora do świata nauki: z dnia na dzień stał się postacią znaną w środowisku neurologów, neuroanatomów i neuropatologów, a warto tu podkreślić, że miał wówczas zaledwie 26 lat i dopiero rozpoczynał swoją karierę zawodową i naukową. Następne lata badań w Berlinie przyniosły kolejne odkrycia o wielkim znaczeniu dla rozwoju neurofizjologii i neuroanatomii. Jednym z najważniejszych jest z pewnością przedstawione 18 lutego 1897 roku w Królewskiej Pruskiej Akademii w Berlinie prawo o ekscentrycznym ułożeniu włókien w rdzeniu kręgowym, które stało się później podstawą do uzyskania w 1899 roku stopnia

¹⁸ Ibidem, bez paginacji.

¹⁹ Ibidem, bez paginacji.

²⁰ Ibidem, bez paginacji.

²¹ S. Freud, [Atlas des menschlichen Gehirns und des Faserverlaufs von E. Flatau], „Internationale klinische Rundschau“ 8, 1894, s. 1131-1132.

²² O kontaktach Flatau i Freuda pisze Lazaros C. Triarhou. Zob. jego rozdział p.t. *Atlas mózgu* w monografii P.J. Flatau, U. Eisenberga, F. Marcinowskiego (red.), Edward Flatau i jego kometa. Początki polskiej neurologii, Warszawa 2018, s. 86-94.

naukowego doktora medycyny w Moskwie²³. Odkryta przez Flataua reguła w przebiegu włókien nazywana jest eponimicznie prawem Flataua.

Ważnym dla rozwoju naukowego młodego Polaka był z pewnością także kurs doskonalący, jaki odbył w 1906 roku w monachijskiej klinice Emila Kraepelina. W tutejszym laboratorium neurohistologicznym pracował Alois Alzheimer i uznany ekspert od barwienia preparatów do badań mikroskopowych Franz Nissl (1860–1919). Jeszcze w czasie pobytu w Berlinie, w pracowni Mendla i Waldeyera Edward Flatau zajmował się technikami barwienia, modyfikując metodę Camillo Golgiego (1843–1926). Herman podkreśla szacunek, jakim obdarzał Flataua Nissl, twórca histopatologii komórki nerwowej. Jego listy do polskiego uczonego składały się „z kilkunastu kartek. Były to prawdziwe elaboraty naukowe. Taka gorąca dyskusja prowadzona piórem jest do pomyślenia jedynie pomiędzy wielkimi badaczami, obdarzonymi niegasnącym temperamentem naukowym oraz nieprzewartą dążnością do wykrycia w ogniu dyskusji istotnej prawdy. Takimi byli właśnie neuropatolog niemiecki Franciszek Nissl i polski neurolog Edward Flatau”²⁴.

Po powrocie z Berlina Flatau przeniósł się do Warszawy. Pierwszą stołeczną lokalizacją była słynna kamienica Bogusława Hersego przy Marszałkowskiej 150, w której Edward Flatau prowadził praktykę lekarską i gdzie przechowywał m.in. mózgi, których używał w badaniach. W Warszawie rozwinął praktykę lekarską. Słynna aktorka Irena Solska (1877–1958) przygotowując się do jednej z ról, korzystała z pomocy uznanego już wówczas neurologa i psychiatry, który uczył ją, jak przekonująco i wiarygodnie zagrać postać obłąkanej. Od początku lat dwudziestych XX wieku aktorka zmagala się z postępującą chorobą Parkinsona, stąd można przypuszczać, że była pacjentką dra Flataua lub zasięgała u niego porad. Solska wspomina w swoich pamiętnikach, że Flatau wydał diagnozę dotyczącą jej predyspozycji scenicznych. Słynny neurolog zapuszczał się także w mniej prominentne dzielnice Warszawy. W jednym ze swoich opowiadań przyszły laureat literackiej nagrody Nobla I.B. Singer opisuje diagnozę Flataua dotyczącą dybuka w uchu żydowskiej pacjentki z ul. Krochmalnej²⁵.

Laboratorium mikroskopowe było kolejno przenoszone najpierw do pomieszczeń, które zajmowało Towarzystwo Psychologiczne w Alejach Jerozolimskich, później zaś do pomieszczeń Towarzystwa Naukowego Warszawskiego; dopiero wtedy można było mówić o pracowni neurobiologicznej z prawdziwego zdarzenia. Kiedy Towarzystwo otrzymało od hr. Józefa Potockiego kamienicę przy ul. Śniadeckich 8, przeniesiono do niej całą pracownię, która była prywatną własnością Flataua. Laboratorium wspomogło finansowo także Polskie Towarzystwo Psychologiczne.

Mimo iż migrena nie należała do najistotniejszych przedmiotów badań dra Edwarda Flataua, jako uznany w Europie uczoney został zaproszony przez berlińskiego neurologa Maxa Lewandowsky’ego (1876–1918) do napisania rozdziału

²³ Zob. B. Lichterman, op. cit., s. 65.

²⁴ E. Herman, op. cit., s. 207.

²⁵ Zob. Epilog, [w:] P.J. Flatau, U. Eisenberg, F. Marcinowski (red.), Edward Flatau i jego kome-ta. Początki polskiej neurologii, Warszawa 2018, s. 183.

o tej jednostce chorobowej do redagowanej przez niemieckiego uczonego publikacji zbiorowej²⁶. Na podstawie tego wstępnego studium powstała nowoczesna i naukowo ważka monografia, która ukazała się w 1912 roku. W języku niemieckim wydało ją renomowane berlińskie wydawnictwo medyczne Springer²⁷, natomiast wersja polskojęzyczna ukazała się nakładem zasłużonego dla popularyzowania wiedzy medycznej Towarzystwa Naukowego Warszawskiego. W obu wersjach językowych książka na wiele lat stała się obowiązującym podręcznikiem akademickim. Opublikowane w monografii wyniki badań opierały się nie tylko na szczegółowych opisach kilkuset przypadków chorych leczonych przez Flataua, lecz także na samoobserwacjach, sam cierpiał bowiem na tę przypadłość przez znaczną część życia. W *Przedmowie* autor pisze: „Migrena jest bezsprzecznie jednym z najboleśniejszych cierpień w rodzinie nerwic i prześladowuje ludzkość cierpiącą na równi z padaczką, z którą ma niektóre punkty styczne. Od dawna zajmowało mnie to cierpienie i gdy zwrócono się do mnie z prośbą o napisanie rozdziału dla podręcznika [...], skorzystałem z okazji, aby cały materiał, jakim rozporządzałem, opracować monograficznie. W pracy, która powstała w ten sposób, starałem się materiał kliniczny, gromadzony na przestrzeni wielu stuleci, często ukryty pod popiołem niepamięci, wydobyć, zebrać, odświeżyć, uporządkować i przedstawić w postaci naukowej. [...] Materiał kliniczny został w monografii niniejszej ułożony według zasad symptomatologicznych, przyczem poszczególne rodzaje migreny zostały wyodrębnione i scharakteryzowane według cech najbardziej wybitnych. W ten sposób obraz ogólny migreny różnicował się na obrazy poszczególne migreny pospolitej, wzrokowej, padaczkowej, psychicznej, oczoporażnej i twarzoporażnej”²⁸. W swojej teorii migreny, zgłębiając z wykorzystaniem narzędzi naukowych etiologię tej powszechnej dolegliwości trawiącej znaczący odsetek populacji, Flatau raz po raz odwołuje się do ofiary powodowanego przez nią cierpienia – do pacjenta. W jego ujęciu leczenie migreny ma mieć zindywidualizowany charakter, ma być tym, co Bożena Płonka-Syroka nazywa spersonalizowaną terapią bólu²⁹. W 2018 roku, w 150. rocznicę urodzin uczonego, staraniem Okręgowej Izby Lekarskiej w Płocku i przy wsparciu finansowym ze strony miasta Płocka ukazał się starannie

²⁶ Max Lewandowsky jest redaktorem bądź współredaktorem pięciotomowego kompendium wiedzy z zakresu neurologii p.t. *Handbuch der Neurologie*. Poszczególne tomy zawierają wyniki badań najwybitniejszych ówczesnych uczonych. W tomie drugim opatrzonym podtytułem *Spezielle Neurologie I* (Berlin 1911) znajdują się dwa rozdziały napisane przez Flataua: *Wirbel- und Rückenmarksgeschwülste* (s. 616-684) oraz *Der Rückenmarksabsceß* (s. 685-693). W tomie czwartym (*Spezielle Neurologie III*, Berlin 1913) również pojawia się rozdział autorstwa Flataua: *Die motorische, sensible und Reflex-Segmentierung im Rückenmark* (s. 623-684). Rozdział o migrenie zamieszczony jest w tomie piątym (*Spezielle Neurologie IV*, Berlin 1911): *Die Migräne und ihre Abarten*.

²⁷ E. Flatau, *Die Migräne*, Berlin 1912 [Monographien aus dem Gebiete der Neurologie und Psychiatrie, Bd. 2].

²⁸ E. Flatau, *Migrena. La Migraine*, Warszawa 1912, s. III.

²⁹ Zob. Wstęp, [w:] B. Płonka-Syroka i A. Syroka (red.), *Osamotnieni w bólu*, Wrocław 2018, s. 8.

wydany reprint *Migreny*³⁰ dla upamiętnienia postaci i dorobku jednego z najwybitniejszych obywateli tego miasta nad Wisłą.

Bardzo interesujące z punktu widzenia historyka medycyny są rady Flataua udzielane bratu Julianowi (profesorowi chemii i farmacji, zamieszkałemu w Poznaniu) na temat radzenia sobie z migreną. W napisanym odręcznie dokumencie, i po raz pierwszy cytowanym, czytamy:

„Przepis

- 1) Djeta [sic!]. Jadać mało, unikać płynów i mlecznych potraw. Więcej jarzyn i owoców. Na noc zsiadłe mleko, owoce. Unikać alkoholu.
- 2) Odpoczynek 1½ godziny po obiedzie.
- 3) Ograniczyć możliwie sferę seksualną (1 x na 3-4 tygodnie).
- 4) Wcześniej chodzić spać.
- 5) W Niedzielę – upały, wypoczynek.
- 6) 2 razy do roku wyjeżdżać na wypoczynek³¹.

Tego rodzaju popularne porady pozwalają upatrywać w nim uczonego i zarazem praktykującego lekarza, który stara się – mocą swojej wiedzy – zredukować bądź uśmierzyc cierpienie pacjenta. Jego zainteresowania badawcze czynią zeń zresztą uczonego ze wszech miar uniwersalnego: poza neurologią dorosłych zajmował się także neurologią dziecięcą, psychiatrią, neuroanatomią, neurofizjologią, histopatologią, chorobami mięśni a nawet onkologią. Do współpracy zapraszał lekarzy różnych specjalności; w kooperacji badawczej ze znanym chirurgiem Bronisławem Sawickim (1860–1931) zajmował się na przykład teorią i praktyką chirurgicznego leczenia guzów i torbieli rdzenia. W 1911 roku wraz ze swoim współpracownikiem Władysławem Sterlingiem (1877–1943) podał w wątpliwość dotychczasową etiologię postępującego torsyjnego skurczu dziecięcego, którą miała być nerwica; obaj uczeni twierdzili, że schorzenie powodowane jest zmianami w jądrach podstawy mózgu i jest dziedziczne³².

Świat nauki uwiecznił polskiego uczonego nazywając jego imieniem kilka jednostek chorobowych. Do najważniejszych eponimów medycznych związanych z jego działalnością badawczą, poza wspomnianym już wyżej prawem Flataua, należą: objaw Flataua, występujący przy zwiększonym ciśnieniu oraz przy zapaleniu opon mózgowo-rdzeniowych; zespół Flataua – postać poronnego zapalenia mózgu i rdzenia kręgowego z rozsianymi zmianami w obrębie ośrodkowego układu nerwowego; choroba Flataua-Schildera – śmiertelna choroba wieku dziecięcego i młodzieńczego polegająca na zmianach demielinizacyjnych w ośrodkowym układzie nerwowym;

³⁰ E. Flatau, *Migrena*. La Migraine, Warszawa 1912 [reprint]. Okręgowa Izba Lekarska w Płocku – Prezes Ryszard Mońdział; Patronat Honorowy: prof. dr hab. med. Andrzej Matyja, Prezes Naczelnej Rady Lekarskiej; redaktor Jarosław Wanecki, opracowanie graficzne Wojciech Rybicki, nakład 500 egz., Płock 2018.

³¹ Odręcznie pisane zalecenia medyczne. Ze zbiorów Biblioteki im. Raczyńskich w Poznaniu: Dokumenty rodziny Flatau. Rkp. 4275/III k. 13-14.

³² Zob. E. Flatau i Wł. Sterling, Postępujący torsyjny skurcz u dzieci, „Neurologia i Neurochirurgia Polska”, t. II, 1911. Zob. też E. Herman, op. cit., s. 217.

choroba Flataua-Sterlinga – spłaszczenie i zniekształcenie przedniej powierzchni uda w wyniku zapalenia nerwu udowego i towarzyszących mu zaników mięśniowych; zespół Redlicha-Flataua³³ – proces zapalny mózgu i rdzenia, najprawdopodobniej o podłożu wirusowym³⁴.

Poza czysto medycznymi zajęciami Flatau włączał się w działania mające na celu budowanie tożsamości nowej specjalizacji, jaką była neurologia, głównie poprzez liczne publikacje popularno-naukowe oraz powoływanie do życia polskich instytucji i towarzystw mających stanowić forum wymiany myśli naukowej dla lekarzy kilku specjalności medycznych. Należał do grona organizatorów wielu kongresów naukowych. Najważniejszym był z pewnością pierwszy zjazd neurologów, psychiatrów i psychologów, który odbył się w Warszawie w październiku 1909 roku. Podczas zjazdu powołano do życia dwumiesięcznik „Neurologia Polska”; kolejny zjazd, którego miejscem miał być Kraków, zaplanowano na grudzień 1912 roku³⁵.

Słynny uczony był członkiem Kasy im. Józefa Mianowskiego (1804–1879), która została powołana do życia przez wychowanków i profesorów Szkoły Głównej w Warszawie i miała na celu niesienie pomocy osobom prowadzącym badania naukowe; była to największa organizacja wspierająca badania i publikacje naukowe w dziewiętnastowiecznej Polsce. Jedną z najznamienitszych postaci zarządzających Kasą, mającą status fundacji, był Tytus Chałubiński, któremu – jak już wspomniano – Flatau zadedykował polską edycję słynnego *Atlasu mózgu*; być może obaj lekarze poznali się właśnie podczas jednego z posiedzeń – reaktywowanej w 1991 roku – fundacji wspierającej naukowców. Chałubiński – poprzez swoje kontakty z członkami zarządu Kasy Mianowskiego – wpierał m.in. wczesną działalność badawczą i organizacyjną Odonu Bujwida: staże naukowe, jakie polski wirusolog odbył w Berlinie i Paryżu pod kierunkiem Roberta Kocha i Ludwika Pasteura sfinansowała częściowo Kasa, zaś pośredniczył w tej kwestii sam słynny lekarz-taternik³⁶. Edward Flatau, uczony światowej sławy, był też wybitnym praktykującym lekarzem. Przez 28 lat pracował w Szpitalu Starozakonnych na Czystem, gdzie od 1904 roku pełnił funkcję ordynatora Oddziału Neurologii. Stworzył tutaj bazę kliniczną i dydaktyczną dla lekarzy chcących specjalizować się w neurologii. Szacunek, jakim darzyły go władze zaboru rosyjskiego, zaowocował wyrażeniem zgody na rozbudowę placówki, która uchodziła wówczas za jedną z najnowocześniejszych i najlepiej wyposażonych w rozbiorowej Polsce. Z jego inicjatywy powstały pracownie anatomopatologiczna i bakteriologiczna. W salach wykładowych kształciło się coraz więcej lekarzy, gromadzono materiał dydaktyczny w postaci licznych preparatów anatomicznych. To wszystko miało być wstępem do powstania przy Szpitalu Instytutu Patologicznego, którego budowę rozpoczęto w 1923 roku. Na uwagę zasługuje fakt, że środki były

³³ L. Perlińska, J. Krzyżanowski, *Medical Eponyms*, Warszawa 2009.

³⁴ Zob. E. Herman, op. cit., s. 216

³⁵ T.M, Domżał, *Historia Polskiego Towarzystwa Neurologicznego*, „Polski Przegląd Neurologiczny”, 2018, tom 14, nr 4, s. 194-199.

³⁶ Zob. W. Lisowski, *Prekursorzy medycyny polskiej*, tom 2 Warszawa 2008, s. 109.

zbierane także za oceanem, gdzie powstał komitet poparcia dla projektu Flataua. Z powodów finansowych budowa ciągnęła się przez lata, dofinansowanie ze strony gminy żydowskiej było bowiem skromne. Budynek został wreszcie wybudowany i otwarty, ale wielki kryzys finansowy lat trzydziestych spowodował, że Instytut nie miał wystarczających środków, które umożliwiłyby podjęcie działalności badawczej. Jedną z ostatnich inwestycji Flataua był dokonany w 1922 roku zakup parceli przy ul. Puławskiej 41 i rozpoczęcie budowy prywatnej – jak można chyba przypuszczać – kliniki dla nerwowo i psychicznie chorych. Budynek został oddany do użytku sześć lat później, ale ze względu na sytuację ekonomiczną zmieniono jego przeznaczenie, i klinika nigdy w nim nie powstała. Obiekt zachował się praktycznie w niezmiennym stanie do dnia dzisiejszego, i z pewnością stanowi jedną z najładniejszych budowli przy ul. Puławskiej.

O życiu prywatnym uczonego wiadomo znacznie mniej niż o jego działalności zawodowej i pracy badawczej. Edward Flatau był dwukrotnie żonaty, pierwszy raz z Zofią Hosiasson³⁷, która dla młodego przystojnego doktora postanowiła zostawić swojego męża. Owocem tego związku była córka Anna, której portret, przypuszczalnie niezachowany, miał namalować sam Witkacy³⁸. Wspierała artystów, finansowała m.in. projekty Bruno Schulza, była muzykiem, studiowała filozofię w Uniwersytecie Warszawskim. W 1943 roku w Rabce zginęła z rąk hitlerowców, wydana przez osoby, u których się ukrywała. Później Edward Flatau związał się z młodą lekarką, z którą miał jedną córkę, Joannę Antoninę Flatau (1928–1999), późniejszą znaną warszawską lekarkę, specjalistkę z zakresu psychiatrii.

Uczony rodem z Płocka opublikował ponad sto prac naukowych w języku polskim, niemieckim, francuskim i rosyjskim. Jest autorem kilku monografii, zaś jako autorytet w dziedzinie neurologii był zapraszany do współpracy przy redagowaniu tomów zbiorowych firmowanych przez najwybitniejszych neurologów ówczesnej Europy. Jego *Atlas mózgu* jest pracą pionierską w swoim rodzaju, a monografia dotycząca migreny stała się w kilku krajach Europy na wiele lat jedynym obowiązującym podręcznikiem dla lekarzy wielu specjalności, nie tylko neurologów. Zasiadał w redakcjach kilku znaczących czasopism medycznych, w tym najstarszego krajowego periodyku neurologicznego „Neurologia Polska”.

Jak na ironię nieuleczalna choroba mózgu dotknęła wybitnego uczonego, który tak wiele zrobił dla poznania jej patogenezы i diagnostyki. Był u szczytu sławy, pełen planów badawczych, naukowych i zawodowych. Medycyna okazała się jednak bezradna wobec trawiącego jego mózg glejaka. Pogrzeb uczonego przerodził się w swoisty hołd składany uczonemu i lekarzowi; uczestniczące w niej osobistości świata medycznego w możliwie najdokładniejszy sposób przedstawiały zasługi zmarłego. Swoich przedstawicieli do przemówień pożegnalnych oddelegowały m.in. następujące stowarzyszenia i instytucje: Towarzystwo Naukowe

³⁷ Jej córka z pierwszego małżeństwa, Janina Hosiasson-Lindenbaum (1899–1942), absolwentka filozofii na Uniwersytecie Warszawskim, została zamordowana przez hitlerowców.

³⁸ Zob. A. Marianowicz, Anka Krause, [w:] P.J. Flatau, U. Eisenberg, F. Marcinowski (red.), Edward Flatau i jego kometa. Początki polskiej neurologii, Warszawa 2018, s. 51.

Warszawskie, Wydział Szpitalnictwa Magistratu m. st. Warszawy, Zarząd Szpitala Starozakonných na Czystem, Towarzystwo Lekarskie Warszawskie, Polskie Towarzystwo Medycyny Społecznej, redakcja „Warszawskiego Czasopisma Lekarskiego”, Warszawskie Towarzystwo Neurologiczne i Zarząd Lekarzy Rzeczypospolitej. Wśród zgromadzonych, jak donosiło „Warszawskie Czasopismo Lekarskie” z 1932 roku, nie zabrakło uczniów, asystentów, współpracowników. Wzruszające słowa, zacytowane przez warszawski periodyk, wypowiedział wieloletni przyjaciel i współpracownik Edwarda Flataua Samuel Goldflam: „Gorąco kochał naukę, wciąż powtarzał: jedyna rzecz nieśmiertelna, warta, żeby jej życie poświęcić to nauka”³⁹. Uczony został pochowany na warszawskim Cmentarzu Żydowskim przy ulicy Okopowej, w głównej alei obok grobu Ludwika Zamenhofs. W niespełna trzy miesiące później, 26 sierpnia 1932 roku, na tym samym cmentarzu spoczął też Goldflam.

W wykazie źródeł do często cytowanego w tym artykule biogramu naukowego Edwarda Flataua jego autor, Eufemiusz Herman, zamieszcza adresy bibliograficzne kilku okolicznościowych tekstów opublikowanych w „Warszawskim Czasopiśmie Lekarskim” po śmierci znanego neurologa, uczonego, którego badania śledzili z największą uwagą badacze polscy, niemieccy, francuscy i rosyjscy, zapewne także neuropatolodzy w innych krajach Europy. Nie ma w tym zestawieniu żadnego późniejszego opracowania, Herman bowiem jako pierwszy po zakończeniu II wojny światowej „wydobywa” plockiego lekarza z mroków zapomnienia, a przecież dzieje się to zaledwie ćwierć wieku po jego odejściu. Rok 2018 przyniósł dwa wydarzenia wydawnicze i naukowe, które zapoczątkują – być może – przełom w odbiorze protagonisty niniejszych rozważań: chodzi o przywoływaną tutaj wielokrotnie monografię zbiorową *Edward Flatau i jego kometa. Początki polskiej neurologii* starannie przygotowaną do druku przez Piotra J. Flataua, Ulrike Eisenberg i Filipa Marcinowskiego oraz reprint jednej z najważniejszych książek uczonego mieszczącej wyniki jego wieloletnich badań nad migreną, wydany staraniem Okręgowej Izby Lekarskiej w Płocku i władz rodzinnego miasta Edwarda Flataua. Obie publikacje stanowią istotny przyczynek do przypomnienia szerszej grupie odbiorców osiągnięć niesłusznie zapoznanego polskiego medyka a tym samym do ponownego wprowadzenia jego nazwiska do pamięci zbiorowej Polaków.

Bibliografia

- Benjamin W., *Anioł historii. Eseje, szkice, fragmenty*. Wybór i opracowanie Hubert Orłowski, Poznań 1996 [przekład tekstu o obrazie Angelus Novus: Krystyna Krzemieniowa].
- Domżał T.M., *Historia Polskiego Towarzystwa Neurologicznego*, „Polski Przegląd Neurologiczny” 2018, tom 14, nr 4, s. 194-199.

³⁹ Przemówienia nad trumną D-ra Edwarda Flataua, „Warszawskie Czasopismo Lekarskie”, 1932, nr 24, s. 559.

- Erll A., *Kultura pamięci. Wprowadzenie*. Przekład Agata Teperek, posłowie i redakcja naukowa Agata Saryusz-Wolska, Warszawa 2018.
- Flatau E., *Atlas mózgu człowieka i przebiegu włókien*. Przedmowę napisał Prof. Dr. E. Mendel, Berlin 1895.
- Flatau E., *Migrena. La Migraine*, Warszawa 1912; reprint pierwszego wydania Płock 2018.
- Flatau E., *Die Migräne*, Berlin 1912 [= Monographien aus dem Gebiete der Neurologie und Psychiatrie, Bd. 2].
- Flatau J.A., *Wspomnienia* [nieopublikowane]. Ze zbiorów archiwum rodzinnego prof. Piotra J. Flataua.
- Flatau P.J., Eisenberg U., Marcinowski F. (red.), *Edward Flatau i jego kometa. Początki polskiej neurologii*, Warszawa 2018.
- Flatau E. i Sterling Wł., *Postępujący torsyjny skurcz u dzieci*, „Neurologia i Neurochirurgia Polska”, t. II, 1911.
- Freud S., [*Atlas des menschlichen Gehirns und des Faserverlaufs* von E. Flatau], „Internationale klinische Rundschau“ 8, 1894, s. 1131-1132.
- Grochowska-Iwańska K., *Płockie tropy*, [w:] Flatau P.J., Eisenberg U., Marcinowski F. (red.), *Edward Flatau i jego kometa. Początki polskiej neurologii*. Warszawa 2018.
- Herman E., *Neurologzy polscy*, Warszawa 1958.
- Lewandowsky M., *Handbuch der Neurologie*, t. 1-5, Berlin 1910–1913.
- Lewera D., *Carl Wernicke i początki wrocławskiej neurologii*, „Orbis Linguarum” 2018, vol. 48, s. 461-473.
- Lichterman B., Moskwa, [w:] Flatau P.J., Eisenberg U., Marcinowski F. (red.), *Edward Flatau i jego kometa. Początki polskiej neurologii*, Warszawa 2018, s. 63-65.
- Lisowski W., *Prekursorzy medycyny polskiej*, tom 2 Warszawa 2008.
- Perlińska L., Krzyżanowski J., *Medical Eponyms*, Warszawa 2009.
- Płonka-Syroka B. i A. Syroka (red.), *Osamotnieni w bólu*, Wrocław 2018.
- Seyda B., *Dzieje medycyny w zarysie*. Wydanie drugie, zmienione i poprawione, Warszawa 1973.
- Żynis B., *Anioł historii – demon historii*, „Świat Tekstów – Rocznik Słupski” 9, 2011, s. 193-204.
- Przemówienia nad trumną D-ra Edwarda Flataua*, „Warszawskie Czasopismo Lekarskie”, 1932, nr 24, s. 558-561.

Źródła archiwalne

- Akt urodzenia Edwarda Flataua sporządzony w języku rosyjskim. Dokument ze zbiorów Archiwum Państwowego w Płocku. Sygnatura ASC moj. Płock B9_1869.
- Odreżcznie pisane zalecenia medyczne. Ze zbiorów Biblioteki im. Raczyńskich w Poznaniu: Dokumenty rodziny Flatau. Rkp. 4275/III k. 13-14.

Słowa kluczowe

Edward Flatau, historia neurologii, historia badań mózgu, historia badań nad migreną

Abstract

Edward Flatau – a doctor and his work in the Polish cultural memory

The article presents the profile of Edward Flatau (1868–1932), a neurologist, and a pioneer in this field of medicine in Poland. Flatau was born in Plock. After completing his studies at the Imperial Moscow University, as well as foreign internships in Berlin and Munich, he settled in Warsaw. His research focused on the diseases of the spinal cord, brain, meninges, and migraines. He is the author of the atlas of the human brain, which recorded images of the brain by means of photography, a ground-breaking method at the time. The law concerning the excentric position of the long spinal tracts was a major discovery in neurophysiology, and became known as Flatau's Law, in his honor. Edward Flatau's monograph on migraine headaches is still quoted in scientific literature. He was the author of numerous books, scientific dissertations, and other works popularizing medicine. Between 1904 and 1932 he worked in the Jewish Hospital – the most modern Warsaw hospital of the day, where he created one of Warsaw neurology schools. After World War II, his student and successor, Eufemiusz Herman, continued his work, developing the Łódź neurology school and study of headaches.

Key words

Edward Flatau, history of neurology, history of brain research, history of migraine research

Katarzyna Sowa-Bacia (<https://orcid.org/0000-0002-7281-5634>)

Uniwersytet Pedagogiczny im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie

Kształcenie zdalne na kierunku filologia germańska Uniwersytetu Pedagogicznego im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie w czasie pandemii choroby COVID-19 – doświadczenia prowadzącej i opinia studentów

1. Wstęp

Ze względu na pandemię choroby COVID-19 decyzją rządu zawieszono zajęcia dydaktyczne na uczelniach wyższych w Polsce od 12 marca 2020 roku (por. Rozporządzenie Ministra Nauki i Szkolnictwa Wyższego z dnia 11 marca 2020 r. w sprawie czasowego ograniczenia funkcjonowania niektórych podmiotów systemu szkolnictwa wyższego i nauki w związku z zapobieganiem, przeciwdziałaniem i zwalczaniem COVID-19)¹. Dalszy rozwój pandemii oraz dalsze ograniczenie działania uczelni wyższych (por. Rozporządzenie Ministra Nauki i Szkolnictwa Wyższego z dnia 23 marca 2020 r. w sprawie czasowego ograniczenia funkcjonowania niektórych podmiotów systemu szkolnictwa wyższego i nauki w związku z zapobieganiem, przeciwdziałaniem i zwalczaniem COVID-19)² niejako wymusiły realizację zajęć dydaktycznych z wykorzystaniem metod i technik kształcenia na odległość. Także w Rozporządzeniu Ministra Nauki i Szkolnictwa Wyższego z dnia 23 marca 2020 r. w sprawie czasowego ograniczenia funkcjonowania niektórych podmiotów systemu szkolnictwa wyższego i nauki w związku z zapobieganiem, przeciwdziałaniem i zwalczaniem COVID-19³ zalecono zdalną realizację zajęć dydaktycznych: *uczelnie oraz inne podmioty prowadzące kształcenie doktorantów, które dysponują infrastrukturą i oprogramowaniem umożliwiającymi prowadzenie zajęć z wykorzystaniem metod i technik kształcenia na odległość, prowadzą zajęcia z wykorzystaniem tych metod i technik niezależnie od tego, czy zostało to przewidziane w programie danego kształcenia*. Taka forma realizacji wszystkich zajęć, a nie tylko wybranych, jak miało to miejsce dotychczas, była novum zarówno dla prowadzących zajęcia, jak i studentów. Celem niniejszego artykułu jest przytoczenie różnych definicji pojęcia kształcenia zdalnego oraz ukazanie doświadczeń wykładowcy ze zdalnego prowadzenia wybranych zajęć na filologii germańskiej

¹ <https://dziennikustaw.gov.pl/DU/2020/405>, dostęp 15.08.2020 r.

² <https://dziennikustaw.gov.pl/DU/2020/511>, dostęp 15.08.2020 r.

³ <https://dziennikustaw.gov.pl/DU/2020/511>, dostęp 15.08.2020 r.

Uniwersytetu Pedagogicznego im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie. Ponadto celem artykułu jest przedstawienie wyników badania przeprowadzonego wśród studentów powyższego kierunku, które dotyczyło m.in. wskazania zalet i wad zajęć zdalnych, w których mieli możliwość uczestnictwa. Poznanie opinii studentów na temat zajęć zdalnych jest ważne z dwóch względów. Po pierwsze chciano sprawdzić, czy taka forma prowadzenia zajęć jest idealną formą zdobywania wiedzy wśród młodych ludzi, którzy bardzo często korzystają z internetu, np. z mediów społecznościowych, a także wykonują transakcje płatnicze czy robią zakupy. Po drugie chciano się dowiedzieć, jakie ewentualne aspekty prowadzenia zajęć zdalnych można ulepszyć, żeby studenci z takich zajęć byli usatysfakcjonowani. Jest to bardzo istotna kwestia ze względu na dynamiczny rozwój pandemii, a w konsekwencji tego być może konieczność powrotu do nauczania zdalnego także w przyszłości.

2. Kształcenie zdalne – definicje pojęcia

W literaturze przedmiotu znajdujemy wiele definicji pojęć kształcenia zdalnego, określanego bardzo często e-learningiem lub kształceniem na odległość. W związku z tym w niniejszym artykule pojęcia te używane są zamiennie.

Najbardziej trafnymi w przypadku kształcenia akademickiego wydają się być trzy definicje. Według pierwszej z nich „e-learning to wszelkie działania wspierające proces szkolenia, wykorzystujące technologie informatyczne” (M. Hyla, 2005: 19). Według drugiej e-learning to forma edukacji, która obejmuje różne techniki i metody uczenia się, łącząca samodzielną naukę z metodami tradycyjnymi (por. A. Clarke, 2004: 9). Natomiast według trzeciej e-learning to kształcenie, które jest wspomagane komputerami i internetem (por. J. Marković, 2008: 9). Można stwierdzić, że e-learning na poziomie akademickim to z jednej strony nauczanie wykorzystujące tradycyjne formy kształcenia, np. wykład lub konwersatorium, nauczanie wykorzystujące różne techniki i metody uczenia się, stosowane także w nauczaniu bezpośrednim, np. burza mózgów. Z drugiej strony to nauczanie wykorzystujące technologie informatyczne, np. aplikacja Teams, w której wykład może być przekazywany na żywo i nagrywany. Do korzystania z tych technologii niezbędne jest posiadanie komputera lub smartfona oraz łącza internetowego. E-learning na poziomie akademickim to także nauczanie łączące samodzielną naukę oraz wspierające autonomię uczącego się w większym stopniu niż nauczanie bezpośrednie – student wybiera odpowiedni dla siebie dzień i godzinę, logując się na platformie e-learningowej, np. na platformie Moodle, i bierze udział w kursie.

3. Kształcenie zdalne na filologii germańskiej Uniwersytetu Pedagogicznego im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie – doświadczenia prowadzącej

W semestrze letnim roku akademickiego 2019/2020 prowadziłam zdalnie następujące przedmioty: *Praktyczna nauka języka niemieckiego* (60 godzin), *Dydaktyka* (30 godzin) oraz *Gramatyka praktyczna* (30 godzin), zarówno na

studiach stacjonarnych, jak i niestacjonarnych pierwszego stopnia. Przed wybuchem pandemii nie posiadałam żadnego doświadczenia w kształceniu w sposób zdalny. Do prowadzenia konwersatoriów, konsultacji oraz do przeprowadzania egzaminów ustnych wykorzystywałam aplikację Microsoft Teams, natomiast do przeprowadzania egzaminów pisemnych oraz do zadawania pracy domowej studentom wykorzystywałam platformę e-learningową Moodle. Aplikacja Microsoft Teams oraz platforma e-learningowa Moodle były narzędziami zalecanymi przez władze Uniwersytetu Pedagogicznego im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie. Zarówno aplikacja Microsoft Teams, jak i platforma e-learningowa Moodle są dostępne nieodpłatnie dla pracowników oraz studentów tegoż uniwersytetu. Powyższe narzędzia służące do prowadzenia zajęć zdalnie były dla mnie narzędziami, których wcześniej nie używałam. Aplikacja Microsoft Teams jest w moim odczuciu aplikacją stosunkowo łatwą w obsłudze. Ponadto w Intranecie Uniwersytetu Pedagogicznego im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie dostępne były instrukcje obsługi, dzięki którym można było pogłębić wiedzę oraz zdobyć umiejętności w zakresie obsługi tej aplikacji. Natomiast platforma e-learningowa Moodle wymaga w moim przekonaniu większego zgłębienia, aby móc utworzyć nowy kurs oraz korzystać z wielu możliwości, jakie daje ta platforma. Chcąc nabyć lub poszerzyć swoją wiedzę na temat platformy Moodle można było nieodpłatnie wziąć udział w cyklu szkoleń zdalnych organizowanych przez Europejskie Centrum Kształcenia Ustawicznego i Multimedialnego Uniwersytetu Pedagogicznego im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie. Każdy cykl obejmował trzy lub cztery spotkania, podczas których przedstawione zostało przygotowanie od podstaw kursu na platformie e-learningowej Moodle. Aby wziąć udział w tych szkoleniach konieczne było wyrażenie chęci udziału w szkoleniu w konkretnym dniu i o konkretnej godzinie za pośrednictwem poczty elektronicznej. Przystąpienie do szkolenia następowało poprzez kliknięcie w link, który został przesłany również na pocztę elektroniczną. Podczas każdego spotkania, trwającego około półtorej godziny, można było także zadawać pytania za pośrednictwem czatu. Po zakończonym szkoleniu prowadząca odpowiadała na wszystkie pytania. W razie wątpliwości lub problemów z przygotowaniem nowego kursu można było ponownie wziąć udział w konkretnym szkoleniu. Ponadto w razie trudności z utworzeniem nowego kursu można było kontaktować się za pomocą poczty elektronicznej z prowadzącą szkolenia, która odpowiadała na zadawane jej pytania.

W moim odczuciu praca na platformie Moodle wymagała od prowadzących, którzy nie posiadali wcześniej doświadczenia w pracy z tą platformą, zarówno nowych umiejętności, jak i poświęcenia większej ilości czasu, aby móc przygotować nowy kurs. Konieczne było także poświęcenie czasu na szkolenia. Z kolei z moich doświadczeń wynika, że studenci nie mieli problemu z obsługą platformy Moodle. Wynika to z faktu, że niektóre zajęcia na filologii germańskiej Uniwersytetu Pedagogicznego im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie oferowane były jeszcze przed wybuchem pandemii w formie e-learningu. Ponadto z perspektywy studenta, który jedynie musi zalogować się na platformę oraz wpisać

klucz dostępu otrzymany wcześniej przez prowadzącego, obsługa platformy nie wymaga dodatkowej wiedzy czy umiejętności.

Podczas wszystkich przeprowadzonych przeze mnie zajęć zdalnych nie napotkałam na żadne problemy techniczne związane z działaniem aplikacji Microsoft Teams czy platformy Moodle. Tylko dwukrotnie z powodu awarii prądu w moim miejscu zamieszkania zmuszona byłam na zmianę łącza internetowego stacjonarnego na hotspot ze smartfona. Podobnie sytuacja wyglądała także u niektórych studentów, którzy zmuszeni byli do korzystania z internetu z telefonu komórkowego, ponieważ ich stacjonarne łącza internetowe było zbyt wolne, aby móc bez zakłóceń wziąć udział w zajęciach zdalnych.

Zarówno w aplikacji Microsoft Teams, jak i na platformie Moodle można załączać pliki, co jest dla prowadzącego bardzo korzystne, ponieważ może używać materiałów, które służyły mu także podczas nauczania bezpośredniego. Ponadto prowadząc konwersatorium w aplikacji Microsoft Teams można zrobić zrzut ekranu i wykorzystać pokazy slajdów, których prowadzący używał również w nauczaniu bezpośrednim. Załączanie plików oraz zrzut ekranu oszczędzają czas poświęcony na przygotowanie zajęć zdalnych.

Moje zaskoczenie wzbudził fakt, że tylko ok. 40% studentów biorących udział w zajęciach zdalnych w aplikacji Microsoft Teams chciało włączyć kamerę internetową. Niechęć do używania kamery studenci tłumaczyli w ten sposób, że ze względu na brak potrzeby wyjścia z domu nie zakładali ubrań, tylko pozostawiali np. w piżamie. Natomiast w przypadku kobiet niechęć do załączania kamery była spowodowana brakiem makijażu. Ponadto niektórzy studenci podczas zajęć zdalnych wykonywali ćwiczenia fizyczne, np. jazda na rowerze stacjonarnym, co powodowało, że preferowali uczestnictwo w zajęciach bez załączania kamery.

Pozytywnym aspektem prowadzenia zajęć zdalnych była bardzo wysoka frekwencja, która wynosiła przykładowo podczas każdego z zajęć z *Praktycznej nauki języka niemieckiego* 95%, a podczas każdego z zajęć z *Dydaktyki* 100%. Tak dużej frekwencji nie obserwowałam na zajęciach bezpośrednich.

Do kolejnych pozytywnych aspektów prowadzenia zajęć zdalnie należy zaliczyć autentyczność komunikacji w języku obcym. Podczas zajęć zdalnych zdarzało się, że studentka lub student nie usłyszeli tego, co mówiłam lub ze względu na zakłócenia nie usłyszeli przykładowo mojego polecenia odnośnie numeru zadania, które będzie wykonywane. Wówczas zmuszeni byli w języku niemieckim poinformować, że nie usłyszeli jakiejś informacji i/lub sformułować grzeczne prośby o powtórzenie, również w języku niemieckim. To sprawiało, że komunikacja była bardziej autentyczna, niż ta w sali wykładowej.

Podsumowując, dzięki nauczaniu zdalnemu prowadzący oszczędza czas, który trzeba poświęcić na dojazd do pracy. Więcej czasu musi jednakże poświęcić na opanowanie poszczególnych narzędzi informatycznych, na przygotowanie kursów na platformie e-learningowej Moodle, a także na sprawdzanie prac, które często trzeba drukować (ponieważ nie ma możliwości nanoszenia poprawek w dokumencie), a następnie po ich sprawdzeniu skanować i odsyłać studentowi za pośrednictwem poczty elektronicznej.

4. Kształcenie zdalne na filologii germańskiej w Uniwersytecie Pedagogicznym im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie – opinia studentów

Pod koniec semestru letniego roku akademickiego 2019/2020 przeprowadziłam badanie ankietowe wśród studentów, którzy uczestniczyli w prowadzonych przeze mnie zajęciach zdalnych. Udział w ankiecie był dobrowolny i anonimowy. Za pośrednictwem poczty elektronicznej wysłałam na skrzynki elektroniczne konkretnych grup, z którymi miałam zajęcia, link do dokumentu Google Docs, w którym studenci mieli możliwość wpisania odpowiedzi na pytanie o wady i zalety nauczania zdalnego w porównaniu z nauczaniem bezpośrednim.

Do zalet nauczania w trybie zdalnym studenci zaliczają:

- możliwość codziennego kontaktu z językiem obcym nie wychodząc z domu. Szczególnie istotna dla studentów jest możliwość codziennego słuchania wykładów w języku niemieckim, uczestnictwo w konwersatoriach oraz możliwość wypowiedzi w tym języku podczas zajęć za pośrednictwem aplikacji Microsoft Teams.
- brak konieczności wychodzenia z domu. Zostając w domu studenci oszczędzają czas, który muszą poświęcić na dojazdy na uczelnię. Zaoszczędzony czas wykorzystywali np. na pisanie pracy licencjackiej.
- brak konieczności najmu mieszkania lub pokoju. Miejsce zamieszkania części studentów znajduje się poza Krakowem. To z kolei wymusza konieczność najmu mieszkania lub pokoju. Studenci pozostający w domach rodzinnych nie muszą tego robić, nie muszą także opłacać rachunków za prąd, wodę etc., kupować biletów, żeby wrócić do rodzinnego domu, co z kolei niesie za sobą oszczędności.
- większą możliwość pogodzenia nauki z pracą zawodową. Niektórzy studenci pracują w niepełnym wymiarze czasu pracy. Możliwość wykonywania kursów na platformie e-learningowej Moodle w dowolnym dla studentów dniu i o dowolnej godzinie umożliwia im ułożenie godzin pracy w taki sposób, że nie muszą np. po skończonej pracy spieszyć się na zajęcia, często spóźniając się na nie przez konieczność stania w korkach.

Do wad nauczania w trybie zdalnym studenci zaliczają:

- brak kontaktu z koleżankami i kolegami. Ze względu na pozostawanie w domu studenci widują się z koleżankami i kolegami z roku tylko podczas zajęć zdalnych, nie wychodzą wspólnie również po zajęciach, np. do kin czy klubów. Czują się z tego względu wyizolowani. Kontakt telefoniczny z koleżanką lub kolegą czy za pośrednictwem mediów społecznościowych nie jest dla nich tak cenny, jak kontakt w świecie realnym.
- brak kontaktu z prowadzącymi w takiej formie, jak przed pandemią. Studenci preferują konsultacje stacjonarne w porównaniu z tymi w aplikacji Microsoft Teams, nie uzasadniając tej preferencji.
- pogorszenie stanu zdrowia. Ze względu na konieczność pracy przy komputerze przez kilka godzin dziennie studenci odczuwają częstsze bóle głowy, gorsze samopoczucie oraz zauważają u siebie wzrost masy ciała.

- zdaniem studentów uczestnictwo w zajęciach, które prowadzone są tylko zdalnie przez dłuższy czas jest nużące i sprzyja popadaniu w nudę. Studenci preferują zajęcia w formie hybrydowej.

Przeprowadzone przez mnie badanie odnosiło się do ewaluacji zajęć zdalnych jedynie na filologii germańskiej. Bardziej obszerne badanie dotyczące oceny zajęć zdalnych w całym Uniwersytecie Pedagogicznym im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie przeprowadzone zostało w Instytucie Filozofii i Socjologii tegoż uniwersytetu. Wyniki prezentowane w tym badaniu pokrywają się z wynikami uzyskanymi przeze mnie (por. P. Długosz, 2020: 4).

5. Wnioski

Reasumując, należy stwierdzić, że nauczanie zdalne niesie za sobą korzyści, zarówno dla studentów, jak i prowadzących. Dzięki takiemu nauczaniu można oszczędzać czas, np. czas związany z dojazdem na uczelnię. Można zaoszczędzić także pieniądze, np. na biletach komunikacyjnych czy na najmie mieszkania. Dostępność oraz różnorodność będących do dyspozycji studentów i prowadzących narzędzi informatycznych sprawia, że nauczanie zdalne może być organizowane w sposób efektywny, zróżnicowany i interesujący dla studenta. Za pomocą tych narzędzi możliwa jest także ewaluacja efektów kształcenia. Pomimo wymienionych wyżej zalet nauczania zdalnego, jak wynika z przeprowadzonego badania, optymalne dla studentów byłyby zajęcia prowadzone w sposób hybrydowy. Aspekt społeczny i psychologiczny wydają się być ważniejsze od wymienionych w niniejszym artykule zalet prowadzenia zajęć w sposób zdalny. Kształcenie na uczelni wyższej to nie tylko zdobywanie wiedzy, ale również kontakty międzyludzkie, a więc spotkania w świecie realnym studenta z prowadzącym, studenta z innymi studentami, spotkania studentów także po skończonych zajęciach. Z jednej strony wydaje się, że żadne, nawet najlepsze narzędzia informatyczne, nie są w stanie zrekompensować braku tych kontaktów – spotkanie z koleżankami i kolegami z roku na ekranie komputera nie jest tożsame ze spotkaniem w świecie realnym. Z drugiej strony dzięki tym narzędziom nauczanie w czasie pandemii jest w ogóle możliwe. Jak wielkie byłyby ubytki w wiedzy studentów, w szczególności jak wielkie byłyby uwstecznienie w posługiwaniu się językiem obcym, gdyby podczas trwania pandemii nie było narzędzi i możliwości przekazywania wiedzy, a co za tym idzie możliwości codziennego kontaktu z językiem obcym. Takich narzędzi do przekazywania wiedzy nie było podczas pandemii grypy hiszpanki, która miała miejsce w latach 1918–1920. Wówczas w Polsce także zamykano szkoły⁴, a dzieci i młodzież nie miały możliwości pobierania nauki. Należy zatem docenić postęp technologiczny i rozwój informatyczny, dzięki któremu możemy przekazywać i zdobywać wiedzę, a także czerpać korzyści materialne, wykonując pracę zdalnie.

⁴ <https://wielkahistoria.pl/wnioski-z-epidemii-hiszpanki-1918-1919-w-polsce/>

Bibliografia

- Clarke A. (2004). *E-learning – nauka na odległość*. Warszawa: Wydawnictwa Komunikacji i Łączności.
- Długosz P. (2020). *Raport z II etapu badań studentów UP. Opinia na temat zdalnego nauczania i samopoczucia psychicznego*. Kraków: Instytut Filozofii i Socjologii Uniwersytetu Pedagogicznego im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie.
- Hyla M. (2005). *Przewodnik po e – learningu*. Kraków: Oficyna Ekonomiczna.
- Kuzak R. (2020). *Wnioski z epidemii hiszpanki 1918–1919 w Polsce. Władze twierdziły, że zamykanie szkół, kin i teatrów nie ma sensu*. <https://wielkahistoria.pl/wnioski-z-epidemii-hiszpanki-1918-1919-w-polsce/>, dostęp: 14.09.2020 r.
- Marković J. (2008). Założenia e-learningu. Platformy e-learningowe. W: *Centrum e-learningu AGH: Wprowadzenie do e-learningu*. Kraków: Uczelniane Wydawnictwa Naukowo-Dydaktyczne AGH. https://www.cel.agh.edu.pl/wp-content/uploads/2009/11/wprowadzenie_do_e-learningu.pdf, dostęp 05.09.2020 r.
- Rozporządzenie Ministra Nauki i Szkolnictwa Wyższego z dnia 11 marca 2020 r. w sprawie czasowego ograniczenia funkcjonowania niektórych podmiotów systemu szkolnictwa wyższego i nauki w związku z zapobieganiem, przeciwdziałaniem i zwalczaniem COVID-19, <https://dziennikustaw.gov.pl/DU/2020/405>, dostęp 15.08.2020 r.
- Rozporządzenie Ministra Nauki i Szkolnictwa Wyższego z dnia 23 marca 2020 r. w sprawie czasowego ograniczenia funkcjonowania niektórych podmiotów systemu szkolnictwa wyższego i nauki w związku z zapobieganiem, przeciwdziałaniem i zwalczaniem COVID-19, <https://dziennikustaw.gov.pl/DU/2020/511>, dostęp 15.08.2020 r.

Słowa kluczowe

pandemia choroby COVID19, nauczanie zdalne na uczelni wyższej, platforma e-learningowa Moodle, aplikacja Microsoft Teams, doświadczenia prowadzącej w zakresie nauczania zdalnego, opinia studentów na temat zajęć prowadzonych zdalnie

Abstract

Distance learning at the German Philology of the Pedagogical University of Krakow during the COVID-19 pandemic – teacher’s experiences and students’ opinions

As of March 2020, the COVID-19 pandemic somewhat forced higher education institutions to conduct classes in the form of distance learning. The present paper examines the concept of distance education, drawing on a few definitions from the research literature. The paper then discusses the experiences with distance learning of one of the teachers of the German Philology at the Pedagogical

University of Krakow. What is more, the article presents the results of a questionnaire study conducted among German philology students that concerned their opinion on the advantages and drawbacks of distance education. The advantages enumerated by the students include, among others, having everyday contact with the foreign language, saving time (not having to commute) and saving money (on rent or bus/train tickets). The disadvantages, on the other hand, include, among others, the lack of contact with fellow students and health problems. The paper concludes with reflection on distance education.

Keywords

the COVID-19 pandemic, distance learning at university, learning management system Moodle, Microsoft Teams, teachers' experiences with regard to distance education, students' opinions regarding distance education

◆ Książki ◆

Books – Livres – Bücher

Karsten Dahlmanns (<https://orcid.org/0000-0002-5994-0166>)
(*Uniwersytet Śląski w Katowicach*)

Zur Sprache der Berliner Republik. Michael Esders‘ *Sprachregime. Die Macht der politischen Wahrheitssysteme*¹

Michael Esders analysiert Deformation und Dienstbarmachung der Sprache in der Bundesrepublik Deutschland der vergangenen zwei Jahrzehnte. Seine Studie möchte zeigen, daß eine Reihe sprachlicher Kniffe in der Politik, den Medien und an den Universitäten dazu beiträgt, dem Souverän eine selbstzerstörerische Migrations- und wohlstandsvernichtende Umweltpolitik akzeptabel zu machen, allgemeiner gesprochen: die demokratische Willensbildung soweit zu manipulieren, daß deren Klassifikation als ‚postdemokratisch‘ kaum überzogen wirkt. Der mit einer Arbeit über literarische Formen der Philosophie promovierte Autor nennt diesen Prozeß und dessen Ergebnis „Sprachregime“.

Esders beruft sich gleich zu Beginn auf Victor Klemperers berühmtes Buch über die Sprache des Dritten Reiches: „Der *gegenbildlichen* Identität und Staatsräson der Bundesrepublik entsprechend, hat sich eine LTI mit umgekehrten Vorzeichen ausgebreitet. Die Sprache wurde zu dem, was ihre emanzipatorischen Leitbegriffe am entschiedensten negieren. Sie konnte es werden, weil sie [...] das ‚Nie wieder‘ so ausstellt, dass niemand die Offensichtlichkeit des ‚Wieder‘ wahrnehmen muss.“ (S. 8) Dieses „Wieder“ ist ein von vielen Bundesbürgern wahrgenommener Mangel an Gedankenfreiheit bei ideologischer Gängelung, eine heute nicht mehr feldgraue oder braune, sondern „bunttümelnde Eintönigkeit“ (ebd.), wobei „bunt“ natürlich die Voraussetzungen und Auswirkungen einer multikulturellen und auf dem Felde der Sexualmoral nicht mehr von überkommenen Vorstellungen geprägten Gesellschaft meint.

Nun dürften sowohl Esders‘ politische Voraussetzungen, als auch die Selbstverständlichkeit, mit der er seine Abhandlung in die Tradition Klemperers stellt, Teile des gebildeten Publikums abschrecken. Die Lektüre sei dennoch empfohlen. Esders‘ dreiteilige Studie – sie enthält die Abschnitte „Wahrheitssysteme“, „Narrative der Hypermoral“, „Matrix der Differenz“ – zeichnet sich durch gepflegte, nicht selten elegant zugespitzte und zumeist solide fundierte Argumente aus. Von Dumpfheit, Ressentiment oder der Freude an Verschwörungstheorien ist in der Theodor W. Adorno, Emmanuel Lévinas, Hermann Lübbe u.a. streifenden Studie wenig zu spüren. Die eingangs getroffene Feststellung über Kniffe sprachlicher Art impliziert ja keinesfalls, daß diese Kniffe durch *eine* Instanz zentral geplant oder gesteuert seien;

¹ Michael Esders: *Sprachregime. Die Macht der politischen Wahrheitssysteme* (Die Werkreihe von *Tumult*, Bd. 10), Berlin: Manuscriptum 2020.

spontane Koalitionen, zweckbestimmte, auch konkurrierende und widerstreitende Allianzen sollten stets in Betracht gezogen werden.

„Wahrheitssysteme“ ist ein ungewohnter Begriff. Er stammt vom sächsischen Ministerpräsidenten Michael Kretschmer, der 2018 im „Zusammenhang mit den behaupteten ‚Hetzjagden‘ in Chemnitz [...] von einem ‚Angriff auf unsere Wahrheitssysteme‘“ gesprochen hatte (S. 10, vgl. auch S. 24). Esders kommentiert: „Wahrheiten sind organisierbar, gibt diese Äußerung zu verstehen. [...] Nur wer die Wirkungsweise solcher ‚Wahrheitssysteme‘ versteht und ihr semantisches Betriebssystem entschlüsselt, kann die Macht des Sprachregimes brechen“ (S. 10), mithin, wie Esders annehmen dürfte, von postdemokratischer zu demokratischer Willensbildung zurückkehren.

Esders ist zuzustimmen, wo er eine Analyse auf der Wortebene für unzureichend hält. Die seinerseits in den Blick genommenen sprachlichen Kniffe sind oftmals logischer und epistemologischer Natur; dabei ist die solide wissenschaftstheoretische Ausbildung des Verfassers zu spüren. Die Diskussion, ob Migrantengewalt als „Einzelfälle“ und somit in politischer und staatsphilosophischer Hinsicht als irrelevant zu gelten habe, wird mit den Mitteln der Konventionalismus-Diskussion in der Wissenschaftstheorie des Kritischen Rationalismus von Karl Popper begriffen. Auch die zitierte Äußerung des sächsischen Ministerpräsidenten wird im Lichte des Konventionalismus kommentiert:

Nicht die Tötung des Daniel H. [in Chemnitz] wird als „Angriff“ gewertet, sondern die Reaktion auf diese Tat. Im System wird Wahrheit zur autopoietischen Kategorie, zur Frage optimierbarer Selbstorganisation. Was im Widerspruch zu den eigenen Sätzen und Setzungen steht, wird [...] als aggressiver Akt interpretiert und kriminalisiert. [...] Die Falsifikation der eigenen Thesen käme schon deshalb einer Vernichtung gleich, weil jede Behauptung Selbstbehauptung ist.“ (S. 25, vgl. auch S. 70)

Jeder mit der Philosophie Poppers auch nur oberflächlich Vertraute ermißt, *wie* vernichtend dieses Urteil über die Vernunftwilligkeit der Beteiligten ist.

Da wir bei Popper sind: Weit interessanter als die, wie dem Rezensenten scheint, verfehlte Entgegensetzung von Narrativen und „Diskurs“ im demokratischen Verfassungsstaat – hier ließe sich ja mit dem Kritischen Rationalismus Popperscher Prägung manches Kriterium finden, anhand dessen aus logisch-epistemologischen Gründen unbrauchbare Narrative bzw. unbrauchbare Aspekte von Narrativen auszujäten wären, was hinwiederum eine Qualifikation der übrigbleibenden Narrative ausmachen würde; außerdem läßt die allzu stark an Jürgen Habermas orientierte Vorstellung von demokratischer Willensbildung eine Reflexion der Unterschiede zwischen der „Konkursmasse von 1789“² (Wilhelm Röpke) und der weit erfolgversprechenderen, da in mehr als einem Sinne bodenständigeren angelsächsischen Tradition vermissen – wäre ein Ausbau der im Buch verschiedentlich vorkommenden Popper-Anklänge gewesen. Dies schon deshalb, weil Esders mit dem Hinweis auf „eiserne Antiessentialisten, die in ‚Volk‘, ‚Nation‘ oder ‚Geschlecht‘ nur gefährliche *Konstrukte*

² Wilhelm Röpke: *Die Gesellschaftskrisis der Gegenwart*, Erlenbach-Zürich: Eugen Rentsch 1948, S. 76.

sehen“ (S. 31, vgl. auch S. 106), ein ernstes, tiefes und folglich faszinierendes Problem systematischen Charakters anspricht: Ob nämlich die Übertragung des Popperschen Antiesentialismus aus dessen Theorie der Naturwissenschaften heraus in das Reich der menschlichen Geschichte und Moral, Großgruppenbildung, Selbstverständigung etc. hinein abzulehnen oder zu empfehlen sei. Zwar läßt sich eine persönliche Abneigung des in Wien aufgewachsenen Philosophen gegen den Nationalismus in verschiedenen seiner Schriften erkennen, die andere Gebiete als die Theorie der Naturwissenschaften behandeln. Aber ein solches Vorkommen bildet natürlich keinerlei *systematischen* Anhaltspunkt für die gegenwärtig aufgeworfene Frage.

Von dem Einwand gegen die zu sehr an Habermas orientierte Darstellung demokratischer Willensbildung unbenommen bleibt die Richtig- und Wichtigkeit einiger Warnungen, die Enders bezüglich der zunehmenden Unsachlichkeit und der ihrer Möglichkeit nach antizivilisatorischen Übertreibungen in der bundesdeutschen Debatte vorbringt:

Mehr noch als auf [Max] Weber [und dessen Unterscheidung zwischen Verantwortungs- und Gesinnungsethik] nahmen die Kritiker der „Willkommenskultur“ auf [Arnold] Gehlen Bezug, um dem etwas ungehobelten Kampfbegriff des „Gutmenschen“ anthropologische und psychopolitische Tiefenschärfe zu verleihen. Allerdings drehte die emotionalisierte Kritik die Spirale der Ereiferung weiter, anstatt sie zu bremsen, wie Alexander Grau treffend bemerkte: „Auch Empörung über Empörung ist Empörung.“ Im Licht der Ereignisse seit 2015 stellten konservative Kritiker der Hypermoral nicht nur die Moralisierung des Politischen, sondern die Moral und ihre Begründung selbst unter Generalverdacht. (S. 49)

Natürlich sollte hier zwischen der Moral und ihrer Begründung bzw. dem von Esders favorisierten Versuch ihrer Begründung (Transzendentalpragmatik) unterschieden werden. Was die Moral selbst angeht, ist Esders' Warnung gerechtfertigt. Über die Transzendentalpragmatik sei hier keine Aussage getroffen.

Ein beträchtlicher Anteil des Buches ist der kritischen Rekonstruktion postmoderner Theorie-Ansätze und ihrer Folgen für die sittlichen Voraussetzungen eines liberalen und demokratischen Verfassungsstaats gewidmet, der, wie allgemein bekannt und von Esders unter Berufung auf Ernst-Wolfgang Böckenförde benannt, diese Voraussetzungen selbst nicht gewährleisten, geschweige denn schaffen kann. Esders' Auffassung nach „entpuppt sich die Dekonstruktion im Sprachregime der Political Correctness als die Tyranis, die sie im Kern immer schon war“ (S. 96), sie schaffe „eine Lebensform stählerner Beliebigkeit“ (S. 120). Diese Einschätzung wird u.a. durch den Hinweis darauf unterfüttert, daß hinsichtlich der Geschlechter die „Subversion der binären Ordnung, ehemals ein Projekt literarisierender Dekonstrukteure, [...] höchstrichterlich bestätigt, [...] Verwaltungspraxis geworden“ sei (S. 121). „Dekonstruktion wird mit behördlicher Pedanterie als Amtshandlung durchgeführt“ (edb.), in den Behörden Hannovers per Genderstern und jenen Lübecks per Gender-Doppelpunkt. Da gegen amoklaufende Bürokratien wenig Kräuter gewachsen sind, erweist sich Esders' Rede von Tyranis als allenfalls gelinde überzogen. Nicht umsonst weist er auf „Reichweite und Zugriffsmöglichkeiten“ (S. 130) des Sozialkredit-Systems in der Volksrepublik China hin.

Schließlich kommt Esders auch auf die Aporien des zeitgenössischen Antirassismus zu sprechen. Er findet sie in einer „Ikonologie der Vielfalt, die als Ausweitung des Sprachregimes zu verstehen ist.“ (S. 102) So komme

in der gecasteten Diversität der „United Colours“ das marktkonforme Apriori der Vielfalt zu sich selbst. Die gezwungene Ungezwungenheit der Teintvarianten soll den Eindruck weißer Dominanz zerstreuen. Aber gerade in ihrem Anspruch, das ganze Spektrum der Hautfarben abzubilden, affirmieren diese Darstellungen das Konzept Rasse, das sie zu überwinden vorgeben. Die Models sind das, was sie am wenigsten sein sollen: Exemplare. Und zuweilen erinnern die Tableaus, in denen kein Typus fehlen darf, sogar an die Schautafeln der Menschenrassen, wie sie noch im *Brockhaus* der 1970er Jahre zu finden sind. (S. 102–103)

Das ist zweifellos richtig. Bedenklich jedoch wirkt der als Kritik zu verstehende Hinweis auf die Marktkonformität des Beobachteten. Esders stellt dem Sprachregime der Postmoderne und dem Neoliberalismus ein Ehefähigkeitszeugnis aus, konstatiert bei anderer Gelegenheit: „Die dekonstruierten Gesellschaften verlieren [...] ihre Widerstandskraft gegen die Ökonomisierung aller Lebensbereiche“ (S. 112). Dieser Schuß geht an der Zielscheibe vorbei! Erstens kann von Neoliberalismus und Marktkonformität in einem übergreifenden Steuer-, Sozial- und Verwaltungsstaat wie der Bundesrepublik Deutschland mit staatlich gelenkter „Energiewende“, Euro-Rettungspolitik etc. pp. kaum die Rede sein. Eher wäre eine Sozialisierung weiterer Lebensbereiche, das Hineinwuchern des Staates in Fragen, die ihn nichts angehen, zu beklagen. Zweitens sollte zwischen einer Staatskunst, die die Marktgesetze begreift und achtet, folglich den Markt schützt und bewahrt, und Maßnahmen unterschieden werden, die nationalen oder multinationalen Konzernen entgegenkommen. Es versteht sich, daß *Global Players* mit den Zumutungen verschiedener Sprachregimes weit besser zurechtkommen als ein *Start-Up*, ein Handwerksbetrieb oder ein mittelständisches Unternehmen, deren prägende Tätigkeit für das von Enders geschätzte Eigene, das Partikulare einer Landschaft oder Gegend, eines Volkes oder einer Nation äußerst wichtig sind. Zudem sind bedeutende Konzerne ja bereits auf dem Markt nach oben gelangt; sie haben folglich ein geringeres Interesse am (weitgehend) unbeeinträchtigten Fortbestehen ökonomischen Wettbewerbs, neigen zu marktfeindlichen Arrangements mit dem Steuer- und Verwaltungsstaat. Damit wird ein blinder Fleck in Esders‘ Studie kenntlich: Es kann, auch bei löblichsten Intentionen, die Freiheit nicht verteidigen, wer keinen Begriff von wirtschaftlicher Freiheit hat.

Bibliographie

- Esders, Michael: *Sprachregime. Die Macht der politischen Wahrheitssysteme* (Die Werkreihe von *Tumult*, Bd. 10), Berlin: Manuscriptum 2020.
- Röpke, Wilhelm: *Die Gesellschaftskrisis der Gegenwart*, Erlenbach-Zürich: Eugen Rentsch ⁵1948.

Karsten Dahlmanns (<https://orcid.org/0000-0002-5994-0166>)

Uniwersytet Śląski w Katowicach

Douglas Murray über den „Fortschritt“ in Zeiten von Twitter-Mobs. Mit einem Seitenblick auf die deutsche Übersetzung von *The Madness of Crowds*¹

Douglas Murrays *The Madness of Crowds* widmet sich den Tiefen und Untiefen der Identitätspolitik. In vier Kapiteln werden die jüngsten Frontverschiebungen in der hochgradig emotionalisierten Diskussion um Homosexualität, Feminismus, Rassismus und Transsexualität nachgezeichnet und sowohl kritisch als auch besonnen kommentiert. Das Buch nimmt schon dadurch ein, dass es über teils haarsträubende Versäumnisse im Hinblick auf Logik, intellektuelle Redlichkeit und jenes Mindestmaß an Achtung gegenüber dem ideologisch anderweitig ausgerichteten Mitbürger, welches für das Fortbestehen einer freiheitlichen, im tieferen Sinne bürgerlichen Gesellschaft unabdingbar ist – hier wäre vor allem ein stets auf die schlimmstmögliche Interpretation des Gesagten ausgerichtetes Missverstehen-Wollen zu nennen –, in gelassen-elegantem Plauderton berichtet, der hier und da ironische Färbung annimmt. In der deutschen Übersetzung geht diese Eleganz weithin verloren.

Murray zeigt anhand vieler Beispiele auf, welche unausgesprochenen Voraussetzungen jeden der vier genannten Themenbereiche so stark politisieren, dass „falsche“ – und das bedeutet in vielen Fällen lediglich: erst kürzlich aus Mode und Gnade gefallene² – Äußerungen Karrieren bedrohen oder gar ruinieren können. So etwa im Falle eines progressiv gesonnenen Publizisten in den USA, der sich auf der sicheren Seite fühlte, als er despektierliche Tweets über das Äußere weniger progressiv eingestellter Landsleute in den von Einfamilienhäusern geprägten Vorstädten veröffentlichte und schließlich *Fat-shaming* wegen in Reue-Tweets um Vergebung bitten musste (S. 241).³ Murrays Metaphorik berührt dabei eine hinterhältige Seite des Kriegerischen; er spricht von Minenfeldern und den Auslöse-Drähten (*tripwires*) von Sprengfallen. Dies wirkt kaum übertrieben, denn tatsächlich wird jede im weitesten Sinne geistes- oder sozialwissenschaftliche Publikation, jede öffentliche Äußerung

¹ Douglas Murray: *Wahnsinn der Massen. Wie Meinungsmache und Hysterie unsere Gesellschaft vergiften*, München: Finanzbuch Verlag 2019.

² Natürlich kommt hier der Beginn von Leszek Kołakowskis Artikel „Aktuelle und nichtaktuelle Begriffe des Marxismus“ in den Sinn; vgl. Leszek Kołakowski: *Der Mensch ohne Alternative. Von der Möglichkeit und Unmöglichkeit, Marxist zu sein*, München: Piper 1964, S. 7–39, bes. S. 7–9.

³ Alle Verweise, denen kein Zitat vorangeht, beziehen sich auf die Originalausgabe, nicht die deutsche Übersetzung.

zum kaum wägbaren Risiko, wo die Grenzen des Akzeptablen sich beständig und ohne ein erkennbares Prinzip verschieben.

The Madness of Crowds leuchtet charakteristische Inkonsequenzen und Spannungen aus: Weshalb, fragt Murray, der selbst *gay* ist, soll es als problematisch oder gar skandalös gelten, wenn einem Homosexuellen, der den Wunsch verspürt, ein Leben als Heterosexueller zu beginnen, Unterstützung angeboten wird, während es für begrüßenswert, ja befreiend gehalten wird, wenn ein Mensch, den Familie, Freunde und Nachbarn als Heterosexuellen kannten, sich als Homosexueller bekennt? Weshalb werden in einer dem Anspruche nach liberalen Gesellschaft Kinobetreiber durch eine Kampagne dazu gebracht, die Vorführung eines Dokumentarfilms (mit anschließender Diskussion) abzusagen, der Ersteres vorstellt (S. 11–16, 22–24)?

Murrays Fallstudien sind jedem, dem die angelsächsische Blogosphäre vertraut ist, zu Teilen bekannt, etwa der Skandal um die Faux-Schwarze Rachel Dolezal (S. 155–156). Doch ist es nützlich, diese Angelegenheiten – und Schicksale – noch einmal in weiterem Kontext zu vernehmen und im Lichte weiterer Fälle zu reflektieren. Amüsant wirkt die Fehlleistung eines Kritikers, der dem bekannten (schwarzen) US-Ökonomen Thomas Sowell vorwirft, dieser vertrete Dinge, die „easy for a rich white man to say“ seien (S. 155). Bestürzend hingegen das Kapitel über Transsexualität; hier berichtet Murray von einem Belgier, der nach einer Reihe geschlechtsumwandelnder Operationen in Depressionen verfiel und mit 44 Jahren legal zu Tode gebracht wurde (S. 185), außerdem von der kaum glaublichen Selbstverständlichkeit, mit der bereits Kindern die Notwendigkeit attestiert werde, ihr Geschlecht zu wechseln (S. 219–229).

Die vier Kapitel des Murrayschen Buches wechseln mit drei Zwischenspielen (*Interludes*) ab. Hier wird u.a. der manipulative, da von politischen Erwägungen beeinflusste Charakter von Google-Suchergebnissen aufgezeigt und im Vergleich zum Rest des Buches ungewöhnlich scharf kommentiert:

It appears that Google wants to offer the service it prides itself as providing for some people, but not for anyone who might be searching for heteronormative or Caucasian couples; these people would obviously already be a problem and must be refused and frustrated in their attempts to access the type of material they are after. They must be given a giant, tech-sized ‘F- you’. All in the interests of fairness, obviously. (S. 119)

Schließlich gelangt Murray an die marxistischen Voraussetzungen der gegenwärtigen Debatte um Geschlechtliches, Frauenrechte und Rassismus. Sie treten bereits in der Redeweise von „Unterdrückten“ (oppressed) an den Tag. Diese Redeweise ignoriert, wie Murray immer und immer wieder verdeutlicht, dass unter diesen „Unterdrückten“, zwischen deren Fraktionen manche Empfindlichkeit, ja Feindseligkeit herrscht. So inkriminieren, um nur ein Beispiel zu nennen, einige Feministinnen, dass ehemals männliche Transsexuelle weibliche Körperformen anstreben, die einem reaktionären Schönheitsideal entsprächen (S. 213).

Darüber hinaus verdeutlicht Murray überzeugend, dass die meisten der referierten Ansprüche, ein Opfer und unterdrückt zu sein, überzogen seien und daher kaum

aus dem Wunsch heraus vorgebracht würden, tatsächliche Übel beizulegen. Dieser Befund zielt auf Ressentimentkritik im Sinne Max Schelers, mithin jene Ausprägung von Kritik, die aus purer Freude am Schelten und Schlechtmachen vorgetragen werde.⁴ Damit, so Murray, erweise sich vieles, was unter dem Banner der Identitätspolitik geäußert werde, als zerstörerisch (S. 245–248). Es mache mit der freiheitlichen Gesellschaft westlicher Prägung etwas verächtlich, das, wie alles Menschenwerk, wohl der Verbesserung bedürfe, doch im Vergleich zu jeder anderen Gesellschaft, die auf diesem Planeten bestand oder besteht, den Vorzug verdient. Besondere Sorge bereitet Murray die gegenwärtige Fixierung auf alles, was mit Rasse und (oftmals bloß unterstelltem) Rassismus zu tun habe.

Wir erkennen: *The Madness of Crowds* handelt nicht lediglich von jenen vier Themenbereichen, die eingangs erwähnt wurden. Murray will ererbte Freiheiten gegen einen keineswegs harmlosen Irrationalismus verteidigen. Sein Buch ist ein von gutem Bürgersinn – und bürgerlichem Mut – erfülltes Werk, das hohe Wertschätzung verdient. Es verdeutlicht, weshalb Karl Popper im Umfeld seiner Empfehlung kleinteiliger Sozialtechnik (*piecemeal social engineering*) die Warnung einschaltet, es gebe keine „foolproof institutions“.⁵ Reformfreudigkeit kann in Zeiten identitätspolitisch aufgeladener Twitter-Mobs zum Fluch werden, kleinteilige Sozialtechnik Amok laufen. Dem Neophilologen und Kulturwissenschaftler empfiehlt sich Murrays Bestseller als Warnung oder Antidot – dort nämlich, wo sorglos oder eilfertig auf den literatur- oder kulturtheoretischen Zug der Stunde aufgesprungen wird.

Abschließend einige Worte zur deutschen Übersetzung: Die Übersetzung englischsprachiger Bücher in die deutsche Sprache ist eine undankbare Aufgabe. Zum einen lesen viele Deutsche angelsächsische Werke im Original; zum anderen lässt sich, wie auch im Falle Murrays, deren eleganter Plauderton nur mit Mühe ins Deutsche übertragen. In der Tat fällt mit der deutschen Übersetzung, die noch im Jahr der Publikation des Originals erschien, einiges über Bord, und das nicht nur, was den Stil angeht. Hier eine Stichprobe:

In his biography of Franklin D. Roosevelt (2000), H. W. Brands makes a passing point about the 32nd president's polio. Men of Roosevelt's generation, he writes, 'were expected to meet misfortune with a stiff upper lip. Fate was more capricious then. When everyone was a victim at one point or another, no one won sympathy by wearing victimhood as a badge.' Such reflections suggest the possibility that the extraordinary number of victimhood claims of recent years may not in fact indicate what the intersectionalists and social justice proponents think that they do. (S. 251)

In der Biografie von Franklin D. Roosevelt (2000) macht H.W. Brands eine interessante Feststellung über den 32. Präsidenten Amerikas, der an Kinderlähmung litt. Von Männern aus Roosevelts Generation erwartete man, so schrieb er, dass sie Schicksalsschläge mit Fassung hinnahmen. Das Schicksal schlug damals mehr Kapriolen. Doch da nahezu jeder auf irgendeine Weise Opfer unglückseliger Umstände wurde, gewann niemand die

⁴ Vgl. Max Scheler, „Das Ressentiment im Aufbau der Moralen“, in: ders., *Vom Umsturz der Werte. Abhandlungen und Aufsätze (Gesammelte Werke, Bd. 3)*, Bern u. München: Francke 1972, S. 33–147, bes. S. 44.

⁵ Karl R. Popper, *The Poverty of Historicism*, London: Routledge 1994, S. 66.

Sympathie der anderen, wenn er in seiner Opferrolle aufging. Eine solche Sichtweise legt den Schluss nahe, dass die außerordentlich hohe Zahl an Opfern, die in den letzten Jahren zu beklagen waren, nicht wirklich für das steht, wofür es Intersektionalisten und Aktivist:innen der sozialen Gerechtigkeit halten. (S. 325–326)

Bei allem gebotenen Verständnis für die Tücken des Übersetzerhandwerks will angemerkt sein, dass die Eröffnung des vierten Satzes mit dem Wort „doch“ sinnwidrig anmutet, wie ja auch im Original keine vergleichbare Entgegensetzung vorgenommen wird. Außerdem sind „victimhood claims“ nicht einfach Opfer, sondern (womöglich unbegründete) Ansprüche oder Behauptungen, als Opfer zu gelten. Dieser für die gesamte Argumentation der Murrayschen Abhandlung wesentliche Unterschied geht in der deutschen Fügung „die außerordentlich hohe Zahl an Opfern, die in den letzten Jahren zu beklagen waren“ verloren.

Bibliographie

- Kołodkowski, Leszek: *Der Mensch ohne Alternative. Von der Möglichkeit und Unmöglichkeit, Marxist zu sein*, München: Piper 1964.
- Murray, Douglas: *The Madness of Crowds. Gender, Race and Identity*, London: Bloomsbury 2019.
- Murray, Douglas: *Wahnsinn der Massen. Wie Meinungsmache und Hysterie unsere Gesellschaft vergiften*, München: Finanzbuch Verlag 2019.
- Popper, Karl R.: *The Poverty of Historicism*, London: Routledge 1994.
- Scheler, Max: „Das Ressentiment im Aufbau der Moralen“, in: ders., *Vom Umsturz der Werte. Abhandlungen und Aufsätze (Gesammelte Werke, Bd. 3)*, Bern u. München: Francke 1972.

Agata Mirecka (<https://orcid.org/0000-0001-8744-3282>)

Uniwersytet Pedagogiczny w Krakowie

Zbigniew Herberts Vertrautheit mit Österreich. Zur Monografie von Przemysław Chojnowski¹

Der literarische Abend *Auf den Spuren von Zbigniew Herbert in Österreich*, der in Wien am 21. November 2017 stattgefunden hat, wurde dem polnischen Dichter Zbigniew Herbert und seiner Beziehung zu Österreich gewidmet. Der Band von Przemysław Chojnowski umfasst ein paar Texte, die während des genannten Abends vorgetragen wurden (125 Seiten samt Fotos), und präsentiert auch andere, die mit dem Thema eng verbunden sind. In dem Band befinden sich insgesamt fünf nicht umfangreiche Beiträge von polnischen und österreichischen Wissenschaftlern.² Der Leser findet dort auch einmalige Kopien der Gedichte von Herbert, die er während seiner Österreich-Aufenthalte geschrieben hat, sowie viele Fotos und Zeichnungen Herberts selbst. Das Buch erschien im Peter Lang Verlag 2020 mit der Mitwirkung des Polnischen Instituts in Wien und der Uni Wien. Der Leiter des Polnischen Instituts Rafał Sobczak ist überzeugt, dass Zbigniew Herbert ein großer polnischer Patriot ist, einer der meist übersetzten polnischen Autoren im Ausland, er wird für den seelischen und moralischen Wegbereiter gehalten.³

Przemysław Chojnowski ist an der Universität Wien im Slawischen Institut tätig. Er hat schon mehrere Beiträge zu der polnischen Poesie veröffentlicht (Adam Mickiewicz, Tadeusz Różewicz, Priester Jan Twardowski und andere). Zu Herbert schrieb Chojnowski 2012 einen kurzen Beitrag in polnischer Sprache, eine Art Analyse unter dem Titel *Zbigniew Herbert und sein Übersetzer Karl Dedecius*.⁴

Die hier genannte Monografie *Zbigniew Herbert und Österreich* ist erste längere Publikation Chojnowskis zu dem Autor und die erste so umfangreiche Analyse Zbigniew Herberts Aufenthalte und Bekanntschaften in Österreich überhaupt.

Das Buch ist gut konzipiert. Nach der kurzen Einleitung des Herausgebers kann der Leser den Beitrag von Alois Woldan *Meine Erfahrungen als Übersetzer von Zbigniew Herbert* lesen. Der Autor stellt kurz die schwierige Situation eines Übersetzers und

¹ Przemysław Chojnowski: (Hrsg.): *Zbigniew Herbert und Österreich*. Peter Lang, Berlin 2020, ISSN 1424–7674, 125 S.

² Przemysław Chojnowski, Alois Woldan, Andrzej Franaszek, Małgorzata Bogaczyk-Vormayr, Henryk Citko.

³ <https://www.polskieradio.pl/399/7979/Artykul/2446671,Wieden-prezentacja-ksiazki-o-Zbigniewie-Herbecie>, eingesehen am 15.07.2020.

⁴ Vgl. https://www.academia.edu/29754048/Zbigniew_Herbert_i_jego_t%C5%82umacz_Karl_Dedecius_, eingesehen am 15.07.2020.

seine Probleme mit der Durchsetzungsmöglichkeit dar. Woldan präsentiert auch zehn von ihm übersetzte Gedichte, die entweder schon vor Jahren oder noch überhaupt nicht publiziert wurden, wie z.B. *Orwells Fotoalbum*.

Im Anschluss daran gibt es einen Artikel über die Beziehung Herberts zu Angelika Hauff-Nagl⁵. Der Verfasser des Textes Andrzej Franaszek ist ein Literaturwissenschaftler an der Pädagogischen Universität in Krakau. Angelika Hauff-Nagl fasziniert den Dichter mit ihren sinnlichen Augen und üppigem Haar. In diesem Beitrag kann man auch ausführliche Informationen über Herberts Privatleben in Wien finden. Die Verleihung des von der Regierung gestifteten Österreichischen Staatspreises für europäische Literatur an Zbigniew Herbert war der Anfang seines längeren Aufenthalts in Österreich, dessen erste Eindrücke eben Franaszek gut erforscht.

Die Bekanntschaft Herberts mit Jean Améry ist der Schwerpunkt des Artikels von Małgorzata Bogaczyk-Vormayr. Der längere Beitrag der Posener Wissenschaftlerin thematisiert genau die Begegnung von Herbert und Améry aus dem Jahre 1975, die ohne Wolfgang Kraus nicht möglich gewesen wäre. Wolfgang Kraus war Herberts große Hilfe in seinem literarischen Leben im Ausland.

Besonders interessant ist der Beitrag von Przemysław Chojnowski selbst. Der Autor beschreibt den österreichischen Weg Herberts nach 1965. Chojnowski teilt seinen Artikel in sechs Kapitel, in denen er die Reise Herberts von Wien über Paris, Italien, Frankfurt am Main und andere deutsche Städte skizziert. Hier konnten solche Personen wie vor allem der erwähnte Wolfgang Kraus aber auch Heinrich Kunstmann – sein erster deutschsprachiger Übersetzer sowie Siegfried Unseld – der Chef des Suhrkamp Verlages und ihre Bedeutung im Auslandsaufenthalt Zbigniew Herberts nicht außer Acht gelassen werden.

Alle Besuche Herberts in Österreich sind in der Monographie auf einer Zeittafel zusammengestellt, die vom Mitarbeiter des Zbigniew Herbert Archivs in Warschau, Henryk Citko, vorbereitet wurde. Ein großer Teil der Monographie ist Bildmaterial, die Texte sowie die Dankworte Herberts anlässlich der Verleihung des Herder-Preises aus dem Jahre 1973, die eine sehr gute und interessante Ergänzung der vorherigen Beiträge bilden. Die Fotos von Herbert sind teilweise sehr privat, einige darf man sich sonst nur im Archiv in Warschau anschauen.

Der Projekt von Przemysław Chojnowski, eine Monographie zu Herberts Aufhalten in Österreich zu publizieren, ist sehr gut konstruiert und dabei informativ. Als Komplettierung konnten noch mehr Kommentare zu den angehängten Bildern hinzugefügt werden. Die Gedichte Herberts werden immer neu herausgegeben, aber die Bedeutung seiner ausländischen Bekanntschaften wird wenig erwähnt und geschätzt.

Der literarische Abend *Auf den Spuren von Zbigniew Herbert in Österreich* konzentrierte sich auf den realen Beziehungen Herberts zu Österreich. Seine Familie kam aus England, siedelte dann nach Österreich um, woher sie später in die Hauptstadt

⁵ Angelika Hauff-Nagl (1921–1983) – österreichische Balletttänzerin und Schauspielerin.

von Galizien – Lemberg – den Weg fand.⁶ Die Anwesenheit Herberts in Österreich ist kaum bekannt, weswegen der Band von Chojnowski besonderen Wert hat. Bis jetzt gab es auch keine andere Publikation zu Herberts Leben in Österreich.

Seine Gedichte waren im deutschsprachigen Raum im Gegensatz zum französischsprachigen Gebiet schon bekannt und angesehen. „Wenn Herbert in Deutschland ein poetischer Star wurde, musste er sich an der Seine an die Anonymität eines Fremden aus einem fast exotischen Land gewöhnen, es gab nur wenige Übersetzungen seiner Gedichte ins Französische, und die polnische Poesie schaffte es nie, in dieser Sprache gut heimisch zu werden. Im Gegensatz zu den Deutschen, zeigten die meisten Franzosen kein lebhaftes Interesse an andere Kulturen.“⁷ – bemerkte Andrzej Franaszek.

Erste Gedichte von Zbigniew Herbert in der deutschen Übersetzung erschienen 1959 im Hanser Verlag in München. 1964 wurde Suhrkamp Verlag zum Herausgeber der Gedichte Herberts. Der Autor reiste öfters nach Deutschland und Österreich. Karl Dedecius, der langjährige Übersetzer seines Schaffens ins Deutsche war der Meinung, dass Herbert die antike Kultur aus der Vergessenheit rettete und sie Polen, Deutschland und auch dem ganzen Europa wieder vorstellte. Der Übersetzer bemerkte auch, dass das Schaffen Herberts anders auf einen deutschsprachigen Leser als auf einen polnischsprachigen wirkte. In Polen hatte er großen moralischen und in Deutschland intellektuellen Einfluß auf die Leser.⁸ Barbara Cöllen schrieb: „Und dieser *Barbar* fiel in den Garten des Westens und zeigte den Deutschen, dass er sich mehr in der Antike auskennt, weil er die alte Welt und unsere Geschichte mit gesunden, frischen Augen betrachtet.“⁹

Zbigniew Herbert eroberte mit seinem Schaffen ganz Europa und die USA. Er hat für kurze Zeit auch eine Stelle als Gastprofessor in Kalifornien angenommen. 1992 kehrte er nach Warschau zurück und lebte dort bis zu seinem Tod im Jahre 1998. Seine Werke wurden in 35 Sprachen übersetzt. Sein Schaffen wurde vom anderen polnischen Dichter, Literaturnobelpreisträger Czesław Miłosz auch ausdrücklich geschätzt: „Wenn der Schlüssel zur polnischen Poesie die kollektiven Erfahrungen der letzten Jahrzehnte sind, so hat Herbert diese wahrscheinlich am besten zum Ausdruck gebracht und verdient die Bezeichnung Lyriker der historischen Ironie. Er erreicht ein gewisses schwankendes Gleichgewicht, indem er den Leitbildern der Zivilisation trotz aller furchtbaren Katastrophen Bedeutungen beimisst.“¹⁰

Zbigniew Herbert kehrte in seinem Leben mehrmals nach Wien und Berlin. Paweł Zarychta erklärt es als die Suche nach einem Ersatz davon, was ihm in seiner Heimat in Polen fehlte: etwas Ruhe, gute Arbeitsbedingungen, Befreiung von den *Herren in*

⁶ <https://instytutpolski.pl/wien/pl/2020/01/29/zbigniew-herbert-i-austria/>, eingesehen am 17.07.2020.

⁷ Franaszek, Andrzej: *Zjazd Królów. Zbigniew Herbert w polskim Paryżu Anno Domini 1967*, <https://journals.openedition.org/td/1476>, eingesehen am 17.07.2020.

⁸ Vgl. Cöllen, Barbara: *Zbigniew Herbert a Niemcy*. 15.08.2008 <https://www.dw.com/pl/zbigniew-herbert-a-niemcy/a-3566949>, eingesehen am 17.07.2020.

⁹ Ebd.

¹⁰ <https://www.deutsches-polen-institut.de/bibliothek/literarisches-portrait/literarisches-portrait-4/>, eingesehen am 17.07.2020.

schwarzen Anzügen“.¹¹ Die graue Wirklichkeit Polens, die scheinbare Unmöglichkeit der Befreiung von staatlichen *Normen*, die Hoffnungslosigkeit auf den Gesichtern der Mitbürger und der ständige Wille zur Veränderung konnten die Gründe seiner häufigen Reisen nach Westen sein. Der Schriftsteller, Übersetzer und Herausgeber Michael Krüger legitimiert polnische Dichtung in kommunistischen Zeiten des Landes. Er konstatierte in seinem Nachwort zu *Gesammelten Gedichten* Herberts: „Polen war das einzige Land hinter dem Eisernen Vorhang, das uns beständig und zuverlässig mit neuen Dichtern und originellen Ansichten über die Notwendigkeit der Poesie überraschte.“¹²

Die Idee von Chojnowski soll weiter entwickelt werden, indem neue Quellen zu den Bekanntschaften Herberts in Österreich erforscht und neue Zeugnisse in Form einer umfangreichen Monographie, in die sowohl Polonisten als auch Germanisten engagiert werden, publiziert werden sollen. Die Gedichte Herberts im deutschsprachigen Raum sind nicht fremd, aber der historische Hintergrund ihres Entstehens und die gesellschaftlich-politischen Bedingungen des Lebens Zbigniew Herberts und der Einfluss dessen auf sein Schaffen bleiben immer zu wenig erkannt und noch unbekannt für den Leser im Westeuropa.

Bibliografie:

- Chojnowski, Przemysław (Hrsg.): Zbigniew Herbert und Österreich. Peter Lang, Berlin 2020, ISSN 1424-7674, 125 S.
<https://www.polskieradio.pl/399/7979/Artykul/2446671,Wieden-prezentacja-ksiazki-o-Zbigniewie-Herbercie>, eingesehen am 15.07.2020.
https://www.academia.edu/29754048/Zbigniew_Herbert_i_jego_t%C5%82umacz_Karl_Dedecius_, eingesehen am 15.07.2020.
<https://instytutpolski.pl/wien/pl/2020/01/29/zbigniew-herbert-i-austria/>, eingesehen am 17.07.2020.
Franaszek, Andrzej: Zjazd Królów. Zbigniew Herbert w polskim Paryżu Anno Domini 1967, <https://journals.openedition.org/td/1476>, eingesehen am 17.07.2020.
Cölln, Barbara: Zbigniew Herbert a Niemcy. 15.08.2008 <https://www.dw.com/pl/zbigniew-herbert-a-niemcy/a-3566949>, eingesehen am 17.07.2020.
<https://www.deutsches-polen-institut.de/bibliothek/literarisches-portrait/literarisches-portrait-4/>, eingesehen am 17.07.2020.
Zarychta, Paweł: *Pracuję nad Niemcami, choć to element ciężki*. Zbigniew Herbert a niemiecki obszar językowy, <https://ruj.uj.edu.pl/xmlui/bitstream/handle/item/64039/>

¹¹ Zarychta, Paweł: *Pracuję nad Niemcami, choć to element ciężki*. Zbigniew Herbert a niemiecki obszar językowy, https://ruj.uj.edu.pl/xmlui/bitstream/handle/item/64039/zarychta_pracuje_nad_niemcami_choc_to_element_ciezki_2010.pdf?sequence=1&isAllowed=y, eingesehen am 17.07.2020.

¹² Georgi, Steffen: Der raffinierte Eroberer Zbigniew Herbert. 05.07.2017. Leipziger Volkszeitung <https://www.lvz.de/Nachrichten/Kultur/Der-raffinierte-Eroberer-Zbigniew-Herbert>, eingesehen am 17.07.2020.

zarychta_pracuje_nad_niemcami_choc_to_element_ciezki_2010.pdf?sequence=1&isAllowed=y, eingesehen am 17.07.2020.

Georgi, Steffen: Der raffinierte Eroberer Zbigniew Herbert. 05.07.2017. Leipziger Volkszeitung <https://www.lvz.de/Nachrichten/Kultur/Der-raffinierte-Eroberer-Zbigniew-Herbert>, eingesehen am 17.07.2020.

Izabela Surynt (<https://orcid.org/0000-0003-2725-0432>)

Uniwersytet Wrocławski

Polska literatura postkolonialnie. O nowej książce Dirka Uffelmanna

Latem 2020 roku nakładem wydawnictwa Universitas, w ramach serii *Polonica leguntur*, wydawanej przez komitet redakcyjny pod przewodnictwem Marka Zybury, ukazała się kolejna pozycja: tom 23, którego autorem jest Dirk Uffelmann. Publikacja ta, pod tytułem *Polska literatura postkolonialna. Od sarmatyzmu do migracji poakcesyjnej* (Kraków, 763 s.), zawiera prace naukowe tegoż niemieckiego badacza, których niezwykłą wręcz różnorodność tematyczną spina w całość ujęcie postkolonialne. Tytuł publikacji jest nieco zwodniczy, na pierwszy rzut oka sugerować bowiem może, że chodzi tu o szczególny rodzaj polskiej literatury, dotąd całkowicie nieznaney czytelnikowi, odnalezionej w jakiejś przepastnej skrzyni czy zapomnianej bibliotece. Tymczasem autor zajmuje się kanonicznymi dziełami literatury polskiej, sięga po utwory wieszczów narodowych (np. *Konrada Wallenroda*, *Dziady*, *Księgi Mickiewicza*) czy poczytne powieści i lektury szkolne jak choćby *W pustyni i puszcy* Sienkiewicza.

Kolejność poszczególnych rozdziałów tomu jest chronologiczna, zaczyna się od interpretacji tekstów oświecenia, a kończy na współczesnych (literackich) dyskursach postkolonialnych i ich praktycznym wykorzystaniu w bieżących debatach światopoglądowych. Otwierający tekst o osmańskich „sarmaticach” w Polsce i procesach autoorientalizacji wśród polskiej szlachty XVIII/XIX w. przynosi bardzo ciekawe, a dla niektórych środowisk politycznych zapewne także druzgocące, rozpoznania, dotyczące budowania polskiej tożsamości narodowej dzięki transferowi wytworów kultury materialnej i duchowej z Azji. Uffelmann świetnie pokazuje, jak niejednokrotnie czerpano z „obcych” rekwizytów i znaczeń zapożyczonych z importu, by nadać pewnym przedmiotom czy motywom i wątkom literackim charakter „prawdziwej polskości”. Funkcjonalizacja projektów sarmackości i praktyk samoorientalizacji¹ stanowi jeden z istotniejszych punktów wywodu autora. Jeszcze ciekawsze są jego propozycje postkolonialnej lektury klasycznych dzieł literatury polskiej² (Mickiewicza) w rozdziale zatytułowanym *W stronę kompensacji*. Inspirujące jest ujęcie kompensacji, potocznie rozumianej jako objaw czy odreagowanie jakiejś straty, kompleksów lub poczucia

¹ Na temat „klasycznego” rozumienia orientalizacji por. Edward Said, *Orientalizm*, Warszawa 1991.

² Por. m.in. Arkadiusz Bałajewski, *Blaski i cienie badań postkolonialnych nad polską literaturą romantyczną*, [w:] *Studia Europaea Gnesnensia* 15/2017, s. 149–175; *Romantyzm środkowoeuropejski w kontekście postkolonialnym*, pod red. Michała Kuziaka / Bartłomieja Nawrockiego, Warszawa 2017; Michał Kuziak, *Inny Mickiewicz*, Gdańsk 2013; Michał Kuziak, *Słowacki postkolonialny*, Bydgoszcz 2010.

niższości działaniem zastępczym, pozwalającym zatuszować nierównowagę, a czasem nawet uzupełnić ją z naddatkiem. Wtedy mamy do czynienia z nadkompensacją. Opierając się częściowo na rozpoznaniach polskich badaczy, a częściowo otwierając nowe perspektywy, Uffelmann przekonywająco ukazuje, jakie pozytywne skutki przyniosła polskiej sztuce i literaturze sytuacja kolonialna (zaborowa), sprzyjająca owej nadkompensacji, czyli – jak pisze (s.161) – „estetycznemu wyrafinowaniu” twórczości polskich poetów, a tu konkretnie Mickiewicza. Produktywność antykolonialnego resentymetu kompensacyjnego³ i dowartościowanie poczucia straty jako źródła (kulturo)twórczych energii pokazana została na przykładzie Mickiewiczowskich *Ksiąg narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego*, ich niezwyklej mocy wyrazu i uniwersalistycznych wizji wolności. Nie mniej interesujące są postkolonialne odczytania kanonicznych dzieł polskiego romantyzmu – *Dziadów* czy *Konrada Wallenroda*, a w szczególności tego drugiego utworu w kategoriach mimikry, hybrydyczności czy tożsamości tranzytowych. Takie spojrzenie na „krzyżacki” epos Mickiewicza (wielka szkoda, że Uffelmann nie wciągnął do swojego korpusu badawczego także *Grażyny*, co pozwoliłoby na włączenie do optyki postkolonialnej kwestii „porządku płci”) może pomóc wyłuskać o wiele więcej wątków i kwestii do przemyślenia (w tym zagadnienia życia w wielokulturowej przestrzeni, mówienia i milczenia podporządkowanych i hegemonów, kształtowania pamięci kulturowej i wiele innych), dostarczając nowych impulsów do odświeżenia lektury.

Kolejnym blokiem tematycznym jest twórczość Henryka Sienkiewicza – głównie jego „amerykańskie” i „afrykańskie” teksty oraz powieść *W pustyni i w puszczy*. Pisarstwo tego autora, podobnie jak ekranizacje jego powieści, doczekały się niemalże niezliczonych omówień, studiów i interpretacji, a mimo to Uffelmannowi udało się odkryć coś nowego. W rozdziale *Wobec kolonializmu* autor tomu odczytuje Sienkiewiczowskiego *Sachema* i teksty podróżnicze jako świadectwa polskiej literatury kolonialnej, następnie snuje rozważania o postrzeganiu Polaków i Burów na podstawie wypowiedzi pisarza, by w końcu zająć się powieścią przygodową *W pustyni i w puszczy* zgodnie z przyjętymi i konsekwentnie realizowanymi założeniami metodologicznymi. To niezwykle ciekawa i nowatorska część książki, gdyż orientalizacja kultur pozaeuropejskich („nie-białych”), najczęściej idąca w parze z ich barbaryzacją, jako jeden z przedmiotów badań postkolonialnych, stanowi punkt wyjścia dla oryginalnego wywodu Uffelmanna o metonimiach i metaforach zarówno w odniesieniu do budowania nie/analogii pomiędzy Polakami a Burami w piśmiennictwie podróżniczym Sienkiewicza, jak i do praktyk odgraniczania i/lub utożsamiania się z Europejczykami, Afrykanami czy Arabami, wyłuskanych z narracji powieściowych. Wartość dodana rozpoznania Uffelmanna zasadza się nie tyle na tym, że wykazał on rasistowskie podstawy pojmowania rzeczywistości kolonialnej (taki wniosek nie byłby szczególnie zaskakujący czy odkrywczy), lecz na wnikliwym zbadaniu procesów tworzenia i semantycznego przesuwania się metonimii, aż do przekształceń w metafory identyfikacyjne, czyli przejścia

³ Por. odnośnie do Ukrainy: Tamara Gundorova, *Ressentiment w perspektywie postkolonialnej. Przypadek ukraiński*, [w:] <https://repozytorium.amu.edu.pl/bitstream/10593/1088/1/2.1.%20Gundorova.pdf> (dostęp: 02.10.2020).

od odrzucania odmienności kulturowej po uznanie podobieństwa i pewnej wspólnoty, umożliwiających utożsamienie się.

Nie umniejszając powyżej omówionych zalet opracowań niemieckiego badacza, jedna sprawa wzbudza wątpliwości zapewne za sprawą tłumaczenia. Chodzi mianowicie o stosowanie słów/nazw określających mieszkańców Europy i Afryki (poniekąd także rdzennych społeczności obu Ameryk). Badania postkolonialne za jeden ze swoich celów uznają „dekolonizację umysłów”,⁴ a więc dekonstrukcję myślenia o świecie w kategoriach (i pojęciach) kolonialnych. „Owa dekolonizacja związana jest z powszechną w studiach postkolonialnych, aczkolwiek różnie prowadzoną i rozumianą, krytyką europocentryzmu i z (niemożliwym do zrealizowania) projektem »provincjonalizowania Europy«, w czym pomaga promowanie (między innymi za pomocą postkolonialnej literatury, historii, sztuki, nauki) »postkolonialnych rodzajów wiedzy« (wiedza oporu), które kontestują europocentryczny sposób poznania z jego esencjalizmem, metanarracjami, uniwersalizmem, ideą postępu i celowości oraz myśleniem w kategoriach binarnych opozycji jako ideologię legalizującą imperialną dominację».⁵ Jak zatem ma się do tak konsekwentnie przeprowadzonej analizy postkolonialnej używanie słów, które również należałoby poddać dekolonizacji? Mimo że w opinii niektórych językoznawców (np. Jerzego Bralczyka, Jana Miodka i innych) słowo „Murzyn” nie jest wyrazem rasizmu, tylko pewną tradycyjną formą nazewniczą, to jednak zgodnie z opinią przygotowaną dla Polskiej Rady Języka słowo to może być odebrane jako obraźliwe, a także zawierać oczywiste konotacje rasistowskie. Słowo to bowiem „[o]kreśla nie narodowość ani pochodzenie geograficzne, tylko kolor skóry, a ta cecha podobnie jak kolor włosów, wzrost, typ figury nie musi być istotna w opisie człowieka.”⁶ Taka typologia ludzi ma podłoże jednoznacznie rasistowskie. Analogiczne wątpliwości dotyczą stosowania pojęć/słów Biali i Czarni. Oczekiwałabym zatem, by stosowanie tych określeń w jakiś sposób oznaczyć, sygnalizując dystans wobec ich potocznej semantyki, np. używając kursywy, cudzośłówów czy jeszcze inaczej.

W części książki odnoszącej się do okresu międzywojnia, czasu powstawania i konsolidowania się nowych (Czechosłowacja) lub na nowo tworzonych (Polska) państw w wyniku rozpadu porządku światowego po I. wojnie światowej, znajdziemy trzy opracowania, których głównym tematycznym punktem ciężkości jest sposób pozycjonowania się literatów (pisarzy i krytyków literackich) w polu napięć pomiędzy tradycją a nowymi trendami w sztuce, jak np. w przypadku futuryzmu i ogólnie awangardy, oraz definiowania nowej literatury „narodowej” jako tworu oryginalnego, wyzwolonego spod „obcych” wpływów. Pierwszy z tekstów traktuje o polskich sporach literackich, kolejne dwa mają charakter komparatystyczny – porównujący reakcje na „cudzoziemszczyznę”, a szczególnie „obce” oddziaływania kulturowe

⁴ Ngũgĩ wa Thiong’o, *Decolonising the Mind. The Politics of Language in African Literature*, London 1986.

⁵ Ewa Domańska, *Badania postkolonialne*, [w:] Leela Ghandi, *Teoria postkolonialna*, Poznań 2008, s. 159.

⁶ https://rjp.pan.pl/index.php?option=com_content&view=article&id=1892:murzyn-i-murzynka&catid=44&Itemid=208 (dostęp: 02.10.2020)

wielkich mocarstw, odbierane jako echo postimperialnej podległości, trzech krytyków literackich: polskiego – Karola Irzykowskiego, czeskiego – Františka Xavera Šaldy oraz słowackiego – Štefana Krčméry. Wykazując wyraźne różnice pomiędzy stanowiskami tych pisarzy, które Uffelmann wiąże m.in. z odmienną sytuacją polityczną (w Polsce wojna polsko-bolszewicka), kwestiami pokoleniowymi czy odrębnymi tradycjami historyczno-literackimi, dochodzi on do wniosku, że mimo to można odnaleźć wystarczająco dużo podobieństw, by postulować zrewidowanie koncepcji *Lęku przed wpływem* Harolda Blooma,⁷ czyli obrony przed oddziaływaniem innych literatur/kultur na własną, w oparciu o doświadczenia polskie, czeskie czy słowackie, „zdarzają się bowiem takie warunki, na przykład postimperialna sytuacja krajów Europy Środkowo-Wschodniej, kiedy obrona przed obcymi wpływami wykracza poza kulturowy podsystem literatury.” (s. 379)

Wobec komunizmu to następna część książki, w której zawarte są przyczynki dość luźno ze sobą powiązane, zogniskowane wokół terytorialnego i politycznego za-właszczania przestrzeni geograficznej i kulturowej pod wpływem działań Związku Radzieckiego. Pierwszy z nich omawia transfery ludności w wyniku zmiany granic Polski w 1945 r. (wysiedlenia Niemców z byłych terenów wschodnich Rzeszy i zasiedlanie „ziem odzyskanych” przez Polaków zza Bugu). Dirk Uffelmann ustala w badaniach nad tego typu piśmiennictwem (są to głównie egodokumenty przesiedleńców i niewielka liczba tekstów literackich) dezyderaty naukowe i postuluje otwarcie nowych perspektyw badawczych: w kierunku literaturoznawstwa transnarodowego oraz heurystyki postkolonialnej. W swoim opracowaniu wykazuje, jak innowacyjne może być zastosowanie instrumentarium badań postkolonialnych, podkreślając – jego zdaniem – niezbyt dobrze rozpoznaną w tych przestrzeniach rolę „Tego Trzeciego” („Ten Trzeci” wg A. Koschorke⁸). Ostatni wniosek nie jest jednak do końca słuszny, gdyż akurat badań nad płynnością/transytywnością tożsamości, hybrydycznością, procesami budowania tożsamości/odmienności kulturowej mieszkańców Śląska czy Kaszub (także w analizowanym przez Uffelmann okresie) m.in. za pomocą zabiegów stereotypizacji (w tym nienazwanej po imieniu orientalizacji) naprawdę nie brakuje, a nawet można by stwierdzić, że studia nad tą tematyką prowadzone są od co najmniej trzech dekad z dużą intensywnością i obfitują w szereg opracowań germanistycznych, polonistycznych, historycznych, socjologicznych i kulturoznawczych. Wydaje się zatem, że podejście do metodologii badań postkolonialnych autor tomu traktuje w sposób niezwykle rygorystyczny, wręcz bezkompromisowy: jeżeli w danej pracy naukowej nie pojawiają się pojęcia, a właściwie nazwy dla określonych fenomenów/problemów, wprowadzone do dyskursu postkolonialnego przez jego czołowych teoretyków, który dziś jest już przecież na dobre zadomowiony w europejskiej i polskiej filologii/humanistyce, a mimo to analizowane są bardzo podobne, wręcz bliźniacze kwestie, to Uffelmann nie uznaje

⁷ Harold Bloom, *Lęk przed wpływem. Teoria poezji*, Kraków 2002.

⁸ Albrecht Koschorke, *Ein neues Paradigma der Kulturwissenschaften*, w: *Die Figur des Dritten. Ein kulturwissenschaftliches Paradigma*, pod red. E. Eßlinger, T. Schlechtriemen, D. Schweitzer, Berlin 2010, s. 9–34.

ich wkładu do rozwoju perspektywy postkolonialnej, jak gdyby samo używanie wybranych terminów miało być gwarancją dla stosowania danej metody.

Kolejny artykuł przynależy do obszaru komparatystyki kulturowej i porównuje sposób postrzegania i internalizowania doświadczenia podwójnej emigracji na przykładzie twórczości Andrzeja Bobkowskiego i Gustava Reglera. Szczególnie interesujące są rozpoznania dotyczące krytyki cywilizacji/kultury europejskiej przed emigracją do Ameryki Łacińskiej i później, której dokonują obaj pisarze, próbujący zakorzenić się w kulturach docelowych. Również twórczość Zbigniewa Herberta i wielka debata pisarzy o Europie Środkowej versus Wschodniej po upadku komunizmu zostały włączone do tej części książki.

Problematyka emigracyjna powraca natomiast w następnym dużym rozdziale tomu, zatytułowanym *W stronę migracji*. Jest to zbiór niezwykle ciekawych analiz polskiej literatury i sztuki powstającej w Niemczech i Wielkiej Brytanii. Zabiegi autoorientalizujące, wpisywanie się polskich pisarzy w stereotyp „Wschodu” i odcinanie od kultury dominującej w kraju emigracji to strategie przetrwania, oswojenia rzeczywistości i w końcu upodmiotowienia poprzez uzyskanie/zdobycie sprawczości politycznej (samostawanie i samostanowienie). Najbardziej inspirujące wydają mi się wywody autora dotyczące możliwości komunikowania w obcej przestrzeni kulturowej, a więc rozpoznania zawarte w artykule pod tytułem *Czy polski migrant potrafi przemówić? Londyn w brytyjskim i polskim filmie, literaturze i muzyce*, napisanym wspólnie z Joanną Rostek. W nawiązaniu do klasycznego już pytania czy raczej tytułu artykułu Gayatri Spivak *Can the Subaltern Speak?*, badacz analizuje kwestię możliwości artykułowania siebie i własnego świata w warunkach migracji, koncentruje się więc na warunkach koniecznych do bycia usłyszanym – wysłuchanym – zrozumianym, a zatem możliwościach uzyskania kontroli nad własnym życiem i nabycia podmiotowej mocy sprawczej. Chciałabym podkreślić, że zastosowanie instrumentarium badawczego teorii postkolonialnej do zbadania relacji pomiędzy swojskością a obcością na emigracji okazało się bardzo innowacyjne i obfitujące w wartościowe wnioski. Na pewno warto kroczyć tą ścieżką dalej, choćby odwracając perspektywę: Czy migranci w Polsce potrafią przemówić? I kto ich będzie słuchać? W pozostałych dwóch artykułach o podobnej tematyce Dirk Uffelmann zajmuje się relacjami między płciami, a w zasadzie ich obrazem w polskich powieściach pisarzy emigracyjnych, jak również strategią autoproletaryzacji stosowaną przez nich jako zabieg autokreacji, mający jednocześnie symulować autodegradację poprzez zatarcie tożsamości etnicznych i socjalnych oraz podkreślać swoistą szczególność autorów, ich niezwykłość.

Obszerny tom z pracami Dirka Uffelmanna zamyka rozdział poświęcony recepcji i implementacji teorii postkolonialnych w Polsce. Z trzech zawartych tu tekstów najcenniejsze wydają mi się spostrzeżenia i tezy sformułowane w ostatnim z nich (*Teoria postkolonialna jako post-kolonialny nacjonalizm*), w którym autor pokazuje, w jaki sposób dyskurs naukowy o impeccie antykolonialnym, ale i antynacjonalistycznym w nowych okolicznościach może wpaść w koleiny myślenia narodowego i powieleć utarte klisze, tym razem jednak w nowym anturażu. Ciekawe, że koncepcja badawcza, u której podwalin stoją założenia naukowe w dzisiejszej Polsce uznawane przez

środowiska prawicowe za „lewackie”, „bolszewickie” i „marksistowskie”, ulegając dyspersji i przenikając do dyskursów publicznych, staje się w katolicko-narodowych mediach niezwykle atrakcyjna (i to pomimo widma „gender”, które jest nierozdzielnie wpisane w badania postkolonialne) jako narratyw dla opowieści o martyrologii Polski i jej wiecznych wrogach, postsowieckości III. Rzeczypospolitej, postkolonialnej mentalności jako spuściznie po zależności od Związku Radzieckiego. Tym sposobem teoria postkolonialna służy jako oręż (z odwróconym ostrzem) w aktualnej walce z politycznymi i światopoglądowymi przeciwnikami. Nieco rozczarowujące są natomiast pozostałe dwa teksty, podobnie zresztą, jak wywody odnośnie do tej problematyki znajdujące się już we wcześniejszych artykułach. Otóż trudno oprzeć się wrażeniu, że Uffelmann uznał za istotne dla opisu adaptowania się dyskursu postkolonialnego w Polsce jedynie te teksty, których autorzy/autorki posługują się tym pojęciem *explicit* w swoich publikacjach, lub takie, które ukazały się w pracach zbiorowych czy czasopismach, wyłącznie temu zagadnieniu poświęconych. Natomiast pierwsze próby implementacji teorii postkolonialnych, które miały miejsce w Polsce pod koniec lat 90. XX wieku oraz w pierwszych latach XXI w., a przyniosły już spory dorobek, aczkolwiek nie zawsze z nazwy „postkolonialny”, jednak właśnie na tych problemach skoncentrowany, zostały tu całkowicie pominięte. Powyżej wspomniałam o tym, że takie podejście jest nie do końca zrozumiałe i najprawdopodobniej wynika stąd, że autor tomu sięgnął głównie do pozycji polonistycznych i kluczowych dla nich wydań prac o tematyce postkolonialnej na łamach „Tekstów Drugich”, nie zajmując się tym, co działo się o wiele wcześniej w polskich badaniach germanistycznych, anglistycznych, slawistycznych czy niderlandystycznych. Dobitnie świadczy o tym choćby fakt, że zabrakło w tekstach Uffelmanna jakiegokolwiek wzmianki o monografii Pawła Zajasa pt. *Postkolonialne imaginarium południowoafrykańskie literatury polskiej i niderlandzkiej* (książka z roku 2008, którą poprzedził szereg publikacji tego rodzaju w latach wcześniejszych), a przecież właśnie ta tematyka (Polacy i Burowie) stanowi punkt ciężkości jednego z artykułów w niniejszym tomie. No i w samym tytule Zajasa mamy już wzmiankę o postkolonialności. Przykłady takie można by mnożyć.⁹ Transfer wiedzy dokonywał się zatem wieloma drogami i w różnym czasie, za pomocą przekazu wielu pośredników międzykulturowych, a nie tylko jednego środowiska naukowego, o czym nie można zapomnieć, gdy będzie się chciało napisać kiedyś historię badań postkolonialnych w Polsce.

Pomimo tych kilku krytycznych uwag publikacja wybranych prac Dirka Uffelmanna jest przedsięwzięciem nad wyraz wartościowym, wręcz imponującym, bowiem zawiera wiele inspirujących pomysłów, dzięki którym można by wzbogacić badania nad polską kulturą. Tom ten jest idealnym przykładem na efektywne wyzyskanie nowych koncepcji badawczych, gdyż wzorcowo pokazuje całą gamę

⁹ Por. prace Bogusława Bakuły (m.in. czasopismo „Porównania” poświęcone komparatyście literackiej/międzykulturowej, działające od 2004 r.), teksty Ewy Domańskiej, również moje własne badania od końca lat 90. XX w. biegnęły w tym kierunku, co znalazło wyraz w szeregu artykułów o Gustavie Freytagu, obrazie Polski w niemieckich dyskursach XIX w. i postrzeganiu tzw. Wschodu.

możliwości analitycznych – zarówno mechanizmy (auto)orientalizacji, zabiegi mimikry, kwestie procesów (nie)komunikowania przez podrzędnych i wiele innych wątków, które nadają myśleniu o polskiej literaturze nowego wymiaru. Do tego mamy tu opracowania o charakterze tradycyjnym jak np. te z zakresu komparatystyki międzykulturowej/literackiej, które osadzone w teorii postkolonialnej pozwalają dostrzec więcej szczegółów i zniuansować ogólną ocenę danego zjawiska. Generalnie można stwierdzić, że studia Uffelmanna pokazują niezłomie, jak cenne jest sięganie po koncepcje i narzędzia badań międzykulturowych przez literaturoznawców, którzy poruszają się po obszarze historii wzajemnych oddziaływań. Z wielkim zadowoleniem przyjąłam ukazanie się tej pozycji w ramach serii *polonica leguntur*, której redaktorzy od lat dostarczają polskim czytelnikom i czytelniczkom niezwykle przenikliwej i pasjonującej lektury.

Bibliografia

- Bagłajewski Arkadiusz, *Blaski i cienie badań postkolonialnych nad polską literaturą romantyczną*, [w:] *Studia Europaea Gnesnensia* 15/2017, s. 149–175.
- Bloom Harold, *Lęk przed wpływem. Teoria poezji*, Kraków 2002.
- Domańska Ewa, *Badania postkolonialne*, [w:] Leela Ghandi, *Teoria postkolonialna*, Poznań 2008, s. 157–165.
- Gundorova Tamara, *Ressentiment w perspektywie postkolonialnej. Przypadek ukraiński*, [w:] <https://repozytorium.amu.edu.pl/bitstream/10593/1088/1/2.1.%20Gundorova.pdf> (dostęp: 02.10.2020).
- Koschorke Albrecht, *Ein neues Paradigma der Kulturwissenschaften*, [w:] *Die Figur des Dritten. Ein kulturwissenschaftliches Paradigma*, pod red. E. Eßlinger, T. Schlechtriemena, D. Schweitzer, Berlin 2010, s. 9–34.
- Kuziak Michał, *Słowacki postkolonialny*, Bydgoszcz 2010.
- Kuziak Michał, *Inny Mickiewicz*, Gdańsk 2013.
- Kuziak Michał / Nawrocki, Bartłomiej (red.), *Romantyzm środkowoeuropejski w kontekście postkolonialnym*, pod red., Warszawa 2017.
- Said Edward, *Orientalizm*, Warszawa 1991.
- Surynt Izabela, *Gustav Freytag und der oberschlesische Annaberg. Zu Gustav Freytags Beziehungen zu Oberschlesien*, [w:] „Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen”, Bonn 2001, s. 67–97.
- Surynt Izabela, *Vom Wald im Kopf. Einige Überlegungen zur symbolischen Topographie bei Gustav Freytag*, [w:] Wojciech Kunicki / Monika Witt (red.): *Neisse: Kulturalität und Regionalität*. Nysa 2004, s. 207–222.
- Surynt Izabela, *Das „ferne”, „unheimliche” Land. Gustav Freytags Polen*, Dresden 2004.
- Thiong’oNgũgĩ wa, *Decolonising the Mind. The Politics of Language in African Literature*, London 1986.
- Zajas Paweł, *Postkolonialne imaginariusium południowoafrykańskie literatury polskiej i niderlandzkiej*, Poznań 2008.

Tobiasz Janikowski (<https://orcid.org/0000-0002-3374-8571>)
Uniwersytet Pedagogiczny w Krakowie

Kino niemieckie w metodologicznym dwugłosie Andrzeja Gwoźdźcia¹

Monografie naukowe dużych rozmiarów cechuje zwyczajowo silne umocowanie w budowie strukturalnej, zakładającej uwzględnienie w warstwie kompozycyjnej wyraźnie wyodrębnionych części: wstępu, podziękowań, określenia metody badawczej, rozbudowanej części analitycznej, wreszcie bibliografii oraz uzupełniających informacji edycyjnych. Nie inaczej rzecz ma się z najnowszą książką Andrzeja Gwoźdźcia, opisaną w niniejszej recenzji, a opublikowaną w gdańskim wydawnictwie „słowo / obraz terytoria”. Choć jej struktura sprawia niewątpliwie wyjątkowo harmonijne wrażenie – jest klarowna, przejrzysta i proporcjonalna – uwadze spostrzegawczego czytelnika nie umknie zapewne fakt, iż *Kino na biegunach* pozbawione jest wstępu. Taki stan rzeczy nie wynika jednak rzecz jasna z chwilowej niedyspozycji autora, który przecież jak nikt inny obdarzony jest niezwykle wręcz łatwością sprawnego i „szerokopasmowego” formułowania myśli, prowadzenia wielowątkowej narracji oraz syntetycznego ujmowania niezwykle skomplikowanych i kompleksowych zjawisk, i to nie tylko z zakresu filmoznawstwa, lecz również dyscyplin pokrewnych, wpisujących się w szeroko rozumianą kategorię nauk o kulturze. Brak wstępu mógłby z pewnością zdziwić lub wręcz wprawić w zakłopotanie czytelników nawykłych do uświęconego tradycją schematu książek naukowych, nie zbije jednak z tropu bacznych obserwatorów publikacji filmoznawczych, w szczególności tych, znających twórczość autora *Kina na biegunach*, dla których najnowszą książką mentora polskich filmoznawców jest naturalnym przedłużeniem analiz i rozważań zawartych w tomie *Zaklinanie rzeczywistości. Filmy niemieckie i ich historie 1933–1949*². Nawet pobieżna analiza zawartości obydwu książek wystarcza dla stwierdzenia, że mamy tu do czynienia z uzupełniającymi się modułami, które dopiero w połączeniu ze sobą – niczym azjatyckie *yin* i *yang* – tworzą harmonijną, komplementarną całość.

¹ Andrzej Gwoźdź, *Kino na biegunach. Filmy niemieckie i ich historie 1949–1991*, Wydawnictwo słowo / obraz terytoria, Gdańsk 2019, ss. 344.

² Potwierdza to zresztą sam autor, pisząc: „Książka ta stanowi kontynuację monografii *Zaklinanie rzeczywistości. Filmy niemieckie i ich historie 1933–1949*, która ukazała się w 2018 roku we wrocławskiej oficynie Atut. Wpisuje się zatem w szeroko zakrojony dyskurs na temat filmów niemieckich i ich historii, od kina Trzeciej Rzeszy do filmów zjednoczeniowego przełomu lat 1990/1991. Tworzy jednak całość samodzielną, w takim samym stopniu, w jakim kinematografie omawianych dekad wyodrębniają się wyraźnie z wcześniejszych strumieni historii kina niemieckiego” (s. 266).

Zaklinanie rzeczywistości – książka z roku 2018, stanowiąca pierwszy moduł duetu – należy niewątpliwie do publikacji wybitnych, precyzyjnie wykoncypowanych i niezwykle sprawnie napisanych. Nie inaczej rzecz ma się z *Kinem na biegunach*: czytając jednym tchem opracowania filmów niemieckich i ich historii z lat 1933–1991 (bo takie ramy czasowe obejmują obydwie książki), nie trudno dojść do przekonania, że publikacje te łączy porównywalna, bardzo wysoka wartość merytoryczna. Powstałe w odstępie zaledwie kilkunastu miesięcy dwa pokaźnych rozmiarów tomy cechuje ponadto charakterystyczny dla autora rozmach metodologiczny, głębia analizy filmoznawczej i kulturoznawczej oraz niezwykle solidny warsztat badawczy.

Struktura i układ chronologiczny *Kina na biegunach* (tytuł ten może zapewne budzić skojarzenia z popularną ongiś dziecięcą zabawką) – cechuje wyraźny dualizm, czy wręcz dwugłosowość. Już samo opatrzenie pierwszego rozdziału książki tytułem „Światy nierównoległe” zapowiada, że monografia nie chce być encyklopedycznym zestawieniem tzw. suchych faktów, nazwisk aktorów, reżyserów, producentów i wytwórni, lecz raczej zmierza w kierunku misternie utkanej formy przedstawieniowej, swego rodzaju dwugłosowej podróży przez krajobrazy wschodnio- i zachodniemieckiej kinematografii. W pewnym uproszczeniu rzecz ujmując, *Kino na biegunach* nie jest płynnym filmowym prześliźnięciem się ze Wschodu na Zachód lub odwrotnie, lecz składa się z licznych przeskoków pomiędzy obydwoma kinematografiami. Przeskoków niekiedy tak śmiałych, że czytelnik mógłby odnieść wrażenie, iż sztywnego podziału na dwa zantagonizowane państwa niemieckie w ogóle nie było. Ogarniając wzrokiem całość: książka nie jest monstrem opisów, lecz swoistym rytmicznym przejściem, utrzymanym nieraz w artykulacji *staccato*, od energicznych *Chłopców znad Kranichsee* (1950) Artura Pohla do powstałego na zachodzie Niemiec *Jesiennego mleka* (1989) Josepha Vilsmaiera i filmów po nim następujących³.

Po raz kolejny autor publikacji ucieka zatem od sztywnych, szkolnych (w najlepszym wypadku akademickich) schematów i uproszczeń, wynikających po częstokroć z siły oddziaływania metod historycznofilmowych, czy zwykłego kalendarium historycznego. Zresztą sama cezura czasowa zamykająca publikację nie zostaje postawiona w roku Zjednoczenia Niemiec (1990) lecz nieco później, włączając poprzez to w obszar eksploracji specyficzną konwencję przedstawieniową w gruncie rzeczy podzielonego jeszcze kraju, obecną w takich filmach jak *Kapelusz* Evelyn Schmidt (1991), czy nakręcone w tym samym roku *Podejrzenie* Franka Beyera oraz *Między Pankow a Zehlendorfem* Horsta Seemana. Również kolejne rozdziały książki: „Przed Oberhausen i po manifeście”, „W poszukiwaniu stylu”, „Filmowe opowieści czasów

³ Potwierdzenie zjawiska swoistej dialogowości metodologicznej podczas prowadzenia analiz, zasygnalizowane zostaje przez autora również w epilogu opatrzonym tytułem „Making of, czyli postscriptum”: „*Kino na biegunach. Filmy niemieckie i ich historie 1949–1991* nie jest więc przede wszystkim jedną historią sztuki filmowej – filmowych arcydzieł albo filmów wybitnych czy też jakiegokolwiek innej wyłącznie ich grupy – ale próbą dialogu (często raczej polilogu) z filmami w wielu okalających je środowiskach (nie zawsze będących ostoją spójnego procesu historycznofilmowego) uwzględniających dwa jednojęzyczne i sąsiadujące ze sobą, ale przecież obce sobie, ba, antagonistyczne kinematografie” (s. 265–266).

stabilizacji” dają jasno do zrozumienia, że nie społeczno-polityczny podział na „Ost” i „West”, lecz kategoryzacje oparte na swoistej gatunkowej i artystycznej fenomenologii, stają się tutaj kryterium oddzielającym i organizującym poszczególne części książki.

Ponieważ jednak opisywana pozycja nie jest pracą publicystyczną, czy zbiorem felietonów o współczesnej kinematografii niemieckiej, lecz solidnie napisaną monografią naukową, wyposażoną w całą paletę niezwykle dobrze zestrojonych instrumentów badawczych, uzasadnione wydaje się pytanie, jakie cechy dystyngtywne – w szczególności w odniesieniu do metodologii – najlepiej ją charakteryzują? W mojej ocenie w książce Andrzeja Gwoźdźcia obecna jest przede wszystkim tendencja do pracy motywicznej wokół wybranych zjawisk z zakresu szeroko rozumianego filmoznawstwa, silnie umocowanego w orbicie spraw społecznych i obyczajowych. Książka podejmująca tematykę filmową nie może rzecz jasna wzbraniać się przed opisywaniem fabuł i okoliczności powstawania legendarnych produkcji i szlagierów kinowych. Rozczarowani jednak byłiby czytelnicy, poszukujący w opisywanej publikacji li tylko przewodnika po powojennych filmach niemieckich. Koncepcja *Kina na biegunach* jest o wiele bardziej różnorodna i polifoniczna; mimo to – podobnie jak to miało miejsce w przypadku *Zaklinania rzeczywistości* – również tutaj sam autor pomaga czytelnikowi w rozwikłaniu strategii badawczych i narracyjnych, ponadto odnosi się do spraw współczesnej historii kina, dotykając przy tym bezpośrednio esencjonalnych zagadnień gatunkowych:

Pisanie dziejów kina (a więc także składających się na nie filmów) jest dziś zadaniem mało wdzięcznym, a bywa, że karkołomnym. Fakt ten wynika między innymi z ogromnej liczby coraz bardziej wyrafinowanych, w dodatku nieustannie przybywających pomysłów i metod co do sposobu uprawiania historii tego medium. Jest ich tak wiele i bywają do tego stopnia nieprzystawalne wobec siebie (a nawet wzajemnie sprzeczne), że piszący takie historie muszą podołać istniej lawinie rewizjonistycznych zakusów, zachowując umiar i zdrowy rozsądek (s. 265).

Powróćmy jednak do kwestii opisu filmów oraz powiązania ich z szeroko rozumianą kulturą i obyczajowością powojennych Wschodnich i Zachodnich Niemiec. Już w narysowaniu warstwy fabularnej jednego z filmów, mianowicie *Kłopoty z miłością* Złatana Dudowa – a nie jest to przykład odosobniony – nie brakuje odniesienia do specyficznie (wschodnio)niemieckiej „Sittlichkeit” i wskazania na okoliczność, iż film ten wywołał niemalą sensację, wszak pierwszy raz w historii kina enerdowskiego pokazane zostały w sposób niezawołowany sceny nagości (s. 30). Pewną indywidualną sygnaturą autora książki, widoczną również w bliźniaczym tomie poprzednim, jest okazjonalne wplatanie w rozważania filmoznawcze komentarzy utrzymanych w konwencji „stylu lekkiego”, a zatem użycie narracji odbiegającej od solidnych, filmoznawczych, czy kulturoznawczych analiz. Tendencja ta uwidacznia się bardzo wyraźnie w opisie kolejnego enerdowskiego filmu *Karbid i szczaw* (*Karbid und Saueramper*) Franka Beyera z roku 1963, w którym nie brakuje opisów wewnątrzniemieckich paradoksów. Jak nie bez racji zauważa autor: „można było na przykład potraktować graniczny berliński Checkpoint Charlie jak wrota do innego, nieswojego już miasta – rządzonego przez

dziwołagów z innego kontynentu, którzy karmią się (jak w filmie Beyera) gumą do żucia. I nie bać się Rosjan, bo to przynajmniej swoje chłopy!” (s. 42).

W ogólnym ujęciu sprawy obyczajowe zajmują w publikacji poczesne miejsce. Wiele uwagi poświęca autor również powstałemu po zachodniej stronie granicy, skandalizującemu filmowi Willego Forsta *Grzesznica (Die Sünderin)* z roku 1951 z Hildegard Knef w roli głównej. Film ten okazał się nie tylko największym medialnym skandalem tamtych lat, lecz „stał się nawet tematem listu pasterskiego kolońskiego biskupa po wielu perypetiach związanych z premierą, a także przedmiotem rozlicznych akcji strażników moralności różnej maści: od zamieszek z policją w Regensburgu do rozrzucenia w kinie w Duisburgu białych myszy” (s. 49). Nie powstrzymało to rzecz jasna triumfalnego pochodu bezwstydu na dużym ekranie, sam film zobaczyło siedem milionów widzów, a od odtwórczyni tytułowej „grzeszniczcy” nigdy już nie odkleiła się etykieta najbardziej skandalizującej aktorki kina niemieckiego początku lat pięćdziesiątych.

W książce Andrzeja Gwoźdźcia nie brakuje też rzecz jasna opisu fenomenów społeczno-kulturowych i – chciałoby się powiedzieć – społeczno-gatunkowych, związanych z kinem niemieckim. Chodzi przede wszystkim o prawdziwy boom „Heimatfilmów”⁴ na początku lat pięćdziesiątych, czy towarzyszące temu zjawisku powstawanie nowych obszarów tematycznych w Niemczech Zachodnich, co objawiło się między innymi w niezwykle wręcz popularności tzw. filmów lekarskich (Arztfilme)⁵, „których żywotność, idąca w parze z popularnością trywialnych powieści lekarskich, zwłaszcza w postaci zeszytów sprzedawanych przez dziesięciolecia w kioskach (Arztroman), sięga czasów najnowszych (by wspomnieć aktualne seriale telewizyjne)” (s. 51). Autor zwraca ponadto uwagę na zaostrzającą się w połowie lat sześćdziesiątych ubiegłego wieku rywalizację pomiędzy legendarnymi dziełami Nowego Kina Niemieckiego, a nastawionymi na sukces komercyjny filmami erotycznymi (ich produkcja, podobnie, jak filmów artystycznych, czy tzw. „ambitnych”, oscylowała wokół 30 procent). Nie przypadkowo zdiagnozowany przez Klugego konflikt „kultury porno” z „kulturą filmu artystycznego” ciągle kładł się cieniem na prawdziwej odnowie zachodnioniemieckiego kina (s. 120).

Dużo miejsca w publikacji poświęca autor ponadto barwnym opisom rywalizacji pomiędzy oboma państwami niemieckimi, co pokazane zostaje między innymi w oparciu o przybliżenie animozji pomiędzy wschodnią i zachodnią częścią Berlina. Chodzi przede wszystkim o podbudowane politycznie działania

⁴ I w tym zakresie autor nie uchyla się od zastosowania lekkiego stylu narracyjnego, który choć nie jest jawną manifestacją jego braku zainteresowania czy wręcz lekceważenia tego gatunku filmowego, mimo to pokazuje zupełnie słuszny dystans wobec kinematografii stosującej w nadmiarze „tricki pod publikę”. Analizie produkcji *Zuryjskie zaręczyny (Die Zürcher Verlobung, RFN 1957)* towarzyszy następująca konstatacja: „Mit Heimatfilmu został rozłożony za pomocą jego własnych, także muzycznych (muzyka Michaela Jary’ego) konwencji: cza-cza wyśpiewywana w szwajcarskim kurorcie wyparła słodkie heimatfilmowe trele-morele, które płynęły z alpejskich hal” (s. 66).

⁵ Jako film będący inicjacją tego gatunku uznać należy zachodnioniemiecką produkcję *Wielka miłość doktora Holla (Dr. Holl. Die Geschichte einer großen Liebe)* z roku 1951.

o charakterze wykluczającym, popularne w szczególności po wschodniej stronie Muru Berlińskiego. Jak ujął to zjawisko cytowany w książce historyk Stefan Wolle: „To zresztą dość niezwykle, bo paranoja związana z wymazywaniem kapitalistycznej części Berlina kwitła na dobre, ba, miała się coraz lepiej. Na planach z lat 70. i 80. Berlin Zachodni na delikatnie beżowym, jednolitym tle składał się już wyłącznie z koryt rzek, lasów i jezior, jak też z miejskiej autostrady bez nazwy” (s. 189).

Podobnie jak w *Zaklinaniu rzeczywistości*, również w najnowszej książce Andrzeja Gwoźdźcia nie brakuje odniesień do spraw technicznych oraz rozwoju kultury obrazu. W odniesieniu do ery telewizji – jak zauważa autor, nie uciekając przy tym od drobiazgowych analiz opartych o dane statystyczne – już między rokiem 1956 a 1971 średnia odwiedzin kin na jednego mieszkańca RFN spadła z niecałych szesnastu seansów w roku 1956 do niecałych trzech w roku 1971. Zaś w latach 1958–1970 liczba kin zmniejszyła się skutkiem tego o połowę, a liczba widzów kinowych pięciokrotnie, czemu towarzyszył ośmiokrotny wzrost liczby telewidzów (s. 79).

Czy zatem dzisiaj, w erze telewizji full HD, Netflixu i galopującego rozwoju cyberprzestrzeni ma jeszcze rację bytu papierowa książka opisująca filmy niemieckie ostatniego siedemdziesięciolecia? Czy *Kino na biegunach* nie staje przed nami – przepraszam za analogię – niczym nieco już wyleniały koń na biegunach, a zatem trącający myszką przestarzały mebel, skazany na ciche, magazynowe bytowanie? W mojej ocenie absolutnie nie. Książka Andrzeja Gwoźdźcia, i nie jest to zapewne myśl szczególnie odkrywcza, jak żadna inna monografia podejmująca problematykę powojennego kina niemieckiego, pasuje do atmosfery naszych czasów. Rozgałęziając się w obszary wielokierunkowo przebiegających quasi hipertekstów nie utrwała wprawdzie w naszej pamięci jednoznacznego, chronologicznego, wygodnego schematu i nie podpowiada nam autorytarnie, co w kinie niemieckim dobre, a co złe. Mimo to w niezwykle ciekawy i zręczny sposób prowadzi nas przez wielobarwny krajobraz kinematografii NRD i RFN, wzbudzając przy tym zainteresowanie opisywaną problematyką i – co niezwykle ważne – podsycając apetyt na ponowną „degustację” którejs z legendarnych produkcji filmowych.

Spis treści

Marek Zybura

Bronislaw Huberman: Durch Kunst zu Paneuropa.
Auf den Spuren eines vergessenen Vordenkers der europäischen Integration 5

Ewa Matkowska

Theologische Essays von Rudolf Krämer-Badoni 19

Hans-Christian Trepte

Westslawische Mythen, Sagen und Legenden auf dem Gebiet
der Germania Slavica 35

Monika Mańczyk-Krygiel

Zu Bergmotiven in ausgewählten Werken von Caroline Pichler 63

Ewa Jarosz-Sienkiewicz

Heinz Piontek versus Gabriele Wohmann in Prosa.
Versuch einer Vergleichsstudie 77

Henk J. Koning

Haus Treustein (1866). Der letzte Adelsroman Karl von Holteis 91

Joanna Zator-Peljan

Zur österreichischen Reiseliteratur im Hinblick auf die ausgewählten
Texte von Barbara Frischmuth und Ilse Tielsch 105

Ewa Grabowska

Deutsche Substantivkomposita und ihre Entsprechungen im Dänischen 119

Marek Bratuń

Élie Bertrand et la Pologne: le savant précepteur, réformateur et médiateur 131

Lorenzo Devilla

Une langue « entre guillemets ». Le discours direct dans
la presse écrite italienne. Enjeux typographiques 151

Milosz Bukwałt

„Kto napisze moją historię?”
Szkic do portretu społecznego i psychologicznego Hildy Deitch 165

Piotr Przybyła

Topologia Nicości. O Pomniku Pomordowanych Żydów Europy 185

Krzysztof Polechoński

- Kresowa epopeja przemysłowa, *Kochanek Wielkiej Niedźwiedzicy*
Sergiusza Piaseckiego, w oczach dwóch niemieckich pisarzy „kresowych”:
Hansa Lipinsky’ego-Gottersdorfa i Siegfrieda Lenza.
Przyczynek do recepcji literatury polskiej w Niemczech 205

Agnieszka Zakrzewska-Szostek

- Od „sensacjonizmu“ do „duchowego gotyku“ –
Das spanische Buch Hermanna Bahra 231

Joanna Nawrocka

- «Na styku miłości, fizjologii i śmierci»
– poetyckie obsesje w twórczości Jarosława Markiewicza 243

Anna Wzorek

- Umuzycznione wiersze księdza Franciszka Kameckiego. O płycie „Kamecki” . . . 259

Piotr Obrączka

- Jan Pałowski – historyk literatury 271

Halina Uchto

- Czastuszki jako element dziedzictwa kulturowego
wschodniosłowiańskiego folkloru 279

Angela Bajorek, Ewa Horyń

- Kilka uwag o stereotypie Niemca wśród studentów filologii germańskiej 293

Renata Czaplakowska

- Metabadanie *Visible Learning* Johna Hattie’ego
– implikacje dla glottodydaktyki 301

Rafał Jakiel

- Nomenklatury aglomeracji konfraktycznych
i ich rola w popkulturowej promocji regionu 313

Aleksandra Szadok-Bratuń

- Filozoficznoprawne kształtowanie się pojęcia „osoby” 331

Beata M. Uchto-Żywica

- Obląkani – naznaczeni. Językowy obraz chorych na padaczkę
na podstawie wybranej literatury medycznej i psychologicznej
z przełomu XIX i XX wieku 347

Dariusz Lewera

- Edward Flatau – lekarz i jego dorobek w polskiej pamięci kulturowej 361

Katarzyna Sowa-Bacia

- Kształcenie zdalne na kierunku filologia germańska Uniwersytetu Pedagogicznego
im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie w czasie pandemii
choroby COVID-19 – doświadczenia prowadzącej i opinia studentów 375

Książki

Books – Livres – Bücher

Karsten Dahlmanns

Zur Sprache der Berliner Republik. Michael Esders' *Sprachregime*.

Die Macht der politischen Wahrheitssysteme 385

Karsten Dahlmanns

Douglas Murray über den „Fortschritt“ in Zeiten von Twitter-Mobs.

Mit einem Seitenblick auf die deutsche Übersetzung

von *The Madness of Crowds* 389

Agata Mirecka

Zbigniew Herberts Vertrautheit mit Österreich.

Zur Monografie von Przemysław Chojnowski 393

Izabela Surynt

Polska literatura postkolonialnie. O nowej książce Dirka Uffelmanna 399

Tobiasz Janikowski

Kino niemieckie w metodologicznym dwugłosie Andrzeja Gwoźdźcia 407

